Geschichte des Krieges

von

Deutschland gegen Frankreich

in den Jahren 1870 und 1871

von

Julius von Wickede.

2. Bd.

Hannover.

Carl Rümpler.

1871.

Vorwort.

Daß vorliegendes Werk gar manche Lücken und Fehler enthält, davon ist der Verfasser selbst am Lebhaftesten durchdrungen. Und doch waren solche selbst bei der größten Sorgfalt und der eifrigsten Mühe, leider nicht zu vermeiden. Die gewaltigen Ereignisse, welche das letzte Jahr unseren bewundernden Blicken vorführte, sind noch zu neu, als daß es möglich wäre, das historische Material welches zu ihrer kritischen Ordnung und Sichtung unumgänglich erforderlich ist, jetzt schon herbeizuschaffen. Besonders von französischer Seite, sind noch fast gar keine irgendwie zuverlässige Angaben und Nachrichten über diesen letzten Krieg erschienen, und bei den jetzigen Verhältnissen in Frankreich, könnten leicht noch Decennien vergehen, bevor solche kommen, wenn dies überhaupt geschehen sollte. Auch ein so durch und durch mustergültiges Werk, wie das des preußischen Generalstabs über den Krieg von 1866, dürfte bei dem ungeheuren Material dieses letzten Riesenkampfes, immerhin erst in einigen Jahren veröffentlicht werden können.

Wenn ich mich trotz alledem schon jetzt zur Herausgabe dieses Buches entschlossen habe, so hoffe ich dennoch damit einen nicht ganz werthlosen Beitrag zur Geschichte des Krieges von 1870—71 zwischen Deutschland und Frankreich, geliefert zu haben. Mancherlei Umstände begünstigten mich bei dieser Arbeit.

Zuerst wohnte ich diesem ganzen Feldzuge von dessen erstem bis letztem Kanonenschuß mit bei, war ein Augenzeuge vieler wichtigen Kämpfe und befand mich dabei in einer sehr freien, unabhängigen Stellung, die mir gestattete, gar Manches zu sehen und zu hören.

Ein vielbewegtes Reise- und Kriegsleben in ganz Europa und die persönliche Theilnahme an acht verschiedenen Feldzügen, haben mir dabei reiche Gelegenheit verschafft, militairische Einrichtungen zu studiren und die Kriegsführung kennen zu lernen, und so die interessantesten Beobachtungen und Vergleichungen darüber anzustellen. Dabei befinde ich mich jetzt in der glücklichen Lage, nach keines Mächtigen Gunst und Wohlwollen haschen, oder irgend ein Urtheil fürchten zu müssen, konnte mir deshalb nach meiner Ueberzeugung, die strengste Unpartheilichkeit zur ersten Pflicht machen und den alten guten Grundsatz befolgen: „Keines Menschen Freund noch Feind und nur der Wahrheit die Ehre."

Und so möge auch dies Werk seinen Zweck erfüllen und einen Beitrag mit liefern zu der Geschichte der Jahre 1870—71, der stolzesten, ruhmreichsten Zeit, welche Deutschland jemals noch erlebte.

Am Grünen Donnerstag 1871.

Julius von Wickede,

Rittmeister a. D., Ritter des Kaiserl. russischen Stanislaus-Ordens II. Klasse, des preußischen rothen Adlerordens III. Klasse, des sachsen-ernestinischen Hausordens, der französischen Tapferkeitsmedaille, der mecklenburgischen großen goldenen Verdienstmedaille, der Feldzugskreuze von 1849, 1866 u. s. w., Mitglied mehrerer historischen u. geographischen Gesellschaften.

Inhaltsverzeichniß.

I. Kapitel.

Die französischen Zustände und Kriegsgelüste bis zum Jahre 1866.

Das Volk der Franzosen hat seit einer Reihe von Jahrhunderten, fast unausgesetzt, einen überaus mächtigen, ja theilweise sogar unbedingt den ersten Platz unter den Völkern Europas bisher eingenommen. Mannigfache Gründe sind es, welche diesen hohen politischen Rang bewirkt haben. Zuerst umfaßt das heutige Frankreich viele Landstrecken, welche zweifellos mit zu den von der Natur reich gesegnetsten und in ihrer üppigen Fruchtbarkeit nirgends übertroffenen Gegenden unseres Welttheiles gezählt werden müssen. Alle Producte einer gemäßigten Zone gedeihen in reicher Menge daselbst; der Ackerbau, obgleich häufig vernachlässigt, liefert alles Getreide, welches der Mensch für sich und seine Hausthiere bedarf, in vorzüglicher Güte und das größtentheils milde Klima, das eine 2—3 Monat längere Vegetationszeit hervorruft als wir solche größtentheils bei uns in Deutschland besitzen, verbunden mit der Güte des Bodens gestatten vielfach den Feldern zwei Erndten alljährlich abzugewinnen. Außer den verschiedenen Getreidesorten liefert das Land Futterkräuter, Farbe- und Handelspflanzen von zum Theil vorzüglicher Güte. Der Weinbau, der mit Ausnahme einzelner nördlicher Departements, überall getrieben wird, erzeugt Wein in fast unerschöpflicher Menge, der zum Theil zu den besten und theuersten Sorten der ganzen Welt gehört, während die Süddepartements das beste Olivenöl und theilweise auch vorzügliche Seide erzeugen. Auch der Bergbau trägt in Frankreich viel dazu mit bei, das Nationalvermögen des Landes wesentlich zu vermehren. Die merkantilische Lage des Landes gehört unbedingt mit zu der günstigsten in Europa. Die beiden großen Meere, der Atlantische Ocean mit dem Kanal von Calais und das Mittelmeer bespülen auf weite Strecken seine Küsten und gestatten den Häfen eine rege Betheiligung am Welthandel,

während große schiffbare Ströme, der Rhein, Rhone, Loire, Seine, Maas, Meurthe, Mosel u. s. w. eine rege Binnenschifffahrt begünstigen. Ein unleugbares Geschick für die Hebung der Communikationsmittel, welches den Franzosen nicht abzusprechen ist, hat von jeher viel mit dazu beigetragen diesen regen Binnenhandel noch mehr zu begünstigen. Das französische Kanalsystem ist vorzüglich und theilweise unübertroffen; während man bei uns in Deutschland die Chausseen kaum dem Namen nach kannte, bedeckte Napoleon I. ganz Frankreich mit einem dichten Netz der vorzüglichsten Kunststraßen, die noch jetzt in diesem Kriege unsere allgemeine Bewunderung erregen, und auch die Eisenbahnbauten der neueren Zeit sind sehr bedeutend.

Neben Ackerbau und Handel, hat von jeher die Industrie in sehr vielen Zweigen einen bedeutenden Ruf in Frankreich gehabt, großen Absatz in allen Welttheilen erzielt und alljährlich bedeutende Summen in das Land gebracht. Der Franzose arbeitet im Allgemeinen nicht mit der Körperkraft und der nicht zu ermüdenden Ausdauer des Deutschen; aber er ist gewandt, anstellig, faßt eine neue Sache leicht auf und besitzt ein angebornes Talent für den Geschmack und der Kunst jeder Sache ein gewisses bestechendes äußeres Ansehen zu verleihen, was oft ihre Mängel mit verdecken muß. In der Anfertigung der tausendfachen zierlichen, aber größtentheils ziemlich unnützen Luxusartikel der sogenannten Pariser Industrie, dann in der Seidenweberei, im Herstellen aller möglichen Modestoffe in Baumwolle und Wolle, in der Fabrikation von Handschuhen, künstlichen Blumen, guten Parfümerien; kurz in allen möglichen Toilettenbedürfnissen für Männer und Frauen besitzt die französische Industric einen weit verbreiteten Ruf, ihre Erzeugnisse werden in allen Welttheilen gerne gekauft und große Summen kamen dadurch jährlich in das Land. Auch der Umstand, daß Paris wohl unbedingt diejenige Stadt in Europa ist, welche dem Vergnügungsreisenden das Meiste bietet und überhaupt Frankreich zum Reisen mannigfache Annehmlichkeiten gewährt, lockt jährlich viele Tausende von wohlhabenden Fremden aus allen Welttheilen hieher, die große Summen ausgeben und das Nationalvermögen des Landes mit bereichern helfen. Der Franzose selbst dagegen liebt es nicht sonderlich im Auslande zu reisen, sondern bleibt lieber im eignen Lande; wie auch die Auswanderung aus Frankreich nach Amerika und andern Ländern nicht zum vierten Theil so groß ist als das in

Deutschland der Fall. Muß der Franzose in seiner Jugend im Auslande arbeiten, so lebt er fleißig und sparsam und hegt keinen anderen Wunsch, als mit dem ersparten Vermögen möglichst bald wieder in sein über Alles geliebtes Vaterland heimkehren zu können. Alle diese Gründe bewirken, daß fast fortwährend aus allen Welttheilen große Summen alljährlich nach Frankreich hineinströmen und dem Lande einen großen Kapitalreichthum verleihen. Auch ist der Franzose im Allgemeinen fleißig und sehr sparsam, ja selbst oft geizig, lebt mäßig, ist sehr selten dem Laster des Trunkes unterworfen; und die Frauen namentlich in den mittlern Ständen, welche doch den großen Kern des Volkes ausmachen, haben viel Erwerbssinn und verstehen es vortrefflich mit geringen Mitteln einen anständigen Haushalt zu führen.

Alles dies vereint, hat Frankreich zu einem sehr wohlhabenden Lande gemacht; außer in England und Holland, welche beide durch ihre außereuropäischen Kolonien ungeheure Summen erworben, wird man nirgends in ganz Europa einen so weit verbreiteten und durch alle verschiedenen Volksklassen gehenden Wohlstand als in Frankreich finden. Besonders die Zahl der kleinen Rentiers, die sich mit 5—10,000 Frcs. Rente im höheren Alter aus dem Erwerbsleben zurückziehen, ist hier verhältnißmäßig ungleich größer als dies bei uns in Deutschland der Fall. Auch der Umstand, daß Frankreich, außer eine kurze Zeit im Jahr 1792, dann 3 Monate im Jahr 1814, ferner wenige Monate 1815 und nun wieder 1870, während der letzten 2 Jahrhunderte niemals den Krieg in seinem eigenen Gebiete gehabt hat und so von dessen ungeheueren Lasten nur wenig berührt wurde, hat überaus viel zu dieser Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes mit beigetragen. Welche furchtbaren Kriege hat hingegen Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege, der ebenfalls in unserem Vaterlande weit ärger als in Frankreich was nur zuletzt davon berührt wurde, tobte, gesehen! Die scheußlichen Raubfeldzüge Louis XIV. in der Pfalz, die von seinen Schaaren planmäßig verwüstet wurde, der sogenannte Spanische Erbfolgekrieg, desselben Monarchen, der größtentheils in deutschen Gauen geführt wurde, mehrere Kämpfe Carl XII. von Schweden, die beiden „Schlesischen Kriege" und dann der „siebenjährige Krieg" Friedrich des Großen und nun zuletzt die vielen Eroberungsfeldzüge der ersten französischen Republik und des ersten Kaiserreiches, sie alle wurden in Deutschland geführt und trugen zur Verheerung von dessen Wohlstand

unendlich viel bei. Auch sind durch die Feldzüge von 1793—1814, so ungeheure Opfer an Menschen solche auch Frankreich kosteten, doch entschieden sehr beträchtliche Geldsummen in dies Land geflossen. Ein großer Theil der ungeheuren Kriegssummen, welche Napoleon I. den von ihm eroberten Ländern abpreßte, kam in die französischen Staatskassen und sehr viele einzelne Franzosen, welche von 1793—1814, als höhere und niedere Officiere oder als Beamte aller Grade, in Deutschland, Italien, Spanien, Portugal, Illyrien und Polen, sich aufhielten, wußten diese Gelegenheit wohl zu benutzen um sich mehr oder minder beträchtliche Geldsummen für ihr Privatvermögen zu erwerben. Der Wohlstand einer Menge Familien des neueren Napoleonischen Adels datirt sich lediglich aus der Zeit her, wo Napoleon nicht allein Königreiche und Herzogthümer, sondern auch Domainen, Stiftungen und Geldsummen fast in ganz Europa nach Belieben verschenkte, und seine Helfer und Helfershelfer in alle öffentlichen und Privatkassen in den von ihnen eroberten Ländern ihre beutelustigen Hände stecken durften.

Dieser allgemeine Wohlstand der Bevölkerung, und mehr noch der Umstand, daß gerade ein nicht ganz unbeträchtlicher Theil desselben aus den glücklich geführten Kriegen entstanden ist, hat stets sehr viel mit dazu beigetragen die Kriegslust und Kriegstüchtigkeit des französischen Volkes zu erhöhen. Zuerst fand jede Regierung fast stets gefüllte Staatskassen für Kriegsrüstungen, konnte beträchtliche Summen für das Heer verausgaben ohne den Steuerdruck zu empfindlich zu erhöhen, und hatte Gelegenheit Staatsanleihen für Kriegszwecke unter verhältnißmäßig sehr günstigen Bedingungen immer schnell und leicht im eigenen Lande zu machen. Die neuere Geschichte liefert hiervon recht überzeugende Beispiele. Als Napoleon III. seine alberne Phrase „l'empire est la paix", die grade ihrer Albernheit wegen, so viele gläubige Ohren in ganz Europa damals fand, in Bordeaux gesprochen und bald darauf nur wegen seiner durch den Kaiser Nicolaus verletzten persönlichen Eitelkeit, den für Frankreich gänzlich nutzlosen Krimkrieg begann, fand er sogleich durch eine Nationalanleihe Gelder in Menge für die Rüstungen. Dasselbe war bei seinen Kriegen 1859 in Italien gegen Oesterreich, später gegen China, dann gegen Mexiko und im Juli 1870 gegen Deutschland der Fall. Die französischen Nationalanleihen brachten stets größere Summen als der Kaiser bedurfte, und

die Franzosen drängten sich förmlich ihr Geld herbeizubringen, eben weil sie dessen sehr viel besaßen. Der Umstand aber, daß mit Ausnahme der Kriege von 1812—15, alle Feldzüge von Frankreich glücklich geführt wurden und somit dem Lande Geld an Kriegscontributionen einbrachten, statt kosteten, hat ebenfalls sehr viel mit dazu beigetragen, die Kampflust eines großen Theiles des französischen Volkes stets rege zu erhalten. Daß die Feldzüge des ersten Napoleon dem Lande große Summen einbrachten, führte ich schon vorhin an, aber auch die Kriege des letzten Kaisers haben wenigstens viele einzelne Franzosen bereichert, wenn auch das Land selbst im Ganzen nichts dabei gewann. Im Pariser Frieden, der den Krimkrieg beendete, sprach Napoleon III. bekanntlich die stolzen Worte: „Frankreich sei reich genug, um seinen Kriegsruhm selbst zu bezahlen" und verzichtete zum großen Aerger des krämerhaften Englands, was dadurch zu gleicher Generosität gezwungen wurde, auf jede Kriegsentschädigung, aber sehr viele Lieferanten, Kaufleute und Gewerbtreibende aller Gattung, ebenso auch Officiere und Militairbeamte haben durch diese orientalischen zwei Kriegsjahre viel gewonnen. Das Gleiche war in dem kurzen Feldzug von 1859 in Italien der Fall, bei welcher Gelegenheit sich Frankreich das schöne Nizza und Savoyen erwarb. Die Expedition nach China bereicherte nicht blos den Grafen Palikao und seine Officiere, die bei dieser Gelegenheit die chinesischen Schlösser geradezu ausgeplündert haben, sondern brachte eine große chinesische Kriegscontribution nach Frankreich, und wenn auch die gänzlich verfehlten Expeditionen nach Mexiko dem französischen Staatsschatz sehr nutzlos viele Millionen da gekostet haben, so bereicherten sich bei dieser Gelegenheit nicht nur die Marschälle Forey und Bazaine, sondern auch Tausende von französischen Officieren und Beamten, durch schamlose Plünderungen und Bestechungen aller Art in Mexiko. Auch in Algerien, obgleich solches sonst Frankreich mehr kostet als einbringt, erwarben stets viele Lieferanten, Officiere und Beamten sich mehr oder minder beträchtliches Vermögen. Da Frankreich mit Ausnahme weniger Tausend Pferde, sich alle seine Kriegsbedürfnisse stets im eigenen Lande erzeugt, so bleibt auch das Geld für die Kriegsrüstungen im Volke selbst, bewirkt oft einen schnellen Geldverkehr und hebt manche Zweige der Industrie und des Ackerbaues, z. B. Pferdezucht.

Gerade diese Hoffnung in einem Kriege gegen Deutschland Geld

zu erwerben, hat auch diese stete Kriegslust der Franzosen gegen uns sehr viel mit steigern helfen. Man träumte in Frankreich vielfach, daß die Zeiten des ersten Kaiserreiches wiederkehren und nicht allein ungeheure Summen als Kriegsentschädigungen aus deutschen Kassen in den französischen Staatsschatz fließen sollten, sondern auch viele Tausende Franzosen wollten als Lieferanten, Kaufleute, Officiere und Militairbeamte sich bei dieser Gelegenheit ein mehr oder minder beträchtliches Vermögen erwerben. Daß der Krieg sogleich auf deutschem Grund und Boden geführt werden müsse, nahm die französische Nationaleitelkeit als selbstverständlich an und so hoffte Frankreich uns allein die pekuniären Opfer aufzubürden, für sich selbst aber nicht bloß „gloire et L'honneur", sondern auch was man ebenso sehr liebt, Geld in Masse bei dieser Gelegenheit zu verdienen. Das linke deutsche Rheinufer, was bekanntlich mit zu den reichsten Gegenden Deutschlands gehört, für sich zu gewinnen und dann ebenso zu französisiren wie dies mit dem Elsaß und dem deutschen Theil von Lothringen leider bereits geschehen ist, dann außerdem als Sieger möglichst lange auf unsere Kosten in Deutschland zu leben, Privatvermögen zu erwerben und zuletzt noch beträchtliche deutsche Kriegscontributionen mit nach Frankreich zu schleppen, das war seit 1830 der stete Wunsch eines beträchtlichen Theiles aller Franzosen. Jetzt freilich, wo man die Rechnung ohne den Wirth gemacht hat, und Alles grade umgekehrt gekommen ist als man gehofft hat, möchten die Meisten diese allgemeine Kriegslust aus Gierde nach Geld und Beute, gerne möglichst verleugnen und dem Kaiser Louis Napoleon den größten Theil der ungeheuren Schuld der Kriegserklärung aufbürden, von der er in Wirklichkeit nur den geringsten Theil selbst verschuldet hat.

Es ist aber nicht allein der hohe Grad von Wohlhabenheit, und die Lust, auf Kosten anderer Völker durch den Krieg noch mehr Geld zu erwerben, welche Frankreich diese stete Kriegslust und bis zum jetzigen Kampfe auch entschieden große Kriegstüchtigkeit, verliehen hat, sondern noch fernere Ursachen tragen viel mit hiezu bei.

So auch besonders die französische Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte. Deutschland erholte sich von den furchtbaren Folgen des dreißigjährigen Krieges nur sehr schwer, Frankreich, was ungleich weniger dabei gelitten und dabei wie vorhin gezeigt über weit günstigere natürliche Hülfsmittel zu gebieten hat, aber sehr bald wieder. Dazu

kam, daß Frankreich sich im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr consolidirte und zu einer festen einheitlichen Macht gestaltete, Deutschland hingegen weiter auseinanderging und die einzelnen Theile sich ablösten. So wurde ein Theil von Pommern an Schweden abgetreten, in Schleswig-Holstein befestigte sich die dänische Macht immer mehr und Ludwig XIV. durfte ungestraft den frechsten Raubeinfall, den nur die Geschichte kennt, bei uns begehen und uns Straßburg und den ganzen Elsaß mitten im tiefsten Frieden entreißen. Das deutsche Reich, was nur zur Zeit seiner Kaiser aus dem Stamm der Hohenstaufen, dem Auslande gegenüber mit Kraft und Entschiedenheit aufgetreten war, sank unter diesen schwachen Habsburg-Lothringern, die nur stets eine kleinliche österreichische Hauspolitik verfolgten und sich um wahrhaft deutsche Angelegenheiten niemals auch nur im Mindesten bekümmert hatten, immer mehr zu einem bloßen Schatten herab. Je mehr aber Deutschland sank, desto höher mußte Frankreich steigen. Louis XIV., so schmachvoll seine Regierung auch sonst in vieler Hinsicht war, verschaffte Frankreich dem Auslande gegenüber unleugbar großes Ansehen und erhob es zu einem mächtigen, überall gefürchteten Staat. Er schuf zuerst ein fest disciplinirtes, auch im Frieden beibehaltenes Heer statt der früher nur für den Krieg angeworbenen Söldnerschaaren und seine Feldherrn Condé, Turenne, Moritz von Sachsen und andere erfochten einflußreiche Siege damit, während sein großer Ingenieur Vauban Frankreich mit einem dreifachen Gürtel der stärksten Festungen damaliger Zeit umgab, und es dadurch fast unangreifbar machte. Die Oberherrschaft der Franzosen in Politik, Militairwissenschaft und dann in Allem was Mode anbelangt, wie auch die Verbreitung der französischen Sprache über den gebildeten Theil der ganzen Welt, schreibt sich wesentlich mit aus dieser Zeit Louis XIV. her. Er machte den ohnehin zur Eitelkeit sehr geneigten französischen Nationalcharakter noch eitler und nach äußeren Erfolgen geizender als er schon war, und schuf zuerst in den Franzosen den komischen Wahn, sie seien das erste Volk Europas und hätten den Ruhm an der Spitze der Civilisation zu marschiren.

Zwar ging unter den spätern erbärmlichen Königen aus dem Hause der Bourbons, das Ansehen Frankreichs entschieden wieder zurück und besonders die militairischen Erfolge desselben waren häufig sehr kläglich, allein in Mode und politischen Ränken, dann auch theil-

weise in Kunst und Literatur behauptete sich das französische Uebergewicht und damit auch die Eitelkeit, während des ganzen 18. Jahrhunderts noch ziemlich ungeschwächt besonders auch in dem zerrissenen und daher ohnmächtigen Deutschland. Zwar zeigte Preußens großer König Friedrich den Franzosen ihre militairische Schwäche während des ganzen siebenjährigen Krieges, sehr entschieden und behandelte sie als Feinde stets ziemlich verächtlich, allein seine riesige Arbeit, das kleine Preußen zu einer wirklichen europäischen Großmacht zu erheben, in ihm den kräftigen Kern eines einigen mächtigen Deutschlands der Zukunft zu bilden, und der sich längst überlebten österreichischen erbärmlichen Oberherrschaft und Hauspolitik den ersten kräftigen Todesstoß zu versetzen, verhinderte ihn leider daran Frankreich so zu demüthigen, wie es dies längst, und schon wegen seines Raubes des Elsasses verdient hätte. Friedrich der Große konnte nur in seinem Preußenreich die Mittel zu solcher künftigen Vernichtung der französischen Oberherrschaft schaffen, die Ausführung selbst mußte er späteren Geschlechtern und seinen Nachfolgern aus dem edlen Stamm der Hohenzollern überlassen.

Ein Ereigniß so folgenschwer in seinen Nachwirkungen auf alle Völker Europas wie wir kaum ein zweites in der Weltgeschichte aller Zeiten kennen, trat ein um die Macht Frankreichs nach Außen hin, für Jahrzehnte noch mehr zu erhöhen; die große französische Revolution und aus ihr hervorgehend das erste Kaiserreich. Nach der verderbten Regierung der Bourbons, während des ganzen 18. Jahrhunderts, mußte sich zwar in einem Lande wie Frankreich, eine solche Revolution mit ihren Folgen erzeugen, und doch hätte solche im Anfang so leicht noch unterdrückt werden können. Hätte Louis XVI. nur einen Funken von Energie besessen, und der größtentheils durch müßiges Hofleben und alle möglichen Modethorheiten und Laster geistig wie körperlich entnervte französische Adel, sich wie es Pflicht und Ehre geboten, um das königliche Panier geschaart, statt feige die Flucht zu ergreifen, nun und nimmermehr wäre die Revolution zur Herrschaft gelangt. Auch die alliirten Heere hätten bei nur einiger Kraft und Geschicklichkeit in der Heeresleitung, und wenn nicht der Fluch der Uneinigkeit zwischen Preußen und Oesterreich jede gedeihliche Kriegsführung schon von vorneherein verhinderte, im Jahr 1792, ziemlich unschwer nach Paris gelangen und die Revolution vernichten können, denn der

Widerstand, den ihnen die französischen revolutionären Schaaren entgegensetzten, war trotz aller prahlenden Worte und dem Gebrüll der Marseillaise, in Wahrheit doch nur ziemlich erbärmlich. — Es sollte dies aber nicht sein, die Revolution und ihre stets natürliche Folge, die Militairdespotie, sollten nach Gottes unerforschlichem Rathschluß in ganz Europa jede Ruhe auf Decennien hin vernichten, Millionen von Menschen ihr zum blutigen Opfer fallen, und in ihren unausbleiblichen Folgen auch den Krieg von 1870 erzeugen, den wir Deutschen so eben als vollkommene Sieger ausgekämpft haben.

Der König Ludwig XVI. fiel auf dem Schaffott als ein Opfer der wild entfesselten Leidenschaft des Volkes und mit dieser grausigen That war die Aussicht Frankreichs auf den Frieden und das wahre Glück des Volks, wie nur eine legitime gesetzmäßige Herrschaft solche einem Lande geben kann, für immer verschwunden. Die Revolution nahm ihren siegreichen Lauf und überfluthete bald den größten Theil von Europa mit ihren blutigen Strömen. Deutschland selbst in erbärmliche, sich längst überlebt habende Kleinstaaten zersplittert, war gänzlich ohnmächtig und eine leichte Beute der französischen Kriegsschaaren. Preußens Politik war ohne Kraft und das mindeste Geschick geleitet und bewahrte ängstlich die alten Formen Friedrich des Großen, aus denen dessen belebende Kraft längst entwichen war. Oesterreichs Regierung war wie immer, kleinlich und erbärmlich und seine Heeresleitung und Kriegsführung ohne jede Spur von Talent und Geist, und nur in längst ausgetretenen Geleisen sich bewegend, Italien noch zurückgekommener und ohnmächtiger als Deutschland, wenn dies überhaupt möglich war, Rußland zwar von frischer Kraft und in seinem großen Feldherrn Suwarow, den einzig wirklich ebenbürtigen Gegner Napoleons zeigend, aber sonst noch nicht in sich genügend entwickelt und dabei auch zu fern entlegen, und nur England, was damals noch nicht zu seiner jetzigen kläglichen Rolle herabgesunken war, zeigte Kraft und Ausdauer. So traf die französische Republik nirgends auf einen wirklich kräftigen und schwer zu besiegenden Gegner, und ihre Schaaren konnten in einer Reihe von blutigen Feldzügen bald den größten Theil des europäischen Kontinents, mit Ausnahme Rußlands überfluthen. Dazu kam, daß die französischen Heere häufig von tüchtigen, jugendkräftigen Führern, die das alte System der Kriegsführung bald verließen und frische bessere Formen, durch welche sie ihre

geistlosen im alten Schlendrian erzogenen Gegner verblüfften, erfanden, befehligt wurden. Aber alles dies und selbst nicht die Schwäche und Uneinigkeit seiner Gegner hätte Frankreich diese fast stets unausgesetzte Reihe von Siegen von 1792—1812 über alle Völker Europas verschafft, hätte das Geschick ihm nicht einen Napoleon I. verliehen gehabt. Aus der Revolution hervorgegangen, und ihr echter Sohn, dem kein Mittel zu schlecht war, wenn es ihm nur zur Befriedigung seines unersättlichen persönlichen Ehrgeizes dienen konnte, schwang dieser Mann, wie solchen nur Jahrhunderte selten erzeugen, sich in wenigen Jahren vom einfachen Artillerielieutenant zum unumschränkten Beherrscher und später Kaiser Frankreichs, ja fast des größten Theils von Europa empor. Mit unübertrefflichem Genie wußte er die besten Truppen seiner Zeit zu schaffen, indem er die wilde, vorwärtstreibende, die Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes als höchstes Ziel des menschlichen Strebens setzende Kraft der Revolution, in die festesten Formen der strengsten militairischen Disciplin, ohne welche jedes Heer keinen Werth besitzt, hineinzwängte. Der Soldat Napoleons wußte, daß er den Marschallsstab in seiner Patrontasche trug und sah Hunderte seiner Kameraden in wenigen Jahren sich durch ihre eigenen Verdienste, wenn solche dabei vom Glück begünstigt wurden, die höchsten Rangstufen und die größten Reichthümer erwerben und dabei war er selbst, sowie er unter den Waffen stand, einer so festen Disciplin und unbedingten Subordination unterworfen, wie kein Heer solche jemals strenger besessen hat. Da dem Kaiser dabei die Schätze Europas zu Gebote standen, er in seinen Geldausgaben für das Heer ganz unbeschränkt war und mit Belohnungen aller Art nicht kargte, so konnte er sich freilich seine stolzen sieggekrönten Regimenter schaffen. Und ebenso groß wie als Organisator war er auch als Feldherr, und verstand es nicht allein, seine Regimenter zu bilden, sondern solche auch mit unübertrefflicher Meisterschaft zu benutzen. Er schuf zuerst ein bestimmtes, durch richtig erdachte Vorschriften streng geleitetes Tirailleursystem, brachte die Artillerie zu einer Höhe, von der man wenige Decennien zuvor, kaum noch eine Ahnung gehabt hatte, verstand es, ungeheuere Artilleriemassen zur rechten Zeit auf dem rechten Platze zu vereinigen und war ein Meister in der schweren Kunst der Strategie, die Pläne seiner Gegner zu durchschauen und dann zu durchkreuzen, seine Heeresmassen aber in der strengsten Ordnung vorwärts zu bringen, und stets

mit überlegener Stärke an dem Ort, wo er seinem Plane nach, seine Schlachten schlagen wollte, zu erscheinen. So mußte und konnte er freilich den Sieg an seine Fahnen heften und durfte sich mit Recht rühmen, bis 1813 persönlich keine einzige Schlacht verloren (Aspern im Feldzuge von 1809 blieb unentschieden), wohl aber hunderte gewonnen zu haben.

Aber auch als Politiker wußte Napoleon, dem kein Mittel hierbei zu schlecht erschien, sich stets neue Erfolge zu erringen. Er theilte seine Gegner und beherrschte sie dadurch, hielt Eide und Verträge nur, so lange ihm dies zum Nutzen gereichte, brach sie dann aber ohne das mindeste Bedenken, wenn es ihm vortheilhaft erschien, und wußte die schlimmsten Eigenschaften der Menschen stets für seine eigenen Zwecke zu benutzen. So errang er sich in wenigen Jahren eine fast unumschränkte Weltherrschaft. Die französischen Regimenter hielten ihren Siegeseinzug in Madrid und Neapel, Moskau und Wien, Berlin und Rom, Lissabon und Kopenhagen, und nur das meerumgürtete, von seiner Flotte geschützte England sah keine Napoleonischen Kriegsschaaren in seinen Grenzen. Oesterreichs Kaiserhaus, sonst so stolz und abgeschlossen und sich als Schützer der Legitimität brüstend, lieferte seine Tochter dem corsischen Lieutenant in das Ehebett, die Fürsten von Baiern und Würtemberg wurden Könige von Napoleons Gnaden, und waren stolz, daß der Kaiser Einigen seiner Sippschaft gestattete, ihre Prinzessinnen zu heirathen, Sachsens König spielte den Höfling bei Napoleons Einzuge in Dresden, und der Schwarm der kleinen Rheinbundfürsten, die freilich niemals eine Spur von nationaler Würde und deutschem Stolz besessen hatten, bettelten zudringlich, wenn es eine günstige Miene oder sonst eine Gnade von dem Kaiser der Franzosen zu erhaschen galt. Deutsche Regimenter aber mußten stets im Gefolge der französischen Armee fechten, wurden von den Franzosen als Futter für das Pulver hochmüthig behandelt und zu den beschwerlichsten Diensten zwar schonungslos verwendet, sonst aber niemals als ebenbürtig anerkannt. Bairische, würtembergische und andere Rheinbundstruppen kämpften 1805 gegen Oesterreich und 1806 und 1807 gegen Preußen, ebenso auch 1809 im Verein mit den sächsischen Truppen abermals gegen Oesterreich, Sachsen, Baiern und Würtemberger und andere Süddeutsche aber auch noch 1813 gegen Preußen, bis nach der Schlacht bei Leipzig sich der Sieg für uns erklärte, wo dann

freilich die Fürsten und Völker dieser Länder nichts Eiligeres zu thun hatten, als den Kaiser Napoleon, dem sie im Glück stets auf das Eifrigste gehuldigt, jetzt im Unglück recht schnell zu verlassen. Auch in Spanien, Italien und später bei dem Riesenzuge nach Rußland, mußten deutsche Regimenter aller Art, für den Ruhm Napoleons und die Macht und Ehre Frankreichs bluten, ohne auch nur den mindesten Lohn dafür zu erndten. Nur Preußen, wenn auch im Feldzug von 1806 zertreten und halb vernichtet, wußte wenigstens seinen Stolz zu wahren, und wenn es auch damals Alles und sogar den größten Theil seines militairischen Ruhms verlor und im preußischen Heere nur zu Vieles geschah, was für immer einen häßlichen Flecken auf dessen sonst so blankem Ruhmesschild hinterließ, seine nationale Ehre hat der Staat Friedrichs des Großen aber niemals verloren. Kein Prinz aus Preußens Königshaus hat jemals die französische Uniform getragen, Niemand bettelte bei Napoleon um eine Gunst, preußische Regimenter haben niemals und zu keiner Zeit als Verbündete der Franzosen gegen deutsche Truppen gekämpft, und während fast das gesammte übrige Deutschland von 1807—1813 dem Glücksstern Frankreichs huldigte, war man im Volke Preußens unablässig und mit Aufbietung aller und jeder Kraft bemüht, veraltete Formen durch neue bessere zu ersetzen, das Gute der Schöpfungen Friedrichs des Großen dem Heere zu erhalten, Vieles aber, was sich überlebt hatte, gänzlich auszurotten und so den kleinen armen, bis zum Aeußersten erschöpften Staat von kaum 3 Millionen Einwohnern zu befähigen, daß er sich 1813 kühn an die Spitze zum letzten Entscheidungskampf gegen Napoleons Weltherrschaft stellen durfte. Scharnhorst und seine edlen Genossen schufen aber damals schon das System der allgemeinen Wehrpflicht aller Stände, machten das preußische Volk in Wahrheit zu einem Volke in Waffen, und legten dadurch einen festen Grundstein zu unserer stolzen nationalen Einheit, an der wir uns in diesem jetzigen Kriege so sehr erfreuen durften. Gerade die Haltung Preußens von 1807—1815 hat mit den tiefen, ingrimmigen Haß der Franzosen gegen diesen Staat erweckt, der wesentlich den Ausbruch des Krieges von 1870 beschleunigen half. Ich glaube, daß der preußische Staat vollen Grund hat, hierauf besonders stolz zu sein.

Gottes Strafgericht ließ Napoleons Heer, das mächtigste, was bisher die Weltgeschichte gekannt hat, in Rußlands Eisfeldern zu

Grunde gehen und gab dadurch die Möglichkeit, die Ketten, mit denen der übermüthige Soldatenkaiser Europa umspannt hielt, endlich zu zerbrechen. Kühn den günstigen Augenblick benutzend, und fest entschlossen entweder für immer gänzlich unterzugehen oder sich von dem französischen Joche zu befreien, erklärte Preußen sofort an Napoleon den Kampf auf Leben und Tod. Der kleine, arme, von den Franzosen seit 7 Jahren auf das äußerste ausgesogene und zur Hälfte noch von den Feinden besetzte Staat, machte jetzt so riesige Anstrengungen, wie dies niemals ein anderes Volk gethan hat. Hunderttausende von Preußen aller Stände ohne Ausnahme, strömten unter den schwarz-weißen Fahnen zusammen, die alte, feste preußische Kriegszucht und Kriegstüchtigkeit, die Friedrich der Große seinem Heere eingepflanzt hat, und die 1806 leider theilweise verloren gegangen war, zeigte sich aufs Neue in ihrer vollen Stärke und leistete bei Linie und Landwehr Bewundernswürdiges. Ich will das Verdienst der tapferen ausdauernden Russen, die 1813 im Anfang nebst wenigen Mecklenburgern, Hanseaten und sonstigen Norddeutschen fast die einzigen Verbündeten der Preußen bildeten, bis dann später auch Oesterreich und nach dem Siege bei Leipzig auch das übrige Deutschland dem Bunde mit beitraten, nicht im Mindesten schmälern, denn Tausende braver Krieger aus allen diesen Ländern bluteten auf den Schlachtfeldern jener Zeit und haben wacker gekämpft; aber eine niemals abzuleugnende Thatsache ist und bleibt es, daß Preußen in diesem ganzen Kampfe die vorwärtstreibende Kraft war und allein mehr geleistet hat als alle übrigen Verbündeten zusammengenommen. Preußische Soldaten allein erkämpften die Siege bei Großbeeren, Dennewitz, an der Katzbach, und lieferten bei Leipzig die Hauptkämpfe. Und als am Ende des Jahres 1813 Oesterreichs Kabinetspolitik, die ein kräftiges Preußen fast mehr noch als ein mächtiges Frankreich haßte, den Uebergang über den Rhein nicht gestatten, und dadurch Napoleon das ganze linke deutsche Rheinufer überlassen wollte, da wußte der alte Marschall Vorwärts „Blücher", in dessen Person sich der preußisch-deutsche Heldengeist jener Zeit am kräftigsten und sichtbarsten verkörperte, den Rheinübergang fast gewaltsam durchzusetzen. Daß unser deutsches linkes Rheinland wieder deutsch geworden, ist und bleibt allein Preußens Verdienst; Oesterreich hätte sich weiter nicht sonderlich viel darum gekümmert, wenn es für immer französisch geblieben.

Mit dem Muthe des Löwen und der Geschicklichkeit des größten Feldherrn aller Zeiten, kämpfte Napoleon 1814 in Frankreich. Wußte er doch, daß er um seinen Thron und seine Existenz jetzt den Verzweiflungskampf ringen mußte. Oesterreichs ränkevolle Politik wollte den Schwiegersohn des Kaisers Franz auf dem Throne schützen und legte der preußischen kühnen Kriegsführung alle möglichen offenen und mehr noch geheimen Hindernisse in den Weg. Es war dies glücklicher Weise vergeblich, „wir wollen und müssen nach Paris und der Kaiser Napoleon muß vom Throne herunter," hieß es mit Recht im preußischen Hauptquartier. Das österreichische Intriguenspiel wurde wenigstens für Augenblicke vernichtet und Dank sei es der kühnen Energie Blücher-Gneisenau's und dem Todesmuth der Truppen, Paris ward von uns erobert. Das freilich hätte sich der französische Uebermuth nicht träumen lassen, und brennender wie je richtete sich von nun der Haß der Franzosen gegen die Preußen, denen sie mit Recht es zuschrieben, daß ihre stolze Hauptstadt die fremden Krieger in ihren Mauern aufnehmen mußte. Mit ihrer gewöhnlichen Unbeständigkeit und dem krassen Undank gegen gefallene Größen, der eine so verächtliche Seite in dem Nationalcharakter eines großen Theils aller Franzosen bildet, verließ das französische Volk sogleich den Kaiser Napoleon, und selbst Hunderte seiner Marschälle und höheren Beamten und Officiere kehrten alsbald dem Manne, der sie erhoben, und dem sie Jahrzehnte nur in kriechender Unterwürfigkeit sich zu nahen gewagt hatten, den Rücken, als nun hier keine Belohnungen mehr erbettelt werden konnten. Dank sei es dem Gelichter eines Fürsten Metternich und seiner Collegen in der Diplomatie, Kerle, denen jeder Gedanke einer nationalen deutschen Ehre etwas völlig Unbekanntes war, sollte aber das deutsche und besonders das preußische Volk den hohen Preis für sein Blut, Gut und Opfer der Jahre 1814—1815, den es mit vollem Rechte verdient hatte, nicht erndten. Der Wiener Kongreß, eine der schmachvollsten Versammlungen ränkevoller Diplomaten und schwacher Fürsten, die jemals dagewesen sind, begann sein Handeln und Schachern, ein anerkannter Schuft, wie der Fürst Talleyrand es war, der schon Allen gedient und Alle verrathen hatte, wußte seiner Stimme Gehör zu verschaffen, und sein sehr würdiger Kollege Metternich verwandte seinen leider nur zu mächtigen Einfluß zu dessen unbedingter Unterstützung. Preußen allein war zu schwach und zu erschöpft —

und König Friedrich Wilhelm III. unbeschadet seiner sonstigen hohen Verdienste, leider kein Friedrich der Große, und so geschah was nimmer hätte geschehen sollen, Frankreich ward lange nicht so gestraft, als es dies wegen seiner Thaten von 1792—1814 verdient hatte, und blieb mächtiger als sich mit der Ruhe und dem Frieden Europas vereinigen ließ. Nur zu schnell sollte sich die französische Kriegslust und politische Unbeständigkeit wieder zeigen.

Der Kaiser Napoleon kehrte abermals zurück, das französische Volk und ganz besonders die Armee, erhoben sich begeistert für ihn, der Wiener Kongreß stäubte wie leere Spreu auseinander, mit einem in wunderbarer Schnelligkeit geschaffenen mächtigen und kriegstüchtigen Heere marschirte Napoleon an die Grenze und abermals mußte viel edles Blut fließen, um ihn, und diesmal für immer, zu stürzen. Außer einigen kleinen norddeutschen Staaten kämpften auch diesmal wieder die Preußen allein an der Seite der Engländer, der alte Blücher wußte es wiederum durchzusetzen, daß Paris zum zweiten Male von seinen Truppen erobert wurde und hatte schon seinen Einzug daselbst gehalten, als die Oesterreicher mit ihrer gewohnten Langsamkeit und mit ihnen die anderen süddeutschen Kontingente, endlich an der französischen Grenze anlangten. So war das erste Napoleonische Kaiserreich zum zweitenmal und diesmal für immer vernichtet. Daß dies aber auch jetzt wieder so schnell geschah, dabei hatte abermals das weitaus größte Verdienst Preußen und sein Heer. Wenn es überhaupt möglich war, daß sich der Haß der Franzosen gegen die Preußen, die nun zum zweitenmal als unbedingte Sieger in ihre Hauptstadt einziehen durften, steigern konnte, so geschah dies noch durch die Erfolge des Jahres 1815. „Revenge pour Waterloo“ bildete seitdem eine stete, unaufhörlich wiedergekaute französische Phrase, die wir selbst 1870 noch gar häufig mit anhören mußten.

Das Unbegreifliche ereignete sich aber, Frankreich ging selbst 1815 wieder mit fast ungeschwächtem Gebiet hervor. Die Abtretung von Elsaß und Lothringen, das dem deutschen Reiche einst so schmachvoll geraubt war, und was wir schon 1814 und mehr noch 1815 unter allen Umständen wieder hätten zurückfordern müssen, unterblieb auf die unverantwortlichste Weise. Ja man ließ Frankreich sogar seine gewaltigen Festungen Metz und Straßburg, hart an der deutschen Grenze und außerdem seine 40 anderen großen und kleinen Waffen-

plätze, die seine Grenzen umgürten und ihm so große Stärke gegen jeden Angriff verleihen, wie sich dies in dem jetzigen Kriege von 1870 leider nur zu sehr zu unserem Nachtheil gezeigt hat. Mußte diese gar nicht zu billigende Großmuth, ja eigentlich Schwäche, die Franzosen nicht in ihrer Nationaleitelkeit noch mehr bestärken und ihnen den Wahn einflößen, sie seien jetzt noch immer das mächtigste Volk Europas, dessen Grenzen man aus Furcht nicht anzutasten wage? Daß Frankreich fremdes Gebiet ohne Weiteres erobern durfte, findet die große Mehrheit aller heutigen Franzosen ganz natürlich; daß aber Deutschland nach einem blutigen stets siegreichen Kriege, wie es der jetzige war, nur das wieder nimmt, was ihm einst gehört hat und was es zur Sicherheit seiner Grenzen unbedingt bedarf, gilt ihnen Allen als ein unerhörtes Verbrechen und eine schreiende Verletzung der heiligen Ehre Frankreichs und wie diese Phrasen alle noch weiter heißen. Daß aber Frankreich auch 1815 wieder so nachsichtsvoll behandelt wurde, ist größtentheils die Schuld Mtternichs. Man wollte in Wien kein einiges, mächtiges Deutschland, weil man dort instinktmäßig begriff, daß dessen Alleinführung dem jungen kräftigen rein deutschen Königreiche Preußen, nicht aber diesem alten vermorschten Kaiserreich Oesterreich, diesem unnatürlichen Conglomerat aller möglichen Nationen, was unter 36 Millionen Einwohnern kaum 10 Millionen Deutsche zählte, zufallen würde. So wollte man in Wien lieber ein starkes, ja selbst übermächtiges Frankreich, als ein kräftiges Preußen, da man hoffte, sich des Ersteren zum Bundesgenossen gegen Letzteres bedienen zu können. Ein österreichisch-französisches Bündniß ist seit zwei Jahrhunderten stets in Wien sehr beliebt gewesen und wenn es galt, das Emporblühen des Hohenzollernschen Königshauses zu verhindern, haben die Habsburger und ihre Minister niemals sich auch nur das mindeste Gewissen daraus gemacht, Frankreich auf Kosten Deutschlands in Allem zu begünstigen.

Eine so gewaltige Zeit wie die von 1789—1815 mußte in dem französischen Volke naturgemäß sehr nachhaltige Spuren zurücklassen. Daß Frankreich an materiellen Schätzen in seinen vielen siegreichen Kriegen während dieser Periode nicht verloren, sondern stets bedeutend gewonnen hat und die Kriegslust seiner Bevölkerung dadurch nicht wenig vermehrt wurde, führte ich schon vorhin an. In moralischer Hinsicht ging freilich die französische Nation in dieser Zeit ungemein

zurück, und ihr Nationalcharakter ward bedeutend verschlechtert, wie dies auch nicht anders sein konnte. Die Revolution mit ihren scheußlichen Folgen zerstörte die Achtung vor Religion, Sitte, Gesetz und Recht, lockerte alle Familienbande, vernichtete die wahre Häuslichkeit und vergiftete das Leben des Volkes bis in dessen tiefstes Mark. Der Franzose erkannte fortan keine Legitimität mehr an, verspottete jede Obrigkeit, so lange diese die rohe Gewalt nicht besaß sich Gehorsam zu erzwingen, huldigte nur dem Erfolg, beugte sich aber nicht mehr vor dem Rechte. Was die Revolution aber hierin begonnen, half das erste Kaiserreich nur zu sehr fortsetzen. Napoleon erkannte kein Recht, weder göttliches noch menschliches, und opferte seinem schrankenlosen persönlichen Ehrgeiz Alles, was dem Menschen nur heilig sein muß. Als Feldherr so groß und gewaltig, wie kaum Jahrtausende solchen erzeugen, führte er seine Heere fast 20 Jahre hindurch von Sieg zu Sieg, und gewöhnte die Franzosen dadurch, sich für das kriegerischste Volk in Europa zu halten, militärische Erfolge für das Höchste im Leben der Völker zu schätzen, sich in auf blutigen Schlachtfeldern erworbenem Ruhm zu berauschen, und alle Gebrechen ihrer inneren Zustände alsbald zu vergessen, sobald es nur la gloire nach Außen zu erringen galt. Viele Tausende von deutschen Soldaten haben in jener Zeit, da Napoleon fast als unumschränkter Herr über ganz Deutschland gebot, für den Ruhm der französischen Adler bluten müssen, und die vom linken deutschen Rheinufer rekrutirten Krieger galten dem Kaiser stets als die besten seines Heeres, aber alle die von ihnen errungenen Erfolge nahmen die eigentlichen Nationalfranzosen mit bekannter französischer Eitelkeit und Leichtfertigkeit stets als ihr eigenes Verdienst in Anspruch und glaubten, daß sie allein gethan hätten, wozu ihr Herrscher mit seinem Genie nur fremde Kräfte gezwungen. Von jener Zeit her schreibt sich in einem großen Theile des französischen Volkes und besonders auch Heeres, der selbstgefällige Wahn her, daß es auf dem Schlachtfelde unbezwinglich sei und keine anderen Truppen den französischen zu widerstehen vermögen. So wurden denn in richtiger Consequenz hiervon die Niederlage von Leipzig 1813, die Uebergabe von Paris 1814, die Flucht bei Belle-Alliance 1815, und jetzt in diesem Kriege die verlorene Schlacht bei Wörth, die Kapitulation von Sedan, die Uebergabe von Metz, nur der Verrätherei und Erkaufung der höheren Führer zugeschrieben. Es ist recht bezeichnend für den

niedrigen moralischen Standpunkt, den so viele Franzosen einnehmen, daß sie so leicht bereit sind, alle ihre höheren Führer des Verrathes und der schmachvollen Erkaufung für Geld zu bezüchtigen, sobald das Glück nur deren Fahnen verläßt. Gerade weil so viele Franzosen selbst zu jeder Verrätherei und Erkaufung für Geld sich bereit finden lassen würden, sind sie auch sogleich geneigt, dies von ihren Feldherren und Staatsmännern zu glauben. Bei uns in Deutschland ist dies glücklicher Weise nicht der Fall. Wir sagen wohl und zwar mit vollem Recht, der Herzog von Braunschweig, der 1792 in der Champagne kommandirte, war ein altersschwacher, abgelebter Mann, die preußische Heerführung 1806 war im höchsten Grade erbärmlich, Fürst Hohenlohe, der bei Prenzlau kapitulirte, ein charakterloser Dummkopf, die Festungskommandanten in Magdeburg, Küstrin und Stettin hätten eher alte Weiberröcke als Uniformen tragen sollen, aber daß man alle diese Männer, die so viel Unheil über Preußen durch ihre Unfähigkeit herbeiführten, des Verraths und der Erkaufung für Geld bezüchtigte, habe ich niemals vernommen. Geistige Beschränktheit und klägliche Schwäche warf man ihnen — und leider nur mit zu vielem Rechte vor, Ehrlosigkeit und Schurkerei aber nun und nimmermehr. Bei den Franzosen ist das Umgekehrte der Fall. Die wollen lieber Schurken und Schufte, als Dummköpfe zu ihren in hoher Stellung befindlich gewesenen Männern gehabt haben.

Da die Napoleonischen Kriege oft wahre Raubfeldzüge waren, und das Beispiel des Herrn und Meisters stets nur zu weite Nachahmung findet, so gewöhnten sich die Franzosen aus jener Zeit nur zu sehr an Erpressungen, Beraubungen, an Zusammenraffen von Geld als den höchsten Zweck des Lebens, ferner an Wortbrüchigkeit, Nichtachtung beschworener Eide, Brechen des Versprechens, wenn der augenblickliche Vortheil dies so mit sich brachte und die Einzelnen vom plündernden Marschall bis zum silbernen Löffel stehlenden Bedienten ahmten, je nachdem sie die Gelegenheit und Macht dazu fanden, das verlockende Beispiel ihres großen Meisters hierin nach. Die altfranzösische berühmte Ritterlichkeit war in der Revolution und dem ersten Kaiserthum fast gänzlich verloren gegangen und ein Ritter Bayard sonder Furcht und Tadel, fand sich unter allen den hochberühmten Generälen jener Zeit kaum ein Einziger. Und was noch trauriger war, das französische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit, hätte die

Tugenden eines solchen Mannes kaum noch begriffen, ja ihn wohl gar als Thoren und Phantasten verspottet.

In einer solchen von Eitelkeit aufgeblähten, in ihrem Innern durch und durch zerrütteten, dabei von den verschiedensten Partheien zerspaltenen Nation, bestieg der rechtmäßige Herrscher aus dem Stamm der Bourbons, Ludwig XVIII., dem später sein Bruder Carl X. folgte, den Königsthron. Es war ein großes Unglück für Frankreich, daß diese beiden Könige neben ihren legitimen Ansprüchen nicht auch zugleich hervorragende geistige Anlagen und dabei eine unerschütterliche Energie besaßen. Sollte das französische Volk überhaupt noch gerettet werden, so bedurfte es zunächst eines legitimen Herrschers, der Geist, Moral und vor Allem auch Kraft besaß, um seine riesige Arbeit nicht allein muthig zu beginnen, sondern auch glücklich zu beenden, und solche Männer, die diese Eigenschaften mit einander vereinigen, finden sich leider nur allzu selten im Buch der Geschichte. Die beiden bourbonischen Könige waren ihrer Aufgabe zwar nicht gewachsen, verstanden nicht, die napoleonische Partei, die ihnen am Meisten gefährlich war, zu bändigen, gaben manchen Ansprüchen des Adels, die nun einmal in unserem Jahrhundert nicht mehr zu erfüllen sind, zu sehr nach, hielten zu streng auf manche veraltete Formen, aus denen das Leben schon längst gewichen war; kurz, begingen viele, oft recht schwere und sich nur zu bitter rächende Mißgriffe, und doch war die Zeit ihrer Regierung von 1815—1830 die glücklichste, die Frankreich in diesem Jahrhundert noch gehabt hat. Zwar mußten auch diese beiden bourbonischen Könige trotz ihrer entschieden überaus friedlichen persönlichen Neigungen, der Kriegslust und dem Hang sich unbefugt in die Angelegenheiten anderer Völker zu mischen, der französischen Nation wiederholt nachgeben, indem sie 1821 eine Expedition nach Spanien, später eine nach Morea und 1830 die nutzlose Eroberung von Algier ausführen ließen, aber im Großen und Ganzen herrschten Frieden und Ruhe nicht allein in Frankreich, sondern auch in ganz Europa; alle unsere europäischen Heere durften in dieser Periode so vermindert werden, wie wir dies seit 1830 auch nicht annähernd mehr gekannt haben, und die Völker Europas arbeiteten mit Fleiß und Geschick daran, die unendlichen Wunden, welche die Zeit von 1792 — 1815 überall geschlagen hatte, möglichst wieder zu heilen. Wenn Frankreich unter einem legitimen Herrscher ruhig war, konnte auch Europa ruhig

sein; das zeigte sich in jenem Zeitraum recht bemerklich. Aber freilich solch ein ruhiger, legitimer Zustand war nicht nach dem Geschmack des eitlen, eroberungslustigen, stets nach Veränderung und Aufregung haschenden Pariser Volkes, dem zu folgen, sich Frankreich zu seinem unermeßlichen Unglück immer mehr und mehr angewöhnt hatte. Ein elender Intriguant, der Herzog Louis Philippe von Orleans, in seinen politischen Ränken gegen seine nahen Verwandten, die ihn stets mit unverdienten Wohlthaten überhäuft hatten, der würdige Sohn seines Vaters, des berüchtigten Philippe von Orleans, der unter dem Namen Philippe Egalité seine Schandthaten unter der Guillotine, die er selbst hatte mit errichten helfen, endete, machte sich zum Mittelpunkte aller Unzufriedenen. Seinem Gelde und den Reden seiner Helfer und Helfershelfer gelang es, die sogenannte Pariser Julirevolution vom Jahre 1830 nicht allein zu beginnen, sondern auch glücklich zu beenden. Ein großer Theil der französischen Armee, noch von den napoleonischen Erinnerungen der Kriegslust und Beutesucht in fremden Ländern beseelt, verließ sogleich die Fahne der Bourbons, und nur zu viele französische Officiere begingen die Infamie, ohne Weiteres den Eid der Treue, den sie freiwillig ihrem Könige geschworen hatten, zu brechen, und dem neuen Herrscher zu dienen, der ihnen persönlichen Vortheil versprach. Es war dies ein so erbärmliches Schauspiel der Treulosigkeit eines Heeres, wie wir solches glücklicher Weise in Deutschland niemals auch nur annähernd in dem Umfange gehabt haben, ja auch für alle Zukunft nicht bekommen können, so lange in unseren Regimentern Ehre, Pflicht, Gewissen und Fahnentreue nicht völlig untergegangen sind.

So hatte Europa denn das Schauspiel der sogenannten Julirevolution und des aus ihr auf die unwürdigste Weise hervorgegangenen Königs Louis Philippe aus dem Hause der Orleans. Ueberall Kriege und Revolutionen, viel Blutvergießen und ungeheure Kriegsrüstungen, wie überall in Europa, so auch bei uns in Deutschland, die Milliarden kosteten. Der friedliche, gedeihliche Zustand hatte jetzt ein Ende. Die Zeit des bewaffneten Friedens nahm von nun an ihren Anfang, blos weil es Frankreich gelüstete, sich überall unbefugt einmischen zu wollen. Wäre Kraft und Einheit 1830 in Deutschland gewesen und hätte nicht besonders diese elende Eifersucht Oesterreichs gegen Preußen jedes einmüthige kräftige Handeln verhindert, so hätte

man nun und nimmermehr dulden dürfen, daß die Franzosen sich unbefugt in den belgisch-holländischen Kampf mit den Waffen mischten und die Citadelle von Antwerpen belagerten und eroberten. Eine günstige Gelegenheit, das 1815 leider Versäumte gründlich nachzuholen, Frankreich in seine Schranken zurückzuweisen und ihm den Elsaß und Deutsch-Lothringen zu nehmen, ward damals geboten, aber leider kläglich versäumt. Die natürliche Folge hiervon war, daß die Nationaleitelkeit der Franzosen dadurch auf das Höchste wieder stieg, sie sich für das mächtigste und am meisten gefürchtetste Volk in der Welt hielten, und für sich das Privilegium in Anspruch nahmen, sich überall in alle Angelegenheiten zu mischen und den ersten Rang als Schiedsrichter in Europa zu bekleiden. Eine traurige Täuschung, von der wir sie 1870 leider nur mit zu vielem edlem deutschen Blut recht gründlich heilen mußten. Im Uebrigen suchte Louis Philippe, der persönlich ohne Muth und jedem offenen Kampfe sehr abgeneigt war, seine politischen Erfolge mehr durch Intriguen und Schliche und Ränke aller Art, als durch Waffen zu erringen. Um das heiße Blut seiner Franzosen abzukühlen und ihrem steten Drang nach „gloire et l'honneur" wenigstens etwas zu genügen, mußte ihm Algerien dienen. Ein so ungerechter Eroberungskrieg wie er nur je bestanden hat, wurde beständig dort geführt und alljährlich viel Blut vergossen und Millionen geopfert, bloß zu dem einzigen Zweck, daß ehrgeizige junge französische Officiere ein schnelles Avancement machen, pomphafte Schlachtenberichte über undisciplinirte, schlecht bewaffnete Feinde in die Welt posaunt, prahlerische große Schlachtengmälde, die dazu größtentheils gänzlich falsch waren, für die Versailler Ruhmesgallerie gemalt (ich selbst habe als Volontairofficier einer sehr viel gerühmten Campagne in Algerien beigewohnt); kurz, möglichst viel Lärm um eigentlich nichts gemacht werden konnte; Alles, Alles, nur um der französischen Nationaleitelkeit zu fröhnen. Auch sonst fand es Louis Philippe mitunter für angemessen, mit dem Säbel zu klirren. So hatte 1842 der eitle Schwätzer Thiers, der sich durch seine langen phrasenhaften Reden in der Deputirtenkammer ein Ministerportefeuille erschwindelte und nun für einen großen Staatsmann hielt, die Frechheit, das ganze linke deutsche Rheinufer für Frankreich zu verlangen und sogar mit Krieg zu drohen wenn wir ihm solches nicht gutmüthig abtreten wollten. Zwar blieb es bei dieser bloßen unverschämten Drohung, und die That folgte

nicht dem Worte, doch mußten wir damals bloß dieser Thiers'schen Fanfaronaden wegen, unsere ganze deutsche Bundesarmee in aller Eile mobilisiren und völlig nutzlos so und so viele Millionen Thaler fortwerfen. Ein äußerst schlimmer Einfluß der Regierung Louis Philippe's auf den französischen Nationalcharakter bestand aber auch mit darin, daß die leere Phrase durch ihn zu einer ganz ungebührlichen Geltung gelangte. Unter Napoleon I. konnte man sich wenigstens nur durch Thaten hervorthun, unter diesem König genügten aber schon lange schwülstige Reden in der Deputirtenkammer oder phrasenhafte lügnerische Artikel in den bekannten Zeitungen dazu, um Macht, Geld, Einfluß und wenigstens eine augenblickliche Tagesberühmtheit zu erlangen. Die schlimmsten Seiten des constitutionellen Systems, unnöthige Rederei, Sucht öffentlich als Redner zu glänzen, der falsche Glaube, daß mit dem geschriebenen oder gesprochenen Wort schon das Meiste gethan sei, die wahre That aber nur als Nebensache nachfolge, übermäßige Erweckung der persönlichen Eitelkeit sich stets öffentlich zu zeigen, dann bei den Wahlen, heimliche schamlose Bestechungen aller Art, Schmeichelei um leere Volksgunst, pomphafte Versprechungen, die man niemals erfüllen wollte, ja selbst konnte, von den verschiedensten Parteien, in der Kammer selbst erbärmliches Intriguiren um eine elende Majorität von einigen Stimmen, unwürdige Effecthascherei, leeres Phrasenthum und alle möglichen Schliche und Ränke ehrgeiziger Deputirter um Minister zu stürzen, bloß zu dem Zweck, um sich selbst an deren Stelle zu setzen oder doch sonst wenigstens persönliche Zwecke zu erreichen, steigerten sich unter ihm immer mehr und trugen zur allgemeinen Corruption nicht wenig mit bei. Haben wir doch auch bei uns in Deutschland unter der verderblichen Nachäfferei dieses falschen französischen Constitutionalismus nur zu viel zu leiden gehabt, ja müssen selbst noch jetzt leiden, bis uns das Jahr 1866 mit seinen Folgen, wenigstens etwas von dessen ärgsten Mißbräuchen befreite, und die That wieder mehr in ihr volles Recht trat, das leere Wort aber zur verdienten Nebensache herabsank.

Auch die französische Literatur und Kunst ging unter Louis Philippe, trotz alles ihres scheinbaren Erfolges, immer mehr zurück. Schwülstige Bücher eines Victor Hugo und Lamartine, unsittliche Romane eines Sand, Alexander Dumas, Paul de Kock, phrasenhafte Zeitungsartikel eines Girardin und ähnliches Geschreibsel wurden als

klassische Werke gepriesen und fanden nur zu viele Verbreitung. Und trotz aller dieser Unwahrheit und inneren Hohlheit fand dies ganze Getreibe nicht allein in ganz Frankreich, sondern auch in vielen Theilen von Europa und besonders auch bei uns in Deutschland, nur zu viele Anhänger, Bewunderer und selbst klägliche Nachahmung. Was in Frankreich gesprochen wurde, verbreitete unsere Tagespresse mit fast fieberhafter Hast, jedes französische Werk, und mochte es auch noch so schlecht oder unsittlich sein, ward gewiß in das Deutsche übersetzt, ein Artikel im Journal Debats galt als eine Macht und das Geschwätz eines Casimir Perrier, Lamartine, Thiers u. s. w. erfüllte einen großen Theil unserer deutschen Tagespresse mit Bewunderung. Dabei behauptete Frankreich in seinen Modethorheiten, im Theater ja selbst in der Musik und Malerei fast stets ein unbedingtes Uebergewicht in ganz Europa und besonders wir Deutschen beugten uns demüthig vor seiner vermeintlichen Ueberlegenheit hierin. Mußte diese fast allgemein anerkannte Herrschaft die Franzosen nicht noch eitler machen als sie dies ohnehin schon waren? konnte man es ihnen wohl verargen, wenn sie immer mehr in die oft lächerlichste Selbstüberschätzung verfielen und den komischen Wahn hegten, daß sie an der Spitze der Civilisation marschirten? Unter Napoleon I. hatten sie fast ganz Europa durch ihre Waffen beherrscht, und jetzt im Frieden herrschten sie durch ihre Literatur, ihre Redner, ihre Moden. Dies Alles mußte ein Volk nothgedrungen zur übermäßigen Eitelkeit verführen. Dabei verwilderte das sittliche Element in der Bevölkerung, besonders der von Paris, immer mehr. Mordversuche auf den König Louis Philippe kamen fast ein Dutzend vor, und er, der sogenannte „Bürgerkönig“, der im Anfange seiner Regierung mit dem Regenschirm unter dem Arm einhergegangen sein sollte, wagte es zuletzt nur, in eisenbeschlagener Kutsche unter dem Schutz einer starken Kavallerieescorte, sich öffentlich in den Straßen seiner geliebten Hauptstadt Paris zu zeigen. Die Kirchen wurden unter seiner Regierung immer leerer, die Theater immer voller, besonders wenn sie recht unsittliche Stücke brachten, die rechtmäßigen Ehen nahmen ab, das Maitressenthum mit allen seinen scheußlichen Folgen aber immer mehr zu; kurz, die Wirkungen der Lüge, der Unsittlichkeit und der immer tiefer sich einfressenden moralischen Fäulniß, traten in Paris, der

Hauptstadt der Welt, wie es die französische Eitelkeit so gerne zu bezeichnen liebte, alljährlich greller hervor.

Ein so kläglich auf der Barrikade entstandenes Königthum wie das Louis Philippe's, was seine Hauptstütze auf den lockern Sand einer zufälligen Majorität in der Deputirtenkammer baute, mußte auch ebenso kläglich durch die Barrikaden wieder enden; das forderte die Gerechtigkeit der Geschichte. Die Februar-Revolution des Jahres 1848 entstand, einige hunderttausend Pariser Gamins und Blousenmänner machten nach gewohnter Art einen Putsch und wie ein loses Theatergebäude fiel der ganze Plunder des Juli-Königreiches alsbald zusammen. Ohne auch nur einen Kampf zu versuchen, floh der König Louis Philippe feige in einem Fiaker aus seiner Hauptstadt, und selbst Keiner seiner Söhne wagte nur den Versuch, in der Provinz eine Truppenmacht zu sammeln, um der übermüthigen Hauptstadt einen kräftigen Widerstand zu leisten; wie dies bei nur einiger Energie doch mit unzweifelhaft günstigem Erfolg gelungen sein würde. Ich befand mich während der Februar-Revolution 1848 zufällig in einer größeren französischen Provinzialhauptstadt und war ein Augenzeuge, mit welchem gerechten Unwillen die Truppen, die besseren Stände und der größere Theil der Landbevölkerung, diese feige Flucht des Königs und die thatlose Passivität seiner jugend-kräftigen Söhne vernahmen. Es war keine Anhänglichkeit für die Orleans, sondern nur der gerechte Zorn, daß Pariser Journalisten, Advokaten und verdorbene Ouvriers abermals das Geschick Frankreichs entscheiden und das Land den Schrecken der Revolution preisgeben sollten, was Hunderttausende von kräftigen Männern entschieden unter die Fahne versammelt hätte, wenn nur der Herzog von Nemours, oder der Prinz Joinville oder der Herzog von Aumale ein Korps zum Widerstand gegen die rothe Republik zusammengerufen. Es sollte aber nicht sein. Die Nemesis der Julirevolution von 1830 trieb 1848 den König Louis Philippe und seine ganze Familie widerstandslos in die feigste Flucht und wohl für immer in die Verbannung.

Wie Alles, was von Paris ausging, nur zu große Nachahmung fast in ganz Europa fand, so auch sogleich diese Februar-Revolution. Fast überall brachen alsbald mehr oder minder revolutionäre Aufstände los, die Waffen klirrten in feindlichem Kampf in den verschiedensten Ländern unseres Welttheils zusammen. Der verheerende Bürgerkrieg

loderte nur zu häufig auf, und Frieden, Ruhe und Glück schienen bei uns verschwunden zu sein.

Man nennt die Jahre 1848 — 1849 häufig wohl die „tollen Jahre" und diese Bezeichnung hat nur zu Vieles für sich, denn eine oft unbegreiflich erscheinende Tollheit schien sich in der That nur zu vieler Menschen damals bemächtigt zu haben. Und Alles wieder nur aus leerer gedankenloser Nachäfferei der Franzosen und bloß, weil es diesen gefiel, nach gewohnter Art einmal wieder eine Revolution zu machen, wollten sogleich nur zu viel andere Völker den mehr oder minder gelungenen Versuch zu gleicher That unternehmen. Mußte nicht auch dies Schauspiel, daß selbst die Revolutionen, sobald solche nur von ihnen ausgingen, überall nachgeahmt wurden, die Franzosen ebenfalls noch mehr in ihrer Nationaleitelkeit bestärken, wenn eine Erhöhung derselben überhaupt noch möglich gewesen wäre?

Daß auch bei uns 1848 und 1849 leider nur zu viele, mehr oder minder gelingende oder mißglückende Aufstände stattfanden, ist leider bekannt genug. Die Energie der Regierungen hätte solche zwar fast überall ziemlich leicht zu unterdrücken vermocht, denn in dem größeren Kerne unseres deutschen Adels, Bürger- und Bauernstandes ist stets glücklicher Weise nur ein äußerst geringer revolutionärer Zündstoff vorhanden gewesen, und wird dies auch für alle ferneren Zeiten sein, und nur das verdorbene, höhere wie niedere Proletariat unserer großen Haupt- und Fabrikstädte, ist revolutionslustig. Leider fehlte diese Energie aber fast überall und besonders in Berlin gab man im März 1848 der erbärmlichsten Straßenrevolution auf eine so klägliche Weise nach, daß die Geschichte mit Recht ihr härtestes Verdammungsurtheil darüber aussprechen muß. Was man damals mit äußerst geringen Opfern an Gut und Blut gar leicht hätte erzielen können, mußte man 1849, als endlich die altgewohnte Thatkraft in Preußens Königshaus wieder heimkehrte, ungleich schwerer erringen. Als aber im Herbst 1848 und mehr noch 1849, in Berlin die Vernichtung der Revolution in Deutschland beschlossen wurde, da war deren schnelles Ende auch sogleich entschieden. Preußens Heer, aus dem Kern des Volkes hervorgegangen und alle Stände umfassend, war von allen diesen revolutionären Schwindeleien 1848 auch nicht im Entferntesten berührt worden, und als ihr König es nur erst befahl, da marschirten auch die preußischen Regimenter als-

bald in schnellem Siegeszug in Sachsen, Baden und noch einigen Dutzend Kleinstaaten ein und stellten überall sehr bald die Herrschaft des Rechtes und Gesetzes wieder her, ohne daß dies allzuviel Blutvergießen erfordert hätte. Die Kraft der preußischen Heeresorganisation wie die Kläglichkeit und Schwäche unserer meisten deutschen Kleinstaaten, ward damals aber für Jeden, der nur sehen wollte, recht überzeugend gezeigt. Die böse Nachwirkung hatte aber diese ganze revolutionäre Sturm- und Drangperiode von 1848—50 fast für das gesammte Europa, daß unsere Heere seitdem bedeutend verstärkt, die Budgets der meisten Kriegsminister ansehnlich gesteigert und die Lasten der Steuerzahler wesentlich dadurch vermehrt werden mußten. Es war dies eine sehr traurige Nothwendigkeit, der sich kaum eine einzige europäische Großmacht entziehen konnte, denn die Thore des Janustempels wurden seitdem in Europa kaum noch geschlossen, Krieg und Unruhen durchtobten unsern alten Welttheil von Ost bis West, Nord bis Süd, und die eherne Zeit des bewaffneten Friedens und dadurch der bis in das Ungeheure gesteigerten Staatsschulden, ist seitdem bei uns erschienen.

Daß dies aber Alles geschehen mußte, ist wesentlich mit die Schuld der Franzosen, dieser ewigen Unruhestifter und Störenfriede in der ganzen Welt. Besonders wir Deutschen können uns bei unsern unfriedfertigen westlichen Nachbarn wieder dafür bedanken, daß sie von 1848—70 nur zu oft mit einer Kriegserklärung und Lust das linke Rheinufer für sich erobern zu wollen, uns drohten und dadurch zu steten Rüstungen nöthigten. Was allein von 1830—1870 die Franzosen durch ihre ewige Kriegslust und Drohung dem deutschen Volke an unnützen Mobilmachungen kosteten, kann auf viele Millionen Thaler berechnet werden. In den Jahren 1830, 1842, 1848—50, 1853—54 während des orientalischen Krieges, und 1859 haben unsere verschiedenen deutschen Kontingente bloß und allein wegen unserer kriegswüthigen überrheinischen Nachbarn, mehr oder minder in Kriegsbereitschaft gesetzt werden müssen.

In Frankreich selbst herrschte von 1848 bis 1850 aber so ziemlich die Anarchie mit allen ihren Folgen. In den ersten Monaten nach der Februar-Revolution waren der Pariser Pöbel und seine Führer Raspail, Ledru-Rollin, Blanqui, so ziemlich Herren von ganz Paris und somit von Frankreich, die rothe Republik stand in voller

Blüthe, socialistische Ideen kamen zur Herrschaft, die erbärmlichsten Taugenichtse schalteten unumschränkt mit den öffentlichen Geldern und Millionen wurden vollständig nutzlos für Nationalwerkstätten und ähnlichen Unsinn vergeudet. Es war ein lehrreiches Schauspiel für Jeden, der überhaupt nur etwas lernen wollte, was für ein Unheil eine demokratische Partei, wenn sie überhaupt zur Herrschaft gelangt, anzustiften und wohin sie einen Staat zu bringen vermag. So konnte die Unwirthschaft aber unmöglich länger fortdauern, die Pariser Bourgeoisie nahm sich zusammen, die Regimenter thaten ihre Schuldigkeit und in der mörderischen Junischlacht 1848 in Paris ward nach heißem Kampf die rothe Partei vollständig besiegt und wenigstens für den Augenblick ohnmächtig gemacht. Die sogenannte gemäßigte oder blaue Republik herrschte jetzt in Frankreich und das französische Staatsschiff schwankte auf ihren Wogen sehr unsicher, ziellos und jedes festen Steuermannes gänzlich entbehrend, umher. Daß die große Mehrheit aller Franzosen besonders auf dem flachen Lande und in den Provinzialstädten nicht im Mindesten Republikaner waren und dies auch gar nicht sein wollten, zeigte sich jetzt recht deutlich. Trotz aller Phrasen von liberté, égalité und fraternité, die in Frankreich nur zu oft schon ausposaunt wurden, hat stets im französischen Gebiet ein sehr schroffes Beamtenthum, wie wir solches glücklicher Weise in Deutschland gar nicht kennen, geherrscht, der Präfect ist in seinem Departement, der Maire in der Stadt oder dem Dorfe fast übermächtig, die Bevölkerung kennt keine communale Selbstständigkeit und Freiheit und will solche auch gar nicht besitzen, da sie nur Last davon zu haben glaubt, und der Franzose ist es von jeher gewohnt gewesen von den Beamten aller Grade recht energisch behandelt zu werden. Wer den Franzosen nicht durch äußere Kraft und rücksichtsloses Handeln imponirt, der hat schon von vorneherein alles Ansehen bei ihnen verloren, wer dies aber thut, kann sie ziemlich leicht regieren. Die Achtung vor dem bloßen Gesetz und Recht hat die Mehrheit der französischen Bevölkerung seit 1789 gründlich verloren und kennt solche jetzt kaum mehr. Eine solche, dabei von Unruhe, Eitelkeit, Ehrsucht und Kriegsruhm erfüllte Bevölkerung kann unmöglich für längere Zeit in einer republikanischen Staatsverfassung, die vor Allem ruhigen, gesetzmäßigen Sinn, Achtung vor dem Rechte, Pflichtgefühl für den Staat, und Hintenansetzung von Eitelkeit, Ehrgeiz und

pekuniärer Uebervortheilung von ihren Staatsbürgern verlangt, leben. So war denn der Bestand der zweiten französischen Republik für längere Jahre eine Unmöglichkeit und sie mußte wieder untergehen, wie die erste schon untergegangen ist und die jetzige dritte über kurz oder lang ganz entschieden ebenfalls wieder untergehen wird.

Es ist ein unermeßliches Unglück für Frankreich und somit auch für ganz Europa, daß der einzige rechtmäßige Erbe des französischen Thrones, der jetzige Graf von Chambord, ein Mann ganz ohne Geist, Kraft und körperlichen wie moralischen Muth, dabei auch noch ohne Erben ist. Hätte Graf Chambord nur einen Funken von allen diesen Eigenschaften besessen, so mußte er 1850, als fast alle Franzosen der Republik schon herzlich überdrüssig waren, sich eine mächtige Partei bilden, was er leicht damals gekonnt hätte, dann in Frankreich selbst erscheinen, und persönlich für seinen Thron kämpfen. Er hätte zu jener Zeit große Hoffnung, den gerechten Sieg sich zu erringen, gehabt, aber er versäumte leider den günstigen Zeitpunkt hiezu und somit ist wohl jede Aussicht für immer für ihn verloren.

Was der Graf Chambord aber unterließ, das that statt seiner der Prinz Louis Napoleon. Der Sohn der bekannten schönen, geistvollen und galanten Königin Hortense, der Stieftochter Napoleon I. und eines holländischen Admirals, hatte Louis Napoleon bisher ein ziemlich abenteuerliches Leben geführt. Da er im Grunde die gleichen Rechte auf den Thron Frankreichs wie Louis Philippe, das heißt in Wahrheit auch nicht die allermindesten besaß, so hatte er diesen durch zwei wirklich lächerliche Expeditionen zu stürzen versucht. Wie zu erwarten, waren solche aber gänzlich gescheitert und der Prinz, der bei dem letzten Unternehmen persönlich in Gefangenschaft gerieth, mußte durch eine lange Haft in dem Schlosse Ham dafür, wie er dies auch verdient hatte, büßen. Auf kühne Weise 1846 aus Ham entflohen, führte er seitdem ein ziemlich obscures Leben in England, hatte theilweise den Fluch der Lächerlichkeit auf sich geladen und als er Ende 1848 von der Erlaubniß nun wieder nach Frankreich zurückzukehren, Gebrauch machte, ahnte wohl Niemand, daß er einige Jahre darauf den Kaiserthron besteigen werde. Aber wie schon so oft in diesem eigenthümlichen Lande, geschah auch jetzt wieder in dieser Hinsicht das fast Unglaubliche. Mit einer gar nicht zu beugenden Hartnäckigkeit des Willens, großer geistiger Kraft, vielfachen Kenntnissen, seltenen

Erfahrungen und einer im bewegten Leben erworbenen ausgebreiteten Menschenkenntniß ausgerüstet, dabei von oft erprobtem persönlichen Muth, ohne jegliche Moral und jedes Mittel benutzend, wenn er glaubte daß es ihn zum Ziele führen könne, erkannte Louis Napoleon nun sehr bald die Unhaltbarkeit der Republik in Frankreich wie auch die Möglichkeit sich selbst eine mächtige Parthei zu bilden. Mit Kraft, Geschick und Glück, verstand er Letztes zu erreichen und besonders auch meisterhaft die alten napoleonischen Erinnerungen in einem großen Theile des Heeres und Volkes vorzugsweise auf dem flachen Lande, für sich zu benutzen. So ward er bald ein sehr mächtiger Mann im Lande der Franzosen, ja selbst zu ihrem Präsidenten erwählt. Dadurch hatte er aber einen Fuß schon im Bügel, die Executivmacht gehorchte ihm und mit rücksichtslosem Muthe verstand er es jetzt bald sein Ziel vollends zu erreichen. Die Republik war ein schwaches, sehr wackeliges Gebäude, in welchem die Mehrheit des französischen Volkes sich immer unbehaglicher zu fühlen begann und es war an Louis Napoleon ihr mit kräftigem Stoße ihr baldiges Ende zu bereiten. Mag man nun in moralischer und sittlicher Beziehung über den bekannten Staatsstreich vom 2. December 1851 noch so hart urtheilen, und ich bin weit davon entfernt Alles was dabei geschah in Schutz zu nehmen, so war er doch bei den zerrütteten unhaltbaren Verhältnissen in Frankreich, eine traurige Nothwendigkeit geworden; daß er aber mit einem seltenen Verein von Geschick, Muth und Kraft, freilich aber auch Unmoralität und Lug und Trug eingeleitet und ausgeführt wurde, wird Niemand bestreiten können. Mehrere der bekanntesten Führer der Orleanisten, Bourbonisten und gemäßigten Republikaner, die dem neuen Dictator Frankreichs, wenn auch vielleicht nicht gefährlich, denn dazu fehlte diesen Herren größtentheils die Energie, so doch unbequem werden konnten, saßen im Gefängniß, bevor sie nur noch selbst wußten, wie dies recht geschah, und mußten dann auf längere oder kürzere Zeit eine unfreiwillige Vergnügungsreise in das Ausland antreten. Schonungslos und mit wohlverdienter Strenge räumte Louis Napoleon aber unter den sogenannten rothen Republikanern auf, die durch ihr wirklich wahnwitziges, verbrecherisches Treiben das Land schon zu sehr dem Verderben preisgegeben hatten. Die Führer aller dieser geheimen socialistischen Gesellschaften, die schon so viel Unheil unter der Jugend anstifteten,

fanden ihr wohlverdientes Ende in den Strafcolonien zu Lambessa in Algerien, und Cayenne.

Das französische Volk in seiner großen Mehrheit, welches Ruhe, Frieden und eine starke Regierung im Innern um jeden Preis wollte, — denn Handel und Gewerbe und der nationale Wohlstand waren bei dem unsicheren Zustand und den ewigen Unruhen seit 1848 ganz ungemein zurückgegangen, — nahm den sogenannten Staatsstreich mit ersichtlicher Freude auf. Zwar wird jedes Plebiscit in den Augen eines Unbefangenen wohl nicht viel mehr als ein leeres Possenspiel gelten und bei der Abgabe der Stimmzettel in einer Wahlurne und deren Zählung, finden Lug, Betrug und Täuschung stets ein nur zu weites Feld; daß aber Louis Napoleon damals nach dem Geschmack der meisten Franzosen handelte, beweist die ganz ungemein große Mehrheit der Stimmenzahl, mit der er zum Kaiser und sein Geschlecht zur Nachfolge auf den Thron Frankreichs berufen wurde. Die Franzosen wollten nun einmal wieder einen Herrscher haben, der rücksichtslos und kräftig im Innern regierte und von dem sie hoffen durften, daß er ihrer nationalen Eitelkeit durch glänzende Erfolge nach Außen recht häufig schmeichele. So hatte denn Frankreich schon allein in diesem Jahrhundert zweimal die Republik, zwei verschiedene Königsgeschlechter und zwei Kaiserreiche gehabt. Es lebe die Veränderung! durften die meisten Franzosen mit Recht rufen.

Auch die Mehrzahl der auswärtigen Mächte in ganz Europa, denen eine französische Republik schon ihrer Unsicherheit und Unhaltbarkeit wegen möglichst unbequem gewesen, begrüßten den neuen Kaiser Napoleon mit öffentlichem Jubel, wenn vielleicht auch manche gekrönte Häupter in ihrem Innern und zwar mit vollem Rechte, etwas andere Gedanken hegen mochten. Nur der Kaiser Nicolaus von Rußland, mag man auch sonst über Vieles in seiner Regierung verdientermaßen ein sehr strenges Urtheil fällen, entschieden ein fester consequenter Charakter, verhehlte seine Geringschätzung seines neuen unebenbürtigen Kollegen unter den Herrschern Europas, nicht im Mindesten. Der Krimkrieg war die blutige Rache des in seinem persönlichen Ehrgeiz hierdurch bitter gekränkten Louis Napoleon hiefür.

Im Uebrigen träufelten die Reden des neuen Kaisers der Franzosen, im Anfang seiner Herrschaft nur süße Worte des Friedens und lockende Versprechungen des allgemeinen Völkerglückes. Seine

bekannten Worte: „L'empire est la paix“! den reichen Weinhändlern zu Bordeaux in ihrer Börse gesagt, machten die Runde durch die ganze Welt und fanden wie ja jede leere Phrase, wenn sie nur von Frankreich ausging, vertrauensvolle Gläubige und gedankenlose Nachplapperer in Menge. Gab es doch auch bei uns damals in Deutschland vertrauungsvolle Duselige genug, welche nun sicher hofften, die goldene Zeit des allgemeinen Friedens sei jetzt endlich in Europa angebrochen und wir dürften alsbald aus unsern Schwertern Nähnadeln und aus den ehernen Kanonen Pflugschaaren schmieden, da wir für die Zukunft die Waffen niemals mehr gebrauchen würden. Daß es der nationalen Eitelkeit der Franzosen ungeheuer schmeicheln mußte, wenn sie sahen, wie eine leere Phrase die ihr Herr und Kaiser in fröhlicher Weinlaune nach gutem Diner gesprochen hatte, sogleich solch Aufsehen in ganz Europa hervorrief, und solche Wirkung überall machte, war selbstverständlich. Wer die Franzosen, ihre Geschichte und ihren Nationalcharakter aber nur einigermaßen kannte, der mußte freilich über dies „l'empire c'est la paix“ nur verächtlich lachen und sich wundern, daß selbst sonst ganz gescheute Leute auch nur einen einzigen Augenblick an dessen Wahrheit glauben konnten.

Schon in den nächsten Jahren sollte sich die gänzliche Verlogenheit dieser Worte durch die That zeigen. Theils um, wie erwähnt, sich persönlich an dem Kaiser Nicolaus zu rächen, theils aber um der Sucht so vieler Franzosen nach kriegerischem Ruhm im Auslande zu genügen, ihrer militärischen Eitelkeit zu schmeicheln, der französischen Armee, die sich zu langweilen anfing, da es in Algerien nicht mehr viel zu thun gab, kriegerische Erfolge, Ehre und auch Beute zu verschaffen, und der Welt seine Macht recht auffällig zu zeigen, unternahm der Kaiser Napoleon 1853 den bekannten orientalischen oder Krimkrieg. Auf das heldenmüthigste widerstand Rußland zwei Jahre, und mehr als hunderttausend Franzosen und sechzigtausend Engländer mußten ziemlich nutzlos geopfert werden, bevor der Kaiser Alexander sich wenigstens für den Augenblick der großen Uebermacht beugen mußte. Daß freilich auf lange Zeit nichts dadurch erreicht wurde, beweist die jetzige ziemlich widerstandslose Aufhebung der wichtigsten Bedingungen des Pariser Friedens, durch Rußland und somit die völlige Nutzlosigkeit dieses ganzen blutigen Krieges.

Solche Gedanken machten sich aber die Franzosen des Kaisers

Napoleon nicht im Entferntesten. Sie durften wieder Siege feiern, Straßen und Brücken in Paris nach den von ihren Truppen erfochtenen Schlachten an der Alma, Balaclava, Sebastopol nennen, eroberte feindliche Kanonen im Triumph herumführen. Die klägliche Schwäche der Engländer im Landkriege hatte sich recht ersichtlich gezeigt und das einst so stolze Großbritannien war zu einem Staat zweiten Ranges, der sich Frankreichs Willen schon fügen mußte, herabgesunken. Grund genug, die Opfer dieses Krieges an Geld und Menschen mit echt französischem Leichtsinn gar schnell wieder zu vergessen und den Kaiser Napoleon III. ob seines kühnen Unternehmens laut zu preisen. Und als nun gar zu Ostern 1856 der bekannte Congreß zu Paris zusammenkam, und der Kaiser Napoleon so ziemlich Alles, was er wünschte, auf demselben durchzusetzen vermochte, da jubelte die Nationaleitelkeit laut auf im ganzen Lande der Franzosen und pries ihren Herrn und Herrscher ob solcher glänzenden Erfolge. Es war auch nicht zu leugnen, daß Louis Napoleon, vor einem Decennium noch ein verspotteter Abentheurer, jetzt vom Pariser Congreß 1856 an, weitaus der mächtigste Monarch in ganz Europa wurde. Auf sein Wort lauschten alle Börsen, ein leises Husten von ihm ließ sogleich alle Staatspapiere um viele Procente sinken, sein Stirnrunzeln machte manchen sonst noch so übermüthigen Diplomaten erblassen, und Prinzen und Fürsten aus fast allen Staaten unseres Welttheiles, eilten in dichtem Schwarm nach Paris, um vor dem Manne, den sie früher tief verachtet hatten, jetzt ihre demüthigen Verbeugungen zu machen. Der Gebieter im glänzenden Palast der Tuilerien hatte den Erfolg für sich und wer dies nur hat, dem verzeiht der Franzose gar leicht so ziemlich Alles. Und noch viel mehr stieg dieser Glanz und Ruhm, als der Kaiser Napoleon den Krieg an Oesterreich erklärt und den kurzen Feldzug des Jahres 1859 so siegreich gewonnen hatte. Auch diese Kriegserklärung an Oesterreich geschah nur aus echt französischem Uebermuth. Was hatte der Kaiser Franz Joseph, der sich sogar im Krimkriege als ein indirekter Verbündeter der Franzosen gezeigt, indem er durch seine Truppenconcentration in Galizien an 150,000 Mann Russen daselbst fesselte, eine Thorheit, wodurch Rußland für immer zum unversöhnlichsten Feind, und über kurz oder lang zum Vernichter Oesterreichs gemacht ist, an Frankreich wohl verschuldet? Wie konnte sich letzterer Staat anmaßen, bloß um angeblich Italien bis zur Adria zu befreien, einen Krieg

beginnen zu wollen?! Durch seine stets gegen den preußischen Staat gerichtete hinterlistige oder übermüthige Politik, die 1850 sogar zu dem im Herzen aller Preußen die tiefste und gerechteste Erbitterung erzeugenden Olmützer Tag führte, hatte sich das österreichische Kabinet und mit Recht nur zu verhaßt in Preußen gemacht, sonst wäre ein österreichisch-preußisch-russisches Bündniß im Frühling 1859, sehr angemessen gewesen. Man hätte Napoleon damals schon recht gründlich zeigen müssen, daß seine Anmaßung, den politischen Schiedsrichter in Europa spielen zu wollen, eine harte Züchtigung verdiente, und die französische Eitelkeit und Ruhmsucht mußte eigentlich schon in jenem Jahr recht tüchtig gezüchtigt werden. Eine so klägliche Kriegsführung wie solche nur von Generälen, die aus der alles Andere mehr als Einsicht und Thatkraft erzeugenden Wiener Hofluft hervorgegangen waren, geschehen konnte, ließ die Franzosen in kurzer Frist die glänzenden Siege bei Montebello, Magenta und Solferino erringen. Napoleon zeigte sich dabei persönlich als ein muthiger und einsichtsvoller General, der Kaiser Franz Joseph aber als das grade Gegentheil hievon, und wenn Italien auch noch nicht frei bis zur Adria wurde, wie die Franzosen dies vorher mit echt französischer Fanfaronade verkündet hatten, so gewann König Victor Emanuel doch die reiche Lombardei und trat dafür an seinen mächtigen Verbündeten Nizza und sein altes Stammland Savoyen ab.

Freilich lohnten die Italiener später mit echt italienischem Undank den Franzosen, daß diese ihr Blut für sie vergossen hatten. Die französische Nationaleitelkeit gerieth ob dieser Erfolge in grenzenlosen Jubel. In Paris konnte man wieder Magenta-, Montebello- und Solferino-Plätze errichten und der Einzug den der Kaiser Napoleon an der Spitze seines siegreichen Heeres in der Hauptstadt hielt, war der glänzendste der seit Napoleons Rückkehr aus Preußen 1807, daselbst gefeiert war. Louis Napoleon stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht und Höhe, und die französische Nation hielt sich für weitaus die erste und gefeiertste auf dem Weltall. Von ihrem Standpunkte aus hatten die Franzosen freilich auch Recht, wenn sie sich durch alle die überschwenglichen Huldigungen, die ihrem Herrscher und somit auch ihnen, jetzt von den verschiedensten Seiten gebracht wurden, berauschen und fast bis zu einem förmlichen Größenwahnsinn hinreißen ließen.

Was jetzt von Paris ausging, mochte es auch noch so unverschämt oder wahnwitzig sein, wurde bald Gesetz fast für die ganze Welt.

Die abentheuerliche und dabei siegreiche Expedition nach China; war ebenfalls ganz nach dem Geschmack der Franzosen, denn wie ich schon früher erwähnte, brachte sie Ruhm und Geld für Frankreich. Weniger war dies mit der mexikanischen Unternehmung der Fall, bei welcher der sonst so scharfsinnige Kaiser sich entschieden verrechnet hatte. Zwar im Anfang schmeichelte es der französischen Nationaleitelkeit gewaltig, daß jetzt auch ihre Waffen in Amerika siegreich sein sollten, nachdem sie in Europa, Afrika, Asien und Australien [wo französische Kolonien auf den Sandwichsinseln angelegt wurden] so glänzende Erfolge erreicht hatten. Man hoffte, daß die mexikanischen Silberbarren fortan in reichem Maße nach Frankreich fließen sollten und der Abmarsch der Truppen ward mit lautem Jubel begrüßt. Bald aber zeigte sich, daß die wirklich lächerliche geographische Unwissenheit fast aller Franzosen, sich in Bezug auf den Widerstand den ein so ausgedehntes Land wie Mexiko, fremden Eroberern, die durch den Ocean von ihm getrennt waren, entgegenzusetzen vermochte, gewaltig verrechnet hatte. Zwar drangen die muthigen und gutgeübten französischen Kolonnen nach schweren Kämpfen in Mexikos Hauptstadt ein, aber es war damit nicht viel gewonnen, denn nur wo ihre Bajonette standen, herrschten die Franzosen, im Uebrigen empörte sich das weite Land überall gegen ihre Herrschaft. Es gelang der Arglist und perfiden Ueberredungskunst Louis Napoleons, den Erzherzog Max von Oesterreich, zur Annahme des mexikanischen Kaiserthrones zu bewegen. Der junge Erzherzog, muthig, thatenlustig, von einer Frische und Bildung des Geistes, wie solche im Habsburgischen Kaiserhause zu den seltenen Ausnahmfällen gehören, dabei aber leider ein Phantast, langweilte sich in der dumpfen Wiener Hofluft, wollte gerne selbst Thaten verrichten, ahnte bei seinem selbst so ritterlichen Charakter, napoleonische Perfidie und französischen Wankelmuth nicht, und ging so leider in die Falle. Wie die Verhältnisse in Mexiko immer schwieriger und unhaltbarer und dadurch die französischen Stimmen immer abgünstiger gegen diese Expedition wurden, machte sich Napoleon weiter kein Gewissen daraus, den armen Kaiser Max auf die erbärmlichste Weise im Stich zu lassen, ja die schamlose Gewinnsucht eines Bazaine und anderer französischer Heerführer, verrieth ihn sogar

um schnöden Preis an seinen Todfeind Juarez. Der arme getäuschte Kaiser Max, bis auf den letzten Augenblick ein wahrer Christ und echter Ritter, endete durch die Kugeln des Standgerichts den zwar herrlichen, aber leider unausführbaren Traum, der Regenerator eines Landes wie Mexiko zu werden, und seine ebenso schöne wie geistreiche Gemahlin Charlotte verfiel aus Trauer in unheilbaren Wahnsinn. Die mexikanische Expedition hatte einigen hundert französischen Officieren zwar reiche Beute eingetragen, Frankreich selbst aber an 50,000 gute Soldaten und so und so viele Millionen Franks gekostet und nur Spott eingebracht. Es war dies die erste empfindliche Niederlage, welche der Kaiser Napoleon in seiner auswärtigen Politik erlitten hatte und die französische Nationaleitelkeit erhielt wohlverdient eine Demüthigung die sie nicht so leicht wieder verschmerzte.

Grade diese totale Niederlage in Mexiko, die Napoleon und seine Franzosen erfuhren, ließ in Ersterem den Gedanken an einen Krieg gegen Preußen weit lebhafter in den Vordergrund treten als dies sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Der Kaiser fühlte, daß sein Ansehen einen Stoß erlitten hatte, der wieder ausgeglichen werden mußte, wenn er nicht bedenkliche Folgen für seine Dynastie haben sollte. Ein legitimer Fürst kann wohl eine Niederlage im Kriege oder in seiner auswärtigen Politik erleiden, ohne daß sein Thron nur im Mindesten dadurch gefährdet wird, ein Herrscher aber, der nur durch die Revolution zur Macht gekommen ist, muß auch äußerlich stets glänzende Erfolge erringen oder seine Stellung wird alsbald gefährdet und sein Ansehen verringert. Louis Napoleon fühlte dies selbst nur zu wohl und der Gedanke am Rhein wieder zu erringen, was er jenseits des Oceans verloren hatte, und auf Kosten Deutschlands zu erwerben, was Mexiko ihm genommen, ward seit dem gänzlichen Scheitern der mexikanischen Unternehmung immer lebhafter und lebhafter in ihm, bis er im Sommer 1870 endlich zur Ausführung gelangte. Auch das französische Volk und gar das Heer wollte den Wahn seiner Unbesiegbarkeit den es in Mexiko eingebüßt hatte, jetzt wo möglich gegen uns Deutschen wieder gewinnen. Nach den Strapazen der Feldzüge in dem heißen mexikanischen Klima und den Entbehrungen in jenem unkultivirten Lande, dünkte den Officieren und Troupiers der grande armée, ein kurzer Krieg in den schönen reichen Rheinlanden eine angenehme Erholung. Daß sie dabei aber

vollständige Sieger bleiben würden, nahm die französische National-eitelkeit als selbstverständlich an. Hatten die französischen Truppen doch die Russen, Oesterreicher, Kabylen, Chinesen und Mexikaner stets geschlagen, wie konnten wohl die noch von 1813—15 so tödtlich von ihnen gehaßten Preußen ihren siegreichen Angriffen widerstehen?! Jeder der in Frankreich auch nur einen Augenblick daran gezweifelt hätte daß jedes französische Regiment mit dem Bajonett sogleich das beste preußische Regiment über den Haufen würfe, wäre vom Volke und Heere verspottet, verhöhnt, ja fast als Verräther an der französischen Nationalehre behandelt worden. Man muß wie es bei mir der Fall, nur viel in Frankreich gelebt und mit dessen Heere verkehrt haben, um es zu erfahren, bis zu welchem Grade der Wahn von der Unbesiegbarkeit der französischen Truppen, überall verbreitet war.

Hatte der Kaiser Napoleon III. außer in Mexiko, in seiner auswärtigen Politik überall glänzende Siege errungen, so durfte er sich auch im Innern seines Landes mancher Erfolge rühmen. Er bändigte mit verdienter Strenge unausgesetzt die rothe Straßendemokratie und brach den Uebermuth der Pariser Ouvriers so sehr, daß diese es nicht mehr wagten, die öffentliche Ruhe durch ihre frechen Emeuten zu gefährden, wie dies unter der schwachen Regierung Louis Philippe's nur zu häufig geschehen war. Seine Hauptstadt Paris machte er entschieden zur schönsten Stadt der Welt, und wenn auch sein Präfect Hausmann das Budget der Pariser mit ungeheuren Schulden belastete, so konnten sie doch dafür auch die theils glänzenden, theils die Gesundheit oder den Wohlstand fördernden Werke, die er geschaffen hatte, täglich bewundern. Handel und Gewerbe aller Art blühten in Paris unter des Kaisers Herrschaft, wie nie zuvor, die vielen Eisenbahnen förderten den Verkehr und brachten viele Tausende von wohlhabenden Fremden aus allen Welttheilen in Frankreichs Kapitale, die wie keine zweite Stadt, Allen die nur eine volle Börse bei sich führten, die vielseitigsten und äußerlich anziehendsten Genüsse des Lebens darbot. So ward Paris wenigstens äußerlich, immer glänzender, großartiger, fesselnder und seine Macht mehr ausdehnend, nicht allein im eigenen Lande, sondern über alle Welttheile. Der Schwindel der großen Pariser Industrieausstellung von 1867, deren eigentlicher, unter allen möglichen schönen Redensarten und unwahren Phrasen verhüllter Hauptzweck

doch nur darin bestand, den Parisern möglichst viel Geld verdienen zu geben, Frankreich und gar dessen Hauptstadt als einen Sitz der Kultur, Civilisation, Kunst und Wissenschaft und auch Vermögens zu zeigen und so der französischen Nationaleitelkeit zu schmeicheln, erreichte auch hierin vollkommen seinen Zweck. Alle Nationen der Welt, Chinesen und Brasilianer, Russen und Türken, wallfahrteten in langen Zügen nach dem modernen Mekka unserer Zeit, brachten dem französischen Volke und dessen Herrscher ihre Huldigungen dar, und setzten Millionen in Umlauf. Verschmähten es doch leider auch die meisten Fürsten und sogar ein Kaiser Alexander von Rußland und ein König von Preußen nicht, damals in Paris zu erscheinen und sich in den Genüssen und Festlichkeiten aller Art, die ihnen in überreicher Weise und mit der äußerlich großartigsten Gastfreundschaft dargeboten wurden, zu erfreuen. Mußte dies die Franzosen und gar die Pariser nicht stolz und eitel machen, wenn diese Eigenschaften überhaupt bei ihnen noch einer Steigerung möglich gewesen wären?!

Aber auch in wirklich reellerer Weise als durch solche äußerlich zwar blendende, innerlich aber ziemlich unwahre Schauspiele wie das mehr oder weniger alle Ausstellungen sind, that der Kaiser viel für Frankreich. Mit seinem großen Scharfsinn und vielseitigen Kenntnissen, erkannte er, daß der Ackerbau das wahre Fundament der Wohlfahrt jedes Staates sei und dieser in Frankreich noch unendlich vieler Verbesserungen bedürfe, wenn die natürliche Fruchtbarkeit des Landes und somit dessen großer Nationalreichthum, noch mehr gesteigert werden sollten. So hat er sehr viel für den Ackerbau und besonders auch für dessen wichtigen Zweig die Viehzucht, Frankreichs gethan und in den achtzehn Jahren seiner Regierung sind hierin bedeutendere Fortschritte geschehen als in den fünfzig Jahren zuvor.

Daß die Landbevölkerung trotz aller bekannten französischen Unbeständigkeit, auch bis zuletzt gut kaiserlich gesinnt blieb, rührt wesentlich mit von der richtigen Erkenntniß der Bauern, welch große Verdienste sich Louis Napoleon um die Verbesserung ihrer materiellen Lage erworben hat, her. Auch für die meisten Industriezweige that der Kaiser sehr viel. Er wußte seine Macht und sein Ansehen auf geschickte Weise zu benutzen um überall Handelsverträge abzuschließen, die den meisten französischen Industriezweigen neue Absatzwege unter günstigen Bedingungen eröffneten. Besonders suchte er auch nach und

nach von dem hohen Schutzzollsystem was bisher in Frankreich auf eine so übertriebene Weise geherrscht hatte, abzulenken und allmählig eine größere Handelsfreiheit anzubahnen, wie dies besonders auch sein bekannter und auch von manchen Interessenten vielfach angefochtener Handelsvertrag mit England, beweist. Ebenso widmete er der Seeschifffahrt seine Thätigkeit und that Alles was in seinen Kräften stand, die französische Handelsmarine möglichst zu heben. Daß ihm Letzteres nicht stets nach Wunsch gelang, ist nicht seine Schuld, denn der Franzose besitzt nun einmal im Allgemeinen geringe Anlagen ein guter Seemann zu werden.

Dem Eisenbahnwesen, diesem wichtigen Factoren der Neuzeit, widmete Napoleon, der ihre Bedeutung sogleich richtig erkannt hatte, die größte Aufmerksamkeit. Unter seiner Regierung ward Frankreich mit einem wirklich großartigen — und was leider bei uns in Deutschland in Folge unserer bisherigen inneren Zerrissenheit, so sehr fehlt, einheitlichen und zweckmäßigen Eisenbahnnetz überzogen, bei dessen Anlage zwar zuerst die strategischen Rücksichten maßgebend waren, was aber auch für den äußeren und inneren Verkehr unendlich vieles leistete. Treffliche Kunststraßen, die sich in Staats-, Departemental- und Vicinalwege, je nach ihrer Bedeutung theilten, und deren Anlage auch jetzt noch in diesem Kriege die Bewunderung unserer Truppen erregt, durchkreuzten außerdem noch das Land und wurden stets sehr sorgsam unterhalten. Ebenso wurde das großartige Kanalsystem was den Binnenhandel von Frankreich so sehr begünstigt, unter des Kaisers Regierung nicht allein vortrefflich im Stande gehalten sondern auch noch bedeutend vermehrt.

Die Folgen aller dieser vielfachen Fürsorgen Louis Napoleons für Handel, Industrie und Landwirthschaft, zeigten sich darin, daß, wie ich schon vorhin anführte, der allgemeine Wohlstand in Frankreich alljährlich zunahm, die Ausfuhr- wie Einfuhrlisten stets größer wurden, und die Bevölkerung die Kosten der vom Kaiser zur Vermehrung des französischen Waffenruhmes geführten Kriege, ohne sonderliche Unbequemlichkeiten ertragen konnte, was wie schon bemerkt, zur Erhöhung der steten Kriegslust der Franzosen nicht wenig mit beitrug. Das Gefühl der Dankbarkeit liegt überhaupt leider nicht allzusehr in dem jetzigen Geschlecht, die Franzosen aber mit ihrer bekannten Frivolität und Charakterlosigkeit besitzen es am Wenigsten, und lieben es jetzt,

da der von ihnen zweimal mit großer Mehrheit der Stimmen erwählte und bestätigte Kaiser, im Unglück und gestürzt ist, ihn zum allgemeinen Sündenbock zu machen, und ihm alles Schlechte, woran er auch nicht die allermindeste Verschuldung trägt, auf seine Schultern zu bürden. Diese stete Undankbarkeit ist ein recht schlechter und bezeichnender französischer Charakterzug. Wird aber erst einmal eine spätere gerecht urtheilende Geschichte, ihre Stimme über den Kaiser Napoleon III. abgeben, so wird solche anerkennen, daß er für die materielle Verbesserung fast der gesammten Bevölkerung seines Landes, stets sehr viel gethan hat, Handel und Gewerbe unter ihm blühten, wie nie zuvor und die Periode seiner Regierung, Frankreich einen Wohlstand im Innern und ein Ansehen nach Außen verschaffte, wie es Beides vor ihm wohl noch niemals besessen hatte, und aller Wahrscheinlichkeit nach, auch für die Zukunft wohl niemals wieder besitzen wird.

Dieser unleugbar glänzenden Seite der Regierung Louis Napoleons, stand eine entschieden ebenso schlechte gegenüber. Der Kaiser war durch Lug und Trug und Anwendung aller möglichen Mittel zur Regierung gekommen, wie dies mehr oder weniger bei jedem nicht legitimen Fürsten der Fall sein wird, und bedurfte auch fortwährend zur Befestigung seiner Herrschaft viele nicht moralische Mittel. Selbst ohne eine strenge Moralität und von Jugend auf in schlechter Umgebung erzogen, trug er auch weiter kein sonderliches Bedenken, jeden Weg, der ihn nur irgendwie zum Ziele führen konnte, zu erwählen, mochte solcher auch sonst immerhin noch so schmutzig oder krumm sein. Es wird stets das Unglück eines Usurpators auf einem Throne sein, daß seine Umgebung und die höheren wie niederen Beamten und Officiere, die er zur Ausführung seiner Zwecke gebraucht, ihm nicht aus Treue, Anhänglichkeit und legitimen Gefühl, sondern größtentheils nur aus Ehrsucht, Habsucht, und weil sie Belohnungen zu erreichen hoffen oder Strafen fürchten, ihre Dienste widmen. So waren denn auch die Helfer und Helfershelfer mit denen Louis Napoleon seinen Staatsstreich ausführte, zwar kluge, kühne und gewandte, aber in moralischer Hinsicht größtentheils erbärmliche Menschen und auch während seiner ganzen ferneren Regierung, besonders die Beamten seines Hofstaates, seine Marschälle und Minister — mit sehr vereinzelten wenigen Ausnahmen, größtentheils Menschen von sehr zweifelhafter Moralität. Besonders Gewinnsucht und Bestechlichkeiten

aller Art, wozu ohnehin der französische Nationalcharakter sich so leicht neigt, waren bei vielen hohen Militär- wie Civilbeamten nur zu oft zu finden und Menschen ohne Ehre und Gewissen, stolzirten in goldgestickten Uniformen in Menge in den Sälen des kaiserlichen Palastes umher. Die Corruption der höheren Stände in Frankreich, die unter Louis Philippe schon begonnen hatte, griff unter dem zweiten Kaiserreich immer mehr um sich, und verbreitete sich von den Tuilerien ausgehend, wie eine giftige Pest in immer weiteren Kreisen der Pariser Bevölkerung. Besonders auch Börsenspiel, finanzielle Schwindelei, offenbarer Lug und Betrug, ohnehin schon in unserer modernen, vornehm seinwollenden Geldaristokratie nur zu reichlich vertreten, wuchsen in Paris zu einer Höhe und wurden zuletzt mit einem so schamlosen Cynismus betrieben, daß jeder rechtlich denkende Mensch vor solchem Abgrund moralischer Versunkenheit zurückschaudern mußte. Nur Geld und immer wieder Geld, gleichviel durch welche Mittel zu erwerben und solches dann baldigst im unsinnigen Luxus und in den raffinirtesten Genüssen zu verprassen, war das Bestreben einer großen Masse von Menschen besonders aus den höchsten und einflußreichsten Kreisen der Pariser Bevölkerung.

Daß unter dieser scheußlichen Corruption eines großen Theiles der Männerwelt, auch die Frauen nur zu sehr litten, war natürlich. Die meisten Heirathen in der höheren Welt wurden nur aus Geldberechnung geschlossen, die Heiligkeit der Ehe galt als ein längst überwundener Standpunkt, die Männer hielten sich ungescheut ihre Mätressen mit denen sie Hunderttausende vergeudeten, die Frauen ihre Courmacher, sie verkauften sogar theilweise ihre Gunst um Geld, und die Scheidelinie zwischen der Dame der Demi-monde und der vornehmen Frau ward in einem immer größeren Kreise der Pariser Gesellschaft und besonders derjenigen die mit dem Kaiserhofe in naher Verbindung stand, immer unmerklicher. Auch das Beispiel der schönen Kaiserin Eugenie, war hierin von dem übelsten Einfluß. Sie war durch und durch eine echte Spanierin, schön, graciös, klug, energisch, lebhaft, aber dabei gänzlich unwissend, ungebildet, frivol und dabei doch im höchsten Grade bigott, wie man dies bei den Frauen romanischen Stammes so häufig findet, verschwenderisch, putzlustig und durch die innere Leere des Geistes zu steten leeren Vergnügungen gezwungen. Eine solche Frau auf dem Kaiserthrone mußte von dem schlechtesten Einfluß auf

die ganze übrige sogenannt vornehme Pariser Gesellschaft sein, die sich bestrebte, das von der Kaiserin gegebene Beispiel möglichst nachzuahmen. So war denu selbst in den vertrautesten Kreisen der Tuilerien, eine so schlechte Sitte eingerissen, daß zwar Frauen wie die Fürstin Metternich und ähnliche ihrer Art, sich darin so heimisch wie das Fischlein im kühlen Bache fühlen mußten, jede anständige deutsche Frau diese glänzenden Säle aber nur mit gerechtem Unbehagen betreten konnte. „Es ist mir stets ein peinliches Gefühl, wenn die Stellung meines Mannes mich dazu zwingt in den Gesellschaften der Tuilerien zu erscheinen, denn ich finde nur zu viele Männer daselbst, denen trotz ihrer Großkreuze und goldgestickten Uniformen, der Schurke gar deutlich auf der Stirn geschrieben steht, und Frauen, die mit Diamanten und Brüsseler Spitzen bedeckt, und doch alles Andere mehr als anständig und ehrbar sind" sagte mir einst die vorzügliche Frau eines deutschen Gesandten am französischen Hofe. Und sie hatte leider nur zu Recht hierin.

So waren die Verhältnisse Frankreichs und seines Kaiserhofes beschaffen, als mit dem Jahre 1866 eine neue Periode in der Geschichte Europas eintrat. Großer Wohlstand, gute materielle Lebensweise, bis in das Uebermäßige gesteigerte Nationaleitelkeit und Glaube an die französische Unbesiegbarkeit im ganzen Volke, dabei Frivolität, Charakterlosigkeit, und leere Genußsucht sich in immer weiteren Kreisen verbreitend, ein kluger, energischer, aber moralisch tief stehender Kaiser, dem jedes Mittel, was ihn und seine Dynastie auf dem usurpirten Kaiserthrone sichern konnte, recht schien und ein kriegerisch gesinntes, wohlgeübtes, fast nur aus den untersten Ständen bestehendes, von gewandten, ehrgeizigen und beutelustigen Officieren befehligtes Heer, was den Glauben, daß es die erste Truppe der Welt und der Sieg unfehlbar an seine Fahnen geknüpft sei, fest in sich aufgenommen hatte.

Ein solches Volk, Heer und Herrscherthum konnten unmöglich lange in einem Frieden leben, sondern mußten nothgedrungen zu neuen und immer wieder neuen Kriegen schreiten um die innere Nichtigkeit und Unhaltbarkeit durch äußerlich glänzende Erfolge wieder zu verdecken.

Und so trägt nicht der Kaiser Louis Napoleon allein die Hauptschuld des Krieges vom Jahr 1870, sondern das ganze französische

Volk hat wahrlich eine gleiche, ja selbst noch weit höhere Verschuldung hieran, und nur gerecht ist die harte Strafe und wohlverdient die schwere Buße, die es für seinen Uebermuth jetzt erleiden muß.

II. Kapitel.

Die Ereignisse seit dem Jahre 1866 und ihr Einfluß auf die Kriegserklärung Frankreichs im Juli 1870.

Der Kaiser Louis Napoleon fühlte die Nothwendigkeit, die Niederlage die sein Ansehen in Mexiko erlitten hatte, durch neue glänzende Siege wieder zu vertilgen. Er wollte, ja mußte selbst der Welt zeigen, daß die französische Armee wenigstens in Europa unbesieglich sei und durfte sicher auf den Beifall des weitaus größten und einflußreichsten Theiles des von ihm beherrschten Volkes zählen, wenn er durch einen neuen Feldzug dessen Ehr- und Eroberungssucht volle Befriedigung verschaffte. So war es für den allmählich altern- den Kaiser, der seiner persönlichen Neigung nach gewiß lieber zu Hause im Lehnstuhl gesessen hätte als sich abermals auf das Schlachtroß zu schwingen, bereits eine zwingende Nothwendigkeit geworden, die kaum geschlossenen Thore des Janustempels in unserm Welttheile auf's Neue wieder zu öffnen. Mochten die Gründe zu einem solchen Kriege auch noch so nichtig und unhaltbar und gleichsam an den Haaren herbeigezogen sein, darum kümmerte sich die französische Frivolität und Eroberungssucht verzweifelt wenig. Nur Ruhm nach Außen und vollste Befriedigung der Eitelkeit, alles Andere war diesem charakterlosen, durch die Revolution von 1789 und deren unabweisliche Folgen tief verdorbenen Volke, ziemlich gleichgültig. Wenn der Kaiser Napoleon aber die Augen auf der Landkarte Europas umherschweifen ließ, um zu entdecken, welchen Staat er wohl am Besten zur Befestigung seines Ansehens und zur Fröhnung der französischen Ruhmsucht willkührlich mit einem Kriege überziehen könne, so haftete sein Blick stets auf Preußen und immer wieder auf Preußen. Durfte er doch mit Sicherheit darauf hoffen, daß gerade ein Kampf gegen diesen Staat, am Freudigsten im Volke wie Heere Frankreichs aufgenommen und mit dem

lautesten Jubel begrüßt wurde, denn wie ich schon früher anführte, ward kein einziges Reich in Europa, von den Franzosen mit solchem tiefen und ingrimmigen Haß beehrt als gerade der Staat Friedrichs des Großen. Wußten sie doch noch recht wohl daß grade die preußischen Heeresschaaren es vorzugsweise gewesen waren, welche den Thron des ersten Napoleon vernichtet und die französische Oberherrschaft in unserem Welttheile zertrümmert hatten und fühlten sie dabei gleichsam instinktmäßig, daß auch für die Zukunft in dem starken, festen, pflichtgetreuen und an harte Arbeit und unausgesetzte Anstrengung von jeher gewöhnten Volk der Preußen, der treffliche Kern eines großen mächtigen und einigen Deutschlands liege, welches dann die französische Anmaßung für immer vernichten, und die französische Oberherrschaft allmählig zur bloßen Fabel machen müßte. Auch die Lust nach dem Besitz des ganzen linken Rheinufers, welche bei nur zu vielen Franzosen förmlich zur fixen Idee geworden war, obgleich Frankreich darauf vielleicht das gleiche Anrecht besitzt, als etwa Preußen auf Holland oder irgend ein anderes Land, ward allein durch Preußen zur Unmöglichkeit gemacht. So lange preußische Krieger treu die Wacht am Rheine hielten, mußten sich die französischen Raubzüge schon die Gier danach vergehen lassen; das empfanden besonders die Pariser gar bitter.

Seit dem Jahre 1864 waren noch manche Gründe hinzugetreten um diesen niemals aufgehörten Haß eines übergroßen Theiles des französischen Volkes und Heeres, gegen Preußen, wo möglich noch zu steigern. Wenn leider in dem langen Zeitraum von 1815 bis 1864, die preußische auswärtige Politik sich nur zu häufig, ja sagen wir richtiger, fast immer, schwächlich und schwankend zeigte, ja man leider in Berlin oft so geringen Stolz besaß, sich vor dem Kabinette zu Wien zu demüthigen und dessen stets für Deutschland verderblichem Einfluß nachzugeben, so war jetzt endlich eine neue, das Erbtheil des großen Friedrich auf würdige Weise vertretende kräftige politische Richtung daselbst zur Geltung gekommen. Zu Preußens und ganz Deutschlands größtem Heil, hatte der Minister von Bismarck das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angetreten, und von nun an durfte man mit Sicherheit hoffen, daß auf ebenso kluge wie energische Weise, Preußens hohe Aufgabe gefördert würde. Es galt, Oesterreichs stets eigennützigen und alle Kraft und geistige Ent-

wickelung lähmenden Einfluß auf unsere deutschen Angelegenheiten endlich zu vernichten, den schwachen in sich uneinigen, nach Außen fortwährend ohnmächtigen und zum Gespött der ganzen Welt herabgesunkenen Bundestag vollends aufzuheben, dagegen ein möglichst starkes, im Innern festes und nicht den verschiedenen politischen Partheien zum leeren Spielball dienendes und demokratischem Unfug preisgegebenes Preußenreich zu schaffen, das übrige Deutschland mit vollständigem Ausschluß von Oesterreich, damit zu vereinigen, und auf das Haupt der Hohenzollern die edle, hehre deutsche Kaiserkrone zu setzen. Daß solch hohes Ziel harte Arbeit und manche sehr nothwendige Strenge auch im Innern erforderte, war nothwendig. Besonders auch manches Unheil was seit 1848 übrig geblieben war, mußte wieder vertilgt und Kraft und Ordnung überall in der ganzen Staatsverwaltung hergestellt werden. Wollte Preußen sein edles Ziel erreichen, so war ein Kampf nach Außen leider nur zu wahrscheinlich, und da in einem Kriege schöne Worte und geistreiche Reden stets nur einen äußerst geringen praktischen Nutzen gewähren, die ganze Entscheidung für Jahrhunderte, aber von einem starken, fest organisirten, kriegsgeübten und kriegsmuthigen Heere abhängt, so mußte auch die preußische, sonst vortreffliche und vielbewährte Heeresorganisation verbessert, das Heer selbst verstärkt werden. Daß alle großen und tief in das Leben des Volkes eingreifenden Reformen nicht ohne manchen Zank und Hader im Innern wie Außen erreicht werden konnten, war selbstverständlich. Der Minister von Bismarck, eine frische, kräftige, sein Ziel fest ins Auge haltende und weder nach rechts oder links davon abweichende Persönlichkeit, war wie so leicht kein Zweiter aber dafür geschaffen, solche Kämpfe auszufechten und das, was er mit scharfem Blick als richtig erkannte, auch sehr energisch durchzusetzen. Möglich daß er vielleicht hier und da etwas rücksichtsvoller und weniger die äußere Form verletzend und absichtlich zum Kampf herausfordernd, hätte auftreten können, gewiß aber ist es, daß er der Mann dazu war um das was er begonnen hatte, nun auch durchzuführen. Höfliche, angenehme Formen und rücksichtsvolles Auftreten, liegt nun aber leider selten in der altpreußischen Art und Weise. Es ist dafür ein so tüchtiger und fester Kern darin vorhanden, daß wir die mitunter gerade nicht allzu angenehm berührende Außenseite immerhin gerne dafür mit in den Kauf nehmen können. Wo so viele

Lichtseiten sind, da muß auch immerhin einiger Schatten vorhanden sein; anders will es die Schöpfung nun einmal nicht. Da der jetzige Graf Bismarck, beim Beginn seines Ministeriums, nothgedrungen oft mehr die rauhen Seiten seines Wesens herauskehren mußte, als dies nunmehr noch erforderlich ist, die schwere Schule die er seit 1864 durchgemacht hat, vielleicht auch mit dazu beigetragen haben mag, manche Schroffheiten seines Charakters mehr zu mildern, so war er unzweifelhaft mehrere Jahre die unpopulärste, ja hier und da sogar am bittersten gehaßte Persönlichkeit in Preußen, ja wohl in ganz Deutschland, wie er jetzt entschieden dessen gefeiertster und tief im Volke selbst verehrtester Staatsmann ist. Nur Wenige ahnten, daß der „märkische Landjunker" von 1863, wie seine zahlreichen politischen Feinde im Lager der Demokratie, des Partikularismus und Ultramontanismus ihn höhnend nannten, der große, allseitig weit über Europas Grenzen berühmte Staatsmann sein würde, dem wir die Gründung unseres nunmehrigen mächtigen deutschen Kaiserreiches, dieser schöne, bisher leider stets unerfüllt gebliebene Traum zahlloser Deutschen, vorzugsweise mit zu verdanken haben. Ich glaube, so wenig den Grafen Bismarck die allgemeine Volksungunst vom Jahre 1863 nur einen Augenblick niederbeugte und von seinem Ziele abweichen ließ, wird ihn die ebenso große Volksgunst im Jahre 1871, zum Uebermuth und zur Ueberschätzung sowohl der eigenen, wie auch der ihm zu Gebote stehenden fremden Kraft verleiten. Er gehört nun glücklicher Weise zu jenen Charakteren von Stahl und Eisen, auf die jeder fremde Einfluß fast gänzlich seine Wirkung verliert.

Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864 verschaffte dem Minister Bismarck zunächst Gelegenheit, seine Kraft nach Außen zu zeigen. Preußen hatte in den Jahren 1848 — 1850 durch seine schwankende, charakterlose und zuletzt über alle Beschreibung erbärmliche und schwächliche Politik unendlich Vieles um Schleswig-Holstein verschuldet und es war jetzt doppelt verpflichtet durch kraftvolle That, das damals begangene Unrecht wieder zu sühnen. So wie Bismarck aber erklärte, daß preußische Waffen, wenn nöthig mit Gewalt, das Recht Deutschlands an Schleswig-Holstein gegen Dänemark schützen würden, erklärte sich Oesterreich zum Erstaunen aller Welt, dazu bereit, in einem solchen Kampfe als Bundesgenosse Preußens auftreten zu wollen. Man hätte sich über solch ein Bündniß

ungemein freuen müssen, wenn man leider nicht arge Zweifel gegen dessen Aufrichtigkeit hegen durfte. Ein wirklich aufrichtiges Bündniß zwischen Preußen und Oesterreich, wäre stets das beste Mittel gewesen, der Welt den Frieden zu sichern und sowohl die französische Eitelkeit und Eroberungslust im Westen, wie die slavische Macht, die sich in Rußland verkörpert, im Osten Europas in die gehörigen Schranken zu weisen. Freilich gehörte zu solchem wirklich aufrichtigen Bündniß zwischen Preußen und Oesterreich vor Allem, daß man in Wien jede Gehässigkeit und Rivalität gegen das preußische Kabinet, die seit Friedrichs des Großen Zeiten unablässig dort herrschten, endlich einmal vollständig aufgab und zu einer richtigen Erkenntniß, sowohl von Preußens wie Oesterreichs wahrer und einziger Aufgabe in der höheren auswärtigen Politik gelangte. Und dies wäre doch bei nur einiger unbefangener Beurtheilung so leicht gewesen. Man durfte sich nur sagen, daß Oesterreich mit nur 10 Millionen Deutschen und einigen 18 Millionen slavischen Einwohnern, fortan ganz unmöglich dazu berufen sein könne, fernerhin noch eine Oberherrschaft in Deutschland auszuüben, daß dies stets ein ganz vergebliches Bemühen sein müßte, und wobei nur vollständig nutzlos und ohne den mindesten Dank dafür zu ernten, die Kräfte des österreichischen Staates geopfert würden. Oesterreichs natürliche Aufgabe ist, alle westlichen Slavenstämme mit den Magyaren möglichst zu verbinden und deutsche Kultur und Sitte in den weiten, so sehr fruchtbaren, aber noch so unkultivirten Ländern an der untern Donau zu verbreiten und dadurch Rußlands Ehrgeiz daselbst eine mächtige Schranke entgegenzusetzen. Man sagt, der Minister von Bismarck habe gerathen, Oesterreichs Hauptstadt von Wien nach Pest zu verlegen, weil sie dort an dem richtigsten Platz sei. Wenn dies gegründet ist, so hat Herr von Bismarck dadurch mit wenigen Worten die natürliche Aufgabe Oesterreichs am Schärfsten bezeichnet. So wie es aber der wahre Beruf der Habsburgischen Dynastie sein muß, ein mächtiges Donaureich zu schaffen, so ist es die jetzige Aufgabe des Hohenzollern-Geschlechtes, alle deutschen Stämme mit Ausnahme derjenigen, die durch ihren Verband mit Oesterreich bereits einem Großstaat angehören, in einem einigen kräftigen deutschen Kaiserreiche zu vereinigen. Solch starkes deutsches Kaiserthum wird zugleich der beste, ja selbst einzig richtige und natürliche Bundesgenosse Oesterreichs sein, und Beide vereint könnten eine

so riesige mitteleuropäische Macht darstellen, daß jede auswärtige Eroberungslust daran schon von vorneherein scheitern müßte. Herrscht unter den beiden mächtigsten deutschen Fürstengeschlechtern, den Hohenzollern und Habsburg-Lothringern, ebenso wie unter ihren Reichen nur gute Eintracht und ein wahres Erkennen ihrer Aufgabe, dann ist auch die Uebermacht des Slaven- wie Romanenthums in Europa vollständig gebrochen und der Weltfriede uns gesichert. Es ist ein entsetzliches Unglück für uns Alle, daß man sich in der Wiener Hofburg dieser so einfachen und richtigen Erkenntniß bisher noch hartnäckig verschlossen hat, denn die blutigen Kriege von 1866 und 1870 wären dann entschieden vermieden worden; doch die Weltgeschichte muß nun einmal ihren Gang, wenn solcher vielleicht auch noch so blutig und grauses Elend über ganze Geschlechter verbreitend sein mag, fortgehen.

Das große und stets dankbar anzuerkennende Gute hatte aber dies augenblickliche Bündniß von Oesterreich und Preußen in den Jahren 1863—1864, daß weder Rußland noch gar Frankreich sich in die ganze schleswig-holsteinische Angelegenheit und den Krieg gegen Dänemark einzumischen wagten. Zwar hatte Louis Napoleon 1864 noch mit seiner mexikanischen Expedition viel zu schaffen, und doch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß er diese günstige Gelegenheit des Krieges gegen Dänemark benutzt haben würde, um an Preußen Forderungen zu stellen, oder sonst den Krieg zu erklären, wenn ihn nicht das Bündniß mit Oesterreich davor zurückgeschreckt hätte. So ward sogleich die angemaßte Suprematie Frankreichs in Europa gebrochen, so wie nur die beiden mitteleuropäischen Großstaaten auch für kurze Zeit, einig waren. Und doch sollte diese Einigkeit leider von nur zu geringer Dauer sein. Daß unsere deutschen Mittelstaaten und mit ihnen der ganze Bundestag, hinsichtlich ihrer auswärtigen Politik sogleich zu der ihrer Größe und Thatkraft angemessenen Unbedeutenheit herabsanken, so wie nur Preußen und Oesterreich vollständige Einigkeit besaßen, war natürlich. Nur der stete Zwist zwischen diesen beiden Großstaaten und ihr Ringen um die Oberherrschaft in Deutschland, hatte diesen 4 Königreichen mit ihrem Anhang eine künstliche Bedeutung verliehen, auf welche sie in Wirklichkeit auch nicht den allermindesten Anspruch erheben durften. Solcher Verlust erneuerte die Eitelkeit und den Ehrgeiz aller dieser kleinstaatlichen Diplomaten,

reizte ihre unheilvolle Geschäftigkeit, dies Bündniß sobald als möglich wieder zu zerstören, damit das alte Spiel der Rivalität und des Schwankens in dem Bundespalais zu Frankfurt am Main, von Neuem wieder beginnen möge. Unbedingt der Thätigste und Gewandteste und kein Mittel Scheuende unter diesen verderblichen Störenfrieden des österreichisch-preußischen Bündnisses, war aber der Minister des Auswärtigen zu Dresden, Herr von Beust. Klug, geistreich, gewandt, in allen diplomatischen Schlichen und Künsten vielgeübt, dabei ein Meister in der Rede und in der Kunst, vortrefflich stylisirte, aber eigentlich ziemlich inhaltslose Depeschen zu schreiben, dabei frivol, charakterlos und von brennendem Ehrgeiz und der höchsten persönlichen Eitelkeit verzehrt, wollte Herr von Beust um jeden Preis eine große politische Rolle spielen. Er haßte Preußen und haßte persönlich noch mehr den Minister von Bismarck und konnte es nicht verschmerzen, daß bei allen Großmächten eine von Berlin ausgehende Note eine ungleich höhere Bedeutung fand, als eine von dem Ministerium des Auswärtigen in Dresden, die gewöhnlich trotz ihrer stylistischen und diplomatischen Feinheiten ungelesen in den Papierkorb wanderte. So setzte Herr von Beust seine ganze Thätigkeit jetzt daran, das österreichisch-preußische Bündniß wieder zu vernichten, eine klein- und mittelstaatliche Liga gegen Preußen zu bilden, und die preußische Kraft und Macht in Deutschland so viel wie ihm nur immer möglich war, zu zerstören. Selbst die Hülfe Frankreichs verschmähte der ehrgeizige sächsische Diplomat zu diesem Zwecke nicht, und hat den Kaiser Napoleon, wie erwiesen ist, in längerer Unterredung und einer ausgearbeiteten Denkschrift darauf aufmerksam gemacht, welche Gefahr für die napoleonische Dynastie in einem mächtigen, ganz Deutschland unter seine Flügel einigenden Preußen liege. Es hat viel edles deutsches Blut gekostet, um diese böse Saat, die Herr von Beust und seine Helfer und Helfershelfer in Hannover, Stuttgart, München und manchen anderen kleinen deutschen Fürstenhöfen und Kabinetten von 1864—1870 mit so rastlosem Eifer, der wirklich einer besseren Sache würdig gewesen wäre, ausgestreut haben, wieder so gründlich auszurotten, wie dies jetzt zum unermeßlichen Heile von ganz Deutschland, glücklicher Weise geschehen ist. Um aber den preußischen Einfluß in Schleswig-Holstein sogleich im Keime zu vernichten, schmuggelte der sächsische Bundeskommissär in Altona, Herr von Könneritz, ein wüthender

Preußenfeind, der seinen hannöverschen Kollegen unbedingt beherrschte, den Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg heimlich als Prätendenten ein. Der Prinz Friedrich, ein persönlich sehr braver ehrenwerther Mann, aber nicht durch besondere geistige Fähigkeiten ausgezeichnet, hatte sich leider durch den Rath einiger überaus ehrgeiziger und nur auf ihren Vortheil bedachter Intriguanten verleiten lassen, diesem Ruf zu folgen und so über zwei Jahre die lächerlich-traurige Rolle eines schleswig-holsteinischen Kronprätendenten zu spielen. Ja, selbst soweit ging der Eifer einiger Führer der Augustenburgischen Parthei, daß sie schamlos genug waren, in einem kläglichen Bettelbriefe die hohe Protection des Kaisers Napoleon anzuflehen.

Ich glaube, daß der Prinz Friedrich jetzt selbst ernsthafte Trauer über sehr Vieles, was seine Anhänger unter seinem Namen in der Zeit von 1863 — 1866 gethan haben, empfinden muß. Von allen Schöpfungen der Neuzeit, wäre übrigens ein eigenes Herzogthum Schleswig-Holstein unbedingt die lächerlichste gewesen. Zu schwach, um sich selbstständig gegen die dänische Eroberungslust zu schützen, würde es beständig Preußen zur Last gefallen sein, hätte stets ungeordnete Finanzen gehabt, und im Innern den verschiedensten Partheien und allen möglichen fremden Abentheurern, die unter der Maske des größten Patriotismus dahin geströmt sein würden, zum Tummelplatz gedient. Nur der beschränkteste Kirchthurm-Partikularismus oder der kleinlichste Egoismus und die persönlichste Ränkesucht, die um des eigenen Vortheiles wegen, das übrige Ganze geopfert, konnte die Bildung eines solchen äußerlich selbstständig erscheinenden Herzogthümleins Schleswig-Holstein erstreben. Danken wir dem Geschicke Deutschlands und der Kraft des Herrn von Bismarck, daß solche nur zum Gespötte der ganzen Welt dienende Vermehrung unserer deutschen Kleinstaaterei, schon gleich von vornherein verhindert wurde. Ich glaube, Herzog Friedrich ist in seinem Innern jetzt selbst am zufriedensten, daß er als unabhängiger, wohlhabender Privatmann in Primkenem, statt als ein solcher Herzog in Kiel residiren kann.

Während so die österreichischen Truppen mit den preußischen vereint, im rühmlichsten Wetteifer gegen die äußeren Feinde kämpften und in guter Kameradschaft ihr Blut vergossen, braute die mittelstaatliche Diplomatie unter Herrn von Beust's Anleitung, geschäftig

ihren Hexentrank, um das kaum entstandene Bündniß der beiden Großmächte auch schon im Keime zu vergiften. Daß dies leider nur zu gut gelang, hat uns die Geschichte des Jahres 1866 gelehrt. Obgleich man in Wien selbst einsah, daß es ein reiner Unsinn wäre, wollten die Oesterreicher sich oben in Schleswig-Holstein festsetzen, ließ man sich doch leider durch die Ränke von Beust und Konsorten verleiten, die einzig richtige, weil naturgemäße Ausbreitung von Preußen daselbst verhindern zu wollen. Man wünschte mit Recht in Berlin die Fortsetzung des Bundes mit dem Wiener Kabinet, denn Herr von Bismarck sah selbst nur zu gut ein, daß einzig dadurch die stets wachsende Gefahr eines Krieges mit Frankreich über kurz oder lang vermieden werden konnte, und bot einen hohen Preis dafür, allein vergeblich. Kaum ruhten die Waffen in Schleswig-Holstein und das, wie es auch nicht anders möglich sein konnte, vollständig besiegte Dänemark, hatte in dessen gänzliche Abtretung eingewilligt, so erhoben sich die wahrhaft eckelhaften Intriguen in Menge, deren Hauptsitz in Dresden zu suchen war, wenn auch ihre Fäden in Kiel, Stuttgart, Hannover, und unläugbar auch in Paris ausliefen. Bei einem mittelstaatlichen, vom heftigsten Preußenhaß verzehrten Diplomaten der alten Schule, auch nur ein Fünklein von deutschem Stolz und nationalem Ehrgefühl zu suchen, wäre eine vergebene Mühe gewesen, und so bettelten und klagten diese Herren jetzt fortwährend im Palaste der Tuilerien um Hülfe und Schutz gegen Preußens Anmaßung. Es war natürlich, daß die nationale Eitelkeit der Franzosen und ihres Herrschers, und ihr Wahn, sie seien zum Schiedsrichter in unseren inneren deutschen Angelegenheiten berufen, hierdurch immer verstärkte Nahrung erhielten. Die Niederträchtigkeit vieler unserer klein- und mittelstaatlichen Diplomaten und ihr wahrhaft hündisches Benehmen in Paris in den Jahren 1863 — 1870, trägt unläugbar an dem Ausbruch dieses jetzigen Krieges kein geringes Verschulden.

Die große Spannung, die bedauerlicher Weise im Anfang 1866 zwischen den Kabinetten von Wien und Berlin entstand, führte nur zu bald den Bruch des kaum geschlossenen Bündnisses herbei. Statt zu löschen und zu besänftigen, unterließen Herr von Beust und seine Helfer und Helfershelfer es nicht, immer neues Oel in die Flamme der Zwietracht zu gießen; Preußen sollte um jede Frucht seines Kampfes und Sieges in Schleswig betrogen werden und die edlen Kämpfer

bei Düppel und Alsen, diese beiden ebenso muthig wie geschickt ausgeführten echt preußischen Waffenthaten, ihr Blut vergeblich vergossen haben. Es durfte und konnte sich dies nicht gefallen lassen, wenn es nicht zum Range eines Mittelstaates herabsinken und seinen Beruf als erster deutscher Großstaat, vielleicht für immer unrettbar einbüßen wollte. Ein Minister von Manteuffel wäre vielleicht unter solch ein caudinisches Joch der äußersten Demüthigung gegangen, der Minister von Bismarck hatte glücklicher Weise eine andere Kraft und einen anderen Muth. Er sah ein, daß nur Blut und Eisen Preußen kräftigen und Deutschland einigen konnten, und nahm kühnen Muthes den ihm von übermächtigen und zahlreichen Feinden im Juni 1866 hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Und ein kräftiges Leben regte sich alsbald im Staat der Hohenzollern. Das preußische Heer, dies edle Volk in Waffen, folgte in kaum geahnter Schnelligkeit dem Rufe seines Königs, und der preußische Adler begann seine mächtigen Schwingen zu regen. Es war zwar eine traurige Zeit, denn ein Kampf von Deutschen gegen Deutsche war leider unvermeidlich geworden, aber doch auch wieder zugleich eine schöne für jeden echten Preußen, da er jetzt so recht erkennen konnte, welche Kraft und Tüchtigkeit in dem Volke wie Heere seines eigenen Vaterlandes liege. Durfte man doch auch schon damals mit Zuversicht hoffen, daß Beides bald dem ganzen geeinigten Deutschland zum Nutzen und Frommen gereichen werde.

Man hatte in Dresden in geschäftiger Eile schon das Fell des Löwen unter der Meute getheilt, bevor solcher noch getödtet war. Oesterreich sollte Schlesien, Sachsen den ihm 1815 mit vollem Rechte abgenommenen Theil seines Gebietes, Hannover einen Theil von Westphalen erhalten, und Baiern und die beiden Hessen und Würtemberg ebenfalls auf andere Weise entschädigt werden. Zu einem Mittelstaat von 10 Millionen Einwohnern, sollte Preußen im Fall seiner völligen Besiegung, die man im Lager seiner Feinde als unumstößlich gewiß annahm, herabgedrückt werden. Ich befand mich gerade während dieser ganzen Zeit in Dresden und mußte nur zu oft ein Augen- und Ohrenzeuge sein, mit welchem Hohn und Rachegeschrei die wüthende Beust'sche Parthei mit ihren durch ganz Deutschland verbreiteten, offenen und geheimen Anhängern, die sichere Besiegung und dann Zertrümmerung Preußens verkündete. Daß solcher Plan auch dem Kaiser

Napoleon als Herrn und Meister vorgelegt worden ist, bleibt eine erwiesene Thatsache. Er hat damals die offene Genehmigung desselben versagt, da er den Willen hegte, im auch von ihm als wahrscheinlich erkannten Fall der Besiegung Preußens, dessen Zertrümmerung nur unter der Bedingung, daß ihm ebenfalls ein Antheil an der Beute zugesichert würde, zu erlauben. Frankreich wollte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht sogleich das ganze linke deutsche Rheinufer, so doch den Theil der preußischen Rheinlande, der vom Rhein und der Mosel begrenzt wird, mit den wichtigen Städten Coblenz, Trier und Saarbrücken, für sich gewinnen. Daß Napoleon im Falle der Niederlage Preußens, mit dieser Absicht offen zu Tage getreten, und solche auch ausgeführt haben würde, ist unzweifelhaft. Wer hätte die Franzosen auch wohl nach der Niederlage der preußischen Armee hieran verhindern wollen?! Oesterreich doch sicherlich nicht, selbst wenn es die Absicht dazu gehabt hätte, und daß die weiland deutsche Bundesarmee, die von kaum zwei preußischen Armeekorps in wenigen Wochen ziemlich widerstandslos auseinander gejagt wurde, der französischen Macht gewachsen wäre, wird doch wohl Niemand im Ernste behaupten wollen? Gerade weil Preußens Sieg bei Königsgrätz diesen ganzen sauberen Plan so vollständig vernichtete, war die Wuth in Paris darüber so groß, und dies ewige Geschrei der Rache für Sadowa erscholl seitdem fortwährend. Was hätte es sonst die Franzosen wohl interessiren können, daß wir die Oesterreicher in Böhmen in so unglaublich kurzer Zeit vollständig besiegten, da weder die französische Nationalehre noch das wahre französische Interesse dadurch auch nur im Allermindesten verletzt wurden? Aber der Plan, sich vorläufig wenigstens eines Theils des linken Rheinufers auf recht wohlfeile und leichte Weise zu bemächtigen, war durch die preußischen Siege von 1866 vollständig vereitelt worden, und nach echt französischer Auffassung erforderte dies die Rache und Strafe der grande nation, daß wir uns erlaubt hatten, ohne ihre allergnädigste Permission auch einmal zu siegen und der französischen Armee das Privilegium, allein nur Siege zu erfechten und militärischen Ruhm zu erndten, zu schmälern. Ein großer Theil des Hasses, der seit 1866 von Neuem wieder in ganz Frankreich gegen Preußen entbrannte, ist aus diesem zweifachen Grunde abzuleiten.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, auch nur eine kurz zu-

sammengedrängte Geschichte des Feldzuges von 1866 hier zu geben. So zuversichtlich auch anfänglich die Siegeshoffnungen Oesterreichs und der mit ihm in unnatürlichem Bündnisse vereinten vier deutschen Königreiche und der mittel- und süddeutschen Kleinstaaten gewesen waren, und so sehr man in Paris auf Siegesdepeschen gehofft hatte, so baldigst und gründlichst wurden diese schönen Träume vernichtet. Zuerst fiel das Königreich Hannover zum Opfer. Es war ein Unglück, daß dessen König, der durch seine Blindheit überhaupt hätte verhindert sein müssen, einen Thron zu besteigen, auch nicht einen einzigen Blick auf die Landkarte zu werfen vermochte, und seine verblendeten Rathgeber eine geistige Blindheit und Unwissenheit aller Verhältnisse besaßen, wie solche gar nicht ärger sein konnte, sonst hätte man bei der geographischen Lage dieses Königreiches, den Wahnsinn der Feindschaft gegen Preußen sogleich einsehen müssen. Es mußte, wie dies auch geschah, der erste Schritt Preußens sein, die hannöversche Widerstandskraft zu zermalmen, denn unmöglich durfte es eine ihm feindliche Macht mitten zwischen seinen östlichen und westlichen Provinzen bestehen lassen. Treu ihrem Fahneneide opferten sich viele brave hannöversche Soldaten bei Langensalza sehr vergeblich, ganz Hannover wurde von preußischen Truppen besetzt, und das Haus der Welfen hatte wohl für immer zu regieren aufgehört. Wir begreifen und ehren den Schmerz so vieler ehrenwerther Hannoveraner über den Verlust ihres alten angestammten Regentenhauses vollkommen, allein in einem ehrlichen Kampfe ward es besiegt und das Land dadurch vollkommen rechtmäßig ein hoch geachteter Theil des großen rein deutschen Staates. Daß diese Umschmelzung besonders im Anfang manche große Unannehmlichkeiten herbeiführt, und man von Vielem, was lieb und theuer geworden ist, scheiden muß, ist begreiflich. Auch mögen wohl von preußischer Seite manche einzelne Härten und Ungerechtigkeiten hier und da vorgekommen sein. Die Zeit heilt alle solche Wunden aber sehr schnell; sie hat solche jetzt schon größtentheils gemildert, und alle Hannoveraner werden bald die Wohlthat, einem großen, geachteten Staate anzugehören, einsehen und sich dann ebenso glücklich unter der Fahne der Hohenzollern fühlen, wie dies die Westphalen und alle andern Stämme Preußens schon lange gewesen sind. Der Krieg von 1870 hat mit diesem kleinstaatlichen deutschen Partikularismus überhaupt recht gründlich aufgeräumt und dies giftige Unkraut, welches die edle Eiche

der deutschen Einheit so schmählichst umwucherte und so viele gute Säfte entzog, mit der Wurzel ausgerottet, und dies halte ich mit für die schönste Frucht dieses grausigen Krieges.

Ebenso wie das Königreich Hannover, ward auch Sachsen sehr schnell von den Preußen besetzt, und Herr von Beust, mit der eifrigste Urheber dieses Krieges, mußte seinem Vaterlande für immer den Rücken wenden. Freilich bescheerte ihm das Glück bald in Wien einen Posten, wo sein Talent zum Intriguiren und zum Hetzen gegen Preußen einen ungleich weitern Spielraum fand und auch zu größerem Einfluß gelangen konnte, als dies von dem so sehr bescheidenen Platz eines sächsischen Ministers des Auswärtigen, möglich gewesen war.

Oesterreichs Heer entfaltete lange nicht die Kraft, wie seine Freunde gehofft und auch wir selbst theilweise gefürchtet hatten. Schlecht geführt, und auch wegen ihrer Organisation aus den verschiedensten, sich oft unter einander auf das Bitterste hassenden Volksstämmen jedes einheitlichen Patriotismus gänzlich entbehrend, dabei auch nur höchst mittelmäßig bewaffnet, ward die österreichische Armee in einer Reihe von glänzenden Siegen von den Preußen aus ihren sehr günstigen Positionen überall verdrängt, ausnahmslos geschlagen und in einer fast unglaublich kurzen Zeit bis hinter die Donau zurückgeworfen. Die ungeheuere militärische Kraft des im preußischen Heere verkörperten einigen Deutschthums, gegenüber dem veralteten, in sich zersetzten Oesterreich, zeigte sich in diesem glorreichen Kampfe von 1866 der ganzen Welt auf eine kaum geahnte Weise. Daß der Plunder der weiland deutschen Bundesarmee mit ihrer verschiedenen Organisation, Bewaffnung, stets mangelhaften Führung und all dem Schlechten und gänzlich Unbrauchbaren, was ein solches aus allen möglichen kleinen Kontingenten bunt zusammengewürfeltes Heer stets in sich tragen mußte, der einheitlichen, kräftigen preußischen Heeresleitung nicht im Mindesten gewachsen sein konnte, war von allen nur halbwegs urtheilsfähigen Officieren, deren Blick nicht durch die Brille des engherzigsten Partikularismus getrübt wurde, schon lange eingesehen worden. Preußen behandelte auch die ihm gegenüberstehende sogenannte Bundesarmee nur ziemlich obenhin und stellte ihr kaum 60,000 Mann entgegen, und trotzdem wurde diese ganze bairisch-würtembergisch-badisch-hessisch-nassauisch-frankfurtische Armee in wenigen ziemlich un-

blutigen Gefechten vollständig besiegt. Das unermeßliche Unglück für Deutschland, wenn wir mit unserer ehemaligen deutschen Bundesarmee der einheitlichen französischen Armee hätten gegenüberstehen müssen, ist durch den schwachen Widerstand, den die Bundestruppen damals leisteten, wieder recht klar bewiesen worden. Wie ungleich besser, lieber und eine ganz andere Kraft zeigend, kämpften die braven Baiern, Würtemberger, Hessen, Badenser, 1870 unter der einheitlichen preußischen Führung als 1866, unter der ihrer sogenannten Bundesfeldherren. „In dem Feldzuge von 1870 habe ich mit meinem Regimente noch niemals einen unnützen Marsch gemacht, während ich 1866 auch niemals nur einen nützlichen machte,“ sagte mir noch kürzlich der Oberst eines bairischen Kavallerieregiments. Ich glaube, in diesen kurzen Worten liegt die beste Kritik des Unterschiedes zwischen der einheitlichen preußischen und der uneinheitlichen Bundesführung. Freilich wurden die so wunderbar glänzenden und schnellen Erfolge des Jahres 1866, auch nebst der über alles Lob erhabenen Tüchtigkeit der preußischen Truppen wesentlich mit durch den seltenen Verein dreier Männer wie Moltke, Roon und Bismarck, auf eine Weise unterstützt, wofür Preußen und mit ihm Deutschland gar nicht genug dankbar sein kann. Der Kriegsminister von Roon, ein Organisator von seltener Kraft, stellte auf das Vollständigste ausgerüstete Armeen in so großer Zahl und Vollkommenheit in das Feld, wie man dies kaum vorher erwarten durfte; mit einem wunderbar großartigen strategischen Talent, welches ihn zweifellos unter die ersten Strategen aller Zeiten erhebt, wußte General von Moltke, der Chef des großen Generalstabes, die Operationen auf dem weiten Kriegstheater mit Meisterhand zu leiten, und daß die Feder nicht wieder verdarb, was das Schwert unserer Krieger gewonnen, dafür sorgte schon die Kraft und das staatsmännische Genie des Grafen Bismarck. Preisen wir Alle recht dankbar das Geschick, welches uns 1866 wie 1870 dies seltene Dreigestirn gegeben und dadurch so unermeßlich viel Gutes für Deutschland gefördert hat.

Mit neidischen Blicken verfolgte man an der Seine die Siege Preußens an der Donau und am Main, die man nicht verhindern konnte. Wie ungleich lieber hätte das französische Volk und gar vor Allem auch dessen Kaiser, es gesehen, wenn Alles umgekehrt gekommen wäre, und die Oesterreicher so nahe vor Berlin, wie jetzt die Preußen

vor Wien gestanden. Wäre doch dann das ganze linke deutsche Rheinland den Franzosen nach und nach als ziemlich leichte Beute anheim gefallen, so wie dem preußischen Adler die Schwingen gelähmt waren, mit denen er solches bisher so mannhaft beschützt hatte. Doch Louis Napoleon hatte sich bisher in diesem Kriege die Politik der freien Hand zur Richtschnur genommen und drängte sich alsbald mit ungestümer Hast als Friedensvermittler zwischen den beiden Hauptkämpfern auf. Gestattete es die französische Eitelkeit doch nicht anders, als daß Frankreich auch bei dieser diplomatischen Action wieder eine Hauptrolle spielen wollte, obgleich es bei dem ganzen Kriege selbst, auch nicht das Mindeste gethan hatte. So erschien denn als ein ziemlich aufdringlicher Gast der französische Gesandte in Berlin, Benedetti, in Nicolsburg, als das vollständig besiegte Oesterreich dort um den Frieden bat, um gleichsam den Vermittler, ja selbst den Schiedsrichter dabei machen zu wollen. Mit der Unverschämtheit und der gänzlichen Verkennung des preußischen Ehrgefühls und deutschen Patriotismus, wie solche nur ein französischer Diplomat des Kaisers Louis Napoleon besitzen konnte, wagte es dieser Benedetti, dem Grafen Bismarck die Mittheilung zu machen, der Kaiser Napoleon wolle gerne gestatten, daß Preußen sich das ganze norddeutsche Gebiet bis zum Main vollständig einverleibe, wenn Frankreich dafür einige Theile von Rheinbaiern nebst Mainz und das preußische Gebiet zwischen Mosel und Rhein erhalte. Auf solche Unverschämtheit hatte Graf Bismarck die einzig richtige und stolze Antwort: „meine Hand wird niemals einen solchen ehrlosen Vertrag unterzeichnen und ich weiß bestimmt, daß mein Gebieter und Herr, der König von Preußen, es nicht dulden wird, daß auch nur ein einziges deutsches Dorf an Frankreich abgetreten werden könnte, so lange nur noch ein preußisches Regiment zu dessen Schutz vorhanden ist.“ Und als er diese verdiente Antwort erhalten hatte, da erbleichte der freche Franzose vor innerm Zorn und von der Stunde an war er der geschworenste Feind des stolzen deutschen Grafen, der sie ihm ertheilt. Auch in Paris war man über solche wohlverdiente Abweisung ergrimmt. Der Neid und Zorn gegen Preußen flammten hoch auf. Die französische Nationaleitelkeit geberdete sich als verrückt, daß man in Berlin es nur wage, eine selbstständige deutsche Politik ohne Frankreichs hohe Genehmigung treiben zu wollen, und das wüste halb wahnsinnige Geschrei der „Rache für Sadowa“ nahm von da

an seinen Anfang. Dachte doch Louis Napoleon, der es auch persönlich bitter empfand, daß sein Antrag so kurz wie er es verdient hatte, abgewiesen war, schon im August 1866 ernstlich daran, Preußen mit einer Kriegserklärung zu bestrafen, und ließ wiederholte Kriegsräthe seiner Marschälle deshalb anstellen. Nur die Ansicht, daß die französische Armee durch die mexikanische Expedition zu geschwächt und auch den preußischen Truppen gegenüber, deren Zündnadelgewehre sich in dem letzten Kriege sehr bewährt hatten, zu schlecht bewaffnet sei, verhinderte damals diese Kriegserklärung. Ueber kurz oder lang den Kampf an Preußen zu erklären und dieses für seinen Stolz, eine selbstständige deutsche Politik zu treiben, zu bestrafen, war aber von nun an in Paris eine festbeschlossene Sache. Besonders die Kaiserin Eugenie, die als bigotte Katholikin das preußische Königshaus als ein protestantisches bitter haßte, dann die französischen Marschälle, die es nicht verschmerzen konnten, daß die letzten preußischen Siege die von ihnen erfochtenen weit überstrahlten, der Prinz Napoleon, dieser erbärmliche Mensch ohne Muth und Kraft, aber stets voller Intriguen und Ränke, den man in Berlin mit verdienter Zurückhaltung aufgenommen hatte, ferner Armeelieferanten, Händler und von ihnen bestochene Journalisten, bildeten hauptsächlich die Führer dieser Kriegspartei gegen Preußen. Daß die Mehrheit des französischen Volkes und Heeres aber eine solche Kriegserklärung mit Freuden begrüßen würde, davon konnte aus den von mir früher schon umständlicher auseinandergesetzten Gründen der Kaiser fest überzeugt sein. So war der Ausbruch dieses Krieges nur noch eine Frage der Zeit.

Preußen schloß in Prag einen schnellen Frieden mit Oesterreich ab, der für letzteren Staat ein so überaus günstiger war, wie er ihn nach seiner vollständigen Besiegung wohl kaum erwarten durfte. Oesterreich schied aus Deutschland aus, wohin es wegen der großen Mehrheit seiner slavischen Bevölkerung auch niemals gehört hatte, und bezahlte einen Theil der Kriegskosten, weiter verlor es nichts. Wohl mit vollem Rechte hätte man bezweifeln dürfen, daß man in Wien mit gleicher Großmuth verfahren sein würde, wenn man als vollständiger Sieger Preußen gegenüber sich befunden hätte. Man beabsichtigte aber in Berlin gar nicht, den österreichischen Staat zu schwächen, denn man hoffte, mit der Zeit ein festes Bündniß mit ihm zu schließen und einen treuen Bundesgenossen daran zu finden. Der stete Grund

der Eifersucht zwischen diesen Großstaaten, wodurch so viele Jahre die besten Kräfte in beiden gelähmt wurden, war ja mit dem gänzlichen Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland, glücklicher Weise endlich vollständig verschwunden und so konnte eine richtige und natürliche Politik sie nur zu einem festen und wirklich aufrichtigen Bündniß führen. Liegt doch der Vortheil, den beide Staaten von einem solchen Bunde haben werden, ziemlich klar zu Tage. Hat sich diese Hoffnung auch leider bisher noch nicht erfüllt, so wollen wir sie doch noch nicht aufgeben, sondern im Gegentheil unverzagt hoffen und harren, daß endlich in Wien die richtige Erkenntniß durchbrechen möge, wie man gar keinen kräftigeren, nützlicheren und in jeder Hinsicht besseren Bundesgenossen finden kann, als das neue starke deutsche Kaiserreich unter dem Kaiser aus Hohenzollerns Stamm.

Auch die meisten übrigen Feinde Preußens, so besonders Baden, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, kamen in dem Prager Frieden sehr gut fort, während freilich Hannover, Frankfurt, Nassau und Hessen-Kassel ihre Selbstständigkeit verloren und in dem großen Preußenreich vollständig mit aufgingen. Die geschichtliche Nothwendigkeit und der klar ausgesprochene Beruf Preußens, an die Spitze von ganz Deutschland zu treten, erforderten es, diese norddeutschen, größtentheils von preußischem Gebiete völlig umschlossenen Staaten ganz in sich aufzunehmen. Wenn auch, meiner Ueberzeugung nach, solch vollständiges Aufgehen in Preußen, für die Gegenwart gar manche Bewohner dieser Länder sehr schmerzlich berühren muß, so werden schon nach wenigen Decennien alle vollständig sich damit zufrieden fühlen; den Fluch der Kleinstaaterei mit allen ihren vielen Lächerlichkeiten und Erbärmlichkeiten, sind sie dadurch wenigstens auf einmal gänzlich los geworden. Daß die schwindelhafte Schöpfung eines eigenen Herzogthums Schleswig-Holstein durch den Prager Frieden von 1866, für immer vollständig beseitigt wurde, war selbstverständlich. Verhältnißmäßig sehr günstig kam das Königreich Sachsen dabei fort, dessen Minister von Beust hauptsächlich mit den Ausbruch dieses Krieges gefördert hatte, denn eben so gut wie Hannover und Kurhessen hätte es eigentlich vollständig in Preußen mit aufgehen müssen. Von politischer Seite muß man beklagen, daß dies nicht geschah, denn kaum wie ein zweites anderes Land in ganz Deutschland, hätte vorzugsweise Sachsen sich in jeder Hinsicht zur vollständigen Verschmelzung mit Preußen geeignet.

Es müssen verschiedene geheime Gründe gewesen sein, die sich bis jetzt noch der Geschichte entziehen, durch welche Sachsen im Prager Frieden seine äußere Selbstständigkeit wenigstens dem Namen nach, sich erhalten hat. Die jetzige sächsische Regierung, den würdigen König Johann an der Spitze, der unbedingt zu den besten und tüchtigsten aller gegenwärtigen deutschen Fürsten gezählt werden darf, hat mit lobenswerther Treue bisher alle ihre Verpflichtungen gegen Preußen erfüllt, und sich so der im Prager Frieden gerade gegen dies Königreich vorzugsweise geübten Großmuth, vollständig würdig gezeigt. Hoffen wir, daß dies immer so bleiben wird.

Es war ein ungeheuerer Gewinn an Macht, Ruhm und Ehre, den Preußen sich in diesem Feldzuge von 1866 erworben hatte, und wohl noch niemals gelang es einem Staat, mit so geringen Opfern und in so weniger Frist, Gleiches zu erreichen. Nicht allein, daß es sich Schleswig-Holstein, ganz Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt und einzelne bairische und darmstädtische Gebietstheile ganz einverleibt hatte, sondern auch seine Macht war durch einen norddeutschen Bund, an dessen Spitze es trat, wesentlich vergrößert worden. Wir hatten jetzt erreicht, was der schöne, leider bisher stets unerfüllt gebliebene Traum so vieler edler Männer unseres Vaterlandes seit langen Zeiten gewesen war, einen mächtigen preußischen Großstaat, und um ihn eng vereint ein einiges Norddeutschland. Dies war schon so unendlich viel, daß wir uns auf Decennien hin vollständig daran genügen lassen konnten. Galt es doch erst das viele Neue was uns diese gänzliche Umgestaltung Norddeutschlands brachte, zu ordnen und zu befestigen, manche Einrichtungen, welche die drängende Eile geschaffen hatte, erst zu prüfen, ob sie sich auch für die Dauer bewährten, und wenn dem nicht war, durch neue verbesserte zu ersetzen. Auch die neuen Bewohner Preußens, die theilweise aus sehr verschiedenen Beweggründen noch mit ihrem jetzigen Geschick gar nicht ausgesöhnt waren, mußten erst nach und nach dafür gewonnen werden, die neue Heeresorganisation sich überall erst einleben; kurz, der friedlichen Arbeiten für ein ganzes Menschengeschlecht gab es in fast zu überreicher Fülle. Zwar fehlte es nicht an vielen und theilweise sehr gewichtigen Stimmen, welche in zu feurigem Patriotismus die sofortige Ueberbrückung des Mains und den schleunigen Eintritt der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund verlangten,

allein die Zahl Derer, welche mit vollem Rechte behaupteten, wir wollten erst das neue stolze Gebäude desselben fest fundamentiren und wohnlich einrichten, bevor wir ihm neue Theile zufügten, war doch die weit überwiegende. Besonders die leitenden und rathenden Kräfte in Preußens Königshaus und Ministerium, huldigten mit vollem Rechte letzterer Ansicht. So gab es wohl keinen Staat der friedlicher gesinnt, weniger kriegslustig und mehr darnach bestrebt war, das Erworbene zu sichern und zu ordnen als gerade Preußen von 1866 bis 70. Man hatte Kriegsruhm, Macht und Ehre in Fülle gewonnen, dabei die furchtbaren Schrecken und Leiden des Krieges, 1864 und 66 so zum Ueberfluß erfahren, daß wahrlich Niemand auch nur im Allerentferntesten geneigt war, die Göttin Bellona mit ihrem schaurigen Schlachtenruf, auf's Neue aus ihren für ganz Europa wohlthätigen Banden zu entfesseln. Je friedlicher man aber in Berlin gesinnt war, desto kriegslustiger ward man es in Paris. Mit steigendem Neide und wachsendem Ingrimm verfolgte man dort, die stets steigende Entwickelung Preußens, die Befestigung des norddeutschen Bundes und die Erstarkung der preußisch-norddeutschen Heeresmacht, der alte Preußenhaß der Napoleonischen Dynastie ward wieder zur vollen Gluth entzündet und kein Mittel, und war es auch das verächtlichste der Lüge, Verleumdung und des Verrathes, ward gespart, diese Flamme auch über ganz Frankreich zu verbreiten. Solch verderbliches Wirken fand leider nur zu reichlichen Erfolg. Immer wilder ward das Kriegsgeschrei des weitaus größten Theiles der französischen Zeitungspresse, die leider stets einen nur zu verderblichen Einfluß ausgeübt hat, und ein immer lauteres Echo fand solches in weiteren und stets weiteren Kreisen des ganzen Volkes. So konnte sich am Anfang des Jahres 1867, wohl Niemand mehr darüber täuschen, daß ein Krieg mit Frankreich für uns eine traurige Nothwendigkeit und dessen Ausbruch nur eine Frage der Zeit geworden sei. Wie ein schwerer Alpdruck hat diese Kriegsbesorgniß von 1867 bis 1870 auf allen Gemüthern in Deutschland gelastet und die freudige Theilnahme mit der wir sonst der friedlichen und gedeihlichen Entwicklung aller unserer inneren Zustände gefolgt sein würden, vielfach arg gelähmt. Das Vertrauen auf die Festigkeit der Zustände fehlte, der Handel und Wandel wollte nicht recht gedeihen, weil man über kurz oder lang einen Kampf befürchten mußte, der Alles zerstörte, jeglicher Spekulations-

sinn fehlte; kurz all und überall machte sich das unbehagliche Gefühl, was man vor dem Ausbruch einer großen Krisis in der Weltgeschichte empfindet, bemerklich. Um viele Millionen hat Frankreich durch sein stetes ruchloses Kriegsgeschrei in dem Zeitraum von 1867—1870, das deutsche Nationalvermögen geschädigt.

Der Frühling 1867 hätte uns fast unausbleiblich bei der Ordnung der Luxemburger Angelegenheiten, schon damals den Ausbruch des Krieges mit Frankreich gebracht. Es war ein sehr übermüthiges Verlangen, das Louis Napoleon an Preußen stellte, seine Besatzung aus der ehemaligen deutschen Bundesfestung Luxemburg zu entfernen und es gab damals gar viele Stimmen in Deutschland, welche wünschten daß man die Worte und Drohungen der Franzosen sogleich mit kräftigen deutschen Schwerthieben beantworten möge. Aber mit vollem Rechte gab der König Wilhelm auf den Rath seines Ministers Bismarck, den französischen Forderungen so weit nach, daß die preußischen Truppen aus Luxemburg gezogen wurden, dafür aber dessen Festungswerke geschleift werden sollten. So weit es irgend mit der Ehre vereinbar war, wollte man in Berlin die friedlichen Gesinnungen die man in Wahrheit besaß, auch äußerlich zeigen, um so der Welt zu beweisen, daß wenn es trotzdem zum Kriege gekommen wäre, die schwere Verschuldung davon allein in Paris zu suchen und auch zu finden sei. König Wilhelm und die Rathgeber seiner Krone, hatten soeben auf den Schlachtfeldern Böhmens die unsäglichen Leiden welche jeder Krieg in nur zu zahlloser Menge hervorruft und wie seine grausige Härte oft in wenigen Stunden das Glück von tausenden von Familien auf ganze Generationen hin vernichtet, selbst in nur zu erschütternder Weise gesehen, um nicht von jeder übermüthigen Kriegslust, selbst wenn sie solche wirklich jemals besessen hätten, gründlich geheilt zu sein. Auch war die Reorganisation der norddeutschen Bundesarmee noch nicht so weit gediehen, daß man begierig sein konnte, solche den schweren Proben eines Krieges mit Frankreich auszusetzen, wie auch alle inneren Zustände in den neuerworbenen preußischen Landestheilen noch sehr der Befestigung und Klärung wie solche nur ein längerer Frieden gewähren konnte, bedurften. Der Kaiser Napoleon selbst war ebenfalls sehr erfreut, daß er sich im Frühling 1867 wenigstens anscheinend eines Erfolges über Preußen rühmen und der französischen nationalen Eitelkeit dadurch schmeicheln durfte, ohne daß er deshalb

zum Schwerte hatte greifen müssen. Die Bewaffnung der französischen Armee mit Hinterladungsgewehren, war im Vergleich zu den preußischen bewährten Zündnadelgewehren nur sehr mittelmäßig und der Kaiser wünschte daß seine gesammte Infanterie erst durchweg mit den vortrefflichen weitschießenden Chassepotgewehren versehen und eingeübt sein möchte bevor sie ihre verheerenden Salven auf die preußischen Bataillone abfeuerte. Auch war das Material der französischen Armee, durch die mexikanische Expedition sehr mitgenommen, und ihre Reihen zu stark gelichtet, als daß solche sich in einem grade sehr kriegstüchtigen Zustand befand. Der Wunsch, daß die für den Sommer 1867 in Paris angekündigte große Industrieausstellung der Welt, im Frieden stattfinden und der französischen Nationaleitelkeit dadurch, wie ich schon früher anführte, ebenfalls auf das Ungebührlichste geschmeichelt werden möge, bewog Louis Napoleon ebenfalls dem Geschrei der Kriegspartei nicht unbedingt Folge zu leisten. Wußte er doch daß es ihm die Pariser trotz ihres Preußenhasses und ihrer künstlich gesteigerten Kriegslust, niemals vergeben hätten, wenn er sie um das Schauspiel und worauf sie vielleicht noch mehr Gewicht legten, den reichen pekuniären Gewinn dieser Industrieausstellung gebracht haben würde. So verzog sich denn, ganz wider das Erwarten Vieler, im Frühling 1867 der so nahe Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich gänzlich und die nächsten Jahre vergingen noch wenigstens äußerlich friedlich. Es sollte dies aber nur die unheimliche Stille vor dem Ausbruch des nahen Sturmes sein.

Mit aller Kraft ward öffentlich und mehr noch im Geheimen jetzt fort und fort in Frankreich gerüstet um die Armee auf eine Weise zu armiren, daß sie sich den Preußen gegenüber, im Vortheil befinde. Es gelang in der Chassepotflinte eine Waffe zu bekommen, die in ihrer Leichtigkeit und auch besonders in der Weite ihres Schusses, sich dem so berühmten preußischen Zündnadelgewehr entschieden überlegen zeigte. Daß dies geschah und auch die neue Waffe sich bei Mentana gegen einen Raubeinfall der Garibaldianer im Kirchenstaat, wie auch bei verschiedenen Expeditionen in Algerien wiederholt sehr glänzend bewährte, hat ebenfalls nicht wenig dazu beigetragen die Kriegslust des französischen Volkes und gar Heeres bedeutend zu steigern. Hofften doch nun Alle mit untrüglicher Sicherheit, daß der sogenannte „Elan" der französischen Truppen, verbunden nun gar mit dem Chassepotgewehr, sicherlich

genügen würde, die gehaßten Preußen ohne Weiteres über den Rhein, ja bis nach Berlin zurückzujagen. Wer von 1868—1870 in Frankreich auch nur den leisesten Zweifel daran gehegt hätte daß die französische Armee in aller und jeder Hinsicht der preußischen weit überlegen sein würde, den hätte man in der That als einen halb Wahnsinnigen betrachtet, zu einer solchen schwindelhaften Höhe hatte sich die französische Nationaleitelkeit damals gesteigert.

Auch für die bessere Remontirung der Kavallerie und Artillerie, Vermehrung der Geschütze, Ausrüstung mit guten Uniformen; kurz für Alles, um das Heer Frankreichs möglichst kriegstüchtig zu machen, suchte der Kaiser Napoleon von 1867—1870 auf jegliche Weise zu sorgen. Sein Kriegsminister, Marschall Niel, der mit als der fähigste Führer der sogenannten Kriegspartei betrachtet wurde, hat wie nicht zu leugnen, hierin gar vieles erreicht was von großem Werthe war. Weniger wollte es mit einer Reorganisation des Heeres und einer wenigstens annähernden Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nach Muster der preußischen, welche der Kaiser Napoleon gerne einführen wollte, gelingen. Trotz des ewigen Geschreies von “la gloire et l’honneur de l’armée française” lieben es die höheren und mittleren Stände in Frankreich gar nicht sonderlich, sich persönlich dem Waffendienst zu widmen und ihr Blut für den Ruhm der Fahnen zu vergießen. Wer es nur irgend bezahlen kann, kauft sich gewiß einen Stellvertreter, wenn bei der Conscription das Loos ihn trifft, Soldat werden zu müssen. Ganz abweichend von unserem norddeutschen Heere besteht die französische Armee daher mit wenigen vereinzelten Ausnahmen, fast nur aus Angehörigen der ärmsten und untersten Stände, welche nicht Geld genug besitzen um sich einen Stellvertreter kaufen zu können, ja welche theilweise sogar des bloßen Geldgewinnes wegen, für einen Anderen dienen und so ihre eigene Haut zu Markte tragen. Gerade diese fast ausschließliche Zusammensetzung aus rohen und ungebildeten Soldaten, war der große durch gar nichts wieder auszugleichende Nachtheil in welchem sich die französische Armee dem preußisch-deutschen, aus dem Kern des Volkes und der Blüthe der ganzen männlichen Jugend bestehenden Heere gegenüber befand. Hätte Louis Napoleon es vermocht, das preußische System der allgemeinen Wehrpflicht wirklich in einer solchen Weise in Blut und Leben des französischen Volkes einzubürgern, wie dies zum unermeßlichen Heile

für ganz Deutschland, in Preußen schon lange der Fall ist, schwerlich würde der Sieg unsere Fahnen stets so begünstigt haben, als dies jetzt — der Schöpfer sei mit ewigem Danke dafür gepriesen! — fort und fort geschah.

Es bleibt stets ein trauriges, leider aber nun einmal nicht abzuleugnendes Ereigniß, daß die französische Kriegslust die seit 1866 in so verstärkter Weise wieder gegen Preußen und den norddeutschen Bund aufloderte, von gar manchen Kreisen in unserem eigenen Vaterlande, noch möglichst angeschürt wurde. Man hätte zwar solchen verächtlichen Mangel an jeglichem Patriotismus und deutschem Ehrgefühl kaum für möglich halten sollen und doch sind nur zu viele schmachvolle Beispiele davon geschehen.

Wie ich schon früher anführte, waren in den neuerworbenen Ländern Preußens und ganz besonders in Hannover, eine Menge von Personen aus den verschiedensten Ständen mit der neuen Gestaltung der politischen Verhältnisse im höchsten Grade unzufrieden. Wenn dies Gefühl auch begreiflich und verzeihlich ist, so bleibt es hingegen die höchste Schmach daß solche berechtigte und unberechtigte Unzufriedenheit sich sogar bis zum offenbaren Verrath am Vaterlande und zur verächtlichsten Buhlerei um die Gunst der Franzosen verleiten lassen konnte. Der blinde frühere König Georg von Hannover, der freilich stets das Unglück hatte, von möglichst schlechten, theils geistig auf eine kaum glaubliche Weise beschränkten und unwissenden, theils intriguanten, käuflichen und nur ihren persönlichen pekuniären Vortheil berücksichtigenden Rathgebern geleitet zu werden, that sich und dem Welfenstamme die Schmach an, eine eigene welfische Legion in Frankreich zu bilden mit der ausgesprochenen Absicht und Hoffnung, daß solche recht bald in Gemeinschaft mit den Franzosen in Hannover einrücken und die Preußen von dort vertreiben solle. Während der weitaus größte und tüchtigste Theil der früheren hannoverischen Officiere, nach entbundenem Eid der Treue gegen ihren früheren Kriegsherrn, mit ehrenvoller Stellung in die preußische Armee eintraten, andere mehr partikularistisch gesinnt, sächsische Dienste aufsuchten, gab es auch eine kleine Zahl ehrloser Abentheurer, die es nicht verschmähten solche hannoverische Legion in Frankreich anzuwerben und in ihr als Officiere zu dienen. Durch Ränke und Lügen der infamsten Art, wurden 6—700 frühere hannoverische Soldaten, zur Anwerbung in diese

Legion verführt und so bestand das verächtliche Schauspiel daß solche mit Stöcken bewaffnet, sich wirklich einige Jahre in Frankreich umhertrieb. Den Franzosen eine Achtung vor Deutschland einzuflößen, konnte solch klägliches Treiben freilich nicht mit beitragen helfen. Glücklicher Weise ging dem Exkönig Georg das Geld früher aus, bevor dieser Krieg ausbrach, und so kam es wenigstens nicht zu der Schande und dem Verbrechen, daß diese sogenannte hannoverische Welfenlegion wirklich an der Seite der Franzosen gegen uns Deutsche kämpfte. Viele der verführten ehemaligen Soldaten derselben, haben jetzt auf das Tapferste in den Reihen der preußischen Truppen gefochten und so ihr früheres Vergehen längst schon wieder gesühnt.

Auch an sonstigen Hetzereien Frankreichs gegen Deutschland fehlte es in den partikularistischen Kreisen nicht. Sowohl der Hietzinger Hof wie der sonst so geizige frühere Kurfürst von Hessen, spendeten Gelder zu diesem Zwecke und so gab es eine Menge feiler Federn, die in Zeitungsartikeln und Brochüren es darzustellen suchten, wie das einzige Heil und die Rettung Deutschlands vor dem drohenden Preußenthume, einzig und allein nur in dem mächtigen und ruhmvollen französischen Volke und dessen edlem Kaiser Napoleon zu finden sei. Es war dies ein ekelhaft verächtliches Treiben, was zwar den Franzosen schmeicheln, jedem Deutschen von nur einigem Ehrgefühl, mochte er auch eine sonst noch so verschiedene politische Gesinnung besitzen, die Brust mit dem höchsten Zorn gegen solch Gesindel von dem es ausging, erfüllen mußte. So bestanden in Dresden, Hannover, Frankfurt, dann auch in Stuttgart und München eigene Kreise, die es sich durch Worte wie Schriften auf das Möglichste angelegen sein ließen, gegen Preußen und den von ihm gegründeten norddeutschen Bund zu intriguiren, und die Gemüther dagegen aufzuregen. All und jedes Mittel schien diesen Menschen erlaubt zu sein, wenn sie sich nur einigen Erfolg davon versprechen durften und weder die frechste Lüge noch die niederträchtigste Verläumdung wurden gespart um hiebei mit zu helfen. Mißvergnügte Edelleute die da grollten, daß durch die letzten Ereignisse seit 1866, die Massen der Diplomaten, Kammerherrn und all der vielen gänzlich nutzlosen Hofschranzen an den mittelstaatlichen und kleinen deutschen Höfen sehr vermindert und ihnen damit fette Sinecuren entzogen waren, beschränkte Partikularisten, deren Blick kaum über ihren nächsten Kirchthurm reichte, die ihren verderblichen Einfluß jetzt glücklicher Weise ein=

gebüßt hatten und solchen um jeden Preis wieder gewinnen wollten, und eine Schaar feiler Literaten, die ihre Feder um ein Billiges zu Allem verkauften, bildeten stets die Hauptmasse dieser Parthei. Ueberall standen die französischen Gesandten aber mit diesen Kliquen im regsten Verkehr, halfen hetzen und schüren, theilten Geld aus wo solches nothwendig war, und schrieben dann umständliche Berichte nach Paris, wie man in ganz Deutschland entschieden feindlich gesinnt gegen Preußen sei, den norddeutschen Bund gerne wieder zu zersprengen wünsche und dringend auf Frankreichs mächtige Hülfe hiebei hoffe. So etwas las man in Paris gar gerne und die Franzosen in ihrer verblendeten Nationaleitelkeit jubelten, und sahen sich schon als die Retter in Deutschland begrüßt und mit dem linken deutschen Rheinufer als Lohn beschenkt, wenn sie wirklich als Sieger in Berlin ihren Einzug gehalten und die verhaßte schwarz-weiße Fahne in den Staub getreten hätten. Auch unsere rothe und rohe Straßendemokratie, die ein starkes Preußenreich mit seinem mächtigen Heer als ihren kräftigsten Feind nicht ohne Grund bitter haßte, gesellte sich zu diesen Feinden der neuen Gestaltung Deutschlands seit 1866, und ihre Führer wetteiferten in den Reden bei Volksversammlungen, wie auch in ihren Organen der Presse, in giftigen Schmähungen mit den Hauptkämpfern jener ersten Kreise. Eine einige und einzige rothe Republik über ganz Europa zu verbreiten, in welcher sie natürlich die besten und einträglichsten Stellen erhielten, war ja das Hauptstreben der social-demokratischen Agitatoren, deren falsche Phrasen von einer bewußtlosen Masse ihrer Anhänger, blindlings nachgebrüllt wurden. Ebenso gab es leider auch eine nicht geringe Zahl von Ultramontanen die gegen das Geschlecht der Hohenzollern als ein protestantisches, einen tiefen Haß hegten und daher in dem Bestreben, dessen Herrschaft über ganz Deutschland zu untergraben, mit den ersten beiden Partheien zeitweilig übereinstimmten, eine so tiefe Kluft sie auch sonst von diesen schied. Daß mit vollem Rechte die katholische Religion ebenso wie die protestantische in Preußen geschützt wird und die Katholiken daselbst richtiger Weise sich der unbedingtesten religiösen Freiheit erfreuen, übersahen diese Ultramontanen in ihrem blinden Eifer. Besonders auch in den noch nicht zum norddeutschen Bunde gehörenden süddeutschen Staaten, ward auf das Eifrigste gegen Preußen und den Gedanken der preußischen Suprematie gewühlt und gehetzt. In Baiern bildete

sich eine mächtige Parthei hiegegen, die in der Kammer die Majorität erhielt und das preußenfreundliche Ministerium Hohenlohe stürzte und in Würtemberg durfte sogar ein Abgeordneter die ehrlosen Worte „lieber französisch als preußisch" öffentlich aussprechen. Daß man in Berlin gar nicht wünschte, die süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund aufzunehmen, wenn diese nicht freiwillig darum baten, und weit entfernt war auch nur den allermindesten Druck hierin auszuüben, vergaßen diese baierischen und würtembergischen Partikularisten und Ultramontanen gänzlich. Mit rastlosem Eifer hetzten und intriguirten besonders auch in München und Stuttgart die französischen Diplomaten auf jegliche Weise, und hatten wie leider nicht zu leugnen, nur zu vielen günstigen Erfolg hierin. Zwar die Idee eines eigenen süddeutschen Bundes unter dem hohen französischen Protectorate nach Muster des schmachvollen Rheinbundes von 1807—1813, die Napoleon eine Zeit lang gehegt hatte, mußte er wieder fallen lassen, da er selbst erkannte daß das deutsche Nationalbewußtsein doch schon zu sehr gekräftigt sei, um solche Schmach zu dulden, aber mit Zuversicht hoffte er, die süddeutschen Staaten zu einer Neutralität zu bewegen, sobald er den Zeitpunkt für günstig erachtete den Krieg an Preußen zu erklären. Daß durch all solch erbärmliches Getreibe in Deutschland, der Uebermuth der Franzosen immer mehr wuchs und ihr Kriegseifer gegen Preußen und den norddeutschen Bund, sich steigerte, war erklärlich. Wahrlich alle diese deutschen Partikularisten, Demokraten und Ultramontanen die von 1867—1870 auf mehr oder minder freche Weise um die Gunst Frankreichs und dessen Herrschers buhlten, so den Uebermuth der französischen Nation steigerten und deren Kriegseifer erhöhten, tragen an dem Ausbruch des Krieges im Juli 1870, die gleiche Schuld wie der Kaiser Napoleon und die eifrigsten französischen Chauvinisten. Auch in Oesterreich bewies man sich leider für die Großmuth des Prager Friedens von 1866, nicht sonderlich dankbar. Die richtige Erkenntniß des Nutzens eines aufrichtigen Bündnisses mit einem starken Preußen, kam nicht in Wien zum Durchbruch, und kleinliche Rivalität und ungerechtfertigtes Rachegefühl herrschten nur zu sehr in den meisten dortigen einflußreichen Kreisen. Ja der Kaiser Franz Joseph ward so sehr davon beherrscht daß er selbst vergessen konnte, wie kurz zuvor erst sein edler Bruder Max in Mexiko der

ränkevollen französischen Politik zum Opfer gefallen war, und auf eine möglichst ostensible Weise den Kaiser Napoleon und dessen Gemahlin in seinem eignen Reiche empfing. Zwar verhinderte der trostlose Zustand der österreichischen Finanzen, und die noch lange nicht durchgeführte Reorganisation der Armee, eine active Betheiligung Oesterreichs an einem Kriege Frankreichs mit Preußen; der indirecten Unterstützung des letztern Staates, konnte Louis Napoleon aber ziemlich sicher sein. Wären die ersten Schlachten der Deutschen gegen die Franzosen im August 1870, nicht sogleich von dem günstigsten Erfolg begleitet gewesen, so hätte Oesterreich nur zu wahrscheinlich sogleich eine ganz andere Haltung gegen Preußen angenommen, als es dies jetzt freilich gethan hat. An Anzeichen hiefür fehlte es nicht. Der Graf Beust der auch in Wien von gleich unruhiger Geschäftigkeit und heftigem Haß gegen Preußen und gar speciell gegen dessen großen Staatsmann Graf Bismarck beseelt war, nahm im Jahre 1867 einen bekannten preußenfeindlichen Pamphletisten, den Grafen Vitzthum aus Dresden, in die Dienste seiner Diplomatie und ließ ihn überall in Brüssel, Paris und Florenz gegen Preußen hetzen und intriguiren.

Unter solchen Umständen war ein Krieg Frankreichs gegen Preußen in naher Frist, unvermeidlich geworden. Sein Verhängniß zwang den Kaiser Napoleon mit unerbittlicher Nothwendigkeit zu einem solchen, mochte er persönlich es nun wünschen oder nicht; dies hoffe ich in vorstehendem kurzen, möglichst zusammengedrängten Abriß der Geschichte und innern Entwicklung des französischen Volkes, überzeugend bewiesen zu haben. Wahrscheinlich würde eine solche Kriegserklärung unter irgend einem beliebigen nichtigen Vorwand, schon 1868 oder spätestens 1869 erfolgt sein, wenn nicht theils der Ausbruch der spanischen Revolution, die dem Kaiser Napoleon persönlich sehr unbequem war, und mehr noch der Umstand, daß die gesammte französische Infanterie noch nicht durchweg mit Chassepotgewehren bewaffnet und eingeübt war, auch die Lücken der verunglückten mexikanischen Expedition im Heere noch nicht vollständig ergänzt werden konnten, dies verhindert hätte. So blieb es dem Jahre 1870 leider vorbehalten, daß Deutschland unter dem nichtigsten und frivolsten Vorwand den je nur die Weltgeschichte gekannt hat, urplötzlich mit einer Kriegserklärung von Frankreich überrascht und zu dem furchtbar großartigen Kriege, dessen getreue und klare Schilderung der Zweck dieses Buches sein soll, unabweisbar gezwungen wurde.

III. Kapitel.

Die Stärke und Formation der französischen und der deutschen Armee am Beginn des Jahres 1870 und die Schnelligkeit ihrer Mobilmachung.

Es scheint mir angemessen zu sein, bevor ich zu der Schilderung der so großartigen Ereignisse des Jahres 1870 selbst übergehe, eine kurze Uebersicht der Streitkräfte über welche der Kaiser Napoleon wie der König Wilhelm von Preußen dabei gebieten konnten, hier folgen zu lassen. Grade die ganze Geschichte dieses furchtbaren Krieges, der von beiden Seiten mit so ungeheuren Heeren gekämpft wurde, wie früher die Weltgeschichte sie kaum gekannt hat, dürfte vielen Lesern dadurch desto leichter verständlich werden. So viel es nur irgend angeht ohne die Klarheit und Uebersichtlichkeit zu beeinträchtigen, will ich mich dabei der größtmöglichsten Kürze zu bestreben suchen.

Wie ich schon in den früheren Abschnitten wiederholt anführte, verdankte der Kaiser Louis Napoleon dem Heere nicht allein wesentlich mit seine Erhebung auf den Kaiserthron Frankreichs, sondern auch größtentheils die Befestigung seiner Macht im Innern und die Vergrößerung seines Ruhmes und Ansehens nach Außen. Es war daher natürlich daß er Alles anwandte, nicht allein die Armee zu verstärken, sondern auch in ihrer Organisation zu vervollkommnen und sie sich so weit dies überhaupt bei den wankelmüthigen, undankbaren Franzosen möglich ist, dankbar und ergeben zu machen. Wenn auch der Kaiser bei der Reorganisation vielleicht hier und da manche Mißgriffe gemacht hat, so erreichte er doch im Wesentlichen seinen Zweck, und gebot nicht allein über ein viel stärkeres, sondern auch besser bewaffnetes, remontirtes, strenger disciplinirtes und von kriegerischem Geiste erfülltes Heer, wie dies die Bourbons von 1815—1830 oder Louis Philippe von 1830—1848 oder gar die Republik von 1848—1850 jemals besessen haben. Der Krimkrieg von 1853—1855, der italienische Krieg von 1859 und auch dieser jetzige Riesenkampf haben dies zur Genüge bewiesen.

Die französische Armee im Jahre 1870, zerfiel ihrer Organisation nach, I. in die Linienarmee und II. in die mobile Nationalgarde,

deren Soldaten unter dem Namen „Mobilgardisten“ in diesem Kriege noch so häufig genannt werden müssen. Die Linienarmee umfaßte die kaiserliche Garde, die eigentliche Linie, und die besonderen algierischen fremden Korps oder wie sie in Frankreich heißen, „troupes indigènes.“

Auf dem Friedensfuß sollte die Armee nach ihrer letzten Organisation enthalten:

Infanterie.

a. Kaiserliche Garde.

3 Regimenter	Grenadiere	zu 3	Bataillonen.
3 „	Voltigeurs	zu 3	„
1 Regiment	Zuaven	zu 2	„
Chasseurs à pied			1 Bataillon.
			21 Bataillone Infanterie der

Garde, die in 2 Divisionen und 4 Brigaden getheilt wurden.

b. Linie.

100 Regimenter	Linieninfanterie	zu 3	Bataillonen,
3 „	Zuaven	zu 3	„
Chasseurs à pied			20 Bataillone,
			329 Bataillone Infanterie.

c. troupes indigènes.

3 Regimenter Turkos zu 3 Bataillonen (Afrikaner),
1 Regiment der Fremden-Legion zu 3 Bataillonen,
12 Bataillone,

ferner noch 5 Disciplinar-Bataillone oder sogenannte leichte afrikanische Infanterie.

Es waren somit 362 Bataillone Infanterie, in verschiedener Gattung, in der französischen Armee vorhanden.

Im Frieden sollte jedes Infanterieregiment bestehen, aus 2 Feld- oder Marschbataillonen zu je 8 Kompagnien, und 1 Depotbataillon zu 6 schwachen Kompagnien. Auf dem Kriegsfuß hingegen sollte dem Etat nach, jedes Regiment 3 Feldbataillone zu je 7 Kompagnien formiren und ein viertes oder Depotbataillon in seiner Garnison zurücklassen. Diese Formation ist auch beim Beginn des jetzigen Krieges beibehalten worden. Die Friedensstärke jedes Infanterieregiments war auf 1800 Mann bestimmt, während es für

den Kriegsfall, mit seinen 3 Kriegsbataillonen mit 3000 Mann in das Feld marschiren sollte. Diese Stärke ist außer bei der Garde, den Zuaven und Turkos, aber niemals erreicht worden. Als beim Beginn des jetzigen Krieges die französischen Infanterieregimenter der Linie in das Feld marschirten, betrug die Stärke jedes Bataillons nicht viel mehr als durchschnittlich 700 Mann Combattanten, ein Regiment rückte also mit 2100 Mann ab, während die Stärke der zurückbleibenden vierten oder Depotbataillone ungefähr 250—300 Mann betragen mochte.

Die 20 Chasseurs-Bataillone, die ausgesucht gewandte und leichte Leute, gewöhnlich aus den Gebirgsgegenden Frankreichs enthalten, sind durchschnittlich mit 800 Mann in das Feld gerückt und haben an 200 Mann im Depot zurückgelassen.

Die Gardeinfanterie enthält nur ausgesucht kräftige und tüchtige Soldaten, die schon zuvor mindestens 1 Jahr vorwurfsfrei in der Linie gedient haben mußten, bevor sie in dies Elitekorps mit höherer Besoldung, reicherer Uniformirung und manchen anderen sonstigen Vorzügen, eintreten durften. Jedes Garderegiment ist mit ca. 2800 Mann in das Feld marschirt und hat zwischen 3—400 Mann im Depot zurückgelassen.

Die Zuaven bestehen nur aus Freiwilligen, die größtentheils schon zuvor einige Jahre in den andern Truppengattungen gedient haben und dann auf ihren besondern Wunsch in dies Korps, was im Frieden stets in Algerien garnisonirt und eine besonders bunte orientalische Uniform trägt, aufgenommen werden. Jedes Zuavenregiment wird mit circa 2400 Mann in den jetzigen Krieg marschirt sein.

Die Turkos sind freiwillig angeworbene Kabylen, Neger oder sonstige Orientalen, die aber gewöhnlich von französischen Officieren und Unterofficieren kommandirt werden. Es sind größtentheils wilde, barbarische Menschen voller Grausamkeit, und es bleibt eine Schande für die Franzosen, die sich doch sonst rühmen stets an der Spitze der Civilisation zu marschiren, daß sie solche afrikanische Barbaren überhaupt nur in einem europäischen Kriege verwandt haben. Wenn beim Verlauf desselben, dies aus Noth und Mangel an anderer Mannschaft geschah, so läßt sich dies vielleicht entschuldigen, aber sowohl 1853 im Krimkriege, 1859 im italienischen Feldzuge und jetzt wieder 1870, theilte der Kaiser Napoleon sogleich sämmtliche Turkos dem

activen Heere in Europa zu und verwandte sie mit zur Avantgarde. Diese 3 Turkosregimenter, die größtentheils sogleich in den ersten Kämpfen furchtbar mitgenommen wurden, sollen mit circa 6000 Mann aus Algerien herübergekommen sein und ihre Depots durch fortwährende eifrige Anwerbungen unter den wildesten Stämmen in der Kabylie, ja selbst in ganz Afrika, vermehrt haben. Wenn auch die Geschichten von ihrer Grausamkeit und daß sie den Verwundeten und Gefangenen die Augen ausgestochen und die Ohren abgeschnitten hätten, wie solche beim Beginn des Krieges unter den deutschen Truppen und auch im Volke vielfach erzählt und auch geglaubt wurden, fast durchweg unwahr oder doch sehr übertrieben sind, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie bei uns arg gehaust haben würden, wenn sie als Feinde den Boden Deutschlands betreten hätten. Preisen wir daher dankbar den Schutz Gottes und die Tapferkeit unserer Truppen, die solch schweres Unheil von unserem Vaterlande abwandte.

Diese sämmtliche französische Infanterie, war beim Beginn des Feldzuges gut uniformirt, reichlich mit allen Kriegsbedürfnissen ausgerüstet und durchweg mit Chassepotgewehren und Büchsen bewaffnet. Es mag hier vielleicht ein geeigneter Platz sein, wenn ich kurz zusammengefaßt das Urtheil anführe, welches sich im Verlauf dieses ganzen Krieges, unter den darüber kompetenten deutschen Officieren, über das französische Chassepotgewehr gebildet hat. Allgemein räumt man ein, daß solches wegen seines leichtern Gewichtes, dann auch weil die Munition dafür leichter ist und seine Tragkraft um 3—400 Schritt größer ist, den Vorzug vor sämmtlichen verschiedenen Schießwaffen mit denen unsere deutschen Kontingente bewaffnet waren, verdient. Das Chassepotgewehr sendet sein Geschoß bis auf 14—1600 Schritt, obgleich es freilich unmöglich ist auf solche Entfernung nur noch einigermaßen sicher zu zielen und man kann dabei auch noch schneller als mit dem Zündnadelgewehr, wenn freilich nicht schneller als mit dem bairischen Wendlgewehr neuster Construktion, schießen. Das preußische Zündnadelgewehr ist für den Soldaten um zwei Pfund schwerer zu tragen als das Chassepotgewehr, und auch seine Munition fällt schwerer in das Gewicht, und sein Geschoß hat dabei nur eine Flugkraft von 900—1000 Schritt. Es war daher ein großer Uebelstand für unsere Truppen, der auch wesentlich mit die ungeheuren Verluste im Anfang des Feldzuges, wo wir noch der regulären, wenigstens einigermaßen

ausgebildeten französischen Infanterie gegenüberstanden, herbeiführte, daß unsere angreifenden Kolonnen den Raum von 15—1600 bis auf 1000—900 Schritt, schon im feindlichen Feuer zurücklegen mußten, ohne selbst von ihren Schußwaffen mit nur einiger Aussicht auf Erfolg Gebrauch machen zu können. In der Entfernung von 900—600 Schritten, schießt übrigens das Zündnadelgewehr ungleich sicherer als das Chassepotgewehr, und seine Geschosse besitzen auch eine weit größere Kraft. Es ist ein Glück, daß der französische Infanterist, mit geringen Ausnahmen, vermöge seines unruhigen, beweglichen Temperaments, und weil rationelle Schießübungen in Frankreich niemals mit dem Eifer und guten Erfolg angestellt wurden, als dies besonders in Preußen der Fall ist, weit schlechter schießt und besonders nicht so richtig zielt und daher seine vortreffliche Waffe nicht gehörig auszunutzen verstand, sonst würden unsere Verluste, namentlich auch an Officieren, in diesem blutigen Feldzug noch weit größer gewesen sein, als dies ohnehin schon leider der Fall war.

Die französische Kavallerie stand früher mit Recht in dem Ruf, daß sie schlechter ritt, den Vorpostendienst unordentlicher versah und ihre Pferde ungleich mehr vernachlässigte, als dies bei der deutschen und namentlich preußischen Reiterei der Fall war. Wenn diese Mängel sich auch während dieses letzten Krieges noch vielfach sehr bemerklich bei der französischen Reiterei gezeigt haben, und solche sich der preußisch-deutschen niemals ebenbürtig bewies, so ist doch nicht zu läugnen, daß der Kaiser Louis Napoleon gerade für diese Waffengattung seines Heeres ungemein viel gethan hat.

Zwischen einem französischen Kavallerie-Regiment 1848 unter Louis Philippe und einem solchen 1868 unter dem Kaiser Napoleon, bestand ein so großer Unterschied, daß solcher selbst einem Laien auffallen mußte. Besonders hinsichtlich des besseren Reitens der einzelnen Kavalleristen, sorgfältiger, der deutschen nachgebildeter Pferdewartung und auch Remontirung mit guten Pferden, sorgte der Kaiser Napoleon, der persönlich selbst ein trefflicher Reiter und geübter Pferdekenner ist, stets mit unablässigem Eifer.

Die französische Kavallerie zerfällt in schwere, oder Reserve-Kavallerie, mittlere oder Linien-Kavallerie, leichte Kavallerie und afrikanische Kavallerie. Ein anderer Unterschied ist der zwischen der Kavallerie der Garde und der Linie.

Die schwere Kavallerie zählt:

1	Garde-Kürassier-Regiment	= 4	Feld-Eskadrons.
1	Garde-Karabiniers-Regiment	= 4	do.
10	Kürassier-Regimenter	= 40	do.
12	Regimenter	= 48	Feld-Escadrons.

Die mittlere Kavallerie zerfällt in:

1	Garde-Dragoner-Regiment	= 4	Feld-Eskadrons.
1	Garde-Lanciers-Regiment	= 4	do.
12	Linien-Dragoner-Regimenter	= 48	do.
8	Lanciers-Regimenter	= 32	do.
22	Regimenter	= 88	Feld-Eskadrons.

Die leichte Kavallerie zerfällt in:

1	Garde-Chasseurs-Regiment	= 4	Feld-Eskadrons.
1	Guiden-Regiment	= 4	do.
12	Chasseurs à Cheval-Regimenter	= 48	do.
8	Husaren-Regimenter	= 32	do.
22	Regimenter	= 88	Feld-Eskadrons.

Die afrikanische Reiterei zerfällt in:

4	Chasseurs d'Afrique-Regimenter	= 16	Feld-Eskadrons.
4	Spahis-Regimenter	= 16	do.
8	Regimenter	= 32	Feld-Eskadrons.

Die Chasseurs d'Afrique die im Frieden stets in Algerien garnisoniren, bestehen aus freiwillig angeworbenen Franzosen. Es ist eine sehr gute leichte Kavallerie, die auch in diesem Feldzug sich ausgezeichnet hat und großentheils aufgerieben wurde.

Die Spahis sind lauter eingeborene Afrikaner, die größtentheils von französischen Officieren befehligt werden. So viel mir bekannt, sind solche in diesem Kriege nicht zur Verwendung gekommen.

Es soll demnach die gesammte französische Kavallerie aller Waffengattungen, 62 Regimenter mit 248 Feld-Eskadrons stark sein.

Auf dem Friedensfuß soll jedes Regiment außer dem Stabe 28 Officiere, 472 Mann und 400 Pferde, auf dem Kriegsfuße aber 32 Officiere, 648 Mann und 592 Pferde stark sein. Beim Beginn

des Krieges von 1870, sind die Garde-Regimenter mit 550 Pferden, die Linien-Regimenter aber durchschnittlich kaum mit 500 Pferden in das Feld marschirt. Außer diesen Feldschwadronen hat jedes schwere Regiment 1, jedes Linien- und leichte Regiment aber 2 Depot-Eskadrons. Die Stärke derselben soll im Frieden circa 100 Mann mit 50 Pferden per Eskadron, betragen, die aber selten erreicht wird. Beim Ausbruch dieses Krieges, waren die Ersatz-Eskadrons kaum 50—60 Pferde stark, doch geschah Alles, um sie so schnell als möglich zu vermehren. Leichte Kavalleriepferde wurden aus Afrika und Spanien, schwere aus der Schweiz, Holland, Belgien und England in Masse angekauft, und eiligst in die verschiedenen Depots gesandt. So sollen Mitte August ungefähr 180 Mann mit 100 — 150 Pferden in der Depot-Eskadron jedes Regiments vorhanden gewesen sein, welche Zahl aber bald sehr bedeutend wieder zusammenschmolz. Auf dem Kriegsschauplatz sind zu keiner Zeit mehr als höchstens 30,000 Mann französischer Kavallerie thätig gewesen und dürfte selbst diese Zahl schwerlich ganz erreicht sein. Gerade die so sehr bedeutende Ueberlegenheit an Reiterei sowohl in quantitativer wie qualitativer Hinsicht, war sogleich vom Beginn des Feldzuges an, ein sehr wichtiger Vortheil für das deutsche Heer, der dessen fast beispiellos schnellen Vormarsch in Frankreich so sehr begünstigte. Hätten wir nicht diese so sehr zahlreiche und bewegliche leichte Kavallerie gehabt, welche alle Bewegungen unserer Heere verdeckte, dagegen die feindlichen Stellungen stets ausspähte und den Rückzug der Franzosen beunruhigte, so würde es uns wohl nicht möglich gewesen sein, nach dem Sieg bei Wörth mit so großer Schnelligkeit in das Innere von Frankreich vorzurücken und dadurch sogleich einen so unermeßlichen Vortheil für uns zu erringen, als dies jetzt glücklicher Weise geschehen ist. Wie man dies auch eigentlich erwarten konnte, so hat die französische leichte Kavallerie in diesem Feldzug in Allem, was den Sicherheitsdienst des Heeres, Recognoscirungen und kühne Unternehmungen anbetraf, sehr wenig geleistet. Es ward von unserer Seite vielfach mit einer gewissen Sorglosigkeit und Verachtung des Feindes vorgegangen, und gerade dies hätte die französische leichte Reiterei benutzen können und müssen, um größere kühne Unternehmungen gegen uns auszuführen. Da wir den Krieg stets in Frankreich führten und so die gesammte Bevölkerung des Landes uns im höchsten Grade feindlich, der französischen Kavallerie

aber freundlich gesinnt war, letztere ja auch alle die Lokalkenntniß besitzen konnte, die unseren Führern abging, so wären alle dergleichen Unternehmungen dadurch auf das Höchste begünstigt worden. Bis zur Katastrophe von Sedan, fehlte der französischen Armee dieser kühne Unternehmungsgeist jedoch im höchsten Grade, und sie ließ sich im Großen wie Kleinen fast stets nur von uns angreifen, statt daß sie selbst angriff. In der späteren Periode dieses großartigen Krieges, als wir es mehr mit einem Volksheer zu thun hatten, änderte sich dies freilich sehr und die Franctireurs-Schaaren ließen es an kühnen Unternehmungen und nachhaltigen Angriffen wahrlich nicht fehlen. In dieser letzten Periode des Krieges, war aber die leichte französische Kavallerie größtentheils schon vernichtet und so schwach an Zahl, oder mit so abgetriebenen Pferden beritten, daß ihre Angriffe kaum mehr von Bedeutung sein konnten. So finden wir in allen Gefechten, die nach der Kapitulation von Metz, besonders an der Loire und dann auch im Norden Frankreichs vorfielen, keine Erwähnung, daß feindliche leichte Kavallerie sich irgendwie besonders dabei hervorgethan hätte. Die französische schwere Kavallerie hat in geschlossenen Angriffen mehrfach mit großem Muthe und vieler Tüchtigkeit gekämpft und sich den preußischen und mehr vielleicht noch bairischen Kürassieren, vollkommen ebenbürtig gezeigt. Besonders bei Wörth machten französische Kürassier-Regimenter mit kühner Todesverachtung einen energischen Angriff auf preußische Infanterie. Wie dies aber unzweifelhaft jetzt fest steht, daß bei den neuern, schnell und sicher schießenden Infanteriegewehren, der Angriff jeder und auch der besten Kavallerie, auf eine fest und geschlossen bleibende und ruhig feuernde Infanterie, ganz entschieden mißlingen wird und muß, so zeigte sich dies auch hierbei recht augenfällig. Die französischen Kürassier-Regimenter wurden fast vollständig von dem preußischen Infanteriefeuer vernichtet, bevor sie nur in solche Nähe gekommen waren, daß sie mit ihrer blanken Waffe nur den mindesten Schaden zufügen konnten. Auch in den blutigen Schlachten bei Vionville, Mars-la-Tour und Gravelotte am 14. — 18. August kämpfte schwere französische Kavallerie wiederholt mit großem Muthe und vielem Erfolge, und erwies sich als ein sehr gefährlicher Feind. Der Rest der französischen Kürassiere ging bei Sedan und namentlich Metz, wo an 5000 Mann mit eingeschlossen wurden, größtentheils gänzlich verloren, und was in den späteren Gefechten kämpfte,

bestand fast nur aus den Depot-Schwadronen der früheren Regimenter, und war ohne große Bedeutung.

Die französische Artillerie sollte nach der letzten Organisation bestehen aus:

2 Garde-Artillerie-Regimentern, wovon 1 berittene und 1 fahrende Artilleristen enthielt, zu je 6 Batterien,

15 Feld-Artillerie-Regimentern der Linie zu Fuß.

Jedes dieser Regimenter enthielt 2 zwölfpfündige und 6 vierpfündige fahrende Batterien und 4 Depot-Batterien, welche mit zum Festungsdienst verwandt werden sollten.

4 Regimenter reitende Artillerie mit zusammen 32 Batterien vierpfündiger Geschütze. Jede französische Batterie enthält 6 Geschütze.

Es waren demnach für das Feld bestimmt an

fahrender Artillerie: 126 Batterien mit 756 theils zwölfpfündigen, theils vierpfündigen Geschützen;

an reitender Artillerie: 38 Batterien mit 228 vierpfündigen Geschützen, zusammen also 168 Batterien mit 1008 Geschützen verschiedenen Kalibers.

Bei dem Beginn dieses Krieges, war diese Artillerie nicht vollständig. Man hatte in letzter Zeit sehr viele sogenannte Mitrailleusen-Batterien errichtet, von denen jeder Infanterie-Division 3 Batterien zugetheilt werden sollten. Um diese Mitrailleusen-Batterien, von denen im Juni 1870 24 Batterien vollständig ausgerüstet waren, mit Pferden und Mannschaften versehen zu können, hatte man solche von der Artillerie entnommen. So waren beim Beginn dieses Krieges kaum 800 französische Geschütze vollständig ausgerüstet, bespannt und mit der nöthigen Mannschaft und den dazu erforderlichen Officieren und Unterofficieren versehen. Als der Kaiser Napoleon uns seine ruchlose Kriegserklärung in das Gesicht schleuderte, konnte er ungefähr 650 Feldgeschütze, darunter an 200 Geschütze der reitenden Artillerie, sogleich abmarschiren lassen. In der letzten Hälfte Juli bis zum wirklichen Ausbruch der Feindseligkeiten, wurde diese Zahl um circa 150 Geschütze noch vermehrt.

Der Kaiser Napoleon, der früher selbst in der Schweiz als Artillerieofficier diente, hat der Artillerie seines Heeres stets besondere Sorgfalt zugewandt, ohne dabei aber recht glückliche Erfolge erreicht

zu haben. Zwar 1853—1855 im orientalischen und 1859 im italienischen Kriege, zeigte sich die französische Artillerie der russischen und österreichischen entschieden überlegen; in diesem Feldzuge von 1870 aber schoß sämmtliche deutsche Artillerie sicherer und besser als die feindliche. Daß unsere deutschen Artillerieofficiere eine gute geistige Ausbildung erhalten und vorzugsweise auch bei der Artillerie so viele gebildete einjährige Freiwillige dienen, war von besonders hohem Werth. Auch das preußische Hinterladungsgeschütz schoß sicherer als das französische Vorderladungsgeschütz. Nach vielfachen verschiedenen Versuchen und Abänderungen, hatte der Kaiser Napoleon im Jahr 1867, als zuerst der baldige Krieg mit Preußen bei ihm unumstößlich feststand, bestimmt, daß bei den Feldbatterien theils gezogene Vierpfünder, theils gezogene Zwölfpfünder nach dem Vorderladungs-System la Hitte eingeführt werden sollten, indem er von der durch ihn erfundenen zwölfpfündigen glatten Granatkanone, die zuerst vollständig eingeführt werden sollte, wieder abging.

Die Mannschaft der Artillerie besteht aus ausgesucht großen und starken Männern; die Officiere, die früher wegen ihrer wissenschaftlichen Ausbildung so sehr bekannt waren, scheinen darin aber nachgelassen zu haben. Die Bespannung der französischen Artillerie besteht aus starken, ausdauernden, aber etwas plumpen und nicht sehr schnellen Pferden der Landesrasse. Die Lafetten, Wagen und auch Geschirre sind gut und tüchtig gearbeitet und es zeigte sich auch hierin wie in Allem, daß Frankreich bei der Ausrüstung seines Heeres mit dem Gelde nicht gespart hatte.

Außer dieser Feld-Artillerie waren 1870 noch 60 Festungs-Artillerie-Kompagnien vorhanden, welche zum Dienst bei den Belagerungsgeschützen verwandt werden sollten. Man nahm in Frankreich es für ganz gewiß an, daß die französischen Heere sehr bald in Deutschland eindringen und deutsche Festungen belagern würden, und richtete dafür schon im Voraus große Belagerungsparks ein, die vorläufig in Metz und Straßburg, als den beiden wichtigsten Waffenplätzen des Landes, aufgestellt wurden und unseren Heeren bei der Einnahme dieser beiden Orte, eine sehr willkommene Beute gewährten. Da Frankreich, wie kein anderer Staat in Europa, eine sehr bedeutende Menge von größeren und kleinen Festungen verschiedenen Ranges besitzt und besonders zum Schutz der Ost- und Westgrenze die Festungen

Arras, Lille, La Fère, Soissons, die Citadellen von Ham, Amiens und Laon, die Festungen Mézières, Longwy, Montmedy, Thionville, Metz, Marsal, Toul, Verdun, Pfalzburg, Bitsch, Langres, Straßburg, Schlettstadt, Breisach, Belfort und Besançon dienen (man sieht, es ist dies eine sehr stattliche Reihe, deren Einnahme uns viel Blut, Geld und Mühe gekostet hat), so war die Masse von schweren Geschützen aller Art, eine ungemein bedeutende. Abgesehen von den Tausenden von Geschützen älterer Construction, die in den Arsenalen und auf den Festungswällen aufgehäuft waren, hat der Kaiser Louis Napoleon zur Illustration seiner Phrase „l'empire est la paix", von 1852—1860 allein 3826 neue glatte Geschützröhre in den Staatsgießereien gießen lassen; vom Jahre 1860 an, wo zuerst die gezogenen Geschütze eingeführt wurden, sind 5000 neue gezogene Geschützröhre gegossen, so daß allein der letzte Kaiser Frankreich mit 8800 neuen Geschützen versah. Mit den alten Kanonen, die besonders in den kleinen Festungen aufgestellt waren, besaß der französische Staat mindestens 15—16000 Geschütze aller Gattungen, von denen über die Hälfte von unseren siegreichen Truppen theils in den Feldschlachten, theils in den von ihnen eroberten Festungen erbeutet wurden. Es sind 2 große Geschützgießereien zu Bourges und Douay, dann 5 Staats-Pulvermühlen, ferner bedeutende Arsenale zu Metz, Straßburg, Toulon und Cherbourg vorhanden, wie denn auch die Artillerie ein großes Central-Depot und eine Menge sonstiger großartiger Einrichtungen besaß. Trotzdem aber zeigte sich das preußische schwere Festungsgeschütz ungleich sicherer und weiter schießend als das französische, und die deutschen Feldbatterien waren in ihrer Leichtigkeit, schnelleren Manövrirfähigkeit und besonders auch im sicheren Schießen, den französischen entschieden überlegen, obgleich diese sonst es an Muth und schnellem Avanciren in die Feuerlinie hinein, nicht fehlen ließen. Besonders bei Sedan war ein sehr lebhafter gegenseitiger Geschützkampf der Artillerie, der so recht Gelegenheit gab, die Tüchtigkeit der französischen mit der deutschen zu vergleichen. Die so viel besprochenen Mitrailleusen, die besonders im Anfang des Krieges in aller Welt Mund waren, sind eine neue französische Erfindung und wurden wenigstens in dieser Weise, bisher in keinem anderen europäischen Heere benutzt. Da wir in diesem Kriege sehr viele französische Mitrailleusen erbeutet haben und solche vielfach auch in Deutschland zur Besichtigung ausgestellt waren, so will ich hier

deren Beschreibung übergehen; zumal eine solche ohne beigefügte Zeichnung doch nicht recht verständlich ausfallen dürfte.

Wenn auch vor dem Beginne dieses Krieges sehr viel von diesen französischen Mitrailleusen gefabelt wurde und sich ihre Wirkungen in der Schlacht lange nicht so gefährlich herausstellten, als dies früher besonders von französischer Seite behauptet wurde, so ist doch nicht zu läugnen, daß unter Umständen und besonders bei der Vertheidigung von Positionen die Mitrailleuse eine Waffe von nicht gering zu schätzender Wirkung bleibt. Sie feuert 250 — 280 Geschosse in der Minute ab und ihre Kugeln bleiben auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum zusammen, so daß sie dort, wo sie hinschlagen, großen Schaden anrichten. Wenn in diesem Kriege so häufig Fälle vorkamen, daß unsere Kämpfer plötzlich von 2—3 Kugeln zugleich getroffen wurden, so geschah dies gewöhnlich durch Mitrailleusen-Schüsse. In sehr weite Entfernung schießen sie nicht und ein sicheres Zielen findet bei ihnen nicht statt, daher die meisten deutschen Artillerie-Officiere sich gegen die Einführung dieser französischen Art von Geschützen in unserem Heere erklären. Eine Art verbesserter französischer Mitrailleusen-Batterie, brachten die Baiern im Laufe dieses Krieges in Anwendung.

Als die französische Armee im Juli 1870 gegen uns in das Feld rückte, waren 24 Mitrailleusen-Batterien, die zusammen 150 solcher Geschütze, von denen jedes mit 4 Pferden bespannt war, besaßen. Einige 70—80 derartige Geschütze sind im Laufe des Feldzuges bis Ende December von uns erobert worden.

Bemerken will ich noch, daß in Frankreich die Pontonniere ein eigenes Regiment, und zwar das 16. der Linie bilden. Im Verlauf dieses Krieges hat diese Waffengattung sich als durchaus tüchtig gezeigt und der französischen Armee wiederholt wichtige Dienste geleistet.

Die französischen Genietruppen bestehen aus 3 Regimentern, jedes Regiment zu 14 Sappeur- und 2 Mineur-Kompagnien, außerdem 1 Fahrer- und 2 Depot-Kompagnien. Die französischen Genietruppen, die eine Art Elite der Armee bilden, haben von jeher, was sowohl die wissenschaftliche Ausbildung der Officiere, wie auch den Muth der Soldaten anbelangt, stets einen großen und nicht unverdienten Ruf gehabt. Es war eine Ehrensache für die Truppe, daß an die Spitze der Sturmkolonnen, wenn es galt, die Bresche einer Festung oder

eine Schanze zu stürmen, stets eine Sappeurs-Kompagnie gestellt wurde. Glücklicher Weise konnten die Franzosen im Verlauf dieses ganzen Feldzuges, niemals eine Festung oder auch nur eine Schanze von uns erstürmen und mußten sich stets in der Defensive halten. Bei der Vertheidigung der vielen von uns belagerten und genommenen Festungen, haben die französischen Genietruppen aber stets sehr gut gekämpft und viel mit dazu beigetragen, daß fast alle dieselben den äußersten Widerstand bis zu ihrer Ergebung leisteten. Auch die meisten französischen Genieofficiere bewiesen sich in der Leitung aller dieser Vertheidigungsarbeiten, als Männer von Kenntnissen und Erfahrung.

Zur französischen Armee werden auch noch die Gensdarmen gerechnet, die ganz militairisch organisirt und von Officieren befehligt sind. Die Stärke dieser Gensdarmen zu Fuß und Pferde, beträgt etwa 18,000 Mann. Im Verlauf des Krieges traten die meisten Gensdarmen, die früher schon alle als Unterofficiere gedient hatten, wieder als Kämpfer in das Heer ein. Besonders bei der französischen Loire- und der Nord-Armee im December 1870, waren an 10,000 Gensdarmen als Unterofficiere, und theilweise auch als Officiere thätig und leisteten dort die wichtigsten Dienste. Das französische Trainwesen, obgleich vom Kaiser Napoleon neu organisirt, hat sich in diesem letzten Kriege nicht sehr bewährt.

Der französische Generalstab, obgleich sehr zahlreich, hat sich in diesem Kriege gerade kein sonderliches Zeugniß ausgestellt. Besonders die sprüchwörtlich gewordene geographische Unwissenheit der französischen Generalstabsofficiere, trat im Vergleich zu den Kenntnissen unserer deutschen Generalstabsofficiere, sehr bemerklich hervor. Es zeigten sich überhaupt die übeln Folgen des Müßigganges, der vielen Bummelei in den Kaffeehäusern und des Umherziehens mit liederlichen Weibspersonen, womit so viele französische Officiere aller Grade den größten Theil ihrer Zeit verbringen, in recht auffälliger Weise. Glücklicher Weise müssen unsere meisten deutschen Officiere, mit geringen Ausnahmen, viel mehr lernen und sind stets in größerer Thätigkeit als die französischen, was sich in seinen guten Folgen auch während dieses Feldzuges recht bemerklich machte. Ungefähr ein Drittel der französischen Subalternofficiere bestehen aus ehemaligen Unterofficieren ohne jegliche Bildung und Erziehung, zwei Drittel jedoch sind Zöglinge der Militairschule von St. Cyr. Im Verhältniß zu der norddeutschen Bundesarmee

hat die französische viel mehr Officiere, was besonders bei der Kavallerie sehr hervortritt. So hat z. B. ein französisches Kavallerieregiment im Stabe 5 Stabsofficiere, ein preußisches von gleicher Stärke, dagegen nur 2, eine französische Eskadron 7 Officiere, eine preußische 5. Im Ganzen befanden sich am 1. Januar 1870 23,000 französische Officiere und Militairbeamte mit Officiersrang, im aktiven Dienst des Heeres. Sehr beträchtlich ist auch in Frankreich die Zahl der pensionirten Officiere, besonders der Capitaine. Namentlich viele Capitaine, die früher Unterofficiere gewesen sind und nun doch wissen, daß sie nicht weiter avanciren, lassen sich nach 30 jähriger Dienstzeit mit zwei Drittel oder später drei Viertel ihrer Gage pensioniren. Diese große Zahl pensionirter Officiere im Alter von 50—60 Jahren, die Frankreich besitzt, erleichterte es im September nach der Kapitulation von Sedan, sehr, daß die französische Republik so schnell neue tüchtige Heere zu bilden vermochte. Bei der Loire- und der Nordarmee im December 1870, bestanden fast zwei Drittel aller Officiere der verschiedensten Grade, aus solchen pensionirten Officieren, die theils aus Patriotismus, vielfach auch, weil sie sonst nichts zu leben gehabt hätten, da ihnen die provisorische Regierung ihre Pension entzog, wieder in das Heer eingetreten waren, und theilweise die tüchtigsten Dienste leisteten.

Nach dem letzten Rekrutirungs-Reglement vom 1. Februar 1868, wird die französische Armee durch Loosung mit erlaubter Stellvertretung für Geld rekrutirt, da das System der allgemeinen Wehrpflicht, was der Kaiser Napoleon gerne einführen wollte, an dem Widerwillen der höheren und mittleren Stände, im Frieden als Soldaten zu dienen, scheiterte. Es kommen zum aktiven Dienst im stehenden Heere jährlich 60,000 Mann, die durchschnittlich 4 Jahre unausgesetzt bei der Fahne bleiben, dann auf Urlaub gehen und später noch einmal ein halbes Jahr als Reserve eingezogen werden. Für den Fall daß die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt wird, beträgt die active Dienstzeit 5 Jahr und 4 Jahr Reserve, die dann ebenfalls einberufen wird. Ein Fünftel aller durch das Loos zum Soldatenstand verpflichteten jungen Männer kauft sich Stellvertreter, daher es auch vorkommt, daß circa 40 Procent aller französischen Soldaten weder lesen noch schreiben können. Und doch ist dies die grande nation, die an der Spitze der Civilisation in Europa zu stehen glaubt.

Der Friedensstand der französischen Armee ist zu berechnen auf 100,000 Officiere, Unterofficiere, Gensdarmen und alte Berufs-

soldaten und 5 Jahreskontingente à 60,000 Mann, im Ganzen also 400,000 Mann, von denen circa 75,000 Mann gewöhnlich beurlaubt sind. Soll die Armee auf vollen Kriegsfuß gesetzt werden, so kommen zu diesen 400,000 Mann noch hinzu:

9 Jahrgänge zweiter Aushebung mit fünfmonatlicher Dienstzeit zu 12,000 Mann = 108,000 Mann, 4 Kontingente Reserve zu 60,000 Mann = 240,000 Mann, und 4 Kontingente Freiwilliger zu 7000 Mann = 28,000 Mann.

Es ergiebt dies also eine Kriegsstärke des stehenden Heeres von 728,000 Mann. Daß ein so mächtiges, centralisirtes Land wie Frankreich, dies Heer wenn es sein muß, aufzubringen vermag, hat dieser letzte Krieg entschieden gezeigt.

Der 2. Theil des Heeres besteht aus der mobilen Nationalgarde oder den Mobilgardisten. Es erreichen in Frankreich jährlich 320,000 Mann das Alter von 20 Jahren. Von diesen müssen 60,000 Mann, die eine höhere Nummer beim Loosen erhalten hatten, statt in der Linie in der mobilen Nationalgarde dienen und sollen 5 Jahre darin verbleiben. Diese Nationalgarde soll daher eine Stärke von 300,000 Mann besitzen, doch war bei dem Ausbruche des Krieges die Organisation noch nicht vollkommen beendet, und konnten im September 1870 erst 180,000 mobile Nationalgardisten, die 4—6 Wochen in den Waffen geübt waren, zur Fahne einberufen werden. Wie weit sich diese Zahl im Verlauf des Feldzuges vergrößert hat, entzieht sich wohl jetzt noch der genauen Berechnung, doch dürften schwerlich mehr als 200,000 Mobilgardisten wirklich unter den Waffen gestanden haben. Größtentheils befanden sich solche in den Festungen, wo sie, wie nicht zu läugnen, mit großem Muthe kämpften und nicht gering zu schätzende Gegner abgaben.

Ziehen wir nun noch einmal die Stärke der gesammten französischen Armee zusammen, so hatte solche nach den officiellen Rapporten des Kriegsministers, am 1. Januar 1870 eine Stärke von 434,000 Mann. Davon waren circa 80,000 Mann auf Urlaub, in der Länge von 6 Monaten bis 1 Jahr abwesend, so daß sich ungefähr 350,000 Mann wirklich unter den Waffen befanden.

Es sollten in Frankreich sein 365,000 Mann, in Algerien einige 60,000 Mann, im Kirchenstaate 6000 Mann.

Wollte man am 1. Januar 1870 die französische Armee auf den

Kriegsfuß bringen, so glaubte der Kriegsminister Marschall Le Boeuf, daß nach Abzug von circa 50,000 Mann für Algerien, zur freien Verwendung im Felde 310 Bataillone Linien-Infanterie und Chasseurs, 216 Eskadrons Kavallerie und 148 Batterien Artillerie übrig bleiben würden. Aus diesen Truppen sollten dann 8 Feldarmeekorps gebildet werden, während noch ansehnliche Depotstruppen, Festungsgarnisonen und Reserven zurückbleiben konnten, aus denen die Feldarmee dann stets ihre Ergänzungen erhielt.

Daß Frankreich stets mit einem gut geübten Heere von 450,000 bis 480,0000 Mann die Grenzen überschreiten und an 300,000 Mann Reserven, Depots und Mobilgardisten im Inneren des Landes zurücklassen könnte, stand nach dem allgemeinen Urtheil aller fremden Officiere, welche sich mit dem Studium der französischen Militairverhältnisse eifrig beschäftigten, ziemlich fest. Diese Heeresstärke war aber besonders gegen die Grenze Deutschlands in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu versammeln. Die großen Festungen und Waffenplätze Metz und Straßburg, dann die kleinen Festungen Longwy, Montmedy, Thionville, Verdun, Toul, Belfort, Besançon, Schlettstadt und Breisach, die alle mehr oder minder bedeutende Garnisonen enthielten, befinden sich fast alle in der Entfernung von nicht viel mehr als 20 Meilen von der deutschen Grenze. Ebenso ist ein großer Theil der französischen Artillerie und Kavallerie des leichteren Bezugs der Fourage wegen, in der östlichen Hälfte des Reiches stationirt, wie z. B. in Lüneville allein stets vier schwere Kavallerie-Regimenter in Garnison liegen. Auch das bekannte Lager von Chalons, wo oft an 40,000 Mann versammelt waren; ebenso auch Paris, was mit den Garnisonen von Versailles, Compiegne u. s. w. stets an 50,000 Truppen enthielt, sind viel näher dem Nordosten als dem Süden des Landes. Aus diesem Grunde war es dem Kaiser Napoleon stets viel leichter, in kurzer Frist 400,000 Mann am Rhein, als etwa an den Pyrenäen, oder in Marseille und Toulon zur Einschiffung zu versammeln. Es war also kein geringer Feind, der unsere deutschen Rheingrenzen stets mit seinen ungerechtfertigten Kriegen bedrohte, und unser deutsches Vaterland hatte vollgültigen Grund, solchen gefährlichen Nachbarn stets sorgsam zu beobachten und gegen seinen Angriff gerüstet zu sein. Wenn wir in Deutschland von 1866—1870 fast fortwährend in einem bewaffneten Frieden lebten, unser norddeutsches Heer stets gerüstet sein mußte und

der größte Theil aller Staatseinkünfte zur Ausgabe für das Heer verwandt wurde, so geschah dies lediglich und allein zum Schutz gegen unseren westlichen Nachbarn, und um gegen dessen unberechtigten Angriff besser geschirmt zu sein. Künftig, wo wir, Dank sei es der Tapferkeit unserer Heere und der Aufopferung des gesammten deutschen Volkes, solche Grenzen erlangt haben, daß wir vor Frankreichs Uebermacht wohl für immer gesichert sind, können wir daher mit vollem Fug und Recht unser Heer auch bedeutend verringern, den unnatürlichen Zustand des bewaffneten Friedens in Europa endlich aufheben, und so die Staatseinnahmen wahrlich für bessere und nützlichere Zwecke verwenden, als so und so viel Hunderttausende von Soldaten auch im Frieden in den Kasernen leben zu lassen. Mit der schönste Lohn, welchen das einige deutsche Kaiserreich aus diesem furchtbaren Kriege hervorträgt, wird die endlich gestattete Verminderung seines Heeres sein, da der gefährliche Feind des europäischen Friedens, Frankreich, nunmehr für lange Zeit, ja wohl so ziemlich für immer unschädlich gemacht ist.

Wenn nun auch alle fremden Officiere, die Heeresmacht über welche der Kaiser Napoleon am Beginn des Jahres 1870 verfügen konnte, ziemlich richtig berechnet hatten, so waren wir doch Alle in einem mehr oder minder bedeutenden Irrthum über die Leistungen der französischen Administration und über die Reichhaltigkeit der französischen Magazine und der Vorräthe für die Ausrüstung der Armee auf den Kriegsfuß, gewesen. Wir hatten sämmtlich nicht geglaubt, daß auch die Korruption schon in Frankreich so weit um sich gegriffen hatte, wie sich solches beim Beginn dieses Krieges zeigte. Eine Menge von Vorräthen aller Art, die in den Magazinen und Arsenalen für das Heer auf dem Kriegsfuß, vorhanden sein sollten, fehlten jetzt, wo man sie plötzlich bedurfte, gänzlich oder waren doch äußerst mangelhaft, obgleich sie in den Rechnungen stets sehr ordentlich aufgeführt standen und der Staat sie auch mit gutem Gelde bezahlt hatte. Ebenso mangelhaft war es mit der Verpflegung des französischen Heeres bestellt, als solches in voller Kriegsstärke an die deutsche Grenze rücken sollte. Betrügereien und scheußliche Verschwendungen traten bei dieser Gelegenheit recht fühlbar zu Tage und es zeigte sich, welch eine Menge ehrloser Menschen in der ganzen Heeresverwaltung Frankreichs angestellt gewesen waren und auf welche unverantwortliche Weise man mit

den Staatsgeldern gewirthschaftet hatte. In Oesterreich, wo ein Gemisch von Dummheit, Unwissenheit und Betrügerei sich in der höheren Verwaltung aller Staatszweige, und nun gar bei dem Intendanturwesen des Heeres, nur zu sehr eingenistet hatte, wie die Feldzüge von 1859 und 1866 gar deutlich zeigten, war man solche Zustände schon gewohnt; daß aber die Korruption auch in Frankreich bereits eine solche Höhe erreicht hätte, wußte man nicht. Die verderblichen Folgen der Irreligiosität, Frivolität, des Luxus, der raffinirten Vergnügungssucht und des Strebens, um jeden Preis Geld zu verdienen, sei es auch auf Kosten von Ehre, Gewissen und gutem Namen und Allem was einem anständigen Menschen heilig und theuer sein muß, von dem leider ein nur zu großer Theil der modernen Gesellschaft unserer Jetztzeit angefressen wird, zeigten sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal recht auffällig. Viel Böses, was der Kaiser Napoleon während seiner zwanzigjährigen Regierung in dieser Hinsicht verschuldet, strafte sich jetzt nur zu sehr an ihm selbst und die üble Saat, die er mit auszusäen eifrig geholfen, hatte jetzt Früchte gereift, welche ihrem Urheber zum Verderben gereichen mußten. Der ganze Feldzug von 1870 hätte vielleicht eine völlig andere Wendung genommen, wenn der Zustand des französischen Heeres im Juli 1870 von der Art gewesen wäre, um solches sogleich in die Offensive treten und den Einmarsch in Deutschland beginnen zu lassen. Daß der Kaiser Napoleon hierin auf das Entsetzlichste getäuscht und auf das Schamloseste betrogen worden ist, kann nicht bestritten werden. Hätte er gewußt, daß die französische Armeeverwaltung trotz ihrer zahllosen Officiere aller Grade, und ihrer höheren und niederen Beamten der verschiedensten Gattungen, so wenig Leistungsfähigkeit besessen, und sich Alles, was auf das Heer Bezug hatte, in so vielfach vernachlässigtem Zustand befand, so würde er sich wohl gehütet haben, den Krieg auf eine so freche Weise zu beginnen, wie er dies durch die bruske Beleidigung des Königs Wilhelm von Preußen in Ems, gethan hat. Er glaubte den Versicherungen seines Kriegsministers Marschall Le Boeuf, daß Alles in bester Ordnung sei, um mindestens 400,000 Mann in wenigen Wochen vollkommen kriegsgerüstet, an, ja selbst über den Rhein führen zu können. Der Kriegsminister aber belog und betrog seinen kaiserlichen Gebieter hierbei selbst auf das Schamloseste und wurde ebenso auch wieder von seinen Untergebenen getäuscht und mit falschen Rapporten versehen. So belog und betrog

faſt Jeder den Andern bis zum mindeſten Schreiber im Bureau herab. Am Meiſten aber belog die franzöſiſche Nation in ihrer Eitelkeit, Unwiſſenheit und thörichten Ruhmſucht ſich ſelbſt. Sie glaubte den unſinnigen Renommiſtereien der meiſten franzöſiſchen Zeitungen, daß Frankreich nicht allein das muthigſte und kriegstüchtigſte — denn dies nahm jeder Franzoſe in ſeiner Eitelkeit ſchon als ſelbſtverſtändlich an, ſondern auch das ſtärkſte, am beſten ausgerüſtete und mit allen nöthigen Vorräthen am Reichhaltigſten verſehene Heer der Welt beſitze, ward dadurch in ihrer ſteten Kriegsluſt noch mehr beſtärkt und bejubelte den Entſchluß ihres Herrn und Kaiſers, dem bitter gehaßten Preußen endlich den Krieg zu erklären und das für Frankreichs Ruhm und Ehre unumgänglich nothwendige linke Rheinufer mit den Waffen zu erobern, daher auf das Lebhafteſte. Was hatten die Marſchälle Le Boeuf, und früher Niel, wenn ſie immer wieder von Neuem Millionen und Millionen für ihr Kriegsbudget verlangten, nicht Alles dafür zu leiſten verſprochen, mit welchen ungeheuren Ziffern der vorhandenen Vorräthe prahlten ſtets die Berichte der Regierung, in wie gellender Weiſe ſtießen die officiellen, officiöſen und theilweiſe auch mit hannöverſchem Gelde beſtochenen Zeitungen in die Ruhmesposaune, wenn ſie die Heeresmacht Frankreichs, deſſen unerſchöpfliche Hülfsmittel und die großen Vorräthe in den Arſenalen und Magazinen zu ſchildern ſuchten? Hatten die Franzoſen doch manch langes Jahr ſehr ſchwere Steuern für alle dieſe ſchönen Sachen, die aber leider nicht vorhanden waren, zahlen müſſen. Konnte man es ihnen denn wohl verübeln, daß ſie auch an deren Beſtand glaubten, und nicht ahnten, daß die Hälfte davon nur auf dem geduldigen Papier ſtände, und der Schwindel, dieſer grauſige Krebsſchaden unſerer ganzen Zeit, ſich auch in der Heeresverwaltung von la France nur zu ſehr eingefreſſen hatte? Es war eine zwar furchtbar harte, aber wie nicht zu läugnen ganz wohl verdiente Lehre, welche die Franzoſen jetzt bekommen haben, als ſich herausſtellte, wie arg ſie hierin betrogen waren und wie viel klüger ſie gethan hätten, ihre ungerechtfertigte Kriegsluſt zu unterdrücken und mit Deutſchland, was niemals auch nur das Allermindeſte von Frankreich verlangte, in Frieden und Freundſchaft zu leben. Hoffentlich hat die ſcharfe Lehre dieſes Krieges für alle fernere Zukunft genügt und es iſt dies der letzte große Kampf geweſen, den Europa in ſeinen Annalen zu verzeichnen braucht.

Ueber die Stärke der französischen Seemacht will ich einige kurze Angaben im letzten Kapitel, wenn ich die ziemlich ruhmlose Thätigkeit der Flotte gegen unsere deutschen Küsten und Schiffe schildere, folgen lassen.

Dieser Streitmacht, über welche der Kaiser Napoleon in dem Kriege von 1870—1871 zu gebieten hatte, konnte Deutschland nun gegenüberstellen:

I. Das preußisch-norddeutsche Bundesheer.

Nach seiner neuesten Organisation enthielt dasselbe:

1. Feldtruppen.

a. an Garde- und Linien-Infanterie:

9	preußische Garde-Infanterie-Regimenter	=	27	Feldbataillone
105	preußische und sächsische Linien-Inf.-Reg.	=	315	do.
4	hessen-darmstädtische Linien-Inf.-Regimenter	=	8	do.
	preußische, sächsische und hessische Jäger	=	18	do.
	Zusammen an Infanterie		368	Batatllone.

Jedes Bataillon konnte im Fall der Mobilmachung innerhalb 10—14 Tagen, mit einer Stärke in runder Summe von 1000 Mann in das Feld marschiren. Diese Zahl ist nicht blos auf dem Papier, sondern auch in voller Wirklichkeit vorhanden gewesen. Dank sei es der musterhaften Wehrverfassung unseres norddeutschen Bundes, in der Zeit von 14 Tagen nach erfolgtem Befehl zur Mobilmachung, waren alle diese Bataillone in voller Kriegsstärke und bis auf das Kleinste vollkommen kriegstüchtig ausgerüstet, zum Abmarsch in ihren Garnisonen bereit, ja ein großer Theil befand sich bereits auf dem Marsch.

Da der Friedensetat eines Bataillons ungefähr 540 Mann beträgt, so mußte also fast die Hälfte der Mannschaft wieder unter die Fahnen gerufen werden, sobald die Kriegsstärke von 1000 Mann erreicht werden sollte.

b. Kavallerie:

2 Garde- und 8 Linien-Kürassier-Regimenter	=	40	Schwadronen.
2 Garde- und 19 Linien-Dragoner-Regimenter	=	84	do.
1 Garde- und 17 Linien-Husaren-Regimenter	=	72	do.
3 Garde- und 18 Linien-Uhlanen-Regimenter	=	84	do.
6 Reiter-Regimenter (sächs. und hess. Regimenter)	=	24	do.
Zusammen 76 Regimenter mit		304	Schwadronen

Diese Schwadronen sind zum Ausmarsch in das Feld bestimmt und hat jedes Regiment außerdem noch eine fünfte Schwadron, welche im Fall der Mobilmachung, ihre Pferde an die Feldschwadronen abgiebt und in der Garnison des Regiments zurückbleibt um die Ausbildung und nöthige Nachsendung von Remontepferden und Mannschaften zu besorgen. Die Friedensstärke dieser 76 Kavallerieregimenter beträgt in runder Summe 51,000 Mann mit eben so viel Pferden, die Feldstärke jedoch inclusive der fünften Schwadron, 72,000 Mann. Davon sind dem Etat nach, zum Ausmarsch bestimmt 53,500 Mann. Da die fünften Schwadronen ihre sämmtlichen schon gerittenen Pferde an die vier Feldschwadronen ihres Regiments abgaben, so konnten diese schon in gleichem Zeitraum wie die Infanterie, vollständig mit gerittenen Pferden versehen, zum Ausmarsch bereit sein. Es war dies ein großer Vorzug; denn wie ich schon früher anführte, gab uns unsere zahlreiche und leichte Kavallerie, ein entschiedenes Uebergewicht über die Franzosen und erleichterte besonders beim Beginn des Feldzuges, sehr den schnellen Einmarsch unserer Heere in Frankreich.

Daß unsere Kavalleristen bessere Pferdewärter und geschicktere Reiter als die Franzosen sind, und sich diesen besonders auch im sorgsamen Vorpostendienst und in kühnen, geschickt angelegten und tüchtig durchgeführten weiten Rekognoscirungen entschieden überlegen zeigen, hat sich auch in diesem großartigen Kriege wieder sehr unzweifelhaft herausgestellt. Es wird sich im Verlauf der ferneren Schilderung des Krieges, noch wiederholt Gelegenheit geben, sehr glänzende Waffenthaten unserer Reiterei in dieser Hinsicht anzuführen. Auch verschiedene größere Attaken gegen geschlossene französische Kavallerieabtheilungen, sind besonders in den Schlachten vom 14—18. August um Metz, von unserer Kavallerie mit glänzendem und unzweifelhaft glücklichem Erfolg ausgeführt worden. Nicht ein Gleiches fand jedoch statt, wenn Kavallerie gegen geschlossene französische Infanteriemassen einhauen sollte, denn das Schnellfeuer letzterer wirkte zu verheerend, als daß ein Angriff Erfolg haben konnte. Zwar sind wiederholt Beispiele vorgekommen, daß deutsche Reiterregimenter, französische Infanterie zusammengeritten haben, so z. B. in dem Gefecht vom 27. November unweit Amiens, wo 3 Schwadronen vom 9. preußischen Husarenregiment ein französisches Chasseursbataillon vollständig zusammenritten und größtentheils niederhauten; doch war in die-

sem Fall die Infanterie stets schon gelockert und feuerte nicht regelmäßig in Salven.

Aus diesem Grunde hat auch die schwere Kavallerie, das heißt die Kürassiere, in diesem Kriege nicht mehr, ja im Allgemeinen sogar noch weniger geleistet, als die mittlere Kavallerie, das heißt die Uhlanen und die leichte Kavallerie, die Dragoner, Husaren und sächsischen, hessendarmstädtischen, bairischen und würtembergischen Reiter- und Cheveauxlegers-Regimenter. Einzelne Kürassierregimenter, z. B. das siebente preußische, haben zwar sehr herzhafte Attaken gemacht; im Allgemeinen sind jedoch die meisten Kürassierregimenter kaum recht im Feuer gewesen, wie dies z. B. mit der preußischen Garde du Corps und den Gardekürassieren der Fall war. Es wäre daher sehr erwünscht und entschieden zeitgemäß, wenn man die Kürassiere überhaupt gänzlich aufheben und in leichte Kavallerie verwandeln wollte, da sie der großen theuren Pferde und der glänzenden Uniformen wegen, entschieden weit mehr kosten, und im Felde doch nicht mehr leisten als letztere. Die Ausgaben für unser Heer sind ohnehin schon so übermäßig groß in Deutschland, daß wir all' und jede Gelegenheit zu Ersparungen, wenn wir dadurch die Wehrkraft unseres Vaterlandes nicht schwächen, auf das Eifrigste benutzen müssen.

c. Die Feldartillerie des norddeutschen Bundes bestand beim Beginn dieses Krieges aus:

1 Gardeartillerieregiment, 12 Feldartillerieregimentern und einer hessischen Feldartillerieabtheilung, die zusammen 163 Fuß- und 39 reitende Batterien stark sind. Da jede Batterie 6 Geschütze zählt, so konnte die norddeutsche Bundesartillerie mit 978 Geschützen Fuß- und 234 Geschützen reitender Artillerie, zusammen also 1212 Geschützen in den Krieg ziehen, war somit der französischen Feldartillerie entschieden überlegen.

Ebenso wie bei der Infanterie und Kavallerie, erfolgte auch bei der Artillerie die Mobilmachung und der Ausmarsch in das Feld, mit überraschender Schnelligkeit. Die gute Ordnung und schnelle Thatkraft der preußischen Militairverwaltung, die wieder mit manchen andern grade nicht sonderlich liebenswürdigen Eigenschaften so vieler altpreußischen Officiere und Beamten aussöhnen muß, zeigten sich besonders auch bei dieser schnellen Mobilmachung der Artillerie und der dazugehörigen Munitionskolonnen mit ihrem zahllosen Fuhrwerk, auf

die vortheilhafteste Weise. Grade die Anschaffung so vieler Pferde, ihre Vertheilung in die verschiedenen Gespanne, das Einfahren, Anpassen der Geschirre u. s. w. erfordert viel Arbeit und Zeit. Erleichtert wurde diese so überraschend schnelle Mobilmachung der Artillerie, Kavallerie und des Fuhrwesens, durch den großen Reichthum an sehr tüchtigen Pferden aller Gattung, den der norddeutsche Bund besitzt. Mit Ausnahme von Rußland und Oesterreich, hat kein anderes Land in Europa, auch nur annähernd die Mittel, um ein starkes Heer in so schneller Zeit mit vorzüglichen Pferden auszurüsten als Norddeutschland. Auch die preußische Einrichtung daß die zur Mobilmachung des Heeres bestimmten Pferde schon im Frieden bestimmt sind und nun im Fall des Bedarfs, sogleich von ihren Besitzern gegen eine entsprechende Entschädigung abgeholt werden können, zeigte sich bei dieser letzten großen Mobilmachung, sogleich auf eine recht vortheilhafte Weise. Wie ungemein waren wir überhaupt, in dieser Schnelligkeit und Ordnung unsere Heere in das Feld senden zu können, den Franzosen überlegen! Frankreich hatte den Krieg schon lange vorbereitet, im Geheimen bereits seit Monaten Kriegsrüstungen betrieben, und überraschte uns plötzlich durch seine völlig ungerechtfertigte Kriegserklärung. Und trotzdem hatten wir in der Zeit von wenigen Wochen, fast die doppelte Zahl sehr gut berittener Kavallerieregimenter und vorzüglich bespannter bis in das Kleinste ausgerüsteter Batterien, mit den dazu nöthigen zahllosen Fuhrwerken aller Art, schon an der französischen Grenze stehen, als wie die Franzosen uns entgegenzustellen vermochten. Grade hier zeigte sich die deutsche Ordnung und Thatkraft, dem liederlichen französischen Wesen gegenüber, auf die vortheilhafteste Weise.

Die gesammte deutsche Artillerie ohne Ausnahme, hat sich während dieses ganzen Krieges sehr ausgezeichnet und der sonst als so vorzüglich bekannten französischen Artillerie überlegen gezeigt. Der Hauptgrund davon liegt mit in dem höheren wissenschaftlichen Geiste und der größeren Thätigkeit der meisten deutschen Artillerieofficiere im Vergleich zu den französischen, die wie ich schon früher anführte, hierin bedeutend in den letzten Decennien zurückgegangen sind. Auch die vielen einjährigen Freiwilligen, dann die wissenschaftlich gebildeten Reserve-Officiere der Artillerie, geben dieser Waffe einen überaus großen Vorzug, wie man denn überhaupt annehmen darf, daß eine Truppe einen desto höheren Werth für den Krieg besitzt, je größer die Zahl

der wissenschaftlich gebildeten Officiere und der geistig nachdenkenden, klarurtheilenden Soldaten in ihren Reihen ist.

Das Ingenieurkorps des norddeutschen Bundes, bestand aus 14 Pionierbataillonen für die Feldarmee, die mit 52 Kompagnien in das Feld marschiren sollten. Da ein Pionierbataillon die gleiche Stärke wie ein Infanteriebataillon besitzt, so waren ungefähr 13000 Pioniere für das Feld bestimmt. Die 4. Kompagnie jedes Pionierbataillons, besteht aus Pontonniers, die einen Pontontrain bei sich führen. Ebenso wie die Artillerie haben die Pioniere und Pontonniers in diesem großartigen Feldzug reiche Gelegenheit zur Auszeichnung gehabt. Besonders auch die Belagerung der vielen großen wie kleinen Festungen die Frankreich besitzt, bot allen Genietruppen die beste Gelegenheit ihre Tüchtigkeit zu zeigen. Dank sei es dem wissenschaftlichen Geiste der meisten Officiere und der gründlichen, systematischen Ausbildung der Unterofficiere und Soldaten, unsere deutschen Genietruppen haben sich sehr gut bewährt, und den französischen sich mindestens ebenbürtig gezeigt.

Das Trainwesen des norddeutschen Bundes war gut geordnet und zählte hinreichende Wagen, kräftige Gespanne und im Allgemeinen auch geübte Fahrer. Sehr erwünscht wäre es gewesen, wenn eine Beschränkung der übergroßen Pferdezahl, welche die Generäle, Stäbe, die vielen, oft recht nutzlosen Adjutanten, dann die zahllose Schaar der vornehmen Schlachtenbummler aller Art, die sich ohne den mindesten Zweck und Nutzen in den Hauptquartieren umhertrieben, mit sich führten, eingetreten wäre. Es sind wirklich hierin oft übergroße Mißbräuche vorgekommen und nur zu viele Personen mit hohen Titeln, die dem Heere auch nicht den allermindesten Nutzen irgend einer Art brachten, schleppten 3—4, ja selbst noch mehr Pferde mit in das Feld. Da die Fourage größtentheils sehr mühsam auf Wägen herbeigeschafft werden mußte, so machte es ungeheure Schwierigkeiten und ganz enorme Kosten, stets den Hafer für diese Unmassen nutzloser Pferde vorräthig zu halten. Gar vieles Nützliche mußte unterbleiben bloß weil die Gespanne des Trains und die Tausende von theils gemietheten, theils den französischen Bauern mit Gewalt fortgenommenen Wagen, Hafer und immer wieder Hafer für die eleganten Reitpferde und luxuriösen Equipagen der vielen Fürsten, Prinzen, hohen Generäle mit ihrem übergroßen Stabe müßiger Adjutanten, herbeizuschlep-

pen genöthigt waren. Selbst das Sanitätswesen des Heeres, litt darunter und die armen Kranken und Verwundeten wurden vernachlässigt, da die Wagen, die man so dringend nothwendig zu ihrer Fortschaffung bedurft hätte, zu Haferfuhrwerken für nutzlose Reitpferde verwandt wurden. Grade dieser Luxus der vornehmen Generalität und des Schwarmes ihrer Adjutanten aller Art, und die vielen Fürsten und Prinzen die überall zu finden waren und nur den Soldaten die Quartiere fortnahmen, bildet die Hauptschattenseite, ja eigentlich den einzigen Vorwurf den man der Heeresausrüstung und Kriegführung Deutschlands machen kann. Steht dieser große Luxus der mit Pferden für die höheren Officiere getrieben wird, doch auch schon im Frieden im scharfen Contrast zu der sonst so sparsamen, ja selbst in Bezug auf die Soldaten mitunter geizigen preußischen Heeresverwaltung. Unser deutscher Reichstag, der es sich sicherlich mit zur Hauptaufgabe machen wird, im Budget des Kriegsministers so viel als möglich zu sparen, wird hoffentlich hierin eine Aenderung eintreten lassen. Mindestens an 6000 Rationen für Pferde, können im Frieden allein in dem norddeutschen Bundesheer gespart werden, ohne daß dessen Kriegstüchtigkeit den geringsten Abbruch darunter erleiden würde.

Außer dieser Feldarmee besaß der norddeutsche Bund die sogenannten Ergänzungstruppen.

Da jedes Infanterieregiment beim Ausmarsch außer seinen 3 Feldbataillonen, ein viertes oder sogenanntes Ersatzbataillon formiren sollte, so machte dies 122 Bataillone Infanterie, ferner für die Kavallerie, die fünften Schwadronen, = 76 Schwadronen, dann für die Artillerie, 39 Batterien, mit 234 Geschützen und 13 Kompagnien Pioniere. Dem Etat nach sollte diese gesammte Ersatztruppe des norddeutschen Bundes bestehen aus 166 Officieren der höheren Stäbe, 123,000 Mann Infanterie, 15,200 Mann Kavallerie, 7200 Mann Artillerie, 2700 Mann Pionieren und 6800 Mann Train. Der Zweck dieser Ergänzungstruppen ist Ausbildung der Rekruten um solche stets den im Felde stehenden Truppen nachsenden zu können. Aus diesem Grunde wird die Stärke aller dieser Ersatzbataillone und Batterien stets eine ungleiche und abwechselnde sein, doch ward solche bald nach der Kriegserklärung Frankreichs an den König von Preußen entschieden dem Etat nach erreicht, ja selbst häufig sogar überschritten. Die Begeisterung in ganz Deutschland war so groß und der gerechte

Unwille über diese schamlose Friedensstörung von Seite Frankreichs durchdrang alle Glieder unseres Volkes so sehr, daß nicht allein die zum Dienst verpflichteten Rekruten sich mit geringen Ausnahmen, auf das Pünktlichste stellten, sondern auch viele Tausende von Jünglingen aller Stände, die das gesetzmäßige Alter noch nicht erreicht hatten, als Freiwillige sogleich eintraten. Sind doch einzelne Regimenter gewesen, in denen allein in den Monaten Juli und August sich über 600 junge Leute als Freiwillige meldeten. So konnten diese Ersatztruppen stets den nicht geringen Ersatz der durch die ungeheuren Verluste dieses Krieges, nur zu nothwendig wurde, nachsenden, sondern behielten trotzdem noch immer etatsmäßige Stärke. Es sind ganz ungeheuere Opfer an Gut und Blut, welche das deutsche Volk in diesem Kriege mit einer seltenen Opferfreudigkeit gebracht hat. Hoffentlich wird der nur zu schwer erkaufte Lohn, Einheit und Macht nach Außen, Freiheit und Recht im Innern, und Verminderung der übergroßen stehenden Heere, welche wir bisher größtentheils doch nur aus Besorgniß vor den ungerechten Angriffen Frankreichs halten mußten, ihm diesmal nicht wieder auf eine so schmähliche Weise wie dies 1815 geschah, entzogen.

Den dritten Theil der Truppen des norddeutschen Bundes, bilden die sogenanten Besatzungstruppen. Es ist bekannt, daß die preußische Landwehr an den glorreichen Thaten der Jahre 1813—15, ihren redlichen Antheil hatte, und viel edles Blut damals für die Befreiung Deutschlands vom fremden Joch vergoß. Die Macht Preußens beruhte von 1815—1860 größtentheils mit auf seinem Landwehrsystem; denn das kleine, arme, in seiner geographischen Lage möglichst ungünstig begrenzte Land, hätte ganz unmöglich so viele Truppen des stehenden Heeres halten können, wie dies für einen Großstaat nöthig war. Zwar war das Institut der Landwehr, der reactionären Parthei stets verhaßt und auch viele von albernem Dünkel erfüllte Linienofficiere aller Grade, deren geistige Beschränkung so groß war, daß sie die ungeheure Kraft, welche Preußen aus seiner Landwehr zog, nicht einzusehen vermochten, zuckten verächtlich die Achsel darüber, weil die Landwehr vielleicht keinen so eleganten Parademarsch wie ein Garderegiment zu machen vermochte, allein aufheben konnte und wollte man solche doch nicht. Im Lauf der Jahre und besonders bei den wiederholten Mobilmachungen von 1830—31, 1842, 1848—50,

1853, 1859 und 1864, die, wie ich im ersten Kapitel schon anführte, größtentheils allein nur durch die stete unruhige Kriegslust unserer westlichen Nachbarn nothwendig wurden, stellten sich manche Mängel der bisherigen Landwehrorganisation immer mehr heraus. Es war für die bürgerlichen Erwerbsverhältnisse des Volkes, sehr störend, wenn bei diesen oft vergeblichen Mobilmachungen, die größtentheils verheiratheten Landwehrmänner Haus und Hof verlassen und oft Monate lang von den Ihrigen entfernt sein mußten. Häufig fehlte es auch an der nöthigen Zahl von Officieren und Unterofficieren und auch die Anschaffung der Pferde kostete dem Lande stets große Opfer. Es kam ferner auch in Betracht, daß bei etwaigen Verlusten, es ungleich trauriger, sowohl für die Familienverhältnisse der Einzelnen, wie auch für den ganzen Staat sei, wenn ebensoviel Landwehrmänner als Liniensoldaten ihr Leben oder nur ihre Gesundheit im Kriege einbüßten. Die meisten Soldaten der Linie, mit Ausnahme der ältesten Jahrgänge der einberufenen Reservisten, bestehen aus unverheiratheten Männern die noch keinen eignen Hausstand gegründet haben, während die Landwehrmänner größtentheils verheirathet und mit selbstständigem Geschäft angesessen sind. Sterben Erstere für das Vaterland, so hinterlassen sie doch selten nur Wittwen und Waisen, während dies bei Letzteren fast stets der Fall sein wird. Aus diesem Grunde war es eine Pflicht der Humanität, Moral und auch der Nationalökonomie für den Staat, dem sonst die Erhaltung vieler armen Wittwen und Waisen der getödteten Landwehrmänner zufiel, daß die Landwehr mehr für die Besatzung der Festungen, den Schutz der Etappenstraßen und nur im äußersten Nothfall für den eigentlichen verlustreichen Kampf bestimmt wurde.

So war die neue Militairorganisation vom Jahre 1862, welche die Linientruppen des preußischen Staates fast verdoppelte, und dafür die Landwehrtruppen außer im Nothfall, nur für den Besatzungsdienst bestimmte, trotz der ungeheuren pekuniären Opfer, welche sie dem Staate auferlegte, als ein sehr entschiedener Fortschritt zu betrachten. Grade in den beiden großen Kriegen von 1866 und 1870—71, welche Preußen seitdem führte, hat sich diese neue Organisation als vorzüglich bewährt. Wenn nun auch seitdem die Landwehr mehr für den Besatzungsdienst im Innern des Landes, oder auch wie in diesem so furchtbaren letzten Kampfe es geschah, auf feindlichem Gebiet, be-

stimmt wurde, so war es doch sehr zweckmäßig, daß viele jüngere Landwehrofficiere als Reserveofficiere zu den Linienregimentern versetzt wurden, während umgekehrt wieder Linienofficiere zu den Landwehrbataillonen und Schwadronen eintraten. Grade diese enge Verschmelzung der Linien- und Landwehrofficiere, hat sich sowohl 1866 als auch 1870—71 auf das Vorzüglichste bewährt. Hunderte von jungen gebildeten Leuten aus allen Berufsklassen des Volkes, Kaufleute, Fabrikanten, Landwirthe, Lehrer u. s. w. traten als Reserveofficiere in die Linienregimenter ein. Wenn sie nur erst einige Wochen die Uniform getragen und sich in die anfänglich ungewohnten militairischen Formen mehr eingewöhnt hatten, so konnten diese Reserveofficiere es in den Pflichten ihres Berufes vollkommen mit ihren Kameraden von der Linie aufnehmen. Bei dem ungeheuren Verluste an Officieren ist es wiederholt vorgekommen, daß ein junger Reserveofficier, der vielleicht Kaufmann oder Landwirth war, wochenlang eine Linienkompagnie geführt hat, ohne daß diese in ihrer Feldtüchtigkeit nur im Allermindesten dadurch gelitten hätte. Ebenso umgekehrt brachten die zur Landwehr kommandirten Linienofficiere, strengmilitairische Disciplin, Ordnung und Festigkeit im Dienst und im Exerciren, alles Eigenschaften, welcher eine Truppe im Kriege ganz unumgänglich bedarf, wenn sie nur den mindesten Anspruch auf Werth haben soll, in die Bataillone und Schwadronen denen sie zugetheilt wurden, hinein. So trug diese enge Verschmelzung für beide Theile die besten Früchte. Hoffentlich bleibt eine so enge Vereinigung von Militair und Volk, auch im Frieden uns als eine schöne Frucht dieses furchtbaren Krieges erhalten.

Dieser schroffe militairische Kasten- und Standesgeist wie solcher von manchen hochstehenden Persönlichkeiten in Preußen leider nicht ohne Erfolg angestrebt wurde, paßt nun einmal nicht mehr in unsere Zeit und hat besonders für das Officierskorps selbst nur die übelsten Folgen. Unwissenheit, Einseitigkeit und leere Standesvorurtheile werden nur dadurch gepflegt und schaden dem Einzelnen wie dem Ganzen. Man kann immerhin annehmen, daß gerade die geistig ärmsten und ungebildetsten Officiere, deren ganze militairische Tüchtigkeit darin bestand einen strammen Parademarsch zu kommandiren und die den Werth des Soldaten nur nach seiner mehr oder minder eleganten Uniform beurtheilten, die eifrigsten Anhänger dieser schroffen Absonde-

rung des Officierskorps von den übrigen gebildeten Ständen waren. Für das künftige deutsche Nationalheer paßt solche veraltete Anschauung nun einmal nicht mehr, und man muß sie bekämpfen und verspotten soviel man kann. Außer den kommandirten Linienofficieren, bestanden die Officiere der Landwehr, größtentheils aus Landwehrofficieren die den verschiedensten Berufsklassen angehörten, dann auch aus sehr vielen älteren pensionirten, oder zur Disposition gestellten Officieren, welche für die Dauer des Krieges wieder zu den Fahnen gezogen waren. Besonders die Bataillons- und Regimentskommandeure gehörten größtentheils dieser Klasse an.

Die Infanterie der Besatzungstruppen oder der Landwehr, sollte dem Etat nach bestehen aus 28 Infanteriebataillonen mit einer Stärke von 4700 Officieren und 140,000 Mann. Diese Stärke ist nicht allein erreicht, sondern auch, besonders am Ende des Krieges, wo man nothgedrungen auch die ältesten Jahrgänge der Landwehr wieder einrief, bedeutend überschritten worden. Am Ende des Jahres 1870 befanden sich mindestens 180—190,000 Mann Landwehrinfanterie des norddeutschen Bundes, allein auf französischem Boden. Wenn auch ihrer Bestimmung nach, diese Landwehr möglichst von den Feldschlachten zurückgehalten wurde, so sind doch wiederholt Fälle vorgekommen, daß sie an den blutigsten Kämpfen und zwar stets mit größter Auszeichnung theilnahm. So hat z. B. die Gardelandwehr-Division nicht allein bei der Belagerung von Straßburg, sondern später auch vor Paris sehr wacker gekämpft, ebenso focht die Landwehr-Division Kummer bei Metz mit einer Tüchtigkeit die von keinem preußischen Linien-Regiment übertroffen wurde, und auch bei den Belagerungen von Toul, Verdun, Soissons, Thionville und fast sämmtlicher anderen französischen Festungen, nahm Landwehrinfanterie mit der größten Auszeichnung Theil. Viele Hunderte von braven Landwehrofficieren und Soldaten haben mit freudiger Begeisterung ihr Blut für die Freiheit und Größe ihres Vaterlandes vergossen gehabt. Ehre sei ihrem Andenken für und für, und mögen diese ungeheuren Opfer von Gut und Blut nicht vergebens gebracht sein; das wolle Gott in seiner Gnade verhüten!

Die Landwehrkavallerie oder wie sie genannt wurde, „Reservekavallerie" sollte dem Etat nach aus 16 Regimentern mit 480 Officieren und 9800 Mann bestehen. Auch diese Zahl ist nicht allein erreicht, sondern zuletzt sogar noch überschritten worden, und haben sich

mindestens an 10,000 Landwehrkavalleristen im December 1870 auf französischem Boden befunden. An großen Kämpfen nahmen diese Landwehrschwadronen keinen Antheil, zu kleineren Gefechten, Patrouillen u. s. w. wurden sie aber stets mit dem besten Erfolg benutzt und leisteten die wichtigsten Dienste. An Roß und Reitern und der ganzen stattlichen Ausrüstung der Officiere, die größtentheils Gutsbesitzer waren, und Mannschaften, konnten diese Landwehrschwadronen es immerhin mit der besten Linienkavallerie aufnehmen. Es war wirklich erstaunlich was der preußische Staat hierin zu leisten vermochte und welche Resultate die Ordnung und Dienststrenge der Behörden, verbunden mit der nicht zu ermüdenden Opferfreudigkeit des ganzen Volkes, in so kurzer Frist erreichte.

Die Landwehrartillerie diente mit zur Verstärkung der Festungs-Artillerie und ging in diese mit auf.

Der norddeutsche Bund zählt 88 Festungsartilleriekompagnien, von denen jede im Frieden einen Bestand von 4 Officieren und 99 Mann hatte, also zusammen 8800 Mann stark waren. So wie die Armee auf volle Kriegsstärke kam, traten dem Etat nach, 1000 Officiere und 42,000 Mann Landwehr- oder Reserve-Artilleristen in diese Festungsartillerieabtheilungen mit ein. Dieselbe war bestimmt zur Besetzung der 8 Festungen ersten Ranges, und 26 Festungen zweiten und dritten Ranges, welche der bisherige norddeutsche Bund besaß. Als die Gefahr verschwunden war, daß die Franzosen auf deutschem Gebiete vordringen könnten, unsere Truppen hingegen auf die zahlreichen französischen Festungen stießen, rückten immer mehr Kompagnien der Festungsartillerie in Frankreich ein. So wurden die Belagerungsarbeiten vor Straßburg, Metz, Verdun, Toul, Belfort, Schlettstadt, Breisach, Langres, Soissons, Thionville, Montmedy, Longwy, und dazu auch vor Paris, fast größtentheils allein von diesen Festungsartillerie-Kompagnien — und wie allgemein bekannt, in der vorzüglichsten Weise, ausgeführt. Viele Reserveofficiere der Artillerie, gewöhnlich junge Techniker, wetteiferten nicht allein in Muth und Aufopferung, sondern auch in artilleristischer Tüchtigkeit, bei dieser Gelegenheit vollkommen mit ihren Kameraden von der Linienartillerie.

Die Pioniere der Besatzungstruppen bestehen aus 180 Officieren und 7200 Mann. Ebenso wie die Festungsartillerie, sind diese Pioniere im Fall des Krieges zum Dienst in den Festungen bestimmt.

In diesem letzten Kriege waren die meisten Pionierabtheilungen zuletzt vor den französischen Festungen thätig, wo sie sich vorzüglich bewährten. Auch bei den Wiederherstellungen der Eisenbahnen, zersprengten Brücken u. s. w. leisteten diese Landwehrpioniere die wichtigsten Dienste. Da viele Officiere derselben dem Eisenbahnbauwesen oder doch sonst dem Bauwesen angehörten, so besaßen sie in allem was auf das Baufach Bezug hat, oft gründlichere Kenntnisse als ihre Kameraden von den Pionieren der Linie diese haben konnten.

Vorzüglich und in seiner wissenschaftlichen Ausbildung dem französischen weit überlegen, bewährte sich ebenso wie 1866, auch in diesem Kriege wieder der preußische Generalstab. Derselbe zerfällt in den großen Generalstab und den Generalstab bei den einzelnen Armeekorps und Divisionen. Der große Generalstab soll 45 Officiere zählen, darunter 18 Stabsofficiere. Da es ganz unmöglich gewesen wäre, daß die unendliche Masse der schwierigen und wichtigsten Geschäfte aller Art, von dem Augenblick der Mobilmachung an, von einer verhältnißmäßig so geringen Zahl von Officieren hätte besorgt werden können, so waren während des Krieges eine Menge von Officieren aller Waffengattungen, zu diesem großen Generalstab kommandirt. Was der Chef desselben, der General von Moltke, sowohl 1866 und in vielleicht noch umfangreicherer Weise diesmal Alles geleistet hat, wird für alle ferneren Zeiten mit goldenen Lettern im Buche der Geschichte Preußens, ja ganz Deutschlands prangen. Er war der eigentliche Urheber aller dieser großartigen strategischen Pläne, welche die ungetheilteste Bewunderung von ganz Europa erregten, sein Geist übersah mit voller Klarheit alle die verschiedenen Operationen unserer einzelnen Heere, in seiner Hand liefen die Fäden des ungeheuren eisernen Netzes zusammen, mit dem unsere Truppen zuletzt fast die Hälfte von ganz Frankreich überspannt hatten. Ein so großartiges strategisches Talent wie es zu den seltensten Fällen gehört, vereinigte sich in diesem Mann mit einer unermüdlichen Arbeitskraft und einem so reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, wie nur ein langes thätiges Leben zu verleihen vermögen. Ein ganz unermeßlicher Gewinn war grade dieser Mann in so wichtiger Stellung für uns und sein Verlust hätte allein schwerer in der Wagschale dieses furchtbaren Krieges gewogen, als der einer verlornen Schlacht. Da General von Moltke wie alle wahrhaft großen Männer, auch die seltene Kunst verstand, Talente zu

7*

entdecken und die geeigneten Persönlichkeiten auch an den richtigen Platz zu bringen, so vereinigte der große Generalstab, fast Alles was das norddeutsche Bundesheer an vorzugsweise tüchtigen Generalstabs-Officieren besaß. Es wird wohl selten einem europäischen Heere vergönnt gewesen sein, so viele in ihrer Weise tüchtige Officiere so nahe zu vereinigen, wie der General von Moltke in seinen verschiedenen Bureaus besaß. Alle Arbeiten und Pläne die von diesen ausgingen, waren wirkliche Muster von Klarheit, Kürze und großartiger Auffassung der verschiedenen Verhältnisse.

Der Generalstab der vereinigten Armeekorps sollte dem Etat nach bestehen aus 13 Chefs der Generalstäbe der einzelnen 13 Armeekorps, 13 Stabsofficieren, 13 Hauptleuten, 28 Stabsofficieren bei den verschiedenen Divisionen, doch wurde diese Zahl schon vom Beginn des Krieges an bedeutend vermehrt. Wenn auch selbstverständlich sich hierunter viele in jeder Hinsicht vorzügliche Generalstabsofficiere befanden, so konnte man dies Lob mit einiger Gerechtigkeit leider doch nicht allen ertheilen. Protectionsunfug, der überhaupt leider sich nur zu oft im preußischen Heere zeigt, hatte grade bei der Besetzung dieser Stellen, sich häufig nur zu breit gemacht, und es befanden sich Officiere darunter, die zu allem Anderen eher tauglich gewesen sein würden als so wichtige Stellen bei einer Division zu bekleiden. Kamen doch manche traurige Beispiele vor, wie schlecht Alles ging und welche Confusionen sogleich entstanden, so oft manche Truppentheile, dem Auge des Generals von Moltke, der ja nicht Alles übersehen konnte, entrückt und auf kurze Zeit entzogen waren. Wenn besonders im Rücken der großen Heere oft so viele Unordnungen sich zeigten, so trugen die falschen Anordnungen dieser sogenannten Generalstabsofficiere, einen nicht geringen Theil der Schuld hievon.

Das Medicinalwesen des norddeutschen Bundesheeres war gut geordnet und hatte man manche wichtige Erfahrungen der Feldzüge von 1864 und 66, dabei auf richtige Weise benutzt. Bei der großen Masse der Truppen und den leider nur zu vielen Verwundeten und Kranken, welche schon die ersten Wochen des Feldzuges lieferten, war es jedoch nicht möglich daß die Militairärzte und Lazarethe allein die nöthige Fürsorge dafür in so schneller und umfassender Weise wie dies im Interesse der Humanität dringend wünschenswerth war, zu treffen vermochten. Hier trat nun die freiwillige Krankenpflege sogleich auf

eine wirklich großartige Weise helfend und fördernd ein und es wird dem deutschen Volke stets zur Ehre gereichen, daß es nicht ermüdete seine Söhne die im Felde standen, stets in solcher Weise zu unterstützen. Daß bei dieser freiwilligen Krankenpflege manche Mißbräuche vorkamen und Vieles hätte besser geleitet werden können, ist nicht zu leugnen, allein im Großen und Ganzen hat sie doch unendliches geleistet und Tausenden von braven Soldaten Leben und Gesundheit erhalten. So waren die meisten Hospitäler die unter der Leitung der katholischen Malthefer- und protestantischen Johanniterritter standen, ganz vorzüglich und alle Soldaten die in ihnen Aufnahme fanden, konnten nur dankbar dafür sein, und doch hab' ich Manche dieser Ritter gesehen, bei denen man sich nur wundern konnte, wie die Schöpfung einem ausgewachsenen Mann, ein so kleines Gehirn verlieh und die treffliche Exemplare der Strudelwitze und Prudelwitze des Kladderadatsch abgaben. Ganz vorzüglich und wirklich ohne Tadel waren die Dienste, welche die protestantischen Diakonissinnen und vielleicht noch mehr, die durchschnittlich an härtere Arbeit gewöhnten katholischen „Barmherzigen Schwestern" in der freiwilligen Krankenpflege leisteten. Mit nie rastender Selbstaufopferung waren diese edlen Wesen Tag und Nacht in ihrem anstrengenden und oft gefährlichen Beruf und der Segen des Himmels begleitete ihr aufopferungsvolles Wirken. Welche Kraft wahre Religiosität verleihet und wie nur sie allein und nichts Anderes, das feste Band ist welches freiwillige Genossenschaften für lange Dauer mit einander verbindet und zu steter Aufopferung bereit macht, konnte man hiebei so recht erkennen. Auch die Felddiakonen, dann die protestantischen und katholischen Feldgeistlichen waren in diesem Kriege überall an ihrem Platze, haben ganz ungemein viel Gutes gewirkt und Tausende von Sterbenden und Kranken mit den Tröstungen der Religion versehen.

Vielfach gute Dienste leisteten auch die freiwilligen Krankenpfleger, die Hülfsvereine; kurz alle jene Tausende von Leuten der verschiedensten Stände, die besonders im Anfang des Feldzuges, mit der weißen Binde mit rothem Kreuz am Arm, nach Frankreich dem Heere nacheilten um dort zu helfen. Leider kamen aber nur zu viele Mißbräuche und Unordnungen hiebei vor und unnütze Bummler, die nur Abentheuer erleben und auf öffentliche Kosten amüsante Reisen machen, sonst aber nicht im Mindesten arbeiten und helfen wollten, strömten

in Schaaren herbei, so daß diese Art der freiwilligen Krankenpfleger zuletzt etwas in Mißkredit gerieth. Und doch war es Unrecht wegen vieler einzelner Mißbräuche und Schattenseiten, das Ganze was entschieden sehr viel Gutes leistete und durch nichts Anderes zu ersetzen gewesen sein würde, zu verdammen. Ich habe viele, glücklicher Weise sehr viele Genossenschaften von Studenten, jungen Kaufleuten u. s. w. gesehen, die lange Wochen hindurch mit nicht rastendem Eifer die schwersten und unangenehmsten Dienste in der freiwilligen Krankenpflege leisteten. Das schöne Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, war der einzige Lohn den sie von all ihrer Arbeit und Selbstaufopferung davon trugen.

Hoffentlich wird dies der letzte Krieg sein, den Deutschland zu führen gezwungen ist, sollte uns aber — was Gott verhüten wolle! — in Zukunft noch ein Kampf um unsere Ehre und Unabhängigkeit bevorstehen, so werden nur freiwillige Vereine die gleich von Anfang an sich einem festen Verbande fügen, einer strengen Disciplin unterwerfen und wo möglich gleiche Kleidung tragen, was sehr zur Erhaltung der Ordnung mit beiträgt, von Nutzen sein.

Segensreich wirkte in diesem ganzen so entsetzlich blutigen und grausigen Kriege, die bekannte Genfer Konvention über die Neutralität der Militairärzte und aller zur Krankenpflege berufenen Personen. Wenn auch leider mit der weißen Armbinde und der weißen Flagge mit rothem Kreuz, manche empörende Mißbräuche getrieben wurden — und wo giebt es eine menschliche Einrichtung, bei welcher dies nicht der Fall ist? — so geschah doch im Allgemeinen viel Gutes dadurch und reicher Segen wurde gestiftet.

Die Feldgensdarmerie und Armeepolizei des norddeutschen Heeres, war in diesem Feldzuge ziemlich zufriedenstellend und weit besser und zahlreicher als im Kriege von 1866. An Bummlern und Strolchen, die dem Heere unter den verschiedensten Vorwänden nachzogen, plünderten und allen möglichen Unfug anrichteten und den deutschen Namen in Frankreich wahrhaft schändeten, fehlte es leider nicht, wie denn überhaupt dieser ganze Krieg theilweise von uns auf eine so harte, ja selbst grausame Weise geführt wurde, daß man nur tiefe Trauer darüber empfinden konnte. Es schien wirklich mitunter bei manchen preußischen und andern deutschen Befehlshabern das traurige System zu herrschen, Frankreich auf jegliche Weise zu schädigen und zu ver-

wüsten, so tief hatte sich allmählig die theils gerechte, häufig aber auch ungerechte und gehässige Erbitterung gegen die französische Nation eingefressen.

Wie ich schon früher anführte, herrschte im ganzen norddeutschen Heere das System der allgemeinen Wehrpflicht, dieser Urquell der Kraft Preußens und somit ganz Deutschlands. Jeder junge Mann ohne Ausnahme, ist vom zwanzigsten Lebensjahre an zum Dienst im stehenden Heere verpflichtet und darf sich hierin nicht vertreten lassen. Die Dienstzeit in der Linie soll sieben Jahre dauern und zwar drei Jahre unausgesetzt bei der Truppe und vier Jahre bei der Reserve, die nur im Fall des Krieges, einberufen wird. Nach dieser Zeit ist Jeder noch im Fall eines Krieges, zur fünfjährigen Dienstzeit bei der Landwehr verpflichtet, so daß das gesammte Heer im Fall einer Mobilmachung wie solche in diesem Kriege stattfand, zwölf Jahrgänge enthält.

Junge Leute die sich selbst uniformiren und erhalten wollen und ein Abgangszeugniß einer höhern Schule beibringen oder ein Examen bestehen, brauchen nur ein Jahr in der Linie zu dienen und treten alsdann in die Reserve und später Landwehr über, wo sie dann in der Regel zu Officieren befördert werden.

Grade in dieser vorzüglichen Zusammensetzung aus dem Kern der gesammten männlichen Jugend aller Stände, lag wesentlich mit die ungeheure durch nichts auszugleichende Ueberlegenheit des norddeutschen Bundesheeres über das französische. Diese vielen gebildeten Soldaten und Unterofficiere aller Stände, gaben unsern Truppen eine moralische Kraft die sie zu den größten Heldenthaten und dem freudigen Ertragen der unausgesetztesten Anstrengungen fähig machte. Das Beispiel ihrer gebildeten Kameraden wirkte erhebend und ermunternd auf die übrigen Soldaten von weniger Bildung mit ein, und da die feste Disciplin, dieser treffliche Kitt des preußisch-norddeutschen Bundesheeres hinzutrat, so konnte schon ein so treffliches Ganze entstehen. Hätten wir die vielen einjährigen Freiwilligen und die anderen zahlreichen gebildeten Soldaten und Unterofficiere nicht gehabt, nun und nimmermehr wären die Schlachten von Wörth, Gravelotte und Sedan von unseren Truppen gewonnen worden; diese Ansicht wird ein Jeder der dem Feldzug persönlich mit beiwohnte und nicht vom beschränktesten Kamaschenthum angesteckt ist, theilen müssen.

Hoffentlich tritt jetzt nach Beendigung dieses Krieges, eine kürzere Dienstzeit, außer bei den Specialwaffen ein. Der künftige allgemeine deutsche Reichstag, wird schon seine ganze Kraft zur Verminderung unserer stehenden Friedensheere und besonders auch zur Herabsetzung der Dienstzeit, anwenden müssen, wenn er den Anforderungen welche unser Volk mit vollem Rechte in ihn setzen kann, nur im Allermindesten entsprechen will. Grade die Verkürzung ihrer Dienstzeit, würde der schönste Lohn sein den man unseren Soldaten für ihre unendlich vielen Opfer während dieses Krieges nur gewähren könnte.

Das Officierskorps des preußisch-norddeutschen Bundesheeres, ist im Allgemeinen in seiner Bildung dem französischen Officierskorps weit überlegen. Pflichttreue, Diensteifer und Aufopferung für den Beruf, sind treffliche Eigenschaften, welche das preußisch-norddeutsche Officierskorps in seltener Weise besitzt und wodurch es einen so unendlichen Einfluß auf die Tüchtigkeit unseres Heeres ausübte.

Manche kleine Schroffheiten und Standesüberhebungen wird sicherlich die Zeit bald aufheben und je mehr und inniger das specifische Preußenthum in dem allgemeinen Deutschthum aufgeht, desto schneller werden sie schwinden. Schon seit 1866, konnte man den wohlthätigen Einfluß den der Eintritt von über tausend früheren hannöverschen, kurhessischen, nassauischen, hanseatischen und anderen kleinstaatlichen Officieren in die preußische Armee ausübte, sehr bemerklich verfolgen. Ungefähr 42 Procent aller Officiere, gehen aus den Kadettenhäusern hervor, die Anderen bestehen aus jungen Leuten, welche freiwillig in das Heer treten und nach Verlauf von circa anderthalb Jahren, nach Ablegung eines Fähnrichs- und eines Lieutenantsexamens zu Officieren ernannt werden. Diese Examen werden hoffentlich noch für die Zukunft gesteigert werden, wie es denn überhaupt sehr erwünscht wäre, daß kein junger Mann zum Eintritt auf Avancement, in das Heer zugelassen würde, der nicht das Abiturientenexamen zur Universität bei einem Gymnasium oder einer Realschule I. Klasse gemacht hätte. Da die Officiere jetzt so sehr gut bezahlt werden, das Avancement ein so schnelles ist, und kein Beruf so große pecuniäre Vortheile als der Officiersstand gewährt, so kann das deutsche Volk auch mit vollem Rechte die höchsten Anforderungen an deren Bildung stellen. Rohe, renommirende Landjunker, die höchstens gut reiten und schießen können oder alberne, unwissende Hofschranzen, die nur im Aeußeren elegante

Manieren besitzen, sonst aber nicht das Mindeste irgend einer Art leisten, können, wollen und dürfen wir nicht als Führer und Befehlshaber unserer unter den Waffen stehenden Jugend für die Zukunft mehr dulden.

Im Frieden ward die bisherige preußisch-deutsche Bundesarmée in 1 Gardekorps und 12 Linienarmeekorps [das 12. ist das königlich sächsische] eingetheilt. Diese zerfallen wieder in 3 Garde- und 25 Liniendivisionen. An Brigaden sind 54 Infanteriebrigaden und 27 Kavalleriebrigaden, außer 13 Artilleriebrigaden vorhanden. Jede Infanteriebrigade soll 2—3 Linienregimenter und 2—3 Landwehrregimenter, jede Kavalleriebrigade 2—3 Kavallerieregimenter enthalten. Diese ganz unnütze Brigadeeintheilung im Frieden, die nur den Zweck hat, so und so viel Brigadegenerälen mit ihren Stäben eine sehr einträgliche und möglichst bequeme Anstellung zu gewähren, und die hoffentlich der künftige deutsche Reichstag bald aufheben wird, ward während dieses Krieges sehr schnell vielfach verändert. Eine Menge von Brigaden und Divisionen wurden — wie dies auch gar nicht anders sein konnte, aufgelöst, verändert und auseinandergerissen und die einzelnen Regimenter je nach Bedarf hier- und dorthin kommandirt. Auch von den bisherigen 13 Friedensarmeekorps, blieben nur einzelne völlig unverändert und geschlossen beisammen.

Rekapituliren wir nun noch einmal in aller Kürze, die Friedensstärke am Beginn des Jahres 1870 und dann die Kriegsstärke des norddeutschen Bundesheeres über welches der König von Preußen als Oberfeldherr des Bundes verfügen konnte, so erhalten wir folgende Zahlen:

Friedensstärke am 1. Januar 1870.

Infanterie 6697 Officiere, 18,866 Unterofficiere, 157,144 Soldaten, 608 Aerzte, 4980 Nichtkombattanten.

Kavallerie 1898 Officiere, 5712 Unterofficiere, 43,908 Soldaten.

Artillerie 1672 Officiere, 5388 Unterofficiere, 24,692 Soldaten.

Pioniere 234 Officiere, 886 Unterofficiere, 5926 Soldaten.

Im Ganzen betrug die Friedensstärke 315,526 Köpfe mit 73,307 Pferden und 808 Geschützen.

Die Kriegsstärke des norddeutschen Bundesheeres am 1. August 1870 betrug aber dem Etat nach, der auch in Wirklichkeit vollständig erreicht worden ist:

	Feldtruppen,	Ersatztruppen,	Besatzungstruppen,	Summa
Höhere Stäbe	4328	1778	—	6115
Infanterie	394,130	145,944	144,924	648,178
Kavallerie	53,228	18,991	10,208	82,728
Artillerie	51,279	9,516	43,542	104,337
Pioniere	13,975	3,315	7,380	24,670
Administration und Train	34,573	7,721	—	42,494
Summa	551,993	187,274	205,054	944,321

Mann mit 193,393 Pferden.

Es beträgt dies 3 Procent der gesammten Bevölkerung des norddeutschen Bundes, und ist somit eine ungemeine Anstrengung des Volkes.

Dank sei es aber dem guten Genius, der im Sommer 1870 über Deutschlands Volk schwebte, so sollte nicht allein der norddeutsche Bund den Kampf mit Frankreich aufnehmen, sondern sämmtliche süddeutsche Staaten standen sogleich als treue und wackere Verbündete schützend zur Seite.

Unsere deutsche Streitkraft ward dadurch vermehrt durch:

I. Das bairische Heer.

Dem Friedensetat nach sollte dasselbe bestehen aus:

16 Regimenter = 48 Bataillone = 142 Kompagnien
= 20,000 Mann Infanterie.
10 Bataillone = 40 Kompagnien = 3740 Mann Jäger.
10 Regimenter = 50 Schwadronen = 9600 Mann Kavallerie.
4 do. = 48 Batterien = 5400 Mann Artillerie.
1 Regiment = 10 Kompagnien = 847 do. Genietruppen.

Im Ganzen sollte die Friedensstärke des bairischen Heeres 34,600 Mann betragen.

Die Kriegsstärke sollte jedoch dem Etat nach sein, 69,000 Mann Feldtruppen mit 1812 Officieren.

Darunter 40 Eskadrons Kavallerie mit 5800 Pferden und 32 Batterien Feldartillerie mit 7000 Soldaten, ferner 25,000 Ersatztruppen und 22,600 Mann Besatzungs- oder Landwehrtruppen.

Da im Königreich Baiern die neue Militairorganisation erst vor einigen Jahren eingeführt und noch nicht ganz vollendet wurde, die Militairadministration auch lange nicht die Schnelligkeit und Energie der preußischen besitzt, die bairischen Kammern im Frieden nicht so

freigebig mit Geld sind, wie der norddeutsche Reichstag bisher sich zeigte, so konnte dieser Staat auch lange nicht mit gleicher Schnelligkeit sein Heer auf den Kriegsfuß setzen, wie es im norddeutschen Bund geschah. Im August 1870 als der Kampf begann, standen höchstens 50,000 Mann bairische Truppen aller Waffengattungen, die in zwei Armeekorps eingetheilt waren, wirklich im Felde. Mit dem größten patriotischen Eifer rüstete man aber in Baiern fortwährend und sandte immer neue Truppen nach, so daß zuletzt die Zahl der Mannschaften, welche sich auf französischem Boden befanden, immerhin an 72,000 Mann betragen haben mag. Freilich war die Landwehrinfanterie theilweise nur sehr mangelhaft ausgerüstet und Landwehrkavallerie fehlte gänzlich. Immerhin waren die bairischen Truppen ein sehr schätzenswerther Zuwachs zu unserer deutschen Streitkraft und das bairische Fürstenhaus, Volk und Heer, haben sich durch ihre wackere patriotische Haltung den Dank von ganz Deutschland für alle ferneren Zeiten erworben.

An persönlichem Muthe der überhaupt bei allen verschiedenen deutschen Volksstämmen ziemlich gleichmäßig vertheilt sein wird, haben es die bairischen Truppen wahrlich nicht fehlen lassen und darin mit den besten preußischen Regimentern vollkommen gewetteifert; ihre feste Disciplin und Waffengeübtheit ließ hingegen häufig wohl Einiges zu wünschen übrig. Der Dienst wurde bei den meisten bairischen Regimentern nicht mit gleicher Strenge geübt, wie dies glücklicher Weise im ganzen norddeutschen Bundesheer jetzt der Fall ist und mit eine Folge davon war, daß die bairischen Truppen verhältnißmäßig entschieden weit mehr Kranke und Marode hatten, als ihre norddeutschen und badischen Kameraden. Auch die wissenschaftliche Ausbildung mancher Officiere, ließ wohl manche Lücken erkennen, und man sah, daß der überhaupt in Süddeutschland leider zu sehr verbreitete Hang zum übertriebenen Wirthshausleben, ihnen viele Zeit gekostet hatte, die besser zum Studiren von Landkarten, geographischen und militairischen Büchern oder auch für den Dienst bei den Truppen hätte verwandt werden können. Daß hierin durch den Eintritt Baierns in den deutschen Bund, ein ebenso wichtiger wie erfreulicher Fortschritt eintreten wird, ist unzweifelhaft. Man wird in Zukunft an die bairischen Officiere hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Ausbildung und Dienstkenntniß, und an die bairischen Soldaten hinsicht-

lich ihrer Waffengeübtheit und strengen Disciplin, mit vollem Rechte ganz die gleichen strengen Anforderungen, wie an ihre Kameraden in allen übrigen deutschen Heerestheilen stellen und dies kann ihnen nur zum Vortheil gereichen.

Das Königreich Würtemberg, was sich bisher überhaupt durch einen, dem sonst so wackern schwäbischen Volksstamm ganz eigenthümlichen Hang zum Partikularismus, auszeichnete, stellte auch eine sehr abweichend uniformirte, und organisirte kleine Armee in das Feld. Dem Etat nach sollte das würtembergische Kontingent im Frieden betragen

8 Infanterieregimenter und 3 Jägerbataillone, zusammen 76 Kompagnien mit	10,000 Mann.
4 Kavallerieregimenter und 1 Feldjägerschwadron, 17 Eskadrons	= 2111 Mann.
2 Artillerieregimenter	= 1700 Mann.
2 Pionierkompagnien	= 300 Mann.
Zusammen	13468 „

mit 2782 Pferden.

Ward das Heer auf vollen Kriegsfuß gesetzt, so sollte es dem Etat nach stark sein:

An Feldtruppen 15 Bataillone Infanterie = 15,000 Mann. 13 Schwadronen Kavallerie = 2200 Mann. 9 Batterien Artillerie = 1881 Mann. 2 Kompagnien Pioniere = 347 Mann. 1340 Mann Train, zusammen 2200 Mann und 449 Officiere mit 54 Geschützen und 6262 Pferden.

An Ersatztruppen 5000 Mann Infanterie, 600 Mann Kavallerie, 530 Mann Artillerie, zusammen 6540 Mann mit 370 Pferden.

An Besatzungstruppen 4200 Mann Infanterie, 160 Mann Kavallerie, 1140 Mann Artillerie.

Da die neue Militairorganisation vom Jahre 1868, welche im Wesentlichen der preußischen nachgebildet war, noch nicht recht durchgeführt sein konnte, die würtembergischen Kammern auch stets überaus sparsam mit den Geldbewilligungen für das Kriegsministerium sich verhielten, so konnte Würtemberg beim Beginn des Krieges, sein etatsmäßiges Kontingent nicht stellen. Wenn im August 1870 wirklich 12000 würtembergische Kombattanten in das Feld marschirten, so

ist dies die höchste Zahl die man annehmen darf, und auch im Laufe des Feldzuges waren die nachrückenden Ersatzmannschaften stets verhältnißmäßig schwächer als die aus Baiern und Baden. So hat das Königreich Würtemberg im Verhältniß seiner Einwohnerzahl, entschieden die wenigsten Streiter in diesen großen deutschen Volkskrieg gesandt und ist darin nicht allein von Preußen was verhältnißmäßig weitaus die meisten Opfer an Gut und Blut brachte, sondern auch von Baden weit übertroffen worden.

Durch den Eintritt Würtembergs in den deutschen Bund, hat sich dies für die Zukunft glücklicher Weise geändert und in all und Jedem werden auch die Regimenter dieses Landes, allen übrigen deutschen gleich sein.

Die Ausrüstung der würtembergischen Truppen war wie schon erwähnt, eine sehr abweichende, was mitunter zu Störungen Anlaß gegeben hat, sonst aber gut. Bei einem größeren Ausfall der Pariser Garnison im December 1870, kamen die meisten würtembergischen Regimenter zum Erstenmale recht heftig in das Feuer und haben sich dabei mit dem altbewährten Muthe, wie solcher den Schwaben stets eigen gewesen ist, geschlagen.

Unter allen süddeutschen Staaten zeigte das Großherzogthum Baden seit 1866 weitaus den größten Eifer, die vielbewährte preußische Militairorganisation bei sich einzuführen. An der Spitze dieser so wichtigen Reformen, stand persönlich der Großherzog von Baden, dieses Muster eines wahrhaft edlen hochherzigen deutschen Fürsten, und da die Kammern, das Heer und das gesammte Volk des Landes, mit Eifer solch würdigem Beispiel nachfolgten, auch ein tüchtiger Kriegsminister das Ganze leitete, so konnte freilich in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, ganz Bewunderswürdiges geleistet werden. In vier Jahren von 1866—70 ward die preußische Militairorganisation vollständig bis in ihre kleinsten Einzelheiten in Baden eingeführt und jede badische Kompagnie oder Schwadron hätte unbedingt in das erste beste preußisch-norddeutsche Regiment eingestellt werden können, ohne daß man den mindesten Unterschied gemerkt. Vorzugsweise aber bei der über alles Lob erhabenen schnellen Mobilmachung im Juli 1870 nach erfolgter Kriegserklärung, die in Baden mit einer Schnelligkeit, Ordnung und Präcision vor sich ging, die auch nicht das Allermindeste zu wünschen übrig ließen, zeigte sich die Trefflichkeit der neuen

Schöpfung. In ganz überraschend kurzer Zeit stand das badische Kontingent vollständig auf dem Kriegsfuß da, bereit in voller Wehr und Waffen, die Wacht am Rhein zu halten.

Bei der geographischen Lage des Großherzogthums, was am Ersten einem Angriff der Franzosen ausgesetzt wurde, war diese schnelle Mobilmachung aber von besonders hohem Werth und hat vielleicht mehr als man glaubt, zur Entscheidung dieses ganzen Feldzuges mit beigetragen. Ganz Deutschland darf und wird es auch hoffentlich niemals vergessen, welch patriotische Haltung seine äußerste südwestliche Grenzmarke im Jahr 1870 gezeigt hat. Auch im ganzen ferneren Verlauf des Feldzuges, haben sich die badischen Truppen stets vorzüglich geschlagen.

Das Friedenskontingent Badens beträgt:

6 Regimenter Infanterie = 18 Bataillone = 72 Kompagnien mit 346 Officieren und 9700 Mann, 3 Regimenter Kavallerie = 15 Schwadronen mit 84 Officieren und 2100 Mann, 1 Artillerie-Regiment mit 90 Officieren und 1700 Mann, 2 Kompagnien Pioniere mit 252 Mann, zusammen 14,200 Mann mit 3000 Pferden, 36 Geschützen.

Auf vollem Kriegsfuß wie solcher im August 1870 erreicht wurde, sind vorhanden:

Feldtruppen:

18 Bataillone Infanterie	=	18,642	Mann.
12 Schwadronen Kavallerie	=	2800	„
9 Batterien Artillerie	=	1807	„
2 Kompagnien Pioniere	=	340	„
Train		800	„
Zusammen		24,600	„ mit 405 Of-

ficieren, 5800 Pferden und 54 Geschützen.

Ersatztruppen:

3 Bataillone Infanterie	=	3500	Mann.
3 Eskadrons Kavallerie	=	321	„
1 Batterie Artillerie	=	104	„
Zusammen		3400	„ darunter 76 Of-

ficiere.

Besatzungstruppen:

8 Bataillone Infanterie	=	8000	Mann.
1 Eskadron Kavallerie	=	100	„
5 Batterien Artillerie	=	1000	„
Zusammen		9640	„

Alle diese Zahlen sind wie schon erwähnt, im Lauf dieses Krieges wirklich zur Ausführung gekommen.

Rechnet man Alles zusammen, so dürften in runden Zahlen beim Beginn dieses Krieges, etwa 96,000 Mann süddeutsche Feldtruppen mit dem norddeutsch-preußischen Bundesheer vereint, wirklich in das Feld marschirt, 20,000 Mann als Ergänzungs-Mannschaften und 30,000—40,000 Mann als Landwehr in den Festungen Ingolstadt, Landau, Germersheim, Ulm und Rastadt zurückgeblieben sein. Die Ergänzungsmannschaften wurden im Laufe des Krieges vermehrt und sandten vielen Ersatz nach, der aber besonders bei den Baiern nicht ausreichte, um die großen Verluste an Kranken und Maroden decken zu können, so daß die bairischen Bataillone, besonders vom Tann'schen Korps, was freilich während der 3 Monate October bis December auch besonders viele Strapazen und Gefechte zu bestehen hatte, zuletzt ziemlich schwach wurden. Bei den Würtembergern und Badensern genügten die Ersatzmannschaften so ziemlich, um die Truppen wenigstens einigermaßen in etatsmäßiger Stärke zu erhalten.

Die Landwehr aus den 3 süddeutschen Staaten rückte im Lauf des Krieges größtentheils mit in Frankreich ein und ward zum Garnisonsdienst in den Städten und zur Sicherheit der Etappenstraßen verwandt, wo sie auch von großem Nutzen war und gute Dienste eistete. Ins Gefecht ist solche, kleine Abtheilungen abgerechnet, nicht geworfen.

So hatten wir denn in diesem großartigen Kriege das so höchst erfreuliche Schauspiel, daß sämmtliche süddeutsche Krieger in der besten und herzlichsten, auch durch Nichts im Allermindesten getrübten Kameradschaftlichkeit und mit theilweise gleicher Tüchtigkeit an der Seite ihrer norddeutschen Waffenbrüder, gegen den frechen Feind, der unsere Ruhe und Wohlfahrt stören wollte, kämpften.

IV. Kapitel.

Von der Kriegserklärung bis zum Einmarsch in Frankreich.

Die erste Hälfte des verhängnißvollen Jahres 1870, sah ganz Deutschland vom äußersten Norden bis zum Süden im tiefsten Frieden. Zwar war die Besorgniß vor einem Kriege mit Frankreich, die seit 1866 gleich einem schweren Alpdruck auf dem deutschen Volke gelegen und so viel fröhliches Behagen an der neuen gedeihlichen Gestaltung unserer inneren Verhältnisse verkümmert hatte, noch immer nicht vollständig verschwunden, allein für die nächste Zeit glaubte man solchen Kampf nicht befürchten zu müssen. Hatte der Kaiser Napoleon, auf dessen Wort noch immer alle Börsen lauschten, doch noch selbst es öffentlich vor großer Versammlung zu Paris erklärt, daß auch nicht die mindeste Besorgniß vor einer Störung des Friedens in Europa jetzt mehr vorhanden sei. Eine schamlosere Lüge dürfte selten von einem Manne mit frecher Stirne öffentlich ausgesprochen sein. So fingen denn allmählich Handel und Wandel, und die tausendfachen Zweige der Erwerbsthätigkeit des deutschen Volkes, die, wie schon früher angeführt, seit 1866 zum unermeßlichen Schaden unseres Nationalvermögens, so sehr darniedergelegen hatten, sich wieder lebhafter zu regen an und das allgemeine Vertrauen kehrte immer mehr zurück. Und auf welche wahrhaft scheußliche Weise sollte es plötzlich zerstört werden! Gerade je mehr die Wohlfahrt in Deutschland und auch in Europa sich zu steigern anfing, desto eifriger wühlten im geheimen Dunkel die Maulwürfe, solche recht gründlich wieder zu vernichten. Die Napoleonischen Agenten und Diplomaten, die leider in viel zu großer Zahl in ganz Deutschland verbreitet waren und in nur zu vielen partikularistischen Kreisen eine wohlgeneigte Aufnahme fanden, berichteten ihrem Herrn in immer frecherer Weise, wie die Unzufriedenheit mit der preußischen Oberherrschaft stets noch im Steigen begriffen sei und dringender und allgemeiner Wunsch nach französischer Hülfe dagegen zunehme. Es waren das die infamsten Lügen, welche jemals von Diplomaten, diplomatischen Agenten und ihren Helfershelfern, den bezahlten Handlangern der Presse, in die Welt geschleudert wurden. Zwar bestand, wie ich früher schon anführte, in allen süddeutschen Staaten und auch

im Königreich Sachsen, eine sehr mächtige entschieden antipreußische Parthei, die besonders bis in die höchsten Kreise hinaufreichte, und auch in den neuerworbenen Landestheilen, Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen-Kassel, hatten einzelne altpreußische Beamte und höhere Officiere es leider nur zu gut verstanden, mit ihrer schroffen Rücksichtslosigkeit und absprechendem Hochmuth, Eigenschaften, die man in den altpreußischen Provinzen in den höheren Kreisen vielleicht häufiger als in allen übrigen Theilen von Deutschland trifft, der nationalen Einigkeit unter Preußens Führung, möglichst zu schaden. Allein zwischen dieser theils begründeten, häufiger jedoch unbegründeten und künstlich gesteigerten Abneigung gegen das Preußenthum, und dem Verlangen nach einer französischen Hülfe dagegen, bestand eine ganz unendlich weite Kluft. Freilich, in den meisten jener Kreise, aus denen die Abgesandten des Kaisers Napoleon ihre Anschauungen schöpften und ihre lügenhaften Berichte einsandten, hatte man von deutscher Gesinnung und Ehre und wahrer Liebe für das große gemeinsame Vaterland aller deutschen Stämme, nie eine Spur besessen, und weil man selbst nur eine verächtliche und kleinliche Anschauung besaß, so konnte man die Kraft des deutschen Volksgeistes, die in den letzten Decennien auf eine so wunderbar herrliche Weise sich gesteigert hatte, auch nicht im Entferntesten beurtheilen. Was Schiller und Moritz Arndt in begeisterten Versen gesungen und die Blüthe unserer Denker, Gelehrten, Schriftsteller und Kammerredner, in Tausenden und abermals Tausenden von Schriften, literarischen Arbeiten und Reden in Volksversammlungen und Kammern ausgesprochen hatten, das war jenen Kreisen größtentheils vollständig unbekannt geblieben. Hatten ihre Männer und Frauen sich doch mit Rangstreitigkeiten, Haschen nach Orden und Titeln, oder der Chronique scandaleuse der Höfe und sogenannt vornehmen Welt, so viel zu beschäftigen, daß sie sich um so etwas, was in ihren Augen doch nur leere Lappalien waren, weiter nicht bekümmern konnten. Es war ja in der „haute volée“ gegen den „bon ton“, von deutschem Patriotismus nur ein einziges Wörtlein zu sprechen und zu thun, als ob solcher überhaupt vorhanden sein könne.

So glaubte der Kaiser Napoleon und mit ihm ein großer Theil des französischen Volkes, denn in den ersten Monden des Jahres 1870 wirklich, daß französische Hülfe vielfach in Deutschland willkommen sei und er und seine Truppen als wahre Befreier begrüßt würden.

Der Glaube an diese ungeheuere Lüge, wie nur ein von National-eitelkeit förmlich trunkenes Volk wie das französische, solche anhören und in sich aufnehmen konnte, hat den Untergang des Kaisers Napoleon herbeigeführt.

Ein anderer Umstand, der den Kaiser in Paris bewog, den seit 1866 gegen Preußen fest beschlossenen Krieg, schon im Jahre 1870 zu beginnen und nicht länger hinauszuschieben, war der sonst vortreffliche Bericht des französischen Militairbevollmächtigten, des Obristlieutenants Stoffel in Berlin. Dieser hatte dem Kaiser gemeldet, die preußisch-norddeutsche Armee befinde sich augenblicklich im tiefsten Frieden und sei schlecht gerüstet. Man habe die Unzweckmäßigkeit des vielfach veralteten Exercierreglements anerkannt, und es solle im Herbst ein neues, weit verbessertes eingeführt werden. Auch von dem Minderwerth der preußischen Zündnadelgewehre gegen das französische Chassepotgewehr, sei man jetzt in Berlin trotz alles anfänglichen Sträubens dagegen, endlich überzeugt worden und das Zündnadelgewehr solle nunmehr wesentlich verbessert werden, womit man bei den meisten Füsilier-Regimentern schon den Anfang gemacht habe. Auch der Artillerie ständen wichtige Verbesserungen bevor. In den Regimentern, die aus den neuen Provinzen rekrutirt würden, sei die preußische Militairorganisation noch nicht fest begründet, es herrsche unter ihrer Mannschaft große Unzufriedenheit und sie würden sich gegen die Franzosen nur schlecht schlagen, ja viele Soldaten wohl, besonders nach einer verlorenen Schlacht, zu ihnen übergehen. Auch die vielen neuen Officiere, die seit 1866 in das preußische Officierskorps eingetreten wären, hätten sich häufig noch nicht gehörig mit ihren altpreußischen Kameraden recht vereinigt, und so hätten die Officierskorps des norddeutschen Bundesheeres, an Kraft und Tüchtigkeit entschieden eingebüßt. Wolle der Kaiser den längst beschlossenen Krieg mit Preußen einmal beginnen, was sonst nicht rathsam sei, so möge er dann auch nicht länger damit säumen, denn bei jedem weiter hinausgeschobenen Jahr, würde das preußisch-norddeutsche Heer ein immer gefährlicherer Feind werden.

Diese Berichte des Oberstlieutenant Stoffel, vereint mit den Rapporten seiner Gesandten, die eine entschiedene Neutralität aller süddeutschen Staaten als ganz unzweifelhaft hinstellten, gaben den letzten Ausschlag, und bereits im Mai 1870 war der Kaiser Napoleon fest entschlossen, den Kampf schon in den nächsten Monaten ganz entschieden

und unter allen Umständen zu beginnen. Die leere Spielerei des Plebiscits, hatte ihm abermals gezeigt, daß über 7½ Millionen Franzosen sich als seine Anhänger und mit allen Handlungen seiner Regierung vollkommen einverstanden, erklärten. Freilich hatte die Armee, die bisher allgemein als eine Hauptstütze der Napoleonischen Dynastie galt, 42,000 verneinende Stimmen gegen die kaiserliche Regierung abgegeben. Es war dies ein sehr böses Zeichen, was gewiß in den Tuilerien manche Sorge gemacht und wahrscheinlich den Ausbruch des Krieges mit beschleunigen geholfen hat. Die französische Armee, die stets unzufrieden gewesen ist, grollte jetzt wegen der verunglückten mexikanischen Expedition und der Kaiser fühlte die Nothwendigkeit, ihr Gelegenheit zu neuem Ruhm, Ehre, gutem Avancement, hoher Feldzulage und reicher Beute zu geben, und alles dies konnte am Leichtesten und Sichersten in einem Feldzuge gegen Preußen geschehen. Daß man in solchem sehr schnell vollständige Siege erfechten und den Krieg auf erobertem Gebiet führen würde, nahm jeder Angehörige der „grande nation“, vom Marschall bis zum Tambour, und vom Mitglied der Pariser Akademie bis zum letzten Viehtreiber, insofern sich solcher überhaupt um Politik bekümmerte, als ganz unzweifelhaft an. Wie hätte die französische Nationaleitelkeit auch wohl etwas Anderes glauben können! Eine Niederlage Frankreichs, und nun gar durch diese Preußen, gehörte ja zu den Unmöglichkeiten, und daß französische Truppen jemals anders als durch Verrätherei besiegt werden konnten, war ihnen vollständig unfaßbar.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Verhältnisse der auswärtigen Politik im Frühling 1870, dem Napoleonischen Kriegsplan gegen Preußen ziemlich günstig waren. In Wien hegte die einflußreiche Kriegs- und Hofparthei noch immer den alten, durch die Ereignisse des Jahres 1866 neugeschürten Haß gegen Preußen, und nun gar gegen die preußische Führung eines geeinigten Deutschlands. Da selbst ein Diogenes mit der Laterne, in jenen Kreisen ganz vergeblich am hellen Tage auch nur das leiseste Fünklein einer wahrhaft patriotisch-deutschen Gesinnung hätte suchen können, so wünschte man nichts eifriger, als daß die Preußen recht gehörig von den Franzosen geschlagen werden möchten. Selbst wenn das ganze linke deutsche Rheinland um diesen Preis für immer an Frankreich verloren gegangen wäre, hätte man auch nicht den allermindesten Kummer darüber em-

pfunden, wäre nur das so tödtlich gehaßte Preußenthum dann gedemüthigt, ja wo möglich vernichtet worden. Eine möglichst enge österreichisch-französische Allianz, ist ja schon seit des Fürsten Kaunitz Zeit, der Lieblingswunsch der österreichischen Kabinetspolitik, der stets von Neuem wieder aufgetaucht ist. Zwar verhinderte die gänzliche Zerrüttung der österreichischen Finanzen und die noch lange nicht beendete und kaum begonnene Reorganisation der österreichischen Armee, wie auch noch manches andere Hemmniß im Innern, ein offenes Kriegsbündniß Oesterreichs gegen Preußen, wie so manche Heißsporne der österreichischen Aristokratie dies dringend wünschten. Daß aber Graf Beust in All und Jedem ihm sonst möglich günstig gesinnt sein würde, konnte der Kaiser Napoleon fest versichert sein. Ja wäre Preußen beim Beginn des Feldzuges entschieden geschlagen worden, so hätte die Wiener Kabinetspolitik unzweifelhaft eine ganz andere Haltung angenommen, und sich weit günstiger für Frankreich ausgesprochen, als es nunmehr, wo gerade das Umgekehrte eingetreten ist, freilich der Fall war. Nöthigte die zweideutige Haltung in Wien, und der nicht zu leugnende Anfang österreichischer Rüstungen, doch die preußische Regierung beim Beginn des Krieges ein ganzes Armeekorps in Schlesien zurückzulassen, bis freilich nach den Siegen bei Wörth und Gravelotte, dies nicht mehr nöthig war und man in Oesterreich ungleich freundlichere und hoffentlich auch aufrichtige und für die Zukunft bleibende Gesinnungen anzunehmen für gut fand.

Die scandinavischen Staaten, Schweden, Norwegen und gar vor Allem Dänemark, waren entschieden für Frankreich weit günstiger als für Preußen gesinnt und wünschten Ersterem unbedingt den Sieg. Besonders in Dänemark fing man heimlich zu rüsten an, die französischen Kriegsschiffe, die sich später in der Ostsee so lächerlich machten, wurden in Kopenhagen mit lautem Jubel begrüßt, reichlich verproviantirt und mit wohlgeübten dänischen Lootsen, die ihnen freilich auch keine Lorbeeren verschaffen konnten, ausgerüstet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nach einer völligen Niederlage Preußens, Dänemark offen auf die Seite Frankreichs getreten und 20,000 Mann dänische Truppen aus Jütland über die Grenze marschirt sein würden, um ganz Schleswig bis zur Schlei für die Danebrogsfahne wieder zu erobern. Holland und Belgien erklärten sich zwar ebenfalls strenge neutral, allein im Geheimen stand die Mehrheit ihrer Bevölkerung und namentlich

auch im letzten Lande, auf französischer Seite. Daß in Belgien und besonders auch in Luxemburg, vielfache Verletzungen der Neutralität zu Gunsten Frankreichs vorgekommen sind, bleibt eine nicht zu läugnende Thatsache. Das Gleiche war in der Schweiz der Fall. Hegten doch alle diese kleinen Nachbarstaaten mittleren Ranges, die wirklich komische, durch nichts gerechtfertigte Besorgniß, daß Preußen, wenn es als vollständiger Sieger aus diesem Kriege hervorgehen sollte, ihre Rechte kränken, ja selbst ihre Unabhängigkeit bedrohen könnte. Daß man in Berlin auch nicht im Entferntesten hieran denkt; und das deutsche Kaiserreich wahrlich Anderes zu thun hat, als Belgien, Holland oder die Schweiz zu annectiren, bedarf bei allen nur halbwegs urtheilsfähigen Menschen, wohl kaum der mindesten Versicherung. Freilich ward dieser Wahn von den Napoleonischen Agenten auf das Eifrigste genährt und dies auch später von französischer Seite bis zum Ende dieses Krieges, auf jegliche Weise fortgesetzt.

Italien, was Napoleons Siegen 1859 die Lombardei, und Preußens Siegen 1866 Venetien verdankt, Länder, die man durch eigene Kraft nun und nimmermehr dem österreichischen Doppeladler entrissen haben würde, war somit beiden Staaten zu gleichem Danke verpflichtet, und bewahrte daher auch eine strenge Neutralität. Im Geheimen standen jedoch die meisten Italiener als Romanen, mehr auf Seite der romanischen Franzosen, als der dem italienischen Wesen stets unsympathischen germanischen Preußen. Es zeigte sich dies besonders auch dadurch, daß im Verlauf dieses Krieges, ungefähr 4000 italienische Freiwillige, unter ihnen der hirnverrückte alte Phantast Garibaldi, bei den französischen Schaaren eingetreten sind. Ein gleiches Gefühl des Nationalhasses gegen das Deutschthum, trieb die Polen, ja mehr oder weniger alle Slaven, auf die Seite der Franzosen. So haben mindestens 2000 polnische Freiwillige, zum Theil sehr muthig in den französischen Reihen gegen uns gekämpft.

In England, wo der nackte Egoismus und die kleinlichste Krämerpolitik überhaupt jetzt die einzige Richtschnur in der äußeren Politik bildet, beobachtete man ebenfalls dem Anscheine nach eine strenge Neutralität. Diese sogenannte Neutralität verhinderte freilich nicht, daß die Engländer den Franzosen Kohlen für ihre Kriegsschiffe, Pferde, Waffen aller Art, Munition; kurz, sämmtliches Kriegsmaterial, soviel sie nur haben wollten und bezahlen konnten, verkauften. Das

Gleiche geschah auch von den nordamerikanischen Staaten. Freilich hätten beide Länder auch uns mit Kriegsbedürfnissen versorgt, wenn wir solche hätten von ihnen kaufen wollen, doch bedurften wir glücklicher Weise ihrer derartigen Hülfe nicht im Mindesten. Deutschland konnte Alles, was wir zu dem großartigsten Kriege, den jemals die Weltgeschichte gekannt hat, an Kriegsmaterial der verschiedensten Art bedurften, in hinreichender Güte und Menge aus seinem eigenen Lande entnehmen und ist hierin vom Auslande vollständig unabhängig; diese freudige Ueberzeugung hat uns der jetzige Riesenkampf verschafft.

Das russische Kabinet allein, bewahrte eine vollkommen strenge und selbst freundliche Neutralität gegen Preußen. Zwar ließ es Napoleon durch seinen Gesandten General Fleury, in Petersburg nicht an Verlockungen und Versprechungen aller Art fehlen, um sich Rußland günstig zu stimmen, doch scheiterte Alles dies gänzlich an dem festen Willen des Kaisers Alexander, wie an der Einsicht des russischen Staatskanzlers, Fürst Gortschakof. Man konnte es in St. Petersburg mit vollem Rechte nicht vergessen, wie Napoleon 1853—1855 Rußland auf die ungerechteste Weise mit dem Krimkrieg überzogen, und welche Rolle Oesterreich dabei gespielt hatte. So durfte man in Berlin sicher sein, daß, wenn wirklich österreichische Regimenter als Verbündete der Franzosen gegen Preußen marschiren sollten, alsdann russische das Gebiet Oesterreichs betreten würden. Diese Ueberzeugung war schon von großem Werthe, wie denn auch sonst der Kaiser Alexander es nicht unterließ, seine freundschaftliche Gesinnung in jeder Weise dem so nah verwandten preußischen Königshause zu bethätigen. Weitere Hülfe hat uns Rußland nicht im Allermindesten geleistet, und wir haben solche auch nicht von ihm begehrt. Das ist ja eben das Schöne, und für unser deutsches Nationalgefühl so Erhebende, daß wir diesen Riesenkampf, den die französische Eroberungslust uns gewaltsam aufgedrungen hat, nun auch ganz allein ohne jeglichen fremden Beistand und nur auf unsere eigene einheitliche und feste Kraft gestützt, auch durchgeführt und als vollständige Sieger beendet haben. Ein ernstes „noli me tangere“ hat das deutsche Kaiserreich hierdurch für alle fernere Zukunft den fremden Staaten, welche es etwa bedrohen und in seiner ruhigen friedlichen Entwickelung stören wollten, zugerufen.

Nachdem der Kaiser Napoleon sich versichert hatte, daß von den fremden Mächten ihm keine Gefahr drohen würde, ließ er im Ge-

heimen in seinem Lande Alles für den nahen Krieg vorbereiten. Anfangs Juni, konnte der damalige Kriegsminister Le Boeuf, der Nachfolger des eifrigen Preußenhassers Marschall Vaillant, der im Jahr 1869 gestorben war, zu Paris verkünden, daß die französische Armee vollständig für den Krieg gerüstet sei. Daß dies eine ebenso große Lüge war, als wie die Berichte seiner Gesandten aus Deutschland über die dortigen Stimmungen, wußte der von Allen betrogene und belogene Kaiser freilich nicht. Das französische Heer war troß dieser prahlenden Versicherung nicht für den Krieg vollständig gerüstet und es fehlte gar viel hierzu, denn zahlreiche Betrügereien, Unterschleife und Nachlässigkeiten, die vom höchsten Beamten im Kriegsministerium bis zum untersten Schreiber, vom ersten Marschall bis zum letzten Fourier der Kompagnien begangen wurden, hatten, wie ich schon vorhin anführte, hierbei stattgefunden. Gar vieles Geld, was für die Armeebedürfnisse verwandt werden sollte, war in andere Taschen geflossen. War der Kaiser doch hierin 1865 selbst einmal mit übelem Beispiel vorangegangen, denn es steht ziemlich fest, daß er mehrere Millionen Franks dem Budget des Kriegsministers entlehnt hatte, um Schulden seiner Civilliste damit zu bezahlen, ohne an deren Rückgabe jemals zu denken. Das alte deutsche Sprüchwort „wie der Herr, so der Diener,“ fand jetzt wieder so recht seine volle Bestätigung.

Es ist immer möglich, daß Napoleon persönlich dem Kriege noch abgeneigt war und ihn lieber vermieden hätte, allein er besaß die Kraft nicht mehr hierzu, denn zu sehr hatte die Kriegspartlhei, die in den Tuilerien besonders auch durch die sehr einflußreiche Kaiserin Eugenie vertreten wurde, jetzt die Oberherrschaft gewonnen. So mußte denn der ekelhafte Troß der französischen Kriegspresse, der in der letzten Zeit etwas verstummt gewesen war, auf hohen Befehl abermals sein mißtönendes Geschrei wieder erheben, um die niemals ganz geschlummerte Kriegslust eines großen Theiles der Nation, von Neuem zu entflammen. Bei der Eitelkeit, Unwissenheit und Frivolität, von der leider ein nur zu großer Theil der Franzosen aller Stände erfüllt ist, gelang dies nur zu gut, obgleich es wohl selten ein widerlicheres Gemisch von Lüge, Frechheit und Unkenntniß aller Art gegeben hat, als solches die Kriegsartikel fast sämmtlicher Zeitungen Frankreichs unausgesetzt enthielten. Auch der neue Minister des Innern, Ollivier, ein eitler,

ehrsüchtiger Advokat, der von einem liberalen Deputirten und geschwätzigen Phrasenmacher in der Kammer, sehr bald ein unterwürfiger Diener des Kaisers geworden war, so wie er das so heiß ersehnte Ministerportefeuille durch seine Reden sich erschwindelt hatte, war jetzt plötzlich der Kriegspartei ergeben, obgleich er sich anfänglich dagegen gesträubt. Wie es heißt, soll die Liebenswürdigkeit der schönen Kaiserin Eugenie, welcher der sehr eitle, charakterlose Franzose nicht zu widerstehen vermochte, diese plötzliche Sinnesänderung hervorgerufen haben. Ein sehr thätiges und einflußreiches Mitglied der Kriegspartei am französischen Hofe, der vielleicht mehr wie irgend eine andere Persönlichkeit in ganz Frankreich, den Ausbruch dieses jetzigen Krieges mit beschleunigen geholfen hat, war der neue Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont. Derselbe war lange Jahre französischer Botschafter in Wien gewesen, hatte dort nur in den allerpreußenfeindlichsten Kreisen gelebt und deren ganze Anschauungsweise vollständig in sich aufgenommen. Von großer Eitelkeit und Ehrsucht, und eben solcher Unwissenheit erfüllt, wie dies mehr oder weniger alle französischen Diplomaten sind, hatte Herr von Gramont nicht gesäumt, in allen seinen Berichten an den Kaiser, diesen zum Kriege gegen Preußen zu reizen und ihm dabei die ziemlich sichere indirecte, und nach der ersten gewonnenen Schlacht auch directe Unterstützung Oesterreichs, als unzweifelhaft zu verbürgen. Der Minister Graf Beust, der geistig den ziemlich unbedeutenden Duc de Gramont weit übersah, hatte diesen geschickt dazu benutzt, seinen Wünschen und Ansichten in Paris Verbreitung und Geltung zu verschaffen und ein glücklicher Erfolg belohnte seine Bestrebungen. So wie der Herzog von Gramont im Beginn des Jahres 1870 das Ministerportefeuille des Auswärtigen in Paris übernahm, konnte der Graf Bismarck zu Berlin davon überzeugt sein, daß die Gefahr eines Krieges mit Frankreich dadurch weit näher getreten sei.

Als der Kaiser Napoleon, oder richtiger die französische Kriegspartei, denn der alternde und kränkliche Kaiser hatte schon viel von seiner früheren Energie und Spannkraft des Geistes eingebüßt, zum baldigen Ausbruch des Kampfes gegen Preußen fest entschlossen war, mußte nach einem Grunde dazu gesucht werden. „Wer da suchet, der findet auch," heißt es, und so fand sich denn auch dieser angebliche Vorwand bald. Zwar ist wohl niemals ein furchtbarer, die Kraft und das Mark zweier großen Nationen verzehrender Riesenkampf, wegen einer

äußerlich so vollständig nichtigen Ursache wie diese es war, entzündet worden, allein dies machte der französischen Kriegsparthei weiter auch nicht die allermindeste Sorge. Sie wollte ja den Kampf mit Preußen um jeden Preis, und so wurde der erste beste Vorwand dazu, und mochte solcher auch noch so nichtig sein, fast gewaltsam an den Haaren herbeigezogen.

Die Spanier hatten ihre sehr schwache, von dem elendesten Gesindel aller Art, umgebene arme Königin Isabella, die stets eine besondere Schützlingin ihrer einstigen Unterthanin, der jetzt so mächtigen Kaiserin Eugenie war, durch eine ebenso erbärmliche Revolution vom Throne vertrieben und befanden sich nun fast 2 Jahre in einem Zustande vollständiger Anarchie. Zwar hätte der ehrgeizige Intriguant Prim, Herzog von Reuß, sich wohl selbst gerne die Königskrone Spaniens auf das Haupt gesetzt, allein er sah ein, daß dies doch ganz unmöglich sein würde. Da die Republik in Spanien gleichbedeutend mit Anarchie war, und im Bürgerkriege schon Ströme von Blut nutzlos vergossen waren, so ward eifrig Jagd nach einem sogenannten Scheinkönig gemacht. Viele Ablehnungen von Prinzen denen man solche angeboten hatte, erfolgten, denn mit Recht scheute sich Jeder, einen so schwankenden Thron, wie der spanische war, zu besteigen, und sich die Dornenkrone der Königskrone Spaniens auf das Haupt zu setzen. Im Geheimen intriguirte Napoleon übrigens sehr in Madrid, daß, wenn auch nicht die Königin Isabella, denn dies schien unmöglich, so doch deren Sohn, der ein minderjähriger Knabe war, als König nach Spanien zurückberufen werden möge.

Nach langem, vergeblichem Suchen kam man in Madrid auch auf den Einfall, dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, dem ältesten Sohn des frei resignirten Fürsten Anton von Hohenzollern zu Düsseldorf, der als jüngerer Officier in der preußischen Armee diente, diese Krone anzubieten. Was den General Prim zu dieser Wahl bewogen, und ob dabei nicht wie Viele glauben, schon im Voraus eine geheime Intrigue der französischen Kriegsparthei zu Grunde liegt, ist bis jetzt ein noch nicht aufgeklärtes Geheimniß. Der Prinz Leopold war als ein begabter junger Mann bekannt, obgleich dies freilich wohl bei seiner Wahl in Madrid, nicht den allermindesten Einfluß geübt hat, gehörte dem mit Recht in Europa allgemein hochgeachteten Königsgeschlecht der Hohenzollern an, wenn auch freilich nur

einer Nebenlinie des preußischen Königshauses, war dabei ein Katholik, was in Spanien für einen Regenten unerläßlich ist, und konnte mütterlicher Seits eine entfernte Verwandtschaft mit Napoleon nachweisen.

Man hätte eigentlich erwarten können, daß auch der Prinz Leopold eine solche Wahl entschieden sogleich ablehnen würde, allein Kronen müssen für einen jungen ehrgeizigen Prinzen doch einen unbesieglichen Reiz besitzen, denn er nahm solche gegen alles Vermuthen an. Es konnte für Preußen und seine ganze Politik, eigentlich nichts Gleichgültigeres sein, ob nun der Prinz Leopold von Hohenzollern, oder irgend ein anderer italienischer, portugiesischer, spanischer Prinz den Thron zu Madrid einnahm. Wir verkaufen Leinwand und einzelne andere Industrieproducte nach Spanien und führen Wein, Oel und Südfrüchte von dort dagegen wieder ein, sonst haben wir mit diesem einst so mächtigen, und jetzt durch eigene Schuld so tief gesunkenen Staate, auch nicht die allermindesten näheren Beziehungen irgend einer Art. Wir grenzen nicht mit einander, haben auch keine Ursache, irgendwie uns eifersüchtig zu benehmen, und können nichts Besseres thun, als in Frieden und Freundschaft miteinander zu leben und möglichst lebhaften nutzbringenden Handel gegenseitig zu treiben. So nahm man denn diese Wahl des Prinzen Leopold von Hohenzollern in Berlin sehr gleichgiltig auf, der Minister Bismarck wußte, daß seine Politik auch nicht die allermindeste Kräftigung dadurch erhalten würde, ja es fehlte nicht an sehr einflußreichen Personen, welche die Einwilligung des Prinzen entschieden mißbilligten und solche als einen unbesonnenen Jugendstreich, der leicht ebenso unglücklich als die Geschichte des Kaisers Max in Mexiko, enden könne, verurtheilten.

Anders aber dachte man in Paris. Da brauste die französische Nationaleitelkeit sogleich auf, daß die Spanier sich erkühnt hatten, einen fremden Prinzen, und nun gar einen verhaßten deutsch-preußischen, ohne die hohe obrigkeitliche Genehmigung der grande nation zum König zu erwählen, und man steigerte sich zu einer Exaltation, die wirklich ungemein lächerlich sein würde, wenn sie nicht zugleich auch so traurig gewesen. Wenn jemals etwas ganz Europa über den Hochmuth und die Herrschsucht eines leider nur zu großen Theiles des französischen Volkes hätte die Augen öffnen können, so war es das Benehmen des kaiserlichen Kabinets und der französischen Kriegspartei bei dieser Gelegenheit.

Schon am 4. Juli erschien der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, ein unverschämter Intriguant, der die verdiente stolze Zurückweisung seiner frechen Vorschläge zu Nicolsburg im Juli 1866, niemals vergessen hatte, und deshalb nur Rache gegen Preußen brütete, beim Grafen Bismarck und theilte ihm mit, die Wahl des Prinzen Leopold zum Könige von Spanien, und dessen Annahme dieser Würde habe in Paris die peinlichsten Empfindungen erregt. Er wünsche eine Erklärung darüber, wie das preußische Kabinet sich bei dieser ganzen Angelegenheit verhalten wolle. Mit großer Ruhe gab Graf Bismarck dem Herrn Benedetti die einfache und vollständig wahre Antwort, er habe sich um diese ganze Wahl und Annahme auch nicht im Allermindesten gekümmert, stände ihr in jeder Hinsicht gänzlich fern, und habe selbst erst durch die Telegraphie Havas, nähere Kenntniß davon erhalten. Jede andere Regierung hätte sich nun mit dieser Antwort beruhigt, nicht aber die französische, denn sie wollte ja jetzt Preußen um jeden Preis recht öffentlich auf das Tiefste demüthigen und dies schien die passendste Gelegenheit hierzu zu sein.

So war es denn ein im Voraus abgekartetes Spiel, daß der Abgeordnete Cochery, ein bekanntes Mitglied der französischen Kriegsparthei, am 6. Juli in der Assemblée nationale zu Paris den Herzog von Gramont wegen dieser Angelegenheit interpellirte. In echt französischer hochmüthiger Weise, erklärte der edle Herzog, „die Regierung Frankreichs verharre in dieser Angelegenheit vorläufig noch in der strengsten Neutralität, aber sie werde nicht dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den spanischen Königsthron setze und dadurch die Ehre und Würde Frankreichs in Gefahr bringe. Die Regierung vertraue auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte sie sich aber in dieser Hoffnung täuschen, so würde sie ohne Zögern und ohne Schwäche ihre Pflicht thun.“

Solche Drohung Frankreichs gegen Preußen, wurde von der großen Mehrzahl der Deputirten mit lebhaftem Enthusiasmus aufgenommen, fast sämmtliche Pariser Zeitungen äußerten ihre große Freude darüber und auch die Mehrheit des französischen Volkes war damit einverstanden und meinte, es sei dies eine der Würde Frankreichs angemessene, stolze Erklärung. Wäre die Mehrzahl der Franzosen wirklich

so friedenslustig und dem Kriege abgeneigt gewesen, wie sie sich nach der Capitulation von Sedan, wo man den gefangenen Kaiser Napoleon so gerne zum allgemeinen Sündenbock machen und ihm allein die Schuld dieses Krieges aufbürden wollte, dringend darzustellen wünschte, so hätte sie damals ihre Stimme mit Macht erheben und einmüthig gegen dies wahrhaft frevelhafte Heraufbeschwören der wilden Kriegsfurie, protestiren müssen. Hätten nur einige Millionen Franzosen im Juli 1870 den Kaiser nachdrücklich ermahnt, auf dem Wege des goldenen Friedens zu bleiben und den Kriegspfad nicht zu betreten, so hätte dieser solchem Ausdruck des Volkswillens schon Gehör schenken, ja ihn auch befolgen müssen. Es regte sich aber damals in dem ganzen großen Frankreich kaum eine einzige kräftige Friedensstimme; im Gegentheil, je übermüthiger das Ministerium Gramont-Ollivier auftrat, je mehr es Preußen beleidigte und auf die brutalste Weise gewaltsam zum Kampfe zwang, desto lebhafteren Beifall jauchzte ihm das in seinem Größenwahnsinn und maßloser Eitelkeit wahrhaft verblendete französische Volk zu.

Im Kriegsministerium zu Paris, herrschte aber von Ende Juni an eine fast fieberhafte Thätigkeit. Es ward Tag und Nacht gearbeitet und Alles angewandt, um die Kriegsrüstungen zu beschleunigen und die Armee zu mobilisiren. Daß sich dabei ganz gewaltige Lücken zeigten und lange Alles nicht so war, wie es nach dem vielen darauf verwandten Gelde billiger Weise hätte sein sollen, suchte Einer dem Anderen zu verbergen und das gegenseitige Belügen und Betrügen geschah auf die unverschämteste, echt französische Weise.

Daß übrigens der preußische Gesandte in Paris, Freiherr von Werther, ein sonst altgewiegter Diplomat, über alle diese Vorgänge nicht besser unterrichtet war, keine zuverlässigen Berichte darüber nach Berlin sandte und überhaupt nicht so kräftig auftrat, wie es die Würde Preußens verlangte, ist ein Vorwurf, den man ihm wohl mit Recht machen konnte. Seine Wiederanstellung in der Diplomatie, dürfte dadurch wohl für immer unmöglich sein. Muß ein Staat nun einmal das viele Geld für seine Diplomaten ausgeben, so kann er dafür wenigstens mit vollem Rechte verlangen, von diesen zuverlässig bedient und über Alles, was an dem Ort ihrer Anwesenheit vorgeht, genau unterrichtet zu werden.

Ruhig, wie schon früher bestimmt war, unternahm der König

Wilhelm von Preußen, seine Reise nach dem Bad Ems, dort die alljährliche Kur zu gebrauchen, wie auch der Freiherr von Werther Befehl erhielt, von Paris nach Ems zu kommen, um mündlich über die französischen Vorgänge zu berichten. Der Kaiser Napoleon ertheilte dem Grafen Benedetti, der inzwischen zur Kur nach Wildbad gegangen war, jetzt ebenfalls den Befehl, sich schleuuigst nach Ems zu begeben, um dort seine Aufträge auszuführen. So ward der kleine friedliche Badeort der Platz, wohin sich die Blicke von ganz Europa mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu richten begannen. Schon ward die öffentliche Stimmung in allen Ländern erregt, man befürchtete ernsthafte Verwickelungen, ahnte Unheil, und es fehlte nicht an vielen Stimmen, welche erklärten, das Ganze sei nur ein vorher abgekartetes Spiel und Napoleon suche diese Gelegenheit, um sich an Preußen für Königsgrätz zu rächen und solches zu demüthigen. Die Course aller Papiere sanken, und eine unruhige Spannung auf die Dinge die da kommen würden, bemächtigte sich Aller. Daß freilich Napoleon seine Frechheit so weit treiben würde, wie dies wenige Tage später geschah, wagten damals nur noch Wenige zu denken.

Der Graf Benedetti ward vom Könige Wilhelm in Ems mit der herablassendsten Güte, welche diesem Monarchen so sehr eigen ist, auch jetzt noch immer aufgenommen. Wie wenig hatte der unverschämte Franzose solche verdient! Am 9. Juli beantragte er eine Audienz beim Könige, welche dieser ihm auch bewilligte, und verlangte darin, der König solle dem Prinzen Leopold den entschiedenen Befehl ertheilen, der spanischen Krone für immer zu entsagen, denn anders würde der Kaiser Napoleon und das französische Volk, sich nicht für befriedigt erklären. Es war dies zwar eine Unverschämtheit, welche eigentlich die sofortige Entfernung des Antragsstellers aus Ems verdient hätte, aber in ruhiger Würde ertheilte der König die Antwort, der Prinz Leopold von Hohenzollern habe ihn bei dieser Annahme der spanischen Krone niemals um Rath gefragt, und so könne er als König von Preußen, ihm auch keinen Befehl zu deren Nichtannahme ertheilen. Solche klare und ruhige Antwort, die allgemeinen Beifall in ganz Europa fand, hätte auch in Paris befriedigen müssen, wenn dort nicht die bestimmte Absicht vorgelegen, diese Angelegenheit um jeden Preis zur größeren Demüthigung Preußens, oder zur Kriegserklärung gegen dasselbe zu benutzen. So erhielt Benedetti nochmals

den Befehl, eine zweite Audienz bei dem Könige zu verlangen und seine erste unverschämte Forderung womöglich noch stärker zu wiederholen. In unerschöpflicher Geduld und von dem Wunsch zum Frieden geleitet, bewilligte König Wilhelm auch diese zweite Audienz am 11. Juli, konnte in solcher aber nur wiederholen, daß der Prinz Leopold vollkommen frei in seinen Entschlüssen sei und er auch für den Augenblick dessen Aufenthalt gar nicht einmal bestimmt wisse, da der Prinz sich auf einer Reise in der Schweiz befinden solle. Damit glaubte der König mit vollem Rechte, daß diese ganze Angelegenheit für immer abgemacht sein werde.

Von der Gefahr unterrichtet, daß seine Annahme der Krone von Spanien, sehr leicht einen europäischen Krieg herbeiführen könne, hatte der Prinz Leopold von Hohenzollern auf den Rath seines verständigen Vaters, inzwischen den sehr vernünftigen Entschluß gefaßt, aus freien Stücken vollständig auf deren Annahme zu verzichten. Es war dies eine That, die dem Herzen wie Verstande des jungen Prinzen und seiner Rathgeber, alle Ehre machte, denn wahrlich, der Thron Spaniens war es nicht werth, daß um seinetwillen deutsches Blut vergossen werden sollte. Ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung, die in naher Beziehung mit Sigmaringen, wo damals die fürstlich Hohenzollernsche Familie ihren gewöhnlichen Sommersitz hatte, stand, brachte diese wichtige Nachricht, die der Telegraph mit geflügelter Eile sofort durch die ganze Welt berichtete. Eine große Freude herrschte darüber in ganz Europa, alle Papiere stiegen sofort beträchtlich, denn mit vollem Rechte glaubte man jetzt den gefährdeten Frieden wieder vollständig gesichert.

So etwas lag aber nicht in dem Plane der französischen Kriegspartei, die, wie schon wiederholt angeführt, diese ganze spanische Angelegenheit nur zum Vorwand, ihren brennenden Haß gegen Preußen zu kühlen, nehmen wollte. Zwar soll der Kaiser Napoleon, der, wie glaubwürdige Zeugen berichten, persönlich ein inneres Unbehagen an diesem Kriege, und eine gewisse bange Vorahnung von dessen unglücklichem Ausgange empfunden habe, sich jetzt für befriedigt erklärt und die ganze Angelegenheit als beendet anzusehen gewünscht haben. Nicht so aber die Kriegspartei, an deren Spitze die Kaiserin Eugenie, diese echte Spanierin voll Leidenschaft und Haß und Rache, der Herzog von Gramont und im Geheimen auch, wie allgemein behauptet wird, der österreichische Botschafter, Fürst Metternich, ein geistig sehr unbe-

deutender Mensch, der von seiner bizarren, aber energischen Frau, einer geborenen ungarischen Gräfin Sandor, innigen Freundin der Kaiserin Eugenie, vollständig beherrscht wurde, standen.

Man stellte dem Kaiser Napoleon vor, Frankreich sei nun schon zu weit gegangen, man dürfe nicht mehr zurück, die Armee sei von Kriegslust gegen Preußen erfüllt, und seine Dynastie werde ernstlich bedroht sein, wenn er jetzt nicht deren Verlangen befriedige. So gab denn der Kaiser, obgleich zögernd, die Genehmigung zu weiteren Beleidigungen Preußens. Man sagt, Napoleon habe nach Beendigung des Ministerrathes, in welchem beschlossen wurde, diese Sache auf die Spitze zu treiben, sich sehr verstimmt in sein Kabinet zurückgezogen und geäußert, es sei dies mit die verhängnißvollste Stunde seiner ganzen Regierung. Ahnte der alte Kaiser vielleicht das Erwachen des deutschen Volksgeistes, der schon seinen großen Oheim gestürzt hatte, und der ihn auch jetzt vom Throne in die Gefangenschaft treiben sollte?! Gleichviel, die eisernen Würfel waren ihm aus der Hand geglitten; er mußte nun ertragen, was das Spiel ihm brachte.

So erklärte der Duc de Gramont am 12. Juli dem inzwischen wieder nach Paris zurückgekehrten preußischen Gesandten von Werther, die soeben eingegangene Entsagung des Prinzen Leopold auf die spanische Königskrone, sei jetzt nur noch eine Nebensache, da Frankreich deren Annahme doch niemals gestattet haben würde. Die Hauptsache sei, daß Frankreich eine Verletzung erlitten habe, weil der König von Preußen, als Chef des Hohenzollernschen Hauses, dem Prinzen die Annahme erlaubt, ohne vorher die Genehmigung des Kaisers Napoleon einzuholen. Das einzige Mittel, um die aufgeregte öffentliche Meinung des französischen Volkes wieder zu beruhigen, sei ein offener Brief des Königs Wilhelm an den Kaiser Napoleon, in welchem ausgesprochen würde, der König habe nicht glauben können, daß er bei der Ertheilung der Annahme, die Würde und Interessen Frankreichs verletzt habe. Es ist wohl kaum jemals im Lauf der Geschichte, dem Vertreter einer unbesiegten Großmacht, eine unverschämtere Anforderung von dem Minister des Auswärtigen einer anderen gleichstehenden Großmacht gestellt worden, als sie hierin der Herr von Gramont dem Herrn von Werther machte. Daß Letzterer nicht sogleich die einzig entsprechende Antwort darauf erwiderte, ist ein Mangel an Energie, den ihm das deutsche Volk niemals wieder vergessen wird. Der Minister des Innern,

Ollivier, der zu dieser Unterredung kam, hatte noch die naive Unverschämtheit, zu versichern, das Verfahren Preußens in der Hohenzollernschen Angelegenheit, habe viel mehr die französische Nation aufgeregt und in ihrem Nationalstolz gekränkt, als den Kaiser Napoleon persönlich verletzt. Es sei daher nothwendig, daß Preußen eine offene Reue über die begangenen Schritte zeige, da sonst das Ministerium Ollivier-Gramont der aufgeregten öffentlichen Meinung gegenüber, sich wahrscheinlich nicht würde halten können. Wenn jemals ein offenkundiges Zeugniß von der bis zur Verrücktheit gesteigerten französischen Nationaleitelkeit und dem Wahn der grande nation, daß sich alles Andere in ganz Europa ihr unbedingt fügen müsse, der Welt gegeben wurde, so ist es dieses. Nach solchen Ereignissen in Paris, durfte man sich denn auch nicht wundern, wenn der Graf Benedetti den Befehl erhielt, den König Wilhelm in Ems persönlich zu beleidigen.

Am Morgen des 13. Juli begegnete der König Wilhelm auf der Brunnenpromenade zu Ems, dem Grafen Benedetti, redete ihn in gewohnter, diesmal aber wirklich recht unverdienter freundlicher Weise an, und gab ihm das so eben angelangte Extrablatt der Kölnischen Zeitung, in welchem die freiwillige Thronentsagung des Prinzen Leopold mitgetheilt wurde. Er sagte ihm dabei, daß er sich über diese Entsagung freue, da er nunmehr diese ganze Angelegenheit, die schon viel Unruhe in Deutschland, ja selbst in ganz Europa gemacht habe, als vollständig erledigt betrachten könne. Mit einer Unverschämtheit sonder Gleichen, beantwortete aber der Franzose diese Ansprache des Königs damit, daß er ihm erwiderte, er habe ebenfalls schon diese Entsagung des Prinzen gestern aus Paris erhalten, könne sich aber jetzt damit nicht mehr zufrieden erklären, sondern müsse verlangen, daß der König die öffentliche Erklärung abgebe, er würde ein für alle Mal und für alle Zukunft, dem Prinzen Leopold die etwaige spätere Annahme der Krone von Spanien, bestimmt verbieten.

Mit ernstem Blick sah der König Wilhelm den Mann an, der es wagte, ihm solche Zumuthung zu machen, bezwang aber dann den gerechten Zorn, und antwortete ruhig, einen solchen Befehl könne und würde er dem Prinzen Leopold niemals ertheilen, wie er es denn auch entschieden ablehnen müsse, sich durch ein bestimmtes Versprechen für die Zukunft zu binden. Er betrachte damit diese ganze Angelegenheit als abgemacht und wünsche nicht, daß der Graf Benedetti solche

fernerhin gegen ihn erwähne. Es war dies eine so einfach klare und würdige, fern von jedem Hochmuth gegebene Antwort, daß jeder Unbefangene sich wahrhaft darüber erfreuen mußte. Der Graf Benedetti war jedoch einer anderen Ansicht. Sei es angeborene eigene Unverschämtheit, oder wie wahrscheinlicher, bestimmter Befehl aus Paris, er hatte den Muth, dem König auf der Promenade nochmals den Antrag zu machen, daß er den gewünschten offenen Brief an den Kaiser Napoleon auch jetzt noch immer schreiben möge, denn anders würde man in Frankreich sich nicht zufrieden erklären. Schweigend wandte der König Wilhelm dem Zudringlichen den Rücken, denn mit Recht hielt er es unter seiner Würde, nur noch ein einziges Wort auf solche Unverschämtheit zu erwidern. Graf Benedetti besaß aber eine eiserne Stirn der Zudringlichkeit, wie solche der geringste jüdische Hausirer kaum in der Weise entfalten könnte, und wagte am Nachmittage desselben Tages nochmals um eine Privat-Audienz beim Könige zu bitten. Es war selbstverständlich, daß solche ihm sehr bestimmt abgeschlagen wurde, und nur der zufällig dienstthuende Flügeladjutant des Königs, Prinz Radziwill, den Herrn Botschafter empfing. Dieser erklärte, er habe so eben aus Paris die Weisung empfangen, nochmals von dem Könige die gewünschte Erklärung zu fordern, oder, wenn solche verweigert würde, eine mündliche Wiederholung der am Morgen gegen ihn geäußerten Worte. Es wäre dadurch geradezu der König von Preußen zum bereitwilligen Diener des französischen Botschafters gemacht worden, der diesem, so oft er es wünschte, eine schon einmal sehr bestimmt und fest gegebene Erklärung, zum Spott der Pariser Presse wiederholen müßte. Der Prinz Radziwill konnte natürlich nichts Anderes thun, als dem Grafen Benedetti erklären, sein königlicher Gebieter verharre bei der heute Morgen schon gegebenen Erklärung, und weigere sich sehr bestimmt, mit ihm nochmals zu sprechen. Auch seine Bitte um eine Abschiedsaudienz vor seiner Abreise nach Paris, mußte der König bestimmt abschlagen, da er mit Recht eine abermalige Unverschämtheit befürchten durfte. Um aber den Grafen, den er eigentlich nur als das Werkzeug der Herren in Paris ansah, persönlich nicht zu kränken, sagte ihm der König in seiner bekannten, oft fast übergroßen Gutmüthigkeit, am anderen Tage bei einer zufälligen Begegnung auf dem Emser Bahnhofe, er wünsche ihm eine glückliche Reise.

So war denn der Ausbruch des Krieges fast unvermeidlich und

die französische Kriegspartei hatte ihr frevelhaftes Ziel erreicht. Wahrlich, es muß jedem denkenden und fühlenden Menschen das Herz im Leibe vor Zorn zittern, wenn er bedenkt, welcher nichtigen Ursache wegen, dieser furchtbare Krieg, der jetzt halb Frankreich schon zur Wüste gemacht, uns Deutschen ebenfalls die schwersten Opfer gekostet, und mindestens eine halbe Million Menschen durch Wunden, Krankheiten, Hunger und Elend hingerafft hat, von diesen Nichtswürdigen heraufbeschworen wurde. Die härteste Strafe kann einem kaum hart genug für solche Schandthat erscheinen, und wenn man oft unwillkürliches Mitleid mit den schweren Schicksalsschlägen, welche Frankreich erdulden muß, empfindet, und ich, der diese Zeilen jetzt mitten auf dem Kriegsschauplatz schreibe, gerne oft meine Augen vor dem Bilde des Elends und der Verzweiflung, in welcher jetzt Tausende von gänzlich unschuldigen Familien leben müssen, verschließen möchte, so muß man den Gedanken festhalten, daß die französische Nation im Großen und Ganzen, diese harte Züchtigung, die ihr Gott der Herr mit seiner Allmacht jetzt auferlegte, für ihre Eitelkeit, Ruhmsucht und Kriegslust wohl verdient hat. Warum erhob sich Mitte Juli nicht das Volk in Masse und machte dem Treiben dieser Kriegshetzer ein kräftiges Ende? Ganz das Gegentheil geschah aber.

Als am 15. Juli in der „Assemblée nationale“ der Minister Ollivier die Erklärung abgab, die Ereignisse veranlaßten den Kaiser Napoleon, die Reserven einzuberufen, so erscholl ein allgemeiner, stürmischer Beifall der großen Majorität und nur Wenige, und darunter der alte Thiers, obgleich früher selbst ein eifriger Kriegshetzer, hatten den Muth, friedliche Ansichten zu äußern. Ihre Stimmen verhallten natürlich in dem allgemeinen Taumel gänzlich wirkungslos, und fast ganz Frankreich schien in ein großes Narrenhaus verwandelt zu sein, so unsinnig geberdete sich die Kriegspartei. Alle Zeitungen mit sehr vereinzelten rühmlichen Ausnahmen, hetzten und hetzten immer mehr und entflammten durch ihre infamen Lügen die Gemüther, statt solche zu beruhigen. „Die französische Nationalehre sei auf das Empfindlichste beleidigt, und solche Schmach dürfe nur im Blute der Feinde abgewaschen werden.“ Diese und ähnliche Phrasen und Tiraden wurden überall gedruckt, gesprochen — und leider auch nur allzuviel geglaubt. Daß die französische Armee die preußische ohne Weiteres schlagen, und in schnellem Siegesflug nach Berlin marschiren würde, nahm die

französische krasse Unwissenheit und Nationaleitelkeit als selbstverständlich an. Das linke deutsche Rheinland müsse dann als Siegesbeute Frankreich anheimfallen, und auch sonst die Franzosen auf alle Weise auf Kosten der Preußen entschädigt werden. Wer in der zweiten Hälfte Juli in Frankreich eine andere Stimmung besaß und wirklich den Muth hatte solche auszusprechen, der lief Gefahr vom Volke beleidigt zu werden, so sehr hatte sich die Fieberhitze dieses Patriotismus gesteigert. In allen Departements wurden öffentliche Manifestationen zu Gunsten des Krieges veranstaltet, und die diensteifrigen Präfecten, welche fürchteten, ihre einträglichen Stellen zu verlieren, wenn sie nicht recht glänzende Berichte über den Patriotismus der ihnen untergebenen Bevölkerung an das Ministerium einsenden konnten, boten natürlich die vielen Mittel aller Art, welche einem Präfecten des Kaiserreiches zu Gebote standen, auf, um den Kriegsenthusiasmus noch immer mehr zu steigern. Es liegen mir jetzt ungefähr vierzig Berichte von Präfecten aus verschiedenen Departements Frankreichs vor, welche es alle mit mehr oder mindern Phrasen dem Kaiser melden, in wie lauten Jubel die Bevölkerung über den nahen Ausbruch des Krieges mit Preußen ausgebrochen sei und welche Anhänglichkeit an den Kaiser und seine Dynastie herrsche.

In einer sehr stürmischen Abendsitzung am 15. Juli wurde von der Assemblée nationale mit einer Majorität von 245 gegen 10 Stimmen, die Forderung des Ministeriums von einem Kredite von 500 Millionen Franks für die Armee, und 45 Millionen für die Flotte, bewilligt.

Der Deputirte Jules Favre, zuletzt Mitglied der späteren provisorischen Regierung zu Paris, der gegen diese Kreditforderung sprechen wollte, wurde mit Zischen und Hohn von der Rednerbühne vertrieben, ohne daß man ihn nur einmal zu Wort kommen ließ.

Mußte der Kaiser Napoleon nach allem Diesem nicht zu dem Glauben verleitet werden, der Krieg gegen Preußen sei ein langgehegter Lieblingswunsch der großen Majorität des französischen Volkes und er entspreche mit der Kriegserklärung nur dem allgemeinen Verlangen?! Freilich wie wir als Sieger in Frankreich einzogen und das Land das Loos des Besiegten tragen und mitunter wohl etwas sehr hart büßen mußte, da wollte jeder Franzose gern seine Verschuldung an dem Ausbruch dieses Krieges leugnen, die französische Nation wurde stets

als die friedfertigste der Welt dargestellt, die niemals ein Wasser getrübt habe, und nur der Kaiser und einzig allein nur der böse Kaiser Napoleon, sollte all dies Uebel verschuldet haben.

In allen möglichen Phrasen, mit echt französischer Zungengewandtheit, wurde uns damals diese Ansicht von sämmtlichen Franzosen und Französinnen tausendfach darzustellen gesucht.

Aber auch in ganz Deutschland riefen die Vorgänge in Ems einen nicht minder lebhaften Patriotismus, als in Frankreich hervor, wenn dieser auch glücklicher Weise anderer und gerechterer Art war. Jeder Deutsche, der nur einen Funken von vaterländischem Ehrgefühl und deutschem Stolz besaß, fühlte fast instinktmäßig, daß die öffentliche Schmach, welche man mit berechneter Absicht dem greisen Könige Wilhelm von Preußen, dem weitaus mächtigsten und ersten deutschen Fürsten angethan hatte, nicht geduldet, sondern auf das Entschiedenste zurückgewiesen werden müsse, wenn man in Zukunft noch von deutschem Ehrgefühl und deutscher Vaterlandsliebe sprechen wolle. Ertrug man ungestraft diesen Hohn des französischen Volkes und dessen Kaisers, dann erkannte man auch ohne Weiteres die Oberherrschaft Frankreichs an, und mußte in aller Geduld sich immer frecheren und frecheren Anforderungen für die Zukunft unterwerfen. Ein mächtiges Nationalgefühl durchdrang plötzlich alle Glieder unseres großen gemeinsamen Volkes und von der Ostsee bis zum Schwarzwalde, von der Nordsee bis zu den äußersten Alpen Baierns, loderte die allgemeine Begeisterung in hellen Flammen auf. Und zwar war es diesmal kein leeres Strohfeuer was sich nur in schönen Reden und hochtönenden Toasten zeigte, sondern Gut und Blut freudig zu opfern und nach alter mannhafter deutscher Sitte, auf das Aeußerste zu kämpfen, damit solch unerhörte Schmach durch die Niederlage des übermüthigen Feindes auch gebührend gesühnt werde, war der Kern unseres Volkes nun auch sogleich bereit. Solch gemeinsames Nationalgefühl hatten die kleinen partikularistischen Hofkreise und alle diese geheimen Wühler der Welfenparthei, und die Berichterstatter des Kaisers Napoleon, die früher vornehm die Nasen gerümpft und verächtlich die Achsel gezuckt, wenn man von deutscher Volkskraft und deutscher Ehre gesprochen, freilich nicht erwartet. Vergebens suchte ein kleiner Theil der Partikularisten oder einige verblendete Ultramontane, die aus kindischem Preußenhaß selbst eifrige Franzosenfreunde geworden waren, oder jenes

erbärmliche Gesindel der angeblichen Socialdemokraten, Leute ohne Ehre, Vaterlandsgefühl und Deutschthum, gegen diese allgemeine Begeisterung auch jetzt noch immer anzukämpfen. Fast spurlos verhallte ihr heiseres Gekrächze in dem lauten Brausen des Jubels der sich in allen Gauen Germaniens erhob, als der König von Preußen die mannhaften Worte aussprach, „er sei auf die frevelhafteste Weise jetzt zum Kampfe gezwungen, aber er werde kämpfen und sein Schwert nicht wieder einstecken, bis sein und seines Volkes Ehre gerettet sei.“ Ja es war eine schöne glorreiche Zeit der allgemeinsten, reinsten und uneigennützigsten echt patriotischen Begeisterung wie solche sich in der zweiten Hälfte Juli, allüberall in ganz Deutschland zeigte, und wenn man auch trübe in die Zukunft schauen mochte bei dem Gedanken an all die unendlich vielen Opfer, welche dieser unheilvolle Krieg auch im Fall des Sieges uns kosten müßte, und an all den Jammer und Elend die er über Tausende von gänzlich unschuldigen Familien verbreitete, an der Stimmung unseres Volkes im Großen und Ganzen konnte man mit voller Brust sich wahrhaft erfreuen.

Am Morgen des 15. Juli verließ der König Wilhelm Ems, um sich nach Berlin zurückzubegeben. Auf allen Bahnhöfen und gar in Kassel, wurde er mit dem allgemeinsten Jubel der Kopf an Kopf zusammengedrängten Volksmassen empfangen. Wo war der hessische oder nassauische oder hannöverische Partikularismus, auf welchen Napoleon so viel gelauert hatte, jetzt geblieben? In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit und Dringlichkeit der Ereignisse, von denen Preußens Sein oder Nichtsein für die fernere Zukunft fortan abhing, waren der Kronprinz von Preußen, Graf Bismarck, der Kriegsminister von Roon und Deutschlands großer Stratege, Moltke, welche letztere drei alle in tiefster Ruhe auf ihren Landgütern geweilt hatten, gemeinschaftlich dem Könige bis Brandenburg auf der Bahn entgegengefahren. Es mögen sehr gewichtige Worte gewechselt und folgenschwere Entschlüsse gefaßt sein in dem königlichen Wagen auf jener Eisenbahnfahrt von Brandenburg bis Berlin.

In Berlin, seiner Hauptstadt, empfing den heimkehrenden König der nicht endenwollende Jubelruf von hunderttausenden Personen aller Berufsklassen. Jeder sonst so trennende Standesunterschied hatte in jenen Stunden vollständig aufgehört; es gab nur begeisterte Preußen und Deutsche.

Am 16. Juli ward der Befehl zur Mobilmachung des norddeutschen Bundesheeres ertheilt und die Trefflichkeit und Schnelligkeit der preußischen Militairorganisation, zeigte sich jetzt in einer über alles Lob erhabenen Weise. Tag und Nacht ward in rastloser Weise gearbeitet, und vom kommandirenden General bis zum letzten Zeughausschreiber mußten alle Kräfte bis auf das Höchste angespannt werden, denn es galt den großen Vorsprung den Frankreich durch seine im Geheimen längst vorbereitete Kriegsrüstung vor uns gewonnen, möglichst wieder einzuholen. Daß und wie dies gelang, hat die Geschichte uns in ihrer großartigen Weise gezeigt.

Deutschlands Schicksal hing jetzt von Tagen ab, und jede versäumte Stunde hätte schweres Unheil uns bringen können. Dank sei es der Thätigkeit Aller, es ward keine einzige versäumt.

Am 16. Juli trat der Bundesrath in Berlin zusammen und Graf Bismarck legte ihm klar und eingehend die Verhältnisse dar. Er schloß seinen Vortrag mit den Worten: „Es bleibt keine Wahl mehr als der Krieg, oder die der französischen Regierung obliegende Bürgschaft gegen Wiederkehr ähnlicher Bedrohungen des Friedens und der Wohlfahrt Europas.“ Ohne Ausnahme pflichteten die Vertreter sämmtlicher Staaten des norddeutschen Bundes, dem Ausspruch des Bundeskanzlers bei. Musterhaft benahm sich auch die Regierung des Königreiches Sachsen, deren Bundestreue man auf so vielfache Weise wankend zu machen gesucht hatte. Ihr Vertreter, der Minister von Friesen, schloß seine klare und einsichtsvolle Rede mit den Worten: „Frankreich will den Krieg. Möge denn derselbe möglichst schnell und kräftig geführt werden.“ Ein lautes Echo fand dies überall im weiten Deutschland.

Am 19. Juli ward die Session des norddeutschen Reichstags in Berlin, von dem Könige von Preußen mit folgender Rede eröffnet:

„Geehrte Herren vom Reichstag des norddeutschen Bundes.

Als ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreffen an dieser Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hieß, durfte ich es mit freudigem Danke bezeugen, daß meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Civilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, der Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe.

Wenn nichts desto weniger Kriegsdrohungen und Kriegsgefahr

den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Session zu berufen, so wird in Ihnen, wie in Uns die Ueberzeugung lebendig sein, daß der norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des Friedens auszubilden bemüht war und daß, wenn wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze unserer Unabhängigkeit aufrufen, wir nur dem Gebote der Ehre und Pflicht gehorchen.

Die spanische Kroncandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen und die für den norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande dadurch die Bürgschaften einer geordneten und friedlichen Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen, den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehr seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen, und denselben auch nach Beseitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringschätzung der Völker auf das Anrecht des Friedens in einer Weise festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Herrscher Frankreichs analoge Beispiele liefert.

Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts, und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet; heute wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat.

Es ist keine Ueberhebung, welche mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie ich selbst, wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blick die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas, zu verheerenden Kriegen treibt.

Das deutsche wie das französische Volk, Beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend

und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampf berufen, als zu dem blutigen der Waffen.

Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes, durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

Je mehr die verbündeten Regierungen es sich bewußt sind, Alles was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor Aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Nordens wie des Südens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

Wir werden nach dem Beispiel unserer Väter, für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war."

Trotz ihrer wohl etwas mangelhaften stylistischen Form, ward diese Rede des Königs bei der Eröffnung des Reichstags, ihrer Einfachheit und inneren Wahrheit wegen, sowohl vom Reichstag selbst wie auch vom ganzen deutschen Volke mit der aufrichtigsten Begeisterung aufgenommen.

Mit fast einstimmiger Majorität bewilligte der Reichstag nun eine Kreditforderung der Regierung von 120 Millionen Thaler, zur Bestreitung der durch die Mobilmachung und die Kriegsführung entstehenden außerordentlichen Ausgaben der Militair- und Marineverwaltung, die Errichtung öffentlicher Darlehnskassen und Ausgabe von Kassenscheinen bis zum Belauf von 30 Millionen Thaler und die Einstellung gerichtlichen Verfahrens gegen Militairpersonen. Schon am 21. Juli konnte der Reichstag wieder geschlossen werden und hat wohl noch niemals eine so kurze und doch so inhaltschwere Sitzung gehabt. Die Zeit der Worte und schönen Reden war jetzt für Deutschland vorbei, es kam die ernstere der gewichtigen Thaten. Heil unserem Volke, daß es auch diese so glücklich bestanden hat!

Ueberall zeigte es sich jetzt in ganz Norddeutschland, daß die bisher wohl bestandenen mehr oder minder starken, begründeten wie unbegründeten, Abneigungen gegen die preußische Büreaukratie und den Militairdruck, vor der großen Gefahr, in welcher unser gemeinsames theures Vaterland schwebte, in ein Nichts zusammensanken. Nicht bloß aus den altpreußischen Provinzen liefen von den Magistraten der Städte, Kreisversammlungen, Korporationen und Volksvereinen, viele Hunderte von Adressen, welche die ungetheilteste Beistimmung für sein mannhaftes Auftreten und sein festes Schützen der deutschen Ehre ausdrückten, an den König ein, sondern auch die neupreußischen Landestheile vergaßen jeglichen Partikularismus und wetteiferten in gleichem Patriotismus. Das Gleiche geschah in Sachsen, Mecklenburg, Oldenburg, den drei Hansestädten, allen thüringischen Staaten und in Braunschweig, dessen Herzog freilich eine traurige Ausnahme in der allgemeinen Begeisterung machte. Das Preußenthum ging jetzt in dem allgemeinen Deutschthum auf; ein Zustand, der hoffentlich auch nach dem Ende des Krieges, für immer bleiben wird.

Freiwillige Beiträge wurden überall gesammelt und die patriotischen Gaben für die Eroberung der ersten französischen Fahne, Mitrailleuse, Kanone u. s. w. konnte man zu Hunderten zählen. Vereine zur Unterstützung der Kinder und Frauen in das Feld gerückter oder gar gebliebener Wehrleute, entstanden fast in jeder Gemeinde und alle Hände regten sich um unsere in das Feld marschirenden Krieger, so gut wie nur möglich auszurüsten. Statt der vom Hamburger Senat geforderten 500,000 Mark Kourant zur besseren Ausrüstung des Hamburger Regiments, bewilligte die Bürgerschaft sogleich einstimmig eine Million, und Aehnliches fand auch in Bremen und Lübeck statt. Zu Tausenden verließen junge Leute aller Stände und Berufsklassen, welche noch nicht das militairpflichtige Alter erreicht hatten, Hörsäle und Werkstätten, Ackerbau und Fabriken, um sich als Freiwillige bei den Regimentern zu stellen, und die Zahl derselben war plötzlich so groß, daß ihre schnelle Einübung keine geringen Schwierigkeiten verursachte.

Da im ganzen norddeutschen Bunde ja die allgemeine Wehrpflicht herrscht und jeder junge Mann im ersten besten Regiment an seinem Platz ist, und auch geistig gebildete Kameraden finden wird, so unterließ man mit Recht die Errichtung von besonderen Freikorps wie solche 1813 stattgefunden hatten, und auch jetzt von verschiedenen

Seiten gewünscht wurden. Solche Freikorps haben selten die nun einmal nothwendige strenge Disciplin, und daher auch nicht die gleiche Leistungsfähigkeit wie die Linientruppen, erheben dabei aber häufiger größere Ansprüche als Letztere und wollen zwar weniger Strapazen und besonders auch Langeweile erdulden, und dennoch noch besser behandelt werden. So stören sie leicht die Gleichmäßigkeit des Heeres und die gute Kameradschaftlichkeit aller Truppengattungen, und bringen dadurch oft mehr Schaden als Nutzen. Wie ich im früheren Abschnitt schon anführte, hat gerade diese Mischung der gebildeten Soldaten mit ihren minder gebildeten Kameraden, unserem deutschen Heere seinen besonderen Werth verliehen und seinen Sieg erleichtert. Ohne die einjährigen Freiwilligen, die gebildeten Reservisten und die Reserve-Officiere, die vereint unser Heer zu einem wahren Volksheer machten, wäre schwerlich der Sieg stets unseren Fahnen zu Theil geworden.

Aber nicht allein im norddeutschen Bunde regte sich die allgemeine Begeisterung, auch der Süden unseres Vaterlandes jenseits des Main, blieb wahrlich hierin nicht zurück. Was half es den Separatisten, Ultramontanen und Demokraten, daß sie dagegen anstreben wollten? Der Strom war zu mächtig und riß ihre schwachen Dämme ohne Weiteres wie leeres Geröll in seinen schäumenden Fluthen fort.

In Baiern gab der junge König Ludwig, ein echt deutscher Fürst, zuerst mit seine patriotische Begeisterung kund, und beschämte dadurch sehr die meisten partikularistischen Prinzen seines Hauses. „Wir wollen Deutsche sein und Baiern bleiben“ hieß es allgemein im Volke und einzelne erbärmliche Wichte unter den partikularistischen Literaten, welche jetzt auch noch fast offenen Vaterlandsverrath predigten, mußten in München und anderen größeren Städten, durch die Polizei vor dem Volksunwillen geschützt werden.

Am 16. Juli erließ der König von Baiern, den Befehl zur Mobilmachung des Heeres, der besonders von den Truppen mit dem lautesten Jubel begrüßt und in den Officierkreisen, die da fühlten, sie hätten von 1866 her Manches wieder gut zu machen, mit unbegrenztem Enthusiasmus aufgenommen wurde.

Die Kammer der Reichsräthe, in der sonst viele vornehme Partikularisten saßen, wie auch die Abgeordneten, unter denen sich leider auch noch ultramontane Preußenfresser und demokratische Phrasenhelden befanden, bewilligten Erstere fast mit Einstimmigkeit, Letztere mit

101 Stimmen gegen 47 Stimmen, in einer stürmischen Sitzung am 19. Juli, die Kreditforderung der Regierung von 26,700,000 Gulden für Mobilmachung des Heeres. Damit war die Theilnahme Baierns, nächst Preußen der zweitmächtigste deutsche Staat, an dem Nationalkriege gegen Frankreich ausgesprochen.

Dem abgeschlossenen Vertrage gemäß, stellte Baiern sein ganzes Kontingent unter den Oberbefehl des Königs von Preußen. Letzterer antwortete auf die geschehene Benachrichtigung unter dem 20. Juli:

„Nach erhaltenem Telegramm von Ihrem Ministerium habe ich das Kommando über Ihre Armee übernommen und dieselbe der unter meinen Sohn gestellten III. Armee überwiesen. Wir sind durch unerhörten Uebermuth aus dem tiefsten Frieden in den Krieg geworfen, Ihre echt deutsche Haltung hat auch Ihr Volk elektrisirt und ganz Deutschland steht einig wie nie zuvor. Gott wolle unsere Waffen segnen in den Wechselfällen des Krieges!

Ihnen gegenüber muß ich aber meinen innigen Dank aussprechen für die treue Festhaltung an den zwischen uns bestehenden Verträgen, auf denen das Heil Deutschlands beruht.

Wilhelm Rex."

Der König von Baiern telegraphirte sofort wieder zurück:

„Ihr soeben erhaltenes Telegramm, hat in meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre, den Kampf aufnehmen. Möge es zum Wohle Bayerns und zum Heile Deutschlands werden."

Ludwig Rex."

Auch in Würtemberg, dem bisher vielfach mit Unrecht, etwas jedoch wohl mit Recht, verschrieenen Lande des Partikularismus, wo besonders auch die ehrgeizige Königin Olga, mit den Kern der preußenfeindlichen Parthei bildete, wurden alle kleinlichen partikularistischen Bestrebungen sofort beseitigt. Der Antrag Frankreichs auf Neutralität, obgleich solche in der partikularistisch-demokratischen Presse manche erbärmliche Vertheidiger fand, ward entschieden abgelehnt und fast mit einstimmiger Majorität bewilligte die Kammer am 21. Juli die von der Regierung für die Mobilmachung geforderte nicht unbeträchtliche Summe und somit war auch der Krieg Würtembergs an Frankreich erklärt. Ebenso wie die bairischen wurden auch die würtem-

bergischen Truppen, der III. Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen zugetheilt.

Mochte der Partikularismus der hessendarmstädtischen Hofkreise, sich auch noch so sehr dagegen sträuben und der Minister von Dalwigk, ein bekannter Preußenfeind, noch so böse Miene machen, es half nichts, sie mußten schon jetzt durch Dick und Dünn mit Preußen gehen, denn wie ein schwacher Rohrhalm wäre sonst diese ganze hessendarmstädtische Kleinstaaterei, von dem gerechten deutschen Volksunwillen zerknickt worden.

Daß in Baden ein edler Fürst, vereint mit der großen Mehrheit aller denkenden Bewohner, von der wahrhaft deutsch-patriotischen Gesinnung erfüllt war, und es keinem Zweifel unterlag, daß das Großherzogthum sich sogleich auf das Engste an Preußen anschließen und mit diesem vereint siegen oder untergehen würde, war allgemein bekannt und konnte jeden Badenser mit gerechtem Stolz erfüllen. Mit welchem Eifer grade Baden rüstete und welch glänzende Resultate es dadurch erzielte, habe ich schon früher angeführt. Da das lang ausgestreckte Grenzland, unmittelbar eine lange Grenze mit Frankreich hatte, daher auch von einem französischen Einfall am Meisten gefährdet werden konnte, so war gerade diese wackere vaterländische Gesinnung von Volk und Fürst, hier von besonders hohem Werthe.

So sah sich denn der Kaiser Napoleon in seinen Erwartungen auf die Neutralität Süddeutschlands, wie auf etwaige partikularistische Kundgebungen in Sachsen und den neuen preußischen Provinzen, vollständig getäuscht. Er konnte so recht erkennen auf welch unverschämte Weise er von seinen Diplomaten und Agenten hierin betrogen und belogen war, und in wie erbärmlichen Kreisen sich jene Menschen bewegt haben mußten, wenn sie die Frechheit besaßen, dem Kaiser von einer franzosenfreundlichen Gesinnung des deutschen Volkes, und von einem so tiefen Preußenhaß, daß die französische Hülfe gegen das Preußenthum, ersehnt würde, zu berichten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der getäuschte Kaiser schon jetzt seinen Entschluß, den Krieg an den König Wilhelm zu erklären tief bereute und gerne wieder rückgängig gemacht haben würde, was er kaum wenige Tage zuvor gethan. Das verhängnißvolle „zu spät“ zeigte sich auch hier, die Kugel war ihrem Laufe nun einmal entrollt und der Schütze hatte seine Macht über sie verloren.

Die sonst unbegreifliche Unthätigkeit der französischen Heere vom 20. Juli an, und das Zaudern und Schwanken des Kaisers Napoleon sogleich zu einer kräftigen Offensive überzugehen und mit 100,000 Mann in Deutschland einzumarschiren, läßt sich nur durch diese Reue über den begonnenen Krieg, das Erstaunen über die patriotische Haltung Süddeutschlands, und das dadurch hervorgerufene Schwanken in den Entschlüssen und Aendern der vorher gefaßten Pläne erklären. Später werde ich ausführlicher noch hierauf zurückkommen.

Am 19. Juli Mittags übergab der interimistische französische Geschäftsträger Le Sourd zu Berlin, dem Grafen Bismarck die officielle Kriegserklärung Frankreichs. Sie lautete:

„Der unterzeichnete Geschäftsträger Frankreichs hat in Ausführung der Befehle die er von seiner Regierung erhalten, die Ehre folgende Mittheilung zur Kenntniß Sr. Excellenz des Herrn Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Majestät des Königs von Preußen zu bringen.

Die Regierung Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, indem sie den Plan einen preußischen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, nur als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten kann, hat sich in die Nothwendigkeit versetzt gefunden, von Sr. Majestät dem Könige von Preußen die Versicherung zu verlangen, daß eine solche Kombination sich nicht mit seiner Zustimmung verwirklichen könne. Da Se. Majestät der König von Preußen sich geweigert, diese Zustimmung zu ertheilen und im Gegentheil dem Botschafter Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen bezeugt hat, daß er sich für diese Eventualität wie für jede andere, die Möglichkeit vorbehalte die Umstände zu Rathe zu ziehen, so hat die Kaiserl. Regierung in dieser Erklärung des Königs, einen Frankreich ebenso wie das allgemeine europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken müssen. Diese Erklärung ist noch verschlimmert worden, durch die den Kabinetten zugegangene Anzeige von der Weigerung den Botschafter des Kaisers zu empfangen und auf irgend eine neue Auseinandersetzung mit ihm einzugehen.

In Folge dessen hat die französische Regierung die Verpflichtung zu haben geglaubt, unverzüglich für die Vertheidigung ihrer Ehre und ihrer verletzten Interessen zu sorgen, und entschlossen zu diesem Zwecke alle durch die ihr geschaffene Lage gebotenen Maßregeln

zu ergreifen, betrachtet sie sich von jetzt an als im Kriegszustand mit Preußen.

Der Unterzeichnete hat die Ehre Sr. Excellenz die Versicherung u. s. w. auszudrücken.

Le Sourd."

Es ist wohl kaum möglich, auf eine schamlosere Weise eine Kriegserklärung zu begründen und einen blutigen Kampf zwischen zwei Völkern heraufzubeschwören, als es durch dieses Dokument geschah.

In dem unpartheiischen Theil von Europa und der übrigen civilisirten Welt, wo durch französische Intriguen keine systematische Feindschaft gegen Preußen erzeugt war, verurtheilte man allgemein das Benehmen Frankreichs und dessen Kaiser, und machte Letzteren für die Störung des Friedens verantwortlich. Namentlich geschah dies fast einstimmig von der öffentlichen Meinung in England, den meisten Theilen von Nordamerika, und auch vielfach in Italien und der Schweiz.

Tausende von jungen Deutschen, die im Auslande oft eine sehr vortheilhafte Stellung, ja selbst sogar theilweise eine zweite Heimath gefunden hatten, gaben Alles dies sogleich auf und eilten nach Deutschland zurück, um zum Schutz von dessen Ehre, in das vaterländische Heer zu treten.

Man schätzt die Zahl der freiwillig aus Frankreich, England, Spanien, Portugal, Italien, Nord- und Südamerika heimgekehrten, größtentheils den gebildeten Ständen angehörenden jungen Deutschen, die in das Heer freiwillig eintraten, auf 3000 Mann.

So hatte Napoleon und mit ihm das französische Volk, in wenigen Tagen erreicht, was früher trotz aller eifrigen Bestrebungen, noch niemals hatte gelingen wollen, nämlich das deutsche Volk einig zu machen und jeden kleinlichen Partikularismus dem gemeinsamen Feind gegenüber, zu verdrängen.

Diese durch den Krieg erzeugte Einigkeit wird hoffentlich auch dessen Wirren lange überdauern und in Zukunft als ein köstlicher mit vielem edlem Blute theuer erkaufter Schatz, sorgsam gehegt und gepflegt werden. Bringt uns der künftige deutsche Reichstag dann Freiheit im Recht und Gleichheit vor dem Gesetz dazu, hebt er manchen harten Druck der noch auf dem Volke lastet, auf, und läßt durch ganz Deutschland eine liberale Gesetzgebung, wie wir solche jetzt noch leider

so vielfach entbehren, walten, so wollen wir das Jahr 1870 trotz der tausendfachen Opfer, die es uns Allen an Gut und Blut kostete, doch als den glücklichen Anfang einer neuen hoffnungsreichen Periode in unserer deutschen Geschichte, freudig begrüßen.

Um den Geist öffentlich zu beurkunden, in welchem dieser Krieg den uns Frankreich so gewaltsam aufgedrungen hatte, geführt werden sollte, stiftete der König Wilhelm von Preußen, am 19. Juli, als dem Tag der französischen Kriegserklärung, abermals das „Eiserne Kreuz“, dies theure Zeichen aus den Jahren 1813—15.

Die öffentliche Stiftungsurkunde lautete:

„Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren. in den großen Jahren der Befreiungskriege, wollen wir das von unserem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des eisernen Kreuzes, in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das eiserne Kreuz soll ohne Unterschied des Ranges und Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder in wirklichem Kampf mit dem Feinde oder daheim in Beziehung auf diesen Kampf, für die Ehre und Selbstständigkeit des theuren Vaterlandes erworben wird.“

Es folgen nun die nähern Bestimmungen über das Großkreuz und die I. und II. Klasse des eisernen Kreuzes.

So schön und herrlich nun auch die Idee der Stiftung dieses eisernen Kreuzes war, so tief muß man beklagen, daß mitunter Mißbrauch mit dessen Verleihung getrieben wurde. Gunst und Protection, Vornehmheit und Rang haben bei dessen Verleihung leider häufig als wirkliches Verdienst gegolten. Jeder Officier, der gleichviel in welcher Stellung, oft recht nutzlos einem Hauptquartier zugetheilt war, jeder Adjutant irgend eines beliebigen kleinen Prinzen, der eben so zwecklos wie sein Gebieter selbst, in dem Kriege umherbummelte, hat ziemlich zweifellos das eiserne Kreuz erhalten, während wieder umgekehrt oft die tapfersten Soldaten weil sie es nicht verstanden sich hohe Gönner zu erwerben oder sie im Bewußtsein ihres Werthes zu stolz waren, sich frech hervorzudrängen, solches nicht empfangen. Bei den Officieren sind die der Garde, der besonderen Lieblingskorps, ferner solche, welche dem höchsten Adel angehörten, ganz auffallend gegen die einfachen Linienofficiere und nun gar gegen die armen

Reserve- und Landwehrofficiere bevorzugt worden. Letztere vertauschten ja die bunte Uniform wieder mit dem schlichten Rock des Bürgers, wenn sie die harte Arbeit des Krieges gethan hatten, und manche Kommandeure wollten später gerne möglichst viele Ritter des eisernen Kreuzes, in ihren Officierskorps haben und schlugen deshalb vorzugsweise solche Officiere vor, von denen sie erwarteten, daß sie recht lange darin bleiben würden. Auch bei den Unterofficieren und Soldaten wurden Diejenigen, welche auch im Frieden blieben, nur zu häufig vor Denen die nach dem Friedensschluß wieder zu ihrem bürgerlichen Berufe heimkehren, bevorzugt, damit später die Kompagnien doch recht viele dekorirte Mannschaften aufzuweisen hätten.

So gingen die armen Landwehrleute und eingezogenen Reservisten zum Dank dafür daß sie freudigen Muthes Haus und Gewerbe, Weib und Kind verlassen hatten, im Vergleich zu den eigentlichen Berufssoldaten mitunter leer aus. So ist der Besitz des eisernen Kreuzes nicht immer ein Zeichen, daß dessen Inhaber sich besonders auszeichnete; im Gegentheil es war oft ein recht mäßiger Soldat, wie umgekehrt viele Hunderte deren Brust wahrlich solch Ehrenzeichen verdient hätte, leer ausgehen mußten. Die Spielerei und Zwecklosigkeit der vielen Orden in unserer jetzigen Zeit, zeigte sich bei dieser Gelegenheit auch wieder recht deutlich.

Am 31. Juli begab der König von Preußen sich in Begleitung der Minister Graf Bismarck, Roon und des Generals von Moltke, und eines überaus zahlreichen Gefolges, aller möglichen nur vornehm repräsentirenden und wieder wirklich arbeitenden, sehr nützlichen wie vollständig nutzlosen Personen, wie solche leider nun einmal jedem Hauptquartier eines Monarchen, als ein recht lästiger Troß sich anhängen, wieder zum Heere.

Vorher erließ der König folgende Proklamation:

„An mein Volk!

Bevor ich heute zur Armee abgehe um mit ihr für Deutschlands Ehre und für die Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will ich im Hinblick auf die einmüthige Erhebung meines Volkes, eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen ertheilen. Ich habe das Staatsministerium beauftragt, mir einen Erlaß in diesem Sinne zu unterbreiten.

Mein Volk weiß mit mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war.

Aber herausgefordert sind wir entschlossen, gleich unsern Vätern und in fester Zuversicht auf Gott, den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes.

Wilhelm."

In Mainz, was vorläufig zum Sitz des königlichen Hauptquartiers erwählt wurde, und wo wie überall auf der ganzen Reise, der König mit lautem Jubel des Volkes empfangen wurde, erließ König Wilhelm unter dem 2. August folgende Ansprache an die Armee.

An die Armee!

Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Heerdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesammten Armeen, und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauend auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein.

Wilhelm.

Es muß mit nur gerechtem Lobe anerkannt werden, daß diese Proklamationen des Königs Wilhelm von Preußen, durch ihre einfache Sprache und das Fernhalten von einem unnützen Wortschwall sich sehr vortheilhaft auszeichneten.

Während nun in dem so frevelhaft angegriffenen Deutschland, die Völker mit ihren Fürsten in wahrhaft patriotischem Eifer Hand in Hand gingen und überall mit der größten Anstrengung gerüstet ward um dem schon kriegsgerüsteten Frankreich in kürzester Frist, tüchtige Heere entgegenzustellen, herrschte in letzterem Staat keineswegs eine freudige Begeisterung. Zwar fehlte es nicht an dem bei den Franzosen nun einmal üblichen theatralischen Pathos und den übertriebenen Phrasen, aber trotzdem konnte ein geübter Beobachter bald erkennen, daß lange nicht Alles bei ihnen so war, wie es nach ihrem frevelhaften Uebermuth hätte eigentlich sein sollen. Es war ungemein viel Erkünsteltes in der ganzen Bewegung. Besonders der Kaiser Napoleon persönlich war ungemein trübe und mißgestimmt, denn er gewann

bald die Ueberzeugung, daß er jetzt zwiefach getäuscht worden sei. Das Erstemal da man ihm berichtet, in einigen norddeutschen Staaten würden entschieden antipreußische Demonstrationen stattfinden und ganz Süddeutschland würde unzweifelhaft neutral bleiben und nun gerade das Gegentheil hiervon eintrat; das Zweitemal aber als ihm gemeldet war, seine Armee befinde sich in vollkommen kriegstüchtigem Zustand. Auch dies war entschieden nicht wahr, im Gegentheil, als die Regimenter Marschbefehle erhielten um an die Grenze gegen Deutschland zu rücken, zeigten sich Mängel über Mängel. Es fehlte an Pferden, Militairwagen, manchen Ausrüstungsgegenständen und besonders auch an den ungeheuren Vorräthen von Lebensmitteln, welche nothwendig sind, wenn einige Hunderttausend Mann im eigenen Lande, wo man keine gewaltsamen Requisitionen machen will und darf, auf engem Raum versammelt werden sollen. Auch die Eisenbahnen in Frankreich leisteten in der schnellen und regelmäßigen Beförderung der Truppen- und der Lebensmitteltransporte lange nicht das, was der Kaiser von ihnen erwartet hatte. Grade diese Verzögerungen rächten sich jetzt, wo der Gewinn einiger Tage von der entscheidendsten Bedeutung war, auf das Empfindlichste und haben vielleicht einen gar nicht zu berechnenden Einfluß auf die ganze fernere Entscheidung des Krieges ausgeübt.

Am 22. Juli wurden die Deputirten in den Tuilerien empfangen. Der Kaiser war ersichtlich körperlich angegriffen und geistig herabgestimmt, und seine Erwiederung auf die etwas phrasenhafte Rede des Präsidenten Schneider, hatte einen erkünstelten Anstrich.

Er schloß solche mit den Worten: „Ein Krieg ist legitim, wenn er mit der Zustimmung des Landes und der Billigung seiner Vertreter geführt wird. Wir haben Alles was von uns abhing gethan, um den Krieg zu vermeiden, und ich kann sagen, daß es das Volk ist, welches unter seinem unwiderstehlichen Drange unsere Beschlüsse dictirt hat. Ich habe den Glauben an den Erfolg unserer Waffen, denn ich weiß, daß Frankreich hinter mir steht und Gott Frankreich beschützt.“

Da der Kaiser den Oberbefehl über das gesammte Heer übernehmen wollte, ebenso wie er dies 1859 in Italien mit entschieden günstigem Erfolg gethan hatte, so übertrug er unter dem 23. Juli die Regentschaft während der Zeit seiner Abwesenheit, an die Kaiserin

Eugenie. Am Tage zuvor erließ er folgende Proklamation an das französische Volk:

„Es giebt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, wo die Ehre der Nation gewaltsam erregt, sich als eine unwiderstehliche Macht erhebt, wo sie alle anderen Interessen beherrscht und allein und unmittelbar die Geschicke des Vaterlandes in die Hand nimmt. Eine dieser entscheidenden Stunden hat für Frankreich geschlagen. Preußen, dem wir während des Krieges von 1866 und seit demselben, die versöhnlichsten Gesinnungen bezeugt hatten, hat von unserem guten Willen, unserer Langmuth keine Notiz genommen. Fortstürmend auf dem Wege der Eroberungen, hat es zu jedem Mißtrauen Anlaß gegeben, überall übertriebene Rüstungen nothwendig gemacht und Europa in ein Heerlager verwandelt, wo Ungewißheit und Befürchtungen herrschen.

Die glorreiche Fahne, welche wir wieder einmal denen gegenüber entfalten, die uns herausfordern, ist dieselbe, welche durch ganz Europa die civilisatorischen Ideen unserer großen Revolution trug, sie repräsentirt dieselben Ideen, sie wird dieselben Gefühle der Hingebung einflößen.

Franzosen! ich bin im Begriff mich an die Spitze dieser tapferen Armee zu stellen, welche von Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe beseelt ist; sie weiß was sie werth ist, denn sie hat gesehen, wie in vier Welttheilen sich der Sieg an ihre Schritte heftete. Ich führe meinen Sohn mit mir; ungeachtet seines jugendlichen Alters kennt er seine Pflichten, welche sein Name ihm auferlegt. Er ist stolz auch seinerseits Theil nehmen zu dürfen an den Gefahren Derjenigen, welche für das Vaterland kämpfen.

Ein letzter Zwischenfall ist noch hinzugekommen um die Veränderlichkeit internationaler Beziehungen, den ganzen Ernst der Situation zu zeigen. Gegenüber den neuen Prätensionen Preußens, haben sich unsere Reklamationen vernehmen lassen. Man hat ihrer gespottet und ein Verachtung bezeugendes Vorgehen darüber erfolgen lassen. Unser Land ist darüber von einer tiefen Erregung ergriffen worden und alsbald hat sich der Ruf nach Krieg von einem Ende bis zum anderen Frankreichs, vernehmen lassen. Es bleibt uns nur übrig unsere Geschicke der Entscheidung der Waffen anheimzugeben. Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir hegen den Wunsch, daß die Völker aus denen sich die große einheit-

liche germanische Nation zusammensetzt, in freier Weise über ihre Geschicke verfügen. Was uns betrifft, so verlangen wir einen Stand der Dinge, welcher unsere Sicherheit gewährleistet und die Zukunft sichert. Wir wollen einen Frieden auf dauernder Grundlage erringen. Gott segne unsere Bemühungen! Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache vertheidigt, ist unbesiegbar."

Napoleon.

Es ist unmöglich eine Proklamation zu ersinnen, in welcher sich die Lüge, schamlose Frechheit, übertriebene Nationaleitelkeit und schwülstiger Pathos, unverhüllter zeigen, als in dieser Ansprache des Kaisers Napoleon an das französische Volk. Wahrlich wenn irgend etwas, gegen das Frankreich im Juli 1870 und dessen Kaiser Napoleon einnehmen, und man die furchtbar harte Strafe, welche Beide schon in wenigen Wochen erdulden mußten, gerecht finden konnte, so ist es diese Proklamation. Absichtlich will ich den Dank des Königs Wilhelm unterm 25. Juli an das deutsche Volk, hier unmittelbar darauf folgen lassen, damit dessen edle Einfachheit dagegen desto mehr absticht.

Derselbe lautet:

„Aus allen Stämmen des deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des deutschen Volkes, selbst von jenseits des Meeres sind mir aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands, von Gemeinden und Korporationen, von Privatvereinen und Privatpersonen so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es mir ein unabweisliches Bedürfniß ist, diesen Einklang des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck meines königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und Fürsten, hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich beschlossen und versöhnt und einig wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit wie in seinem Rechte die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen, und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprossen werde."

Wilhelm.

Was in diesem Danke des Königs von Preußen an das deutsche Volk, so überaus angenehm berührte, war das vollständige Zurücktreten des specifischen Preußenthums und die Ueberzeugung, daß Preußen fortan in dem gemeinsamen Deutschland gänzlich aufgehen werde. Auch die Verheißung der Freiheit, fand überall lauten Wiederhall in den Gemüthern der besten Söhne unseres Volkes, und wirkte begeisternd zu neuen Anstrengungen. Hoffentlich wird niemals eine Zeit kommen, wo man einen König von Preußen, mahnend an dies unter dem 25. Juli 1870 aus freien Stücken gegebene Versprechen zu erinnern braucht.

Der Kaiser Napoleon der sich unmittelbar von Paris aus zur Armee begeben hatte, erließ von Metz aus, folgende Proklamation an diese:

„Soldaten! Ich stelle mich an Eure Spitze um die Ehre des vaterländischen Bodens zu vertheidigen. Ihr werdet nunmehr gegen eine der besten Armeen Europas kämpfen, allein auch andere Armeen, welche ebenso tüchtig waren als sie, konnten Eurer Tapferkeit nicht widerstehen. Gleiches wird heute der Fall sein. Der Krieg wird lang und mühevoll sein, aber nichts übertrifft die zähe Tapferkeit der Soldaten, welche in Afrika, der Krim, in Italien und Mexiko kämpften. Welchen Weg immer wir außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes einschlagen, wir finden stets die ruhmreichen Spuren unserer Väter. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Ganz Frankreich begleitet Euch mit seinen glühendsten Wünschen, das Weltall hat seine Augen auf Euch gerichtet. Von unsern Erfolgen hängt das Schicksal der Freiheit und der Civilisation ab. Thue Jeder seine Pflicht! Der Gott der Schlachten wird mit uns sein.“

Napoleon.

Ebenfalls eine echt französische Proklamation voll der ungemessensten Nationaleitelkeit.

Daß der Kaiser Napoleon trotz aller schönen Reden mit dem Zustande des Heeres nicht zufrieden war und immer mehr einsah, wie er hierin getäuscht wurde, zeigt die sonst ganz unbegreifliche Unthätigkeit, in welcher die französischen Korps in der langen Zeit vom 22. Juli bis Ende Juli verharrten. Da Frankreich im Geheimen schon einige Monate gerüstet hatte, auch wie früher schon angeführt, Paris, Metz, Straßburg und das Lager von Chalons, sich nicht all=

zufern von der deutschen Grenze befinden, so hatte der Kaiser Napoleon den ungemeinen Vortheil über seine Gegner, daß er weit eher zur Offensive übergehen konnte und früher gerüstet war, wie Letztere. Die preußische Mobilmachungsordre war am 15. Juli ergangen und selbst bei der größten Anstrengung bei Tag und Nacht, und der musterhaftesten Ordnung der preußischen Militairorganisation, konnten die meisten Truppentheile nicht vor dem 25.—28. Juli in etatsmäßiger Kriegsstärke und vollkommen kriegsgerüstet aus ihren Garnisonen abmarschiren. Dazu hatten die meisten Truppen 50—100, ja selbst 150 Meilen bis zum Rhein zurückzulegen und konnten der Mehrzahl nach nur 4—5 große Eisenbahnlinien für diesen Weg benutzen. So war es ganz unmöglich, daß vor Ende Juli ein Korps von 200,000 Preußen von Mainz bis Mannheim aufgestellt wurde. Und ebenso schwach war der Niederrhein von Mainz bis Cöln besetzt.

Das war nun eine kostbare Zeit für die französischen Heerschaaren, in Deutschland einzumarschiren und den Krieg sogleich auf deutschen Boden zu verpflanzen. Hatte der Kaiser doch 1859 in Italien, wo er sogleich zur kräftigsten Offensive überging und die nach Gewohnheit langsam zaudernden Oesterreicher, energisch in der Lombardei angriff, selbst erfahren, welche unermeßliche Vortheile aller Art derjenige hat, welcher sogleich rücksichtslos zur Offensive übergeht. Auch 1866 hatte er gesehen, daß die Preußen sich sowohl gegen die Oesterreicher wie auch gegen die Süddeutschen, durch ihre schnelle und rücksichtslose Offensive sogleich in den allerentschiedensten Vortheil setzten, und den Krieg vielleicht sonst gar nicht, jedenfalls aber nicht so leicht gewonnen hätten. Und doch geschah von französischer Seite jetzt unbegreiflicher Weise von alledem nichts, gar nichts, man wartete ruhig den Anmarsch der Preußen ab und ließ sich von diesen mit überlegener Stärke angreifen, statt sie selbst anzugreifen, als ihre Rüstungen noch nicht vollendet waren. Ich befand mich persönlich in der Zeit vom 20. Juli bis 1. August unaufhörlich auf dem Wege von Saarbrücken bis Carlsruhe, sah wie schwach unsere Truppen an der Saar und in der Rheinpfalz waren, erfuhr die Stärke der uns 2 — 5 Meilen weit gegenüberstehenden Franzosen, und erwartete daher mit banger Sorge jeden Tag ihren Einmarsch in Deutschland, den wir wahrlich auch nicht im Entferntesten hätten verhindern können. Daß die Franzosen unsere Schwäche durch ihre zahlreichen

Spione ebenso genau kannten, wie wir ihre Stärke, ist nur zu gewiß und doch machten sie auch nicht den mindesten Versuch, solche zu benutzen. Der Kaiser Napoleon muß persönlich matt, verstimmt und altersschwach gewesen sein, sonst ist diese Unthätigkeit bei seinem früheren energischen Charakter nicht zu erklären und auch seine Marschälle zeigten, daß sie die erste Regel der Kriegskunst, die Offensive zu ergreifen, schon wieder vergessen hatten.

An 180—200,000 gute Truppen konnte der Kaiser am 22.—24. Juli entschieden zur freien Verfügung haben. Wenn er nun nur mit 20,000 Mann unterhalb Straßburg bei Breisach über den Rhein ging und direct über den Kniebispaß in den Schwarzwald eindrang, ferner mit 30—40,000 Mann bei der Maxau über den Rhein übersetzte, sich Carlsruhe bemächtigte und bis Mannheim vordrang, mit 50,000 Mann die ganze Rheinpfalz besetzte und mit dem Rest von 100,000 Mann über Saarbrücken und Trier bis Coblenz marschirte, so hätte er dadurch in ganz Süddeutschland und am linken Rheinufer ungeheuren Schrecken verbreitet, die badischen Rüstungen gänzlich, die bairischen und würtembergischen aber theilweise zerstört, und auch Preußen auf dessen linkem Rheinufer großen Schaden zugefügt. Besonders der moralische Eindruck wäre in ganz Europa ein unermeßlicher gewesen, wenn die Nachricht von diesem Einmarsch der Franzosen in Deutschland und ihrer kräftigen Offensive sich verbreitet hätte. Es standen in den Tagen vom 20.—24. Juli am linken preußischen Rheinufer, nicht viel mehr als 50,000 Mann Truppen, die theilweise noch in der Rüstung begriffen waren, und wären 100,000 Mann gegen sie marschirt, so wäre ihnen nichts Anderes übrig geblieben, als sich schnell in die Festungen Coblenz, Cöln und Saarlouis zurückzuziehen. Wenn nun auch vielleicht aus Westphalen noch an 30—40,000 Mann in wenigen Tagen angekommen wären, so hätten diese sich doch nicht so schnell mit den schon am linken Rheinufer befindlichen Truppen vereinigen können, und bei geschickten Manövern hätten die Franzosen diese Vereinigung vielleicht sogar zu verhindern und die preußischen Korps einzeln mit Uebermacht anzugreifen und zu schlagen vermocht. Und wenn dies nun auch nicht geglückt wäre, ja, wenn selbst Preußen ein Korps von 100,000 Mann am 24. Juli bei Cöln zusammengebracht hätte, so wäre den französischen Truppen der ungehinderte Rückzug nach Metz noch immer frei geblieben. Wären sie nur 6—8 Tage im Besitz von

Trier, Saarbrücken und den weiteren Theilen des linken preußischen Rheinufers gewesen, so hätte dies Preußen schon ungeheuern Schaden zugefügt und die Mobilmachung des größten Theiles vom 8. preußischen Armeekorps, wesentlich erschwert, ja fast gänzlich verhindert. Noch günstiger lag die Sache aber in der Rheinpfalz. Es befanden sich am 22. Juli nicht 10,000 Mann Baiern daselbst, und wenn auch diese vielleicht aus Mainz und Darmstadt einige Hülfe erhalten, so wäre solche nicht sehr beträchtlich gewesen. Die in Thüringen, Hessen-Nassau und Sachsen garnisonirenden preußischen Truppen, waren aber so eifrig mit ihrer Mobilmachung beschäftigt, daß sie nicht sogleich auf die Eisenbahn gesetzt werden konnten, ohne ihre Rüstungen zu unterbrechen und in Unordnung zu bringen. So hätten 50,000 Mann Franzosen das kaum armirte Landau mit seiner schwachen Garnison sehr leicht überrumpeln und bis Ludwigshafen, Mannheim gegenüber, vordringen können. Um diesen Feind anzugreifen, hätte ein preußisches Korps angesichts des Feindes aber über den Rhein setzen müssen, was immer ein sehr schwieriges Unternehmen gewesen wäre. Und wenn nun die Franzosen die Rheinbrücke zwischen Mannheim und Ludwigshafen gesprengt und bei ihrem etwaigen ungehinderten Rückzug nach Straßburg und Metz, die Rhein-Nahe-Bahn von Bingen nach Saarbrücken und sämmtliche rheinpfälzische Bahnen gründlich zerstört hätten, woran sie Niemand zu hindern vermochte, so wäre dies ein unermeßlicher Nachtheil für uns gewesen. Ganz unmöglich hätten die späteren Armeen des Prinzen Friedrich Carl, und des Kronprinzen, mit solcher Schnelligkeit, Ordnung und Thatkraft, wie dies glücklicher Weise geschah, bei Weißenburg und Forbach in Frankreich einrücken können, wenn sie nicht diese so überaus wichtigen Bahnen zur freien Verfügung gehabt.

Auch den Uebergang von circa 30,000 Mann Franzosen bei Maxau oder an einem anderen geeigneten Ort unterhalb Straßburgs hätte man badischer Seits nicht zu verhindern vermocht, und Carlsruhe, Bruchsal und Mannheim wären ganz unzweifelhaft ohne allzugroße Gegenwehr genommen worden. Dadurch wäre die Kraft Badens aber wesentlich geschwächt worden. Die badischen Truppen hätten sich mit ihrem schwachen Friedensstand entweder nach Rastadt, dessen Garnison am 22. Juli nicht viel mehr als 6000 Mann betrug, oder in das Würtembergische oder über den Neckar in das Darmstädtische zurück-

ziehen müssen. Ein von Darmstadt oder Würzburg anmarschirendes preußisches Korps, hätte aber angesichts des Feindes dann immer den Neckar passiren müssen. Im ungünstigsten Falle hätte ein solches französisches Korps sich aber immer noch über Mannheim mit den in der Rheinpfalz stehenden Franzosen vereinigen oder den Weg, den es durch Baden gemacht, wieder zurückmarschiren können, indem es beim Rückmarsch alle badischen Eisenbahnen, so weit es solche immerhin erreichen konnte, möglichst gründlich zerstören mußte. Der Uebergang von 20,000 Mann Franzosen bei Breisach, über den Rhein, ihre Besetzung von Freiburg, Offenburg und Donaueschingen, und somit die Einnahme des ganzen badischen Oberlandes, wäre von deutscher Seite gar nicht zu verhindern gewesen. Im Königreich Würtemberg standen am 22. Juli kaum 9000 Mann Soldaten unter den Waffen, und wäre ein sehr energischer französischer Befehlshaber mit 12—15000 Mann in Eilmärschen über den Kniebispaß bis Stuttgart vormarschirt, so hätte er die Möglichkeit, wenn auch nicht Gewißheit gehabt, sich auch der Hauptstadt Würtembergs wenigstens auf einige Tage zu bemächtigen. Dadurch wären die würtembergischen Rüstungen aber sehr verhindert worden, und die nicht so schwache Parthei in Würtemberg, welche auf Neutralität des Landes drang, hätte sehr viel Terrain gewonnen.

Alle politischen Verhältnisse in Süddeutschland hätten sich durch solchen schnellen und energischen Einmarsch der Franzosen in die Rheinpfalz, Baden, das preußische Rheinland, ja vielleicht sogar bis nach Stuttgart, nur zu wahrscheinlich ungleich anders und zwar ungünstiger für die deutsche Sache gestaltet, als dies nun glücklicher Weise der Fall war. Hatte der Kaiser Napoleon nicht aber am 22. Juli mindestens 200,000 gute Truppen an der deutschen Grenze stehen, um diesen Einmarsch machen zu können, so war es nicht bloß eine Thorheit, sondern geradezu ein Verbrechen von ihm, uns den Krieg auf so brüske Weise zu erklären, wie dies geschehen war; besaß er aber solche, wie wohl unzweifelhaft ist, und benutzte sie nicht, so gab er wie auch sein gesammter Generalstab, sich ein Zeugniß der Schwäche, Energielosigkeit und Schlaffheit, wie dies Alles selbst in der oberen österreichischen Heeresleitung von 1859 und 1866, nicht kläglicher erscheinen konnte.

Als ich die Zeit vom 20. Juli bis 1. August, Tage, wo jede Stunde von unermeßlicher Bedeutung für Deutschland sein konnte, so

ungenützt von den Franzosen vorübergehen sah, da jubelte ich laut und sah, daß wir den ersten wichtigen strategischen Sieg, nämlich den ungehinderten Aufmarsch unserer Heere, und die Möglichkeit, mit kräftiger Offensive in das Feindesland zu dringen, schon gewonnen hatten, ebenso wie dies 1866 der Fall war, als die Oesterreicher Dresden nicht vertheidigten und uns den ungehinderten Einmarsch in die Elbdefileen in Böhmen gestatteten.

Es soll dies wahrlich nicht die unermeßlichen Verdienste des Generals von Moltke, die Niemand wohl höher würdigt als ich, auch nur im Allermindesten schmälern, aber zu leugnen ist es nicht, ein ganz unerhörtes Glück begleitete ihn stets, daß er so schwächliche Gegner 1866 und 1870 gegenüber hatte, die ihm gestatteten, seine großartigen Pläne stets in aller Ruhe vorzubereiten, und war dies geschehen, auch mit kräftiger, oft sogar fast überkühner Energie auszuführen und sich die Schlachtfelder stets im feindlichen Lande zu suchen. Was würde wohl geschehen sein, wenn General von Moltke in der Zeit vom 20. Juli bis 1. August, das französische Heer befehligt hätte?!

Wahrlich Napoleon, Bazaine, Bourbaki, Mac-Mahon, und vor Allem der Marschall Le Boeuf, haben sich in diesem Kriege alles Andere mehr, als einen Feldherrnruf begründet. Wie ganz anders und weit geschickter manövrirten später im November und December die Generäle der Republik, Faidherbe, Chanzy und Auxerre de Paladine! Es war ein Glück für uns, daß im Anfang des Krieges, wo die Franzosen noch ein sehr kriegstüchtiges Heer besaßen, sie nur höchst mittelmäßig geführt wurden, und später, wo sie gute Generäle hatten, ihre kriegsgeübten Truppen vernichtet waren und sie mit vielfach undisciplinirten regellosen Schaaren kämpfen mußten.

Das Heer nun, welches Ende Juli unter des Kaisers Napoleon Oberleitung, von Breisach am Rhein bis hinter Forbach, sich langsam der deutschen Grenze näherte, und seine Hauptstützpunkte in Metz, Nancy und Straßburg hatte, war folgendermaßen zusammengesetzt.

Chef des Generalstabs. Marschall Le Boeuf, der frühere Kriegsminister, ein Artillerieofficier von großem Ruf, der sich besonders auch vor Sebastopol entschieden ausgezeichnet hatte, jetzt aber schon entweder schwach geworden, oder in der Korruption des Pariser Hofebens untergegangen war.

Sous-Chefs. Die Divisionsgeneräle Lebrun und Jarras.

Oberbefehlshaber des Genies und der Artillerie Soleille und Coffinière de Nordeck.

Kommandant des kaiserlichen Hauptquartiers General Letellier de Blanchard.

I. Gardekorps. General Bourbaki, ein sehr bewährter französischer Officier, der sich in Algerien, der Krim und Italien stets ausgezeichnet und besonders auch durch seine rücksichtslose Energie einen Namen im Heere erworben hatte. Ueber die besondere Tüchtigkeit der französischen Garde, und daß dies Korps, mindestens mit 22—24,000 Mann, sofort in den Krieg marschiren konnte, habe ich mich in dem vorigen Kapitel näher ausgesprochen.

Diese Garde enthielt:

I. Division. General Deligny, mit der 1. und 2. Brigade unter den Generälen Brincourt und Garnier.

Das 1., 2., 3. und 4. Garde-Voltigeur-Regiment und das Bataillon der Garde-Chasseurs. Es war dies jedenfalls eine Elitetruppe und die beste leichte Infanterie, welche Frankreich besaß.

II. Division. Divisionsgeneral Picard, mit der 3. und 4. Brigade, unter den Brigadegenerälen Jeanningros und Poitevin, 1., 2., 3. Gardegrenadierregiment und Garde-Zuavenregiment.

Kavallerie-Division der Garde. Divisionsgeneral Desvaux.

1. Brigade. General Halma de Frétai, mit den Regimentern Guiden und Chasseurs der Garde, leichte Reiterei.

2. Brigade. General de France, mit den Regimentern Garde-Lanciers und Garde-Dragoner, mittlere Reiterei.

3. Brigade. General de Preuil, mit den Regimentern Garde-Kürassiers und Garde-Carabiniers, schwere Reiterei.

Die gesammte Garde zählte 20 Bataillone Infanterie, 3 Bataillone Jäger, 24 Eskadrons und 12 Batterien. Alles auf das Beste und Vollständigste ausgerüstet.

Diese Garde hat bei Mars la Tour und Gravelotte mit vorzüglichem Muthe gefochten und ist dann größtentheils in Metz untergegangen oder gefangen genommen worden.

I. französisches Armeekorps. Commandant: Marschall Mac-Mahon, Herzog von Magenta. Der Marschall Mac-Mahon gehörte zu den wenigen höheren französischen Generälen, der durch und durch als

Ehrenmann bekannt, und dessen Privatleben von dem untadelhaftesten Ruf war. Wie fast alle höheren französischen Heerführer, hatte Mac-Mahon lange Zeit in Algerien gedient und sich dort vielfach ausgezeichnet, dann auch in der Krim gefochten. Den Herzogstitel erwarb er sich 1859 bei Magenta, wo sein schnelles und geschicktes Eingreifen zur rechten Zeit mit seinem Armeekorps in die Schlacht, den vollständigen Sieg der Franzosen entschied. Später war er wieder längere Zeit General-Gouverneur von Algerien, und kehrte erst kurze Zeit vor dem Ausbruch des Kampfes nach Frankreich zurück. Auch sein Korps bestand größtentheils aus Regimentern, welche aus Algerien nach Frankreich in aller Eile geschafft waren, um dort gegen Deutschland zu kämpfen. Es befanden sich viele Regimenter darunter, welche allgemein mit für die besten des französischen Heeres, nächst der Garde, gerechnet wurden.

Sei es, daß ihm bestimmte höhere Befehle den freien Willen hemmten, oder seine frühere Energie gelitten hatte, jedenfalls bewährte er sich in diesem Feldzuge keineswegs als großer Stratege, und sein militairischer Ruf hat ungemein gelitten. Bei Wörth und Sedan ward er entschieden geschlagen und in letzterer Schlacht auch schwer verwundet.

Generalstabschef von Marschall Mac-Mahon war der Brigade-General Colson.

I. Division. Divisionsgeneral Ducrot.

1. Brigade. General Moreno, mit den Infanterieregimentern 18, 96, und 13. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Portis de Houlbock, mit den Infanterieregimentern 45 und 74.

II. Division. Divisionsgeneral Douay.

1. Brigade. General Peltier de Montmarie, mit den Regimentern 50, 78, und 16. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Pellé, mit den Regimentern 1 Zuaven, und 1 Regiment afrikanischer Tirailleurs (Turcos).

III. Division. General Raoult.

1. Brigade. General L'Herillier, mit den Infanterieregimentern 36, 48, und 8. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Lefebre, mit den Regimentern 2 Zuaven und 2. Regiment afrikanischer Tirailleurs.

IV. Division. Divisionsgeneral de Lartigne.

1. Brigade. General Fraboulet, mit den Regimentern 56, 87 und 1. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Lacretelle, mit den Regimentern 3 Zuaven und 3. Regiment afrikanischer Tirailleurs.

Kavallerie-Division. General Duhesme.

1. Brigade. General de Septeuil, mit den leichten Regimentern 3 Husaren und 11 Chasseurs à Cheval.

2. Brigade. General de Nansouty, mit den Regimentern 2, 6 Lanciers und 10 Dragoner, mittlere Reiterei.

3. Brigade. General Michel, mit den Regimentern 8 und 9 Kürassiers, schwere Reiterei.

Dies 1. Armeekorps zählte 48 Bataillone Infanterie, 4 Bataillone Chasseurs, 28 Eskadrons Kavallerie und 18 Batterien, war also von ungewöhnlicher Stärke. Es stand beim Ausbruch des Kampfes in Straßburg, bis abwärts nach Weißenburg, und es war ihm die wichtige Stelle des Einmarsches in die Rheinpfalz zugetheilt worden. Bei Weißenburg und Wörth fochten nur Truppen der Mac-Mahonschen Armee.

II. Armeekorps. Divisionsgeneral Frossard. Chef des Stabes Brigadegeneral Saget.

I. Division. Divisionsgeneral Vergé.

1. Brigade. General Letellier, mit den Infanterieregimentern Nr. 32, 55, und dem 3. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Jolivet, mit den Infanterieregimentern Nr. 76 und 77.

II. Infanterie-Division. Divisionsgeneral Bataille.

1. Brigade. General Pouget, mit den Infanterieregimentern Nr. 8, 23 und dem 12. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Fauvart, mit den Infanterieregimentern Nr. 66 und 67.

III. Infanterie-Division. Divisionsgeneral de Laveaucoupet.

1. Brigade. General Doens, mit den Infanterieregimentern Nr. 2, 63 und dem 10. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Michelet, mit den Infanterieregimentern Nr. 66 und 67.

Kavallerie-Division. General Lichtlin.

1. Kavalleriebrigade. General Valabregne, mit den Regimentern 4 und 5 Chasseurs à Cheval (leichte Kavallerie).

2. Kavalleriebrigade. General Bachalier, mit den Regimentern 7 und 12 Dragoner (Linienkavallerie).

Dieses Armeekorps des Generals Frossard zählte 36 Bataillone Infanterie, 3 Jägerbataillone, 16 Eskadrons Kavallerie und 15 Batterien. Es stand beim Ausbruch des Krieges schon seit mehreren Monaten im Lager von Chalons, und war daher so ausgerüstet, um sogleich in das Feld marschiren zu können.

III. Armeekorps. Marschall Bazaine. Chef des Generalstabes Maneque.

Der Marschall Bazaine hatte seine Laufbahn als gemeiner Soldat begonnen und sich durch eigene Tüchtigkeit den Marschallsstab erworben. Besonders in Algerien und in der Krim hatte er sich vielfach ausgezeichnet und zuletzt den Oberbefehl in Mexiko gehabt. Er galt allgemein als ein sehr energischer und rücksichtsloser, etwas zur Härte geneigter Soldat, und war als gehöriger Draufschlager bekannt. Sein sittlicher Charakter ward vielfach getadelt, und besaß er in dieser Hinsicht keinen guten Namen. Besonders in Mexiko hatte er sich viele Feinde erworben.

I. Infanterie-Division. Divisionsgeneral Montaudon.

1. Brigade. General Aimard, mit den Infanterieregimentern Nr. 51, 62, und dem 18. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Clinchant, mit den Infanterieregimentern Nr. 81 und 95.

II. Division. Divisionsgeneral Castagny.

1. Brigade. General Cambriels, mit den Infanterieregimentern Nr. 19, 41, und dem 15. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Duplessis, mit den Infanterieregimentern Nr. 69 und 90.

III. Division. Divisionsgeneral Metmann.

1. Brigade. General Potier, mit den Infanterieregimentern Nr. 7, 29 und dem 7. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Arnandeau, mit den Infanterieregimentern Nr. 59 und 71.

IV. Infanterie-Division. Divisions-General Decaen.

1. Brigade. General de Bauer, mit den Infanterieregimentern Nr. 44 und 60, und dem 11. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Sanglé, mit den Infanterieregimentern Nr. 80 und 81.

Kavallerie-Division. Divisionsgeneral de Clairombault.

1. Brigade. General Bachard, mit den Regimentern Nr. 2, 3 und 10 Chasseurs à Cheval (leichte Kavallerie).

2. Brigade. General Maubranches, mit den Regimentern Nr. 2 und 4 Dragoner (Linienkavallerie).

3. Brigade. General Juinac, mit den Regimentern Nr. 5 und 8 Dragoner.

Im Ganzen zählte diese Bazainesche Armee: 48 Bataillone Infanterie, 4 Chasseursbataillone, 28 Eskadrons und 18 Batterien.

Sie hatte vor dem Ausbruch des Krieges in und um Paris gestanden und war daher vollständig marschfertig.

Diese 4 Armeekorps hätte der Kaiser Napoleon jedenfalls schon am 22. Juli über die Grenze nach Deutschland marschiren lassen können und sie hätten schon zu dem vorhin angegebenen Zwecke vollkommen genügt. Es befanden sich in diesen Armeekorps allein 152 Bataillone Infanterie und 14 Chasseursbataillone, das Bataillon durchschnittlich zu 800 Mann Stärke, und 96 Schwadronen Kavallerie nebst 63 sehr gut ausgerüsteten Batterien Artillerie.

Während diese 4 Armeekorps in Deutschland eingedrungen wären, hätte der Kaiser noch immer genügende Zeit gehabt, die übrigen 4 Armeekorps, die größtentheils in ihrer Organisation noch weiter zurück waren, eiligst zu formiren und als Reserven nachrücken zu lassen. Da in Frankreich sich ein vorzügliches Eisenbahnnetz befand, was der Regierung vollständig zur Verfügung stand, so wäre dies bei nur einiger Energie sehr leicht möglich gewesen. Hätte man in Paris in der Zeit vom 18. Juli bis 2. August nur die Hälfte der Thatkraft besessen, die man in Berlin glücklicher Weise damals in so erstaunlicher, gar nicht genug zu preisender Weise besaß, unter welch ungleich günstigeren Verhältnissen hätte Frankreich, unter wie ungünstigeren Verhältnissen aber Deutschland den Feldzug eröffnet!

Die übrigen Armeekorps der französischen Armee waren nun:

IV. Armeekorps. Divisionsgeneral de l'Admirault. Chef des Stabes General de Martoille.

I. Division. Divisionsgeneral de Cissey.

1. Brigade. General Brayer, mit den Infanterieregimentern Nr. 1, 6, und dem 20. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General de Golbert, mit den Infanterieregimentern Nr. 57 und 73.

II. Division. General Rose.

1. Brigade. General Bellecourt, mit den Infanterieregimentern Nr. 13, 45, und dem 5. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Pradier, mit den Infanterieregimentern Nr. 64 und 98.

III. Division. General de Lorencey.

1. Brigade. General Pajol, mit den Infanterieregimentern Nr. 15 und 33 und dem 2. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Berger, mit den Infanterieregimentern Nr. 54 und 65.

Kavalleriedivision. General Le Grand.

1. Brigade. General de Montaigne, mit den Regimentern Nr. 2 und 7 Husaren.

2. Brigade. General de Gondrecourt, mit den Regimentern Nr. 3 und 11 Dragoner.

Dies V. Armeekorps, welches 36 Bat. Infanterie, 3 Chasseurs-Bat., 16 Eskadrons Kavallerie und 15 Batterien stark war, bestand größtentheils aus Truppen, welche in Arras, Lille und dem Nordosten Frankreichs garnisonirten und konnte eine treffliche Reserve für das Bazainesche Korps bilden, wenn dieses über die Saar gegangen wäre.

V. Armeekorps. Divisionsgeneral de Failly, der früher in Rom kommandirt hatte. Chef des Generalstabs General Besson.

I. Division. General Goze.

1. Brigade. General Grenier, mit den Infanterieregimentern Nr. 11 und 46, und dem 4. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Nicolas, mit den Infanterieregimentern Nr. 61 und 86.

II. Division. General l'Abadye.

1. Brigade. General Lapanet, mit den Infanterieregimentern Nr. 49, 84 und dem 14. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Maussion, mit den Infanterieregimentern Nr. 88 und 97.

III. Division. General de Lespart.

1. Brigade. General Abatucci, mit den Infanterieregimentern Nr. 17, 27 und dem 19. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General de Fontanges, mit den Infanterieregimentern Nr. 30 und 68.

Kavalleriedivision. Divisionsgeneral Brahunt.

1. Brigade. General de Bernis, mit den Regimentern 5 Husaren und 12 Chasseurs à Cheval.

2. Brigade. General de la Mortière, mit den Regimentern Nr. 3 und 5 Lanciers (Linienkavallerie).

Das V. Armeekorps zählte 36 Bataillone Infanterie, 3 Chasseursbataillone, 16 Eskadrons Kavallerie und 15 Batterien. Da solches schon vorher im Lager von Lyon stand und größtentheils formirt war, so wäre es trefflich dazu geeignet gewesen, bei Breisach über den Rhein zu gehen und die Diversion durch das badische Oberland und über den Kniebispaß bis in das Würtembergische zu machen.

VI. Armeekorps. Marschall Canrobert. Ein allgemein bekannter französischer höherer Officier, der sich in Algerien, der Krim und in Italien, einen sehr geachteten Namen erworben hat. Chef seines Stabes war General Henri.

I. Division. Divisionsgeneral Tixier.

1. Brigade. General Péchot, mit den Infanterieregimentern Nr. 4, 10 und dem 9. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Le Roi, mit den Infanterieregimentern Nr. 12 und 100.

II. Division. General Bisson.

1. Brigade. General Noel, mit den Infanterieregimentern Nr. 9 und 14.

2. Brigade. General Maurice, mit den Infanterieregimentern Nr. 20 und 31.

III. Division. General Lafont de Villiers.

1. Brigade. General de Saunay, mit den Infanterieregimentern Nr. 75 und 91.

2. Brigade. General Colin, mit den Infanterieregimentern Nr. 93 und 94.

IV. Division. General Martimprey.

1. Brigade. General Margeunat, mit den Infanterieregimentern Nr. 25 und 26.

2. Brigade. General Cambrielles, mit den Infanterieregimentern Nr. 28 und 70.

Kavalleriedivision. General de Salignac-Fenelon.

1. Brigade. General Tilliard, mit den Regimentern 1 Husaren und 6 Chasseurs à Cheval.

2. Brigade. General Savanesse, mit den Regimentern 1 und 7. Lanciers (Linienreiterei).

3. Brigade. General de Reville, mit den Regimentern 5 und 6 Kürassiers (Reservekavallerie).

Dies Canrobertsche Armeekorps war somit 48 Bataillone Infanterie, 1 Jägerbataillon, 24 Eskadrons Kavallerie und 18 Batterien Artillerie stark. Es soll in seiner Formation mit am Weitesten zurück gewesen sein, da die Regimenter theilweise erst aus ihren entfernten Garnisonen herbeigeschafft und in Brigaden und Divisionen formirt werden mußten. Sein Zweck war, als Hauptreserve zu dienen, daher es auch nur ein einziges Chasseursbataillon enthielt.

VII. Korps. Divisionsgeneral Douay.

I. Division. General Dumesnil.

1. Brigade. General Nicolay, mit den Infanterieregimentern Nr. 3, 21 und dem 17. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General Maire, mit den Infanterieregimentern Nr. 47 und 99.

II. Division. General Liébert.

1. Brigade. General Guiomart, mit den Infanterieregimentern Nr. 5 und 37, und dem 6. Chasseursbataillon.

2. Brigade. General de la Bastide, mit den Infanterieregimentern Nr. 53 und 89.

III. Division. General Dumont.

1. Brigade. General Bordas, mit den Infanterieregimentern Nr. 52 und 79.

2. Brigade. General Cassivol, mit den Infanterieregimentern Nr. 82 und 83.

Kavalleriedivision. General Ameil.

1. Brigade. General Cambriel, mit den Regimentern 4. Husaren, 4. und 8. Lanciers.

2. Brigade. General Ducolombier, mit den Regimentern 6. Husaren und 6. Dragoner.

Dies VII. Armeekorps enthielt 36 Bataillone Infanterie, 2 Chasseursbataillone, 20 Eskadrons Kavallerie und 15 Batterien.

Die Regimenter desselben hatten bisher ausschließlich im südlichen Frankreich in Garnison gestanden, und es erforderte Zeit, die Brigaden und Divisionen zu formiren und an die deutsche Grenze zu schaffen.

An Reserve-Kavallerie wurden 3 Divisionen errichtet und zwar enthielt

die I. Division die Regimenter der Chasseurs d'Afrique Nr. 1, 2, 3, 4, unbedingt mit die beste leichte Kavallerie, welche Frankreich besaß.

II. Division. Die Regimenter 1, 2, 3, 4 Kürassiers, die bisher zusammen in Lüneville gelegen hatten.

III. Division. 1. und 9. Dragoner und 7. und 10. Kürassiers.

Es zählte somit diese in 8 verschiedene Armeekorps und 3 Reserve-Kavallerie-Divisionen formirte französische Armee, welche zunächst zur activen Action gegen Deutschland bestimmt war, 308 Bataillone Linieninfanterie, 23 Chasseursbataillone, 220 Eskadrons Kavallerie, 126 Batterien Artillerie à 6 Geschützen oder Mitrailleusen. Sie stand in den letzten Tagen des Juli von Straßburg bis Forbach entweder schon an der deutschen Grenze oder setzte sich dahin in Bewegung.

An schon formirten Linientruppen außer den Depots, besaß der Kaiser Napoleon außerdem noch zur freien Verfügung:

In Algerien die Infanterieregimenter Nr. 16, 38, 39 und 92.

An der spanischen Grenze die Regimenter Nr. 22, 34, 58 und 72, und die Chasseurs à Cheval-Regimenter Nr. 7 und 8.

In Italien die Infanterieregimenter Nr. 35 und 42.

Ferner blieb in Algerien das größtentheils aus Deutschen formirte Fremdenregiment, das 8. Husaren- und 1. und 9. Chasseurs-Regiment à Cheval und 3 Regimenter Spahis oder eingeborene leichte Kavallerie zurück. Im Verlauf des Krieges sind alle diese Regimenter ebenfalls mit zur Armee welche gegen uns kämpfte, verwandt worden.

Die Mobilgarde wurde in der ersten Zeit des Krieges nicht mit zum Kampf herangezogen, sondern bildete, ihrer Bestimmung gemäß, größtentheils die Besatzung der Festungen. Bei der Belagerung dieser Festungen kamen diese Mobilgarden vielfach in's Gefecht, und in den späteren Kämpfen nach der Kapitulation von Sedan, bildeten sie fast die Hälfte der uns gegenüberstehenden Feinde.

Befand sich der Kaiser Napoleon nun auch in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung bis zum 1. August, in entschiedenem Vortheil Deutschland gegenüber, da ein großer Theil seines Heeres schon längst an unserer Grenze stand, so faßte man doch in Berlin den wohlerwogenen Entschluß, nicht mit halbgerüsteten Truppen, die ihre etatsmäßige Stärke noch nicht erreicht hatten, den Kampf zu beginnen, sondern die Regimenter erst vollständig auf den Kriegsfuß zu setzen und dann mit voller Kriegsstärke an die Grenze zu transportiren. Es war dies von großer Wichtigkeit und hätte wie vorhin angeführt, zwar leicht bewirken können, daß die Franzosen bis Coblenz, Mainz und Mannheim vordrangen, brachte uns aber nun, da sie dies unbegreiflicher Weise versäumt hatten, den ungemeinen Vortheil, sogleich mit völlig kriegsgerüsteten, fest organisirten Truppen den Kampf zu beginnen.

Am 15. Juli war der Befehl zur Mobilmachung ertheilt, und Dank sei es der schon wiederholt angeführten rastlosen Thätigkeit und Ordnung in der preußisch-deutschen Heeresleitung, so konnten schon vom 25. Juli an die ersten, vollständig kriegsgerüsteten Regimenter zum Marsch an unsere bedrohten Grenzen aufbrechen. Um den Transport so ungeheurer Heeresmassen auf den 4 — 5 Eisenbahnen die aus Norddeutschland bis an die französische Grenze führten, zu regeln, was unendliche Schwierigkeiten machte, war für jede Bahnlinie eine eigene Linienkommission ernannt worden. Diese, aus höheren Eisenbahnbeamten und Generalstabsofficieren zusammengesetzt, bearbeiteten die Fahrpläne der Bahnen für den Truppentransport sehr genau und sandten detaillirte Betriebspläne, wie viel Truppen von jeder Waffengattung an jedem Tage befördert werden könnten, und wo sie Nachtquartier, Verpflegung u. s. w. erhielten, nach Berlin ein. So konnte man dort den ganzen Aufmarsch der Heere bis in das kleinste Detail, genau überwachen und leiten. Mit der Ordnung und Schnelligkeit eines gutgeregelten Uhrwerkes ging diese ganze Truppen-

bewegung von Statten und bedeutende Stockungen, Unglücksfälle und sonstige Unordnungen kamen nur sehr vereinzelt vor. So wie jede einzelne Truppenabtheilung das Endziel auf der Eisenbahn erreicht hatte, setzte sie sich in Marsch und es folgten ihr Tag für Tag dann die weiteren vorher bestimmten Abtheilungen nach.

In den Tagen vom 25. Juli bis 8. August ward der Aufmarsch des größten Theiles unserer zunächst zur activen Operation gegen Frankreich bestimmten Truppen, auf den ihnen vorher genau bestimmten Punkten der Operationslinie ausgeführt. Und zwar hatten die Korps ihr volles Gepäck und ihr sämmtliches Kriegsmaterial bei sich und waren so kriegstüchtig ausgerüstet, wie man dies gar nicht besser wünschen konnte. Es waren dies in der That ganz ungemein großartige Leistungen, wie solche wohl noch niemals auch nur annähernd in dem Umfange vorgekommen sind. Bis zum Rhein wurden fast sämmtliche Truppen auf der Eisenbahn transportirt, von dort aus traten aber viele Artillerie- und Kavallerieabtheilungen ihren Marsch zu Fuß bis an die französische Grenze an.

Die Rheinpfalz von Ludwigshafen an, das Thal von Bingen bis Saarbrück, zum Theil auch die Eifel, waren die Gegenden, durch welche sich das norddeutsche Heer gegen Frankreich, in ungeheueren Kolonnen in Bewegung setzte. Die bairischen und würtembergischen Truppen kamen größtentheils mit den würtembergischen Bahnen durch Baden und gingen theils bei Mannheim, größtentheils aber bei Maxau unweit Carlsruhe, über den Rhein. Letzteren Uebergang benützte auch der größte Theil der badischen Division bei der Eröffnung der Feindseligkeiten. Von dem kriegerischen Leben und den unaufhörlichen Truppenzügen bei Tag und Nacht, die in Cöln, Coblenz, Bingerbrück, Mainz, Mannheim, dann in der ganzen Rheinpfalz, in Saarbrücken, theilweise auch in Carlsruhe in der Zeit vom 24. Juli bis weit in den August hinein stattfanden, wird Jemand, der kein Augenzeuge davon war, sich kaum einen nur annähernden Begriff machen können. Aus allen Theilen unseres gemeinsamen Vaterlandes kamen die Pommern und Baiern, die Sachsen und Westphalen, die Schlesier und Würtemberger, mit Sang und Klang, und mit der freudigsten Begeisterung und der größten Kriegslust anmarschirt, nicht bloß, um nur die Wacht am Rhein zu halten, nein, auch sogleich den Krieg selbst in das Land des frechen Feindes, der uns so frevelhaft bedroht hatte, hinein

zu tragen. Es war dies eine Zeit des größten Jubels, und des höchsten Patriotismus, die Jedem, der sie mit durchmachen konnte, für immer unvergeßlich bleiben wird.

Das deutsche Heer nun, welches zunächst für den Krieg mit Frankreich zur Verwendung kommen sollte, enthielt folgende Bestandtheile.

Oberbefehlshaber aller deutschen Armeen war der König von Preußen.

Flügeladjutanten von ihm waren die Generäle von Boyen, von Treskow, von Steinäcker, und die Oberstlieutenants Graf von Lehndorf, Prinz Radziwill, Graf Waldersee, von Alten.

Der Kriegsminister von Roon, dieser musterhafte Organisator des Heeres, der von 1862 bis 1870 ganz unendlich viel zur Verstärkung der deutschen Wehrkraft mit beigetragen hat, befand sich mit seinem Stabe ebenfalls fortwährend im Hauptquartier des Königs. Es war dies von großer Wichtigkeit und hat sehr viel dazu mit geholfen, daß später die großen Ergänzungen und Nachrückungen verschiedener Truppentheile, stets so rasch und in bester Ordnung erfolgten, wie dies glücklicher Weise der Fall war. Ebenfalls befand sich Preußens großer Staatsmann, Graf Bismarck, mit seiner Kanzlei stets im Hauptquartier des Königs, was entschieden von der höchsten Wichtigkeit und dem größten Nutzen war.

Chef des Generalstabes war der General von Moltke, dieser erste Stratege der Neuzeit, dem Preußen, ja ganz Deutschland, so unermeßlich viel verdankt. Er hatte einen zahlreichen Generalstab der ausgesuchtesten Generalstabsofficiere der ganzen Armee bei sich. So geschah die Leitung aller einzelnen Armeen aus dem großen Hauptquartier im Namen des Königs. Die große Energie, Ordnung und planmäßige Durchdachtheit, welche alle unsere Operationen in diesem riesenhaften Kriege so musterhaft machte, verdankt diesem Moltkeschen Generalstab größtentheils ihren Ursprung. Man kann eigentlich behaupten, daß alle einzelnen Armeebefehlshaber nur Ausführer der Pläne des Generals von Moltke waren und bloß thaten was dieser ihnen täglich vorschrieb. Freilich war ihnen Allen bei der speciellen Ausführung, und wie sie bewirkten was ihnen befohlen war, noch immer ein weiter Spielraum gelassen. Die von dem General von Chauvain vortrefflich geleitete Feldtelegraphie, die sogleich überall, wo

das Hauptquartier weilte, ihre Drähte ausspannte, und oft selbst mitten auf dem Schlachtfelde die einzelnen Korps mit einander verband, ermöglichte diese Centralleitung und den fortwährenden Verkehr der einzelnen Armeen mit dem großen Hauptquartier, der sonst unerreichbar gewesen sein würde. Eisenbahnen und Telegraphen, diese beiden wichtigen Erfindungen der Neuzeit, haben überhaupt in diesem ganzen Feldzuge eine ganz ungemeine Bedeutung gehabt. Grade ihre geniale Benutzung, ist mit ein Hauptverdienst des Generals von Moltke, wie der Kriegsminister von Roon dafür sorgte, daß deren Leistungsfähigkeiten stets so bedeutend waren.

Der Generalquartiermeister der Armee war der General von Podbielski, der sich durch seine officiellen Telegramme für das Publikum, einen weitverbreiteten Namen erworben hat. Die Wahrheitsliebe dieser officiellen Telegramme, muß sehr rühmend anerkannt werden und sticht besonders vortheilhaft von einer gewissen unwahren Schönmalerei ab, die sich leider einzelne höhere Generäle im Lauf des Krieges angewöhnten; ihre Klarheit und Deutlichkeit ließ mitunter wohl etwas zu wünschen übrig.

Generalinspector der Artillerie war der General von Hindersin. Die große Tüchtigkeit der preußischen Artillerie, die besonders in diesem Feldzug so glänzend hervortrat, ist durch den General von Hindersin wesentlich mit gefördert worden.

Generalinspector des Ingenieurkorps, war der General von Kleist; ebenfalls ein sehr verdienstvoller Officier.

Außer diesen Herren mit ihren Stäben, befand sich nun noch wie schon erwähnt, ein zahlloser Schweif aller möglichen wirklich vornehmen und nur vornehm sein wollenden, nützlichen und arbeitsamen und oft vollständig nutzlosen und müßig bummelnden Personen, im königlichen Hauptquartier. Auch einige Dutzend kleine Fürsten und Prinzen aus allen möglichen regierenden und nicht regierenden Familien, mit ihren Adjutanten, die alle als Amateurs den Krieg mitmachten, weilten im Hauptquartier. Da alle diese Herren weiter keine Gelegenheit zu Thaten hatten, theilweise auch vielleicht nicht suchten, so können sie ein für alle Mal mit Stillschweigen übergangen werden.

Nach dem Plan des Generals von Moltke sollte mit drei verschiedenen großen Hauptarmeen, die Offensive gegen Frankreich ergriffen werden.

Die I. oder die sogenannte Nordarmee, wie sie anfänglich genannt wurde, befehligte zuerst der General von Steinmetz. Sie war bestimmt, von Saarbrücken aus ihre Operationen zu beginnen, und kam theils auf der Binger-Saarbrücker Bahn, theils zu Fuß über die Eifel oder auch von Trier angerückt.

Der Befehlshaber dieser Armee war im Frieden kommandirender General des V. Armeekorps in Posen, und trotz seines schon sehr hohen Alters, als ein ungemein energischer, rücksichtsloser und strammer Soldat bekannt, der 1866 in Böhmen sich entschieden sehr ausgezeichnet und viel zu dem schnellen Gewinn des Feldzuges damals mit beigetragen hatte. So konnte man ihn nicht füglich übergehen, und gab ihm das Kommando der Nordarmee, obgleich es schon damals nicht an Stimmen fehlte, die ihn wegen seines zu hohen Alters und auch vielleicht wegen anderer Eigenschaften, nicht sonderlich dazu geeignet hielten. Bald nach den Schlachten bei Metz vom 14.—18. August ward General von Steinmetz aber wieder nach Posen zurückgesandt, was auch wohl das Richtigste war.

Chef seines Generalstabs war der General von Sperling.

Bei Beginn des Krieges bestand diese I. Armee aus:

Dem VII. oder westphälischen Armeekorps unter dem General der Infanterie von Zastrow.

Dasselbe enthielt die XIII. Infanteriedivision, General-Lieutenant von Glümer, der später die badische Division befehligte, mit der

25. Infanteriebrigade, General von Osten, mit den Infanterieregimentern Nr. 13 und 73.

26. Infanteriebrigade, General von der Goltz, mit den Infanterieregimentern Nr. 15 und 55.

XIV. Infanteriedivision, General-Lieutenant von Kamecke.

27. Infanteriebrigade, General von Francois, mit den Infanterieregimentern Nr. 39 und 47.

28. Infanteriebrigade, General von Woina II., mit den Infanterieregimentern Nr. 53 und 77.

Ferner enthielt das VII. Armeekorps noch das 7. Jägerbataillon, die Husarenregimenter Nr. 8 und 15 als Divisionskavallerie, das 7. Jägerbataillon, 7. Artillerieregiment, 7. Pionierbataillon und 7. Trainbataillon.

Das Armeekorps war stark 24 Bataillone Infanterie, 1 Jäger-

bataillon, 1 Pionierbataillon, 1 Trainbataillon und 8 Schwadronen Kavallerie. Es stand im Frieden in Westphalen mit dem Hauptquartier in Münster und rekrutirte sich auch wesentlich aus den Provinzen Westphalen und Hannover.

Das VIII. oder rheinische Armeekorps unter dem Befehl des General-Lieutenant von Göben, der als einer der fähigsten höheren preußischen Generäle gilt. Dasselbe enthielt:

XV. Infanteriedivision, General-Lieutenant von Weltzien, ein früherer ausgezeichneter Officier aus Oldenburg, der ein Opfer dieses Krieges ward.

29. Infanteriebrigade, General von Wedell, mit den Infanterieregimentern Nr. 33 und 65.

30. Infanteriebrigade, General von Strubberg, mit den Infanterieregimentern Nr. 28 und 68.

XVI. Infanteriedivision, General-Lieutenant von Barnekow.

31. Infanteriebrigade, General Graf Gneisenau, Sohn des berühmten Gneisenau von 1813—15, mit den Infanterieregimentern Nr. 29 und 69.

32. Infanteriebrigade, Oberst von Rex, mit den Infanterieregimentern Nr. 40 und 70.

Es waren außerdem diesem VIII. Armeekorps zugetheilt das 7. und 9. Husarenregiment, als Divisionskavallerie, das 8. Jägerbataillon, das 8. Feldartillerieregiment, das 8. Pionierbataillon und 8. Trainbataillon.

Dies Armeekorps, welches die gleiche Stärke wie das vorhergehende hatte, bestand größtentheils aus Rheinländern und garnisonirte auch am Rhein, mit dem Hauptquartier in Coblenz. Der Nähe des Kriegsschauplatzes wegen war zwar seine Mobilmachung am Meisten gefährdet, doch konnte es später auch seiner geringen Entfernung wegen, am Schnellsten in die Operationslinie einrücken.

Von Truppen dieses Armeekorps, und zwar vom 40. Infanterieregiment, welches auch im Frieden größtentheils in Saarbrücken, hart an der französischen Grenze garnisonirte, sind die ersten Schüsse in diesem Kriege gethan und auch die ersten Opfer gefallen.

Beim Einmarsch in Frankreich bildeten diese beiden Armeekorps die Nordarmee. Es folgte aber bald das I. Armeekorps aus Ostpreußen nach. Dasselbe war anfänglich zum Schutz der Ostseeküste

zurückgeblieben. Als es sich aber bald zeigte, daß ein Landungsversuch der französischen Flotte an der Ostseeküste kaum erfolgen konnte, auch inzwischen die Landwehr so stark geworden war, um solchen Versuch, wenn er wirklich hätte unternommen werden sollen, zu verhindern, so rückte das I. Armeekorps bald nach.

Der Befehlshaber desselben war der General der Kavallerie von Manteuffel, Chef des Stabes Oberst-Lieutenant von Burg, ein Artillerie-Officier der den französischen Feldzug in Mexiko als Volontair mitgemacht hatte.

Dies Armeekorps enthielt:

I. Infanteriedivision. Generalmajor von Bentheim.

1. Infanteriebrigade. General von Gayl, mit den Infanterieregimentern Nr. 1 und 41.

2. Infanteriebrigade General von Falkenstein, mit den Infanterieregimentern Nr. 3 und 43.

II. Infanteriedivision. General-Major von Pritzelwitz.

3. Infanteriebrigade. General von Memerty, mit den Infanterieregimentern Nr. 4 und 44.

4. Infanteriebrigade. General von Ziglinitzky, mit den Infanterieregimentern Nr. 5 und 45.

Außerdem gehörten zum I. Armeekorps das 1. Jägerbataillon, 1. Artillerieregiment, 1. Pionierbataillon, 1. Trainbataillon und die Dragonerregimenter Nr. 1 und 10 als Divisionskavallerie.

Dies I. Armeekorps rekrutirte lediglich aus Ostpreußen und hatte im Frieden sein Hauptquartier in Königsberg. Es mußte theilweise einen fast an 200 Meilen weiten Weg zurücklegen, um an die französische Grenze zu gelangen, doch geschah dies mit großer Schnelligkeit und Ordnung.

An Reserve-Kavallerie war der Nordarmee zugetheilt:

I. Kavallerie-Division. General-Lieutenant von Hartmann.

1. Brigade. General von Lüderitz, mit den Uhlanenregimentern Nr. 4 und 9 und dem Kürassierregiment Nr. 2 [pommersche Regimenter].

2. Brigade. General von Baumgarth, mit den Uhlanenregimentern Nr. 8 und 12 und dem Kürassierregiment Nr. 3 [ostpreußische Regimenter].

III. Kavalleriedivision. General-Major Graf von der Gröben.

6. Kavalleriebrigade. General von Mirus, mit den Regimentern Uhlanen Nr. 7 und Kürassiere Nr. 8 [Rheinländer].

7. Kavalleriebrigade. General Graf Dohna, mit den Regimentern Uhlanen Nr. 5 und 14 [Westphalen und Hannoveraner].

Die II. oder eigentliche Centrumsarmee, bei welcher sich auch im Anfang des Krieges häufig das Hauptquartier des Königs befand, befehligte der Prinz Friedrich Carl, der sich schon 1864 und 1866 in Schleswig-Holstein und Böhmen einen bekannten Namen erworben hatte. Chef des Generalstabes war der General von Stiehle.

Diese II. Armee ist im Lauf des Feldzuges oft verändert worden und hat Truppentheile abgeben müssen und andere hinzubekommen. Beim Einmarsch in Frankreich bestand solche aus:

Dem Gardekorps, Kommandeur Prinz August von Würtemberg.

Chef des Stabes, General-Major von Dannenberg.

Dasselbe enthielt:

I. Gardeinfanterie-Division. General-Major von Pape.

1. Gardeinfanterie-Brigade. General von Kessel, mit dem 1. und 3. Garderegiment zu Fuß.

2. Gardeinfanterie-Brigade. General-Major von Medem, mit dem 2. und 4. und dem Gardefüsilierregiment.

II. Gardeinfanterie-Division. General-Lieutenant von Budritzki.

3. Gardeinfanterie-Brigade. General von Knappe, mit den Regimentern Kaiser-Alexander-Grenadiere und Königin-Elisabeth-Grenadiere.

4. Gardeinfanterie-Brigade. General von Berger, mit den Regimentern Kaiser-Franz-Grenadiere und Königin-Augusta.

Gardekavallerie-Division. General-Lieutenant von der Goltz.

1. Gardekavallerie-Brigade. General Graf von Brandenburg, mit den Regimentern Garde du Corps und Gardekürassiere.

Diese beiden sehr schönen und kostspieligen Regimenter, wurden möglichst geschont und sind während des ganzen Feldzuges kaum recht im Gefecht gewesen.

2. Gardekavallerie-Brigade. General Prinz Albrecht von Preußen, mit den Regimentern 1 und 3 Garde-Uhlanen und Garde-Husaren.

3. Gardekavallerie-Brigade. General Graf von Brandenburg II., mit den Regimentern 2 Garde-Uhlanen und 1 und 2 Garde-Dragoner, die sehr stark gelitten haben.

Außerdem gehörten zur Garde, das Gardejäger-Bataillon, das Gardeschützen-Bataillon, das Gardeartillerie-Regiment, das Garde-Pionier-Bataillon.

Die Garde rekrutirte aus allen Provinzen des Staates und garnisonirte mit Ausnahme von drei Infanterieregimentern, im Frieden in Berlin, Potsdam und Umgebung.

Sie hat sich bei Gravelotte und auch vor Paris mit vorzüglichem Muthe geschlagen, im Uebrigen aber auch nicht mehr wie jedes andere deutsche Linien- oder Landwehrregiment geleistet.

III. Armeekorps. General-Lieutenant von Alvensleben II.

Chef des Generalstabes, Oberst von Voigts-Rhetz.

V. Infanterie-Division. General-Lieutenant von Stülpnagel.

9. Infanterie-Brigade. General von Döring, mit den Infanterieregimentern Nr. 8 und 48. Der General von Döring fiel auf dem Schlachtfelde.

10. Infanterie-Brigade. General von Schwerin, mit den Infanterieregimentern Nr. 12 und 52.

VI. Infanterie-Division. General-Lieutenant von Buddenbrock.

11. Infanterie-Brigade. General von Rothmaler, mit den Infanterieregimentern Nr. 20 und 60.

12. Infanterie-Brigade. Oberst von Bismarck, mit den Infanterieregimentern Nr. 24, 64 und 35.

Zu diesem III. Armeekorps gehörten ferner als Divisionskavallerie die Dragonerregimenter Nr. 11 und 12, das 3. Jägerbataillon, das 3. Feldartillerieregiment, das 3. Pionierbataillon und das 3. Trainbataillon.

Es war 27 Infanteriebataillone, 1 Jägerbataillon, 8 Schwadronen Kavallerie und 1 Feldartillerieregiment stark. Dies III. Armeekorps rekrutirt sich aus der Provinz Brandenburg und garnisonirt auch dort. Es ist ein ganz vortreffliches Korps, was sich bei Gravelotte und Mars la Tour mit großem Ruhme bedeckte. Später gehörte es zur Cernirungsarmee vor Metz, und marschirte dann mit dem Prinzen Friedrich Carl, der stets eine besondere Vorliebe für seine Brandenburger hat, die 1864 und 1866 persönlich unter ihm fochten, gegen die französische Loire-Armee, wo es ebenfalls wieder vorzüglich focht.

Das IV. Armeekorps. General-Lieutenant von Alvensleben I.

Chef des Generalstabes, Oberst von Thiele.

VII. Infanterie-Division. General-Lieutenant von Schwarzhoff.

13. Infanterie-Brigade. General-Major von Borries, mit den Infanterieregimentern Nr. 26 und 66.

14. Infanterie-Brigade. General von Zychlinsky, mit den Infanterieregimentern Nr. 27, 67 und 93 [Anhaltiner].

VIII. Infanterie-Division. General-Lieutenant von Schöler.

15. Infanterie-Brigade. General von Keßler, mit den Infanterieregimentern Nr. 31 und 71.

16. Infanterie-Brigade. Oberst von Scheffler, mit den Infanterieregimentern Nr. 72, 86 [Schleswig-Holsteiner] und 96 [Altenburger].

Als Divisions-Kavallerie gehörten zum IV. Armeekorps das 7. Dragonerregiment und 12. Husarenregiment, ferner das 4. Jägerbataillon, 4. Feldartillerieregiment, 4. Pionier- und 4. Trainbataillon.

Das Armeekorps, welches im Frieden in der Provinz Sachsen und in Thüringen garnisonirt, rekrutirt sich vorzugsweise aus jenen Landestheilen. Es war 30 Bataillone Infanterie, 1 Jägerbataillon, 8 Schwadronen Kavallerie und 1 Feldartillerieregiment stark. Als man später für gut befand, den Kronprinzen von Sachsen zum Oberbefehlshaber einer eigenen Armee zu machen, wurden das Gardekorps und das IV. Armeekorps von der II. Armee abgetrennt und mit dem XII. (sächsischen Armeekorps) zu dieser Armee, die dann stets vor Paris lag, vereinigt.

Das IX. Armeekorps. General der Infanterie, von Mannstein.

Chef des Generalstabs, Oberst Bronsart von Schellendorf.

Die XVII. Infanterie-Division wurde gleich anfänglich von diesem Armeekorps abgetrennt, und blieb in Schleswig-Holstein zum Schutz der Küste zurück. Als diese Division Ende August nach Frankreich rückte, blieb sie kurze Zeit mit dem X. Armeekorps zusammen, rückte dann aber wieder ab und stand stets unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, zuerst vor Toul und später mit der 22. Division vereint, gegen die französische Loire-Armee. Es befanden sich bei dieser Division die Infanterieregimenter Nr. 75 und 76 [Hanseaten], Nr. 89 und 90 und 14. Jägerbataillon [Mecklenburger], Dragonerregimenter Nr. 17 und 18 [Mecklenburger], Uhlanenregiment Nr. 11 [Brandenburger] und vier mecklenburgische Fuß-

batterien. Statt dieser XVII. Infanterie-Division ist stets die hessische Division dem IX. Armeekorps zugetheilt gewesen.

Es gehörten demnach zu diesem Korps:

XVIII. Infanterie-Division. General Freiherr von Wrangel.

35. Infanterie-Brigade. General-Major von Blumenthal, Infanterieregiment Nr. 84. Das 25. (rheinische) Infanterieregiment, welches zu dieser Brigade gehörte, blieb bis weit in den Herbst zum Küstenschutz auf der Insel Alsen zurück, marschirte dann nach Straßburg und ward dem Werderschen Korps zugetheilt; dann das 36. Infanterieregiment [Thüringer].

36. Infanterie-Brigade. General von Below, mit den Infanterieregimentern Nr. 11 [Schlesier] und 85 [Schleswig-Holsteiner].

XXV. Division. Hessen-Darmstädter. General-Lieutenant Prinz Ludwig von Hessen.

49. Infanterie-Brigade. Preußischer General von Wittich, mit vier hessischen Bataillonen.

50. Infanterie-Brigade. General von Linker, mit fünf hessischen Bataillonen.

Es gehörten ferner zu diesem IX. Armeekorps, das 9. Dragonerregiment und das 1. und 2. hessische Reiterregiment, dann das 9. Jägerbataillon.

Im Ganzen bestand dasselbe aus 20 Bataillonen Infanterie, 3 Jägerbataillonen, darunter 2 hessische, 12 Schwadronen Kavallerie, 1/2 preuß. Feldartillerieregiment, der hessischen Feldartillerie, 1 1/4 Pionierbataillonen. Im Frieden garnisonirt das IX. Armeekorps in Schleswig-Holstein, den Hansestädten und in Mecklenburg.

Das X. Armeekorps. General der Infanterie von Voigts-Rhetz. Chef des Generalstabes, Major von Caprivy.

XIX. Infanterie-Division. General-Lieutenant von Schwarzkoppen.

37. Infanterie-Brigade. Oberst Lehmann, mit den Infanterieregimentern 78 und 91 [Oldenburger].

38. Infanterie-Brigade. General-Major von Wedell, mit den Infanterieregimentern Nr. 16 und 57 [Westphalen].

XX. Infanterie-Division. General-Lieutenant von Koschlau.

39. Infanterie-Brigade. General von Woina, mit den Infanterieregimentern Nr. 56 [Westphalen] und 79 [Hannoveraner].

40. Infanterie-Brigade. General-Major von Dieringshofen, mit den Infanterieregimentern Nr. 70 [Hannoveraner] und 92 [Braunschweiger].

Zum X. Armeekorps, welches im Frieden in der Provinz Hannover und den Herzogthümern Oldenburg und Braunschweig garnisonirt, gehörten als Divisionskavallerie das 9. und 16. Dragonerregiment, ferner das 9. Jägerbataillon, das 9. Feldartillerieregiment, das 9. Pionier- und 9. Trainbataillon.

Das Armeekorps war stark 24 Bataillone Infanterie, 1 Jägerbataillon, 8 Schwadronen Kavallerie, 1 Artillerieregiment.

Dies Armeekorps focht bei Gravelotte, dann vor Metz und später an der Loire. Es besteht durchweg aus Söhnen des kräftigen und derben niedersächsischen Stammes.

Das XII. Armeekorps [königl. sächsisches]. General Kronprinz von Sachsen.

Chef des Generalstabs, Oberst-Lieutenant von Zeschwitz.

XXIII. Infanterie-Division. General-Lieutenant Prinz Georg von Sachsen.

45. Infanterie-Brigade. General von Craushaar, mit den Infanterieregimentern Nr. 100 und 101.

46. Infanterie-Brigade. Oberst von Montbé, mit den Infanterieregimentern Nr. 102, 103 und 108.

XXIV. Infanterie-Division. General-Major Nehrhoff von Holderberg.

47. Infanterie-Brigade. General-Major von Tauscher, mit den Infanterieregimentern Nr. 104 und 105.

48. Infanterie-Brigade. Oberst von Schulz, mit den Infanterieregimentern Nr. 106 und 107 und 2 Jägerbataillonen.

Kavallerie-Division. General-Major Graf Lippe.

23. Kavallerie-Brigade. Oberst Krug von Nidda, mit 2 Reiterregimentern und 1 Uhlanenregiment.

24. Kavallerie-Brigade. Oberst von Senfft, mit 2 Reiterregimentern und 1 Uhlanenregiment.

Ferner das 12. Feldartillerieregiment und 12. Pionierbataillon.

Dies lediglich aus dem Königreich Sachsen rekrutirte und im Frieden auch dort garnisonirende XII. Armeekorps, war 27 Infanteriebataillone, 2 Jägerbat., 1 Feldartillerieregiment und 24 Schwadronen

stark. Dasselbe wurde, wie schon angeführt, später mit dem preußischen Gardekorps und dem IV. Armeekorps zu einer besonderen Armee vereinigt, zu deren Befehlshaber der König von Preußen, um dem sächsischen Hofe eine Artigkeit zu erweisen, den Kronprinz von Sachsen machte. Dies hatte auch den Vortheil, daß man ihm einen sehr bewährten preußischen Officier, den General von Schlottheim, zum Generalstabschef geben konnte, und so ging die Sache denn auch ganz gut. Da das Königreich Sachsen seit 1866 seine frühere partikularistische Militairspielerei glücklicher Weise hat aufgeben, und richtiger Weise die bewährte preußische Militairorganisation annehmen müssen, so ist dies sächsische Armeekorps jetzt in jeder Hinsicht einem preußischen Armeekorps vollständig gleichzustellen. Besonders bei Sedan und dann auch vor Paris, haben die Sachsen sich sehr gut geschlagen, wie sie sich denn auch durch ihre Mannszucht und ihr gesittetes Betragen einen vorzugsweise rühmlichen Namen in Frankreich erwarben.

Das II. oder pommersche Armeekorps blieb anfänglich zum Schutz der Küste in Deutschland zurück und ward in Berlin zusammengezogen. Da es sich aber bald zeigte, daß die große französische Flotte auch nicht das Allermindeste ausrichten konnte, so marschirte es nach Frankreich ab und ward der II. Armee zugetheilt.

Es gehörte mit zu dem Cernirungskorps vor Metz, marschirte aber dann nach der Kapitulation dieser Festung, mit zum Cernirungskorps vor Paris und ward unter den Befehl des Kronprinzen von Preußen gestellt.

Kommandirender General des II. Armeekorps war der General-Lieutenant von Fransecky, der sich 1866 bei Königsgrätz, so sehr hervorthat.

Chef des Stabes, Oberst von Wichmann.

Dasselbe enthielt:

III. Infanterie-Division. General-Major von Hartmann.

5. Infanterie-Brigade. General von Koblinsky, mit den Infanterieregimentern Nr. 2 und 42.

6. Infanterie-Brigade. Oberst von der Decken, mit den Infanterieregimentern Nr. 14 und 54.

IV. Infanterie-Division. General-Lieutenant Hann von Wichern.

7. Infanterie-Brigade. General von Troffel, mit den Infanterieregimentern Nr. 9 und 49.

8. Infanterie-Brigade. General von Kettler, mit den Infanterieregimentern Nr. 21 und 61.

Zu diesem II. Armeekorps gehörten als Divisionskavallerie, die beiden Dragonerregimenter Nr. 3 und 11, dann das 2. Jägerbataillon, 2. Artillerieregiment, 2. Pionierbataillon. Dasselbe ist 24 Infanteriebataillone stark, rekrutirt sich nur aus Pommern und garnisonirt im Frieden auch nur in Pommern.

Die Reservekavallerie-Divisionen, welche der II. Armee des Prinzen Friedrich Carl zugetheilt waren, bestanden aus:

V. Kavallerie-Division. General-Lieutenant von Rheinbaben.

11. Kavallerie-Brigade. General von Barby, mit den Regimentern: 4. Kürassier, 13. Uhlanen, 19. Dragoner [Oldenburger].

12. Kavallerie-Brigade. General von Bredow, mit den Regimentern: 7. Kürassier, 16. Uhlanen, 13. Dragoner.

13. Kavallerie-Brigade. General von Redern, mit den Regimentern 10., 11. und 13. Husaren [Braunschweiger].

VI. Kavallerie-Division. General-Lieutenant Herzog Wilhelm von Mecklenburg.

14. Kavallerie-Brigade. Oberst von Diepenbroick [starb im Feldzug], mit den Regimentern: 6. Kürassier, 3. und 15. Uhlanen.

15. Kavallerie-Brigade. General von Rauch, mit den Husarenregimentern Nr. 3 und 16 [Schleswig-Holsteiner].

Es zählten diese beiden Kavalleriedivisionen, die übrigens häufig abkommandirt waren, 56 Schwadronen Kavallerie, mit mindestens 6000 Mann im Sattel, die aus verschiedenen Armeekorps zusammengesetzt waren.

Die dritte große Hauptarmee, welche in Frankreich einrückte, führte zuerst den Namen der Südarmee, da sie theils über Weißenburg, theils auch direct von Baden, in den Elsaß einmarschirte. Außer preußischen Truppen, enthielt solche auch die bairischen, würtembergischen und badischen Armeekorps und Divisionen. Es kam daher besonders viel auf die Wahl des Oberbefehlshabers dieser Armee an, und kann man es nur sehr anerkennen, daß der Kronprinz von Preußen zu diesem wichtigen Posten ausgewählt wurde. Sein hoher Rang ward in München und Stuttgart als ein militairisches Kompliment für die Truppen ausgelegt und beschwichtigte zugleich etwa kleinliche Eifersüchteleien, welche bei den bairischen Generälen und besonders

auch den Prinzen vielleicht entstanden sein würden, wenn sie unter einem einfachen preußischen General hätten stehen sollen. Dazu hatte sich der Kronprinz als kommandirender General 1866, besonders auch bei Königsgrätz einen so rühmlichen Namen erworben, daß auch in militairischer Hinsicht gegen seine Wahl nichts einzuwenden war. In politischer Beziehung war sie aber eine besonders glückliche zu nennen. Der Kronprinz von Preußen gilt in ganz Süddeutschland als liberal und den vernünftigen Reformen, welche unsere Zeit nun einmal gebieterisch verlangt, aufrichtig zugethan, und dies verschafft ihm bei allen ruhigdenkenden Süddeutschen mit Recht eine große Popularität. Er huldigt dem richtigen Grundsatz, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse und nicht dem umgekehrten, den manche specifische Preußen hegen. Obgleich ein vorzüglicher Soldat, ist er doch ein Feind der bloßen Soldatenspielerei und will daß das Heer des Staates, nicht aber der Staat des Heeres wegen da sein solle, wie Letzteres — ob mit Recht oder Unrecht muß dahingestellt sein, von seinem Vetter, dem Prinzen Friedrich Carl so häufig behauptet wird. Alles dies und besonders auch, daß man in dem Kronprinzen von Preußen den einstigen Träger der deutschen Kaiserkrone sah, bewirkte, daß seine Erscheinung überall in Süddeutschland mit dem lautesten Jubel begrüßt wurde.

Am 27. Juli traf der Kronprinz in München ein, um sich zur Uebernahme des Kommandos über die bairischen Truppen dort persönlich bei dem Könige von Baiern zu melden; eine Artigkeit, welche vom Hofe und dem Volke, die nun einmal auch jetzt noch unverbesserlichen ultramontanen und demokratischen Partheien abgerechnet, sehr gut aufgenommen wurde. Der König von Baiern war dem Kronprinzen bis Dachau entgegengefahren und in München war sein Empfang von Seiten der Bevölkerung, ein ebenso enthusiastischer wie aufrichtiger.

Bei der Festvorstellung im Theater, wollte der Beifall gar kein Ende nehmen. Die unbefangene Persönlichkeit des Kronprinzen und sein schlichtes Auftreten, welches keine Spur von dem Hochmuth und der Steifheit zeigte, welche den mehr gemüthlichen Süddeutschen bei vielen preußischen Officieren und Beamten so sehr mißfallen und eine gerechte Würdigung von deren sonstigen großen Verdiensten oft verhindern, machte überall den besten Eindruck.

Ein Gleiches geschah auch in Stuttgart, wohin sich der Kron-

prinz von Preußen von München aus begab, um dort ebenfalls den Oberbefehl über die würtembergischen Truppen zu übernehmen. Selbst die schöne Königin Olga machte gute Miene zum bösen Speil, und empfing ihren Vetter diesmal sehr freundlich. Die würtembergische partikularistische Parthei, die noch vor wenigen Wochen von Preußenhaß übergeschäumt hatte, war für den Augenblick so vollständig verschwunden, daß sie auch kaum ein Lebenszeichen noch von sich zu geben vermochte.

Daß der Kronprinz von Preußen in Carlsruhe, wohin er sich ebenfalls begab, sowohl bei seinem Schwager, wie auch bei der gesammten badischen Bevölkerung, ganz vereinzelte Bruchtheile abgerechnet, den enthusiastischsten Empfang fand, verstand sich von selbst. Hier in Carlsruhe ward auch schon vielfach der Ruf: „Es lebe der künftige Kaiser von Deutschland!" gehört, wie denn überhaupt bei den mehr lebhaften sanguinischen Süddeutschen, der Gedanke, daß ein deutsches Kaiserthum unter dem Hause Hohenzollern jedenfalls als köstliche Frucht aus dieser großartigen Zeit hervorgehen müsse, eher auftauchte und freudigeren Beifall fand, als dies im Allgemeinen bei den mehr bedächtigeren, Alles ruhiger überlegenden und erwägenden Norddeutschen der Fall war.

So konnte der Kronprinz von Preußen denn wohl mit dem begeisterten Empfang, den er überall in ganz Süddeutschland gefunden hatte, zufrieden sein und mit gleichem Vertrauen den Oberbefehl über sämmtliche süddeutsche Korps übernehmen, wie man ihn mit offenem Vertrauen als gemeinsamen Oberbefehlshaber begrüßte.

Die III. oder Südarmee war nun beim Beginn des Krieges folgendermaßen zusammengesetzt.

Chef des Stabes, General-Lieutenant von Blumenthal, ein bekannter Stratege der preußischen Armee, den man vielfach als dereinstigen Nachfolger des Generals von Moltke nennt, obgleich die Zeit hoffentlich noch recht lange fern sein wird, wo Letzterer von seinem Posten abtritt.

V. Armeekorps. General-Lieutenant von Kirchbach.

Chef des Stabes. Oberst von Esch.

IX. Infanterie-Division. General-Major von Sandrart.

17. Infanterie-Brigade. Oberst von Bothmer, mit den Infanterieregimentern Nr. 58 und 59.

18. Infanterie-Brigade. General von Voigts-Rhetz, mit den Infanterieregimentern Nr. 7 und 47.

X. Infanterie-Division. General-Major von Schmidt.

19. Infanterie-Brigade. Oberst von Henning, mit den Infanterieregimentern Nr. 6 und 46.

20. Infanterie-Brigade. General von Montbarry, mit den Infanterieregimentern Nr. 37 und 56.

Als Divisionskavallerie gehört zu diesem Armeekorps, das 4. und 14. Dragonerregiment, außerdem das 5. Jägerbataillon, das 5. Feldartillerieregiment, das 5. Pionierbataillon.

Dies Armeekorps, welches größtentheils aus Posen und Niederschlesien rekrutirt und im Frieden auch daselbst garnisonirt, enthält viele Polen. Es hat in diesem Kriege zufällig Gelegenheit gehabt, an besonders vielen Kämpfen theilzunehmen und sich stets sehr ausgezeichnet. Es ist stark 24 Bataillone Infanterie und die übrigen Truppen wie alle anderen Armeekorps.

Das VI. Armeekorps. General der Kavallerie von Tümpling. Chef des Generalstabs Oberst von Salviati.

XI. Infanterie-Division. General-Lieutenant von Gordon.

21. Infanterie-Brigade. General von Eckartsberg, mit den Infanterieregimentern Nr. 38 und 51.

22. Infanterie-Brigade. General von Malachowsky, mit den Infanterieregimentern Nr. 10 und 18.

XII. Infanterie-Division. General-Lieutenant von Hofmann.

23. Infanterie-Brigade. Oberst Gündel, mit den Infanterieregimentern Nr. 22 und 62.

24. Infanterie-Brigade. General von Fabeck, mit den Infanterieregimentern Nr. 23. und 63.

Als Divisionskavallerie gehörten zu diesem Armeekorps, die Dragonerregimenter Nr. 5 und 8, außerdem das 6. Feldartillerieregiment, das 6. Jäger- und das 6. Pionierbataillon.

Das VI. Armeekorps, welches im Frieden in Schlesien garnisonirt und auch größtentheils aus dieser Provinz rekrutirt, war stark 24 Infanteriebataillone, 1 Jägerbataillon, 8 Schwadronen Kavallerie, 1 Artillerieregiment.

Es sollte anfänglich in Schlesien zurückbleiben und ein Observationskorps gegen Oesterreich bilden; da dies jedoch später unnöthig

wurde, so rückte es im August der übrigen Armee nach Frankreich nach. Der Zufall hat gewollt, daß gerade dies Armeekorps am Wenigsten an größeren Gefechten theilgenommen hat.

Das XI. Armeekorps. General-Lieutenant von Bose.

Chef des Stabes General Stein von Kaminsky.

XXI. Infanterie-Division. General von Schachtmeyer.

41. Infanterie-Brigade. Oberst von Koblinsky, mit dem Infanterieregiment Nr. 80 (Hessen); das 34. Regiment [pommersche Füseliere] rückte gleich aus Frankfurt zur Verstärkung der Garnison nach Rastadt, war später vor Straßburg und dann beim Werderschen Korps.

42. Infanterie-Brigade. General von Thiele, mit den Infanterieregimentern Nr. 82 [Hessen] und 88 [Nassauer.]

XXII. Infanterie-Division. General von Gersdorf.

43. Infanterie-Brigade. General von Kontzki, mit den Infanterieregimentern Nr. 32 [Thüringer] und 95 [Coburg-Gotha-Meininger].

44. Infanterie-Brigade. General von Schkopp, mit den Infanterieregimentern Nr. 83 [Hessen] und 96 [Weimaraner].

Diese XXII. Infanterie-Division, welche sich stets besonders auszeichnete, war später abkommandirt und bildete mit der XVII. Infanterie-Division, die Armee des Großherzogs von Mecklenburg.

Es gehörten als Divisionskavallerie zu diesem Armeekorps die Regimenter: Husaren Nr. 13 [Hessen] und Dragoner Nr. 5 [Rheinländer], dann das 11. Feldartillerieregiment, das 11. Jäger- und 11. Pionierbataillon.

Auch dies Armeekorps, welches aus Hessen, Nassau, Frankfurt und den thüringischen Kleinstaaten rekrutirt und im Frieden auch daselbst garnisonirt, hat gleiche Stärke wie die beiden vorhergehenden.

An preußischer Reservekavallerie hatte die III. Armee des Kronprinzen:

Die II. Kavallerie-Division. General Graf Stollberg.

3. Kavallerie-Brigade. General von Colomb, mit dem 1. Kürassier- und 2. Uhlanenregiment [beides schlesische].

4. Kavallerie-Brigade. General von Barnekow, mit den Regimentern: Husaren Nr. 1 [Ostpreußen] und Nr. 5 [Pommern].

5. Kavallerie-Brigade. General von Baumbach, mit den Regimentern: Husaren Nr. 4 und 6 [Schlesier].

IV. Kavallerie-Division. Prinz Albrecht von Preußen.

8. Kavallerie-Brigade. General von Hontheim, mit den Regimentern Kürassiere Nr. 5 und Uhlanen Nr. 10 [Posener].

9. Kavallerie-Brigade. General von Bernhardi, mit den Regimentern Uhlanen Nr. 1 und 6 [Westpreußen und Thüringer].

10. Kavallerie-Brigade. General von Krosigk, mit den Regimentern Husaren Nr. 2 [Posener] und Husaren Nr. 14 [Hessen].

Diese beiden Reservekavallerie-Divisionen zählten zusammen 48 Schwadronen Reiterei.

I. Bairisches Armeekorps. General der Infanterie, Freiherr von Tann, ein sehr berühmter bairischer General, der sich auch besonders 1848—50 in Schleswig-Holstein, einen bekannten Namen erworben hatte.

Chef des Stabes Oberst Diehl.

I. Infanterie-Division. General-Major von Stephan.

1. Infanterie-Brigade. General Dietl, mit dem Infanterieregiment Nr. 1 und dem 1. und 2. Jägerbataillon.

2. Infanterie-Brigade. General Orff, mit den Infanterieregimentern Nr. 2 und 11 und 4. Jägerbataillon.

II. Infanterie-Division. General Graf Pappenheim.

3. Infanterie-Brigade. General Schuhmacher, mit den Infanterie-Regimentern Nr. 3 und 12 und dem 3. Jägerbataillon.

4. Infanterie-Brigade. General Straub, mit den Infanterieregimentern Nr. 10 und 13 und dem 7. Jägerbataillon.

Zu dem I. bairischen Armeekorps gehörten ferner das 1. und 2. bairische Kürassierregiment, das 1., 4. und 6. Cheveauxlegersregiment und das 1. und 2. Uhlanenregiment, außerdem 1 Feldartillerieregiment und 1 Feldgeniedivision.

Das I. bairische Armeekorps war stark 24 Bataillone Infanterie, 5 Jägerbataillone, 20 Schwadronen Kavallerie und 1 Artillerieregiment. Die Bataillone und Schwadronen haben jedoch niemals die gleiche Stärke wie die preußischen gehabt. Der Zufall wollte, daß grade dies I. bairische Armeekorps vorzugsweise viel thätig war und bei Weißenburg, Wörth und später vor Orleans focht. Es hat sich stets sehr brav geschlagen und viele Leute verloren.

II. Bairisches Armeekorps. General der Infanterie von Hartmann.

Chef des Stabes Oberst von Horn.

III. Infanterie-Division. General-Lieutenant von Walther.

5. Infanterie-Brigade. General von Schleich, mit den Infanterieregimentern Nr. 6 u. 7, und dem 8. Jägerbataillon.

6. Infanterie-Brigade. General Joner, mit den Infanterieregimentern Nr. 14 u. 15, und dem 5. Jägerbataillon.

IV. Infanterie-Division. General-Lieutenant Graf Bothmer.

7. Infanterie-Brigade. General von Ribeaupierre, mit den Infanterieregimentern Nr. 5 u. 9 und dem 6. und 10. Jägerbataillon.

8. Infanterie-Brigade. General Mailinger, mit den Infanterieregimentern Nr. 4 u. 8, und dem 5. Jägerbataillon.

Zu dem II. bairischen Armeekorps gehörten ferner die Kavallerieregimenter Nr. 2, 4 und 5 Chevauxlegers und 2 Uhlanen, ferner ein Artillerieregiment. Das II. bairische Armeekorps, welches die gleiche Stärke wie das I. besaß, war zufälliger Weise ungleich weniger im Gefecht als dieses.

Die würtembergische Division, welche ursprünglich mit den Badensern vereinigt werden sollte, jedoch gleich wieder davon getrennt wurde, blieb nachher für sich allein. Außer vor Paris, wo sie sehr muthig focht, ist diese Division zufälliger Weise weniger im Gefecht gewesen.

Divisions-General war der preußische General-Lieutenant von Obernitz.

Chef des Stabes Oberst von Bock.

1. Infanterie-Brigade. General von Reitzenstein, mit den Infanterieregimentern Nr. 1 u. 7, und dem 2. Jägerbataillon.

2. Infanterie-Brigade. General von Starkloff, mit den Infanterieregimentern Nr. 2, 4, 5, 6 und dem 3. Jägerbataillon. Hiervon blieben anfänglich 4 Bataillone als Besatzung in Ulm zurück und rückten erst später nach.

3. Infanterie-Brigade. Oberst von Hügel, mit den Infanterieregimentern Nr. 3, 8 und 1. Jägerbataillon.

Reiter-Division. General von Scheler, mit dem 1., 2., 3., 4. Reiterregiment.

Ferner 1 Feldartillerieregiment und 2 Pionierkompagnien.

Im Ganzen zählte die würtembergische Division 19 Infanteriebataillone, 16 Schwadronen Kavallerie und 1 Artillerieregiment.

Die Bataillone waren jedoch anfänglich bedeutend schwächer als die preußischen.

Die badische Division. Dieselbe sollte dem ersten Plane nach mit den Würtembergern zusammen ein Armeekorps bilden. Bald nach der Schlacht bei Wörth, ward dies aber wieder aufgelöst und die Badenser marschirten vor Straßburg, wo sie mit preußischer Landwehr und zwei preußischen Infanterieregimentern das Werdersche oder 13. Korps bildeten. Nach der Einnahme von Straßburg rückte die Garde-Landwehrdivision wieder davon ab und vor Paris und das Werdersche Korps, was im Südosten von Frankreich in und um Dijon viele heiße Kämpfe zu bestehen hatte, wobei die Badenser sich sehr auszeichneten, ward durch andere preußische Linien- und Landwehrregimenter verstärkt.

Die badische Division befehligte anfänglich der Kriegsminister und General-Lieutenant von Beyer, der sich als ihr Organisator mit Recht sehr großen Ruf erworben hatte, später, als dieser wegen Erkrankung abgehen mußte, der preußische General-Lieutenant von Glümer.

Chef des Stabes vom General von Werder war der General von Leszczynsky.

1. Infanterie-Brigade. General von Laroche, mit den Infanterieregimentern Nr. 1 und 2.

2. Infanterie-Brigade. General von Degenfeld, mit den Infanterieregimentern Nr. 3 und 4.

3. Infanterie-Brigade. General Keller mit den Infanterieregimentern Nr. 5 und 6.

Kavallerie-Brigade. General von Laroche, mit den Dragonerregimentern Nr. 1, 2, 3.

Im Ganzen rückte die badische Division mit 18 Bataillonen Infanterie, 12 Schwadronen Dragonern, 1 Feldartillerieregiment und 1 Pionierbataillon ganz in preußischer Stärke aus.

Als eine glückliche Fügung konnte es angesehen werden, daß diese III. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen, alle Stämme Deutschlands vom höchsten Norden bis tiefsten Süden vereinigte. Der Husar aus Danzig, kämpfte darin neben dem Dragoner vom Schwarzwald, der pommersche Küraffier neben dem bairischen, der Schlesier an der Seite des Schwaben. Und dabei herrschte unausgesetzt die beste Kameradschaft bei Allen, nicht die mindeste Störung kam hierin vor, Alle

waren von dem Bewußtsein, deutsche Soldaten zu sein, durchdrungen und jeder engherzige Partikularismus, wenn solcher wirklich hie und da aufzutauchen versuchte, mußte sogleich vor diesem allgemeinen Deutschthum zurückweichen. So konnte man mit vollem Rechte sagen, daß in dem Heereslager des Kronprinzen von Preußen, des dereinstigen Kaisers von Deutschland, während des Krieges von 1870—71, der Kern der ganzen deutschen Jugend in glücklichster Weise vereinigt war. Es ist dies eine gute Vorbedeutung hoffentlich für die fernere Zukunft.

Zählt man kurz Alles zusammen, so marschirten Ende Juli bis Anfang August, gegen Frankreich 323 Bataillone Infanterie, à 1000 Mann das Bataillon, 15 Jägerbataillone à 1000 Mann, 296 Schwadronen Reiterei, die Schwadron zu 150 Mann, 13 Pionierbataillone zu 1000 Mann das Bataillon und 1258 bespannte Geschütze norddeutsche Bundestruppen; dann 58 Bataillone Jäger und Infanterie, 40 Schwadronen, und 2 Artillerieregimenter Baiern, 12 Bataillone Infanterie, 16 Schwadronen Kavallerie und 54 Geschütze Würtemberger und 18 Bataillone, 12 Schwadronen und 54 Geschütze Badenser.

An Linientruppen, die später nachrückten, blieben anfänglich in Norddeutschland wie schon erwähnt, die XVII. Infanterie-Division, in Mainz die preußische Infanterie-Division Kummer mit den Infanterieregimentern Nr. 19, 30, 81 und 87, in Rastadt Nr. 34 und in Ulm 4 Bataillone Würtemberger zurück.

Den übrigen Küstenschutz-, Garnisons- und Festungsdienst versah Landwehr ersten Aufgebotes und Reservekavallerie, die aber im Lauf des Feldzuges, als der Krieg immer größere Dimensionen annahm, nach und nach sämmtlich in Frankreich mit einrückte und wie schon erwähnt, die wichtigsten Dienste leistete.

Es war also ein ungeheueres Heer was wir mitten im tiefsten Frieden in fast unglaublich kurzer Zeit mobil und an die französische Grenze geschafft hatten, und die Wehrkraft des gesammten deutschen Volkes, zeigte sich bei dieser Gelegenheit in einer wahrhaft riesigen Stärke; eine ernste Mahnung für alle Völker Europas, uns niemals mehr übermüthig angreifen und unseren Frieden auf frevelhafte Weise stören zu wollen.

V. Kapitel.

Der Anfang des Krieges. Die Einnahme von Saarbrücken durch die Franzosen. Das Gefecht bei Weißenburg. Die Schlacht bei Wörth. Die Erstürmung der Spicherer Höhen bei Saarbrücken. Weiterer Einmarsch unserer Armeen in Frankreich. Die Besetzung von Nancy.

Die Kriegserklärung von Frankreich war geschehen, der blutige Kampf sollte beginnen, und oft nur durch kleine Grenzflüsse getrennt, standen die gerüsteten Krieger zweier mächtiger Völker in erbitterter Feindschaft sich gegenüber. Nach dem Uebermuth, womit der Kaiser Napoleon dem Könige Wilhelm von Preußen gänzlich ungerechtfertigt den Fehdehandschuh in das Gesicht geschleudert hatte, mußte, wie schon im vorigen Kapitel umständlicher auseinandergesetzt wurde, in den Tagen vom 20 — 31. Juli, jede Stunde der Einmarsch französischer Truppen auf deutsches Gebiet erwartet werden, und doch geschah dies zu unserem Glück und Frankreichs unermeßlichem Nachtheil, in unbegreiflicher Verblendung immer nicht.

Kleine Vorpostenplänkeleien, bei denen hüben wie drüben, hier und da einige Mann getödtet oder verwundet wurden, eröffneten dagegen in den letzten Tagen des Juli bei Saarbrücken den Kampf. Französische Truppen vom II. Korps des Generals Frossard, standen hart an der preußischen Grenze, bei dem französischen Grenzorte Forbach im Lager, während die hübsche, wohlhäbige preußische Grenzstadt Saarbrücken, von 4 Kompagnien des 40. preußischen Infanterieregiments (Rheinländer) und 3 Schwadronen vom 7. preußischen Uhlanenregiment (Rheinländer), Alle noch auf dem Friedensetat, besetzt war. So konnte es denn nicht fehlen, daß die Patrouillen und Vorposten häufig Kugeln mit einander wechselten, denen auf beiden Seiten einige Opfer fielen. Mit Spannung lauschte man in ganz Deutschland ja selbst in Europa, den Berichten über diese vollständig nutzlosen Plänkeleien, so groß war die Aufregung, und ein zufällig zum Gefangenen gemachter französischer

betrunkener Soldat, wurde als eine ganz merkwürdige Erscheinung betrachtet und selbst der Telegraph mußte dies wichtige Ereigniß überall hin verkünden. Es war eine Zeit der wirklich fieberhaften Aufregung damals im deutschen Volke. Ich selbst befand mich vom 22—25. Juli in Saarbrücken, dessen von der nächsten Gefahr wirklich sehr bedrohten Einwohner, eine musterhaft deutsch-patriotische Haltung keine Stunde verläugneten, und war ein Augenzeuge der Aufregung und Spannung. Jede Stunde erwarteten wir damals den Angriff weit überlegener feindlicher Truppen. Auch in Baden über den Rhein hinüber und in der Rheinpfalz an der Lauter, wechselten Patrouillen und gegenseitige Grenzbeamte, damals häufig, größtentheils unschädliche Kugeln mit einander.

Endlich am 2. August, als die beste Zeit völlig unbenutzt verstrichen war, unternahmen die Franzosen den ersten ernsthaften Angriff gegen Saarbrücken und setzten sich, wie dies auch entschieden zu erwarten war, sehr bald in dessen Besitz. Die drei französischen Divisionen Bergé, Bataille und Laveaucoupet vom II. Korps, mit 4 Kavallerieregimentern und 6 Batterien Artillerie, unternahmen das Heldenstück unter heftigem Geschützfeuer Saarbrücken, was damals von 2 Bataillonen vom 40. Infanterieregiment, ungefähr 1800 Mann stark, 3 Schwadronen vom 7. Uhlanenregiment und 4 Feldgeschützen besetzt war, zu erobern. Es war selbstverständlich, daß unsere Truppen sich gegen eine solche ungeheuere Uebermacht nicht lange in einer offenen Stadt, vertheidigen konnten, sondern sich dem erhaltenen Befehl nach langsam und in guter Ordnung unter lebhaftem Feuergefecht auf das rechte Saarufer nach St. Johann zurückzogen. Der Verlust auf deutscher Seite an Todten und Verwundeten betrug 2 Officiere und 70 Mann, die Franzosen hatten nach ihrem Berichte, der wie ich glaube wahrheitsgetreu war, 6 Todte und 67 Verwundete verloren.

Dies ziemlich nutzlose unbedeutende Gefecht, wenn die Franzosen ihren Weitermarsch doch nicht fortsetzen wollten, gab nicht allein dem General Frossard Gelegenheit, einen lächerlich schwülstigen Siegesbericht an den Kaiser zu schreiben, sondern die verlogene französische Journalistik schwelgte darüber in Artikeln, bei deren Lesen man wirklich im Zweifel ist, ob die Verachtung oder das Lachen darüber, stärker sein muß. Der Marsch nach Berlin und die vollständige Vernichtung der deutschen Armee, war den Pariser Federhelden nach dieser ersten

außerordentlichen Waffenthat, jetzt jedenfalls eine völlig ausgemachte Sache.

Da der Kaiser Napoleon sich aus der Ferne von einem Hügel in Begleitung seines Sohnes den Kampf mit angesehen hatte, und einige preußische Granaten dabei unfern von ihm in der Luft platzten, so ward darüber folgender, wirklich lächerlicher Bericht vom Kaiser selbst verfaßt und veröffentlicht. „Louis hat die Feuertaufe erhalten. Er war bewundernswerth in seinem kalten Blute und nicht im Mindesten aufgeregt. Eine Division des Generals Frossard hat die Höhen genommen, welche Saarbrücken beherrschen. Wir waren in der ersten Linie, aber die Flinten- und Kanonenkugeln fielen vor uns nieder. Louis hat sich eine Kugel aufgehoben, die bei ihm niederfiel. Die Soldaten vergossen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen. Wir haben nur einen Officier und 10 Soldaten todt."

Dieser Bericht muß um so mehr auffallen, da sonst dem Kaiser Napoleon kein Renommiren und lächerliches Prahlen nachgesagt werden kann.

Nach diesem leichten Siege rückten die Franzosen in Saarbrücken ein und verweilten dort zwecklos 2 Tage, wobei sie unnützer Weise die jenseits der Saar liegende Vorstadt St. Johann beschossen und den Bahnhof dort stark beschädigten. Sonst betrugen sich die französischen Soldaten in Saarbrücken sehr anständig und enthielten sich aller Gewaltthätigkeiten. Man muß überhaupt, will man der Wahrheit huldigen, den Franzosen nachrühmen, daß sie sich im Allgemeinen stets sehr gesittet und human benehmen, ihre Gefangenen gut behandeln, und eine leicht zufriedenzustellende Einquartierung abgeben. Daß die Turkos hin und wieder einzelne Rohheiten, ja selbst Grausamkeiten gegen Verwundete verübt haben, ist nicht zu läugnen; doch sind die Fälle, wo solches wirklich constatirt ist, äußerst selten. Die öffentliche Meinung war beim Beginn des Krieges aber so erregt, und ein Theil der Zeitungspresse ahmte das schlechte Beispiel der französischen nach und gefiel sich in solchen Lügen und Uebertreibungen, daß damals zahllose Schauergeschichten allgemein verbreitet und auch geglaubt wurden, von denen nur der allerkleinste Theil wirklich begründet war. Man gewöhnt sich bei der Leidenschaft des Krieges, leider nur zu leicht und schnell ab, auch Gerechtigkeit gegen den Feind zu üben; will man aber wahr und gerecht sein, so muß man bezeugen, daß die Fran-

zosen in diesem ganzen Kriege sich mindestens ebenso human benommen haben, als dies von unserer deutschen Seite stets geschah. Besonders im Verlauf des Krieges, sind von unserer Seite leider nur zu viele Rohheiten, ja selbst nutzlose Härten verübt worden, und selbst höhere Officiere gingen darin ihrer Mannschaft mit einem recht schlechten Beispiel voran. Die Erbitterung, mit welcher die Franzosen später gegen uns fochten, und der nachhaltige Widerstand, den sie gegen uns leisteten, rührt wesentlich mit von dem Gefühl der Rache her, wegen der Gewaltthätigkeiten die gegen sie verübt worden sind. Je mehr dieser grausige Krieg später leider zu einem Racenkriege ausartete, desto stärker wurde auch der gegenseitige Haß und die Schonungslosigkeit gegen den Gegner.

Der Eindruck aber, den diese kurze Besetzung von Saarbrücken durch die Franzosen nicht allein in ganz Deutschland, sondern Europa machte, bewies recht deutlich, welche Wirkung es hervorgebracht haben würde, wenn der Kaiser in der letzten Hälfte des Juli bis nach Coblenz, Mainz und Mannheim vorgegangen sein würde. Jetzt freilich, am 2. August, war es zu spät dazu, denn in gewaltigen Kolonnen und musterhafter Ordnung, rückten unsere deutschen Heeresmassen von allen Seiten heran. So war Saarbrücken die einzige deutsche Stadt, die 2 Tage in französischer Gewalt sich befand. Und mit welchen endlosen Prahlereien hatte die französische Presse diesen Feldzug eingeleitet!

Auf eine ungleich ruhmvollere Weise eröffnete die Südarmee unter dem Kronprinzen von Preußen, den Kampf.

Am 30. Juli hatte solcher das Kommando über seine Armee mit folgender Proklamation angetreten:

„Soldaten der dritten Armee. Von Sr. Majestät dem Könige von Preußen zum Oberbefehlshaber der III. Armee ernannt, entbiete ich den von heute ab unter meinem Befehl vereinigten königl. preußischen, königl. bairischen, königl. würtembergischen und großherzoglich badischen Truppen meinen Gruß. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinsame nationale Sache, für deutsches Recht und deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir gehen einem großen und schweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtsein unseres guten Rechtes und im Vertrauen auf Eure Tapferkeit,

Ausdauer und Mannszucht, ist uns der siegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn aushalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes Hülfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinigten Deutschlands Ruhm und Frieden. Wilhelm, Kronprinz von Preuße n."

Die einfach herzliche, so sehr fern von jeder übermüthigen Prahlerei gehaltene Sprache dieser Proklamation, machte allgemein den besten Eindruck. Besonders gefiel auch sehr, daß darin von dem specifischen Preußenthum keine Rede war.

Den Worten sollten bald die Thaten folgen, die ihnen allein Werth verleihen konnten. In guter Ordnung rückte die Armee des Kronprinzen von Landau aus gegen die französische Grenze vor, während das badisch-würtembergische Korps bei Maxau über den Rhein ging, um sich alsbald des kleinen elsässischen Städtchens Lauterburg ohne weiteren Widerstand zu bemächtigen. Der Marschall Mac-Mahon, der am 2. August in Hagenau sein Hauptquartier hatte, sandte am 3. August die Division Douay seines Korps, (Linienregimenter Nr. 50, 78, 1 Zuaven-, 1 Turkos-, und 16. Chasseursbataillon nebst 3 Batterien Artillerie, 1 Batterie Mitrailleusen und einiger Kavallerie) nach dem elsässischen Grenzstädtchen Weißenburg, um solches zu besetzen und zu vertheidigen. Es war ein großer Fehler vom Marschall Mac-Mahon, daß er nur eine einzige Division zur Besetzung dieser wichtigen Stadt verwandte, denn er konnte und mußte doch wissen, daß der Kronprinz von Preußen mit überlegener Stärke anmarschiren werde.

Die wohlhabende Stadt Weißenburg, hart an der Lauter, eine halbe Stunde von der rheinpfälzischen Grenze gelegen, hat sehr häufig in den vielen Kriegen, mit denen die Franzosen uns Deutsche plagten, als ein wichtiges Aus- und Eingangsthor in den Elsaß gegolten. Es ist auch die beste Pforte, um hier hinein zu marschiren, denn weiter links nach dem Rhein zu, ist das Land sehr waldig und sumpfig und ohne große Straßen, rechts hingegen verhindert die Bergkette der Vogesen, die sich in malerischen Kuppen der Stadt Weißenburg bis auf 1 Stunde nähern, und dann in die Rheinpfalz übergehen, wo sie unter dem Namen Hardtgebirge allmählich bis dicht gegen den Rhein auslaufen, größere Truppenconcentrationen.

Von Weißenburg bis an den Rhein in der Länge von ungefähr 4 Stunden, ziehen sich die bekannten Weißenburger Linien, die in

vielen Kriegen und besonders auch 1792—94 eine wichtige Bedeutung hatten. Es sind Erdschanzen mit einem Graben davor. Seit 1815 sind diese Weißenburger Linien aber gänzlich verfallen und ohne Bedeutung. Das Städtchen selbst ist wie fast alle Elsässer Städte, mit einem Wallgraben und einer vielfach zerfallenen alten Festungsmauer umgeben, und gegen einen bloßen Handstreich von Feldtruppen dadurch gesichert. Vernünftiger Weise hat man diese Befestigungen aber in letzter Zeit verfallen lassen, da mit den neueren Geschützen von den benachbarten Höhen aus, welche die Stadt beherrschen, diese sehr bald vollständig beschossen werden kann. Besonders von der Kuppe des „Gaisberges" aus, der sich eine halbe Stunde seitwärts von Weißenburg erhebt, kann man mit einer schweren Batterie den Ort in wenigen Stunden vollständig zerstören. Alle diese sanft aufsteigenden, mit guten Straßen versehenen Höhen, sind mit Gärten, Gartenhäusern, Hopfenanlagen, Weinbergen und Meiereien sehr besetzt; wie überhaupt die ganze Gegend ein nicht allein malerisch hübsches, sondern sehr fruchtbares und gesegnetes Ansehen hat. Die Entfaltung größerer Truppenmassen ist aber wegen dieses sehr coupirten Terrains sehr erschwert, ja theilweise sogar unmöglich. Die eingleisige Straßburg-Landauer Eisenbahn führt unmittelbar vor Weißenburg vorbei.

Da der Gaisberg, auf dessen Kuppe oben ein Schloß mit einem Meierhofe liegt, von dem aus man eine schöne weite Rundschau genießt, die Gegend unbedingt beherrscht, so hatte General Douay hier sein Lager richtiger Weise aufgeschlagen. Die Franzosen hatten hier Batterien errichten und Schanzen aufwerfen wollen, waren aber durch unseren schnellen Anmarsch, den sie nicht erwartet hatten, hieran verhindert worden.

Die drückende Hitze der letzten Tage, welche unsere mit vollem Marschgepäck marschirenden Truppen nicht wenig belästigte, hatte einem Gewitter mit nachfolgendem Regen Platz gemacht, als die Truppen des Kronprinzen von Preußen um 4 Uhr Morgens am 4. August aus ihren verschiedenen Bivouaksplätzen aufbrachen. Der Einmarsch in das feindliche Gebiet stand am heutigen Tage bevor, und Alle ohne Ausnahme befanden sich in sehr gehobener, kampffreudiger Stimmung.

Die bairische 4. Division unter dem General-Lieutenant Graf Bothmer (Infanterie-Regimenter Nr. 4, 5, 8, 9 und 5. und 6. Jägerbataillon) bildete die Avantgarde.

Gegen halb 7 Uhr marschirten die bairischen Jäger über die französische Grenze, was allgemein mit einem lauten freudigen Hurrah begrüßt wurde. Bald stieß die Vorhut auf französische Patrouillen und die ersten Flintenschüsse wurden gewechselt. Die Franzosen gingen zurück, die Baiern rückten wohl etwas hitziger als eigentlich der Befehl war, nach, und standen um 8 Uhr nun dem Feinde bei Weißenburg gegenüber. Um halb 9 Uhr donnerten die Schüsse der beiden bairischen Batterien Kirchhofer und Bauer, gegen die Thore von Weißenburg. Diese waren verschlossen, die Zugbrücken aufgezogen und die Stadt war vom 74. französischen Linienregiment besetzt. So wie dem Kronprinzen von Preußen gemeldet war, daß die Baiern ein Gefecht zu erwarten hätten, setzte er sich mit seinem ganzen Gefolge in lebhaftere Bewegung und kam um halb 9 Uhr, gerade als der Kampf begonnen, bei den Truppen an. Seine Ankunft ward mit freudigem Hurrah begrüßt. Als die preußischen Truppen vom V. Armeekorps die ersten bairischen Kanonenschüsse hörten, beschleunigten sie ihren Marsch, um ihren Waffenbrüdern rechtzeitig zu Hülfe zu kommen. Kampfesfreudigkeit war allgemein und nur die Besorgniß, zu spät zu kommen, herrschte in den Gliedern der Preußen. Um 9 Uhr griffen die ersten preußischen Geschütze in den Kampf mit ein und beschossen das Dorf Allstadt, was von den Franzosen besetzt war. Die bairischen Geschütze hatten inzwischen mit einigen Schüssen die Thore von Weißenburg eingeschossen, und mit feuriger Kampflust kletterten bairische Jäger und Infanteristen über die halb zerstörten Zugbrücken und drangen in die Stadt ein. In einigen Straßen der Vorstadt entspann sich noch ein lebhafter Kampf, und die französische Infanterie schoß theilweise aus den Häusern, zog sich aber dann, der Uebermacht weichend, unter lebhaftem Feuergefecht nach dem Gaisberg zurück, wohin die Baiern, die in dem Straßengefecht etwas aufgelöst waren, theilweise nachdrangen.

Die preußische Infanterie-Division des Generals von Sandrart, aus dem 5. Jägerbataillon und den Regimentern Nr. 7, 47, 58 und 59 bestehend, bei welcher sich auch der kommandirende General von Kirchbach des V. Armeekorps befand, hatte unterdeß das von den Franzosen nur schwach besetzte Dorf Allstadt genommen. Der General Douai, zur Gewißheit gekommen, daß er mit einem überlegenen Feinde zu kämpfen hatte, beschloß nun, alle seine Truppen auf dem Gaisberge zusammen zu ziehen und diese sehr günstige Position zu

einem hartnäckigen Widerstand zu benutzen. Gegen 10 Uhr begann nun hier ein sehr heftiger Kampf. Bairische Truppen drangen theilweise seitwärts aus der Stadt vor, die preußische 9. Division, von einigen Batterien gut unterstützt, stürmte aber gerade vorwärts auf der Front zu. Ein sehr heftiges Kämpfen entspann sich nun überall und die Franzosen, alte, algierische Kerntruppen, vertheidigten sich trotz ihrer großen Minderheit, auf das harnäckigste. Besonders auch ihre Chassepotsgewehre, die aus sehr weiter Entfernung schossen, zeigten sich hierin unseren deutschen Waffen weit überlegen und unsere Truppen hatten zahlreiche Verluste, ehe sie kaum noch den Feind sehen konnten. Auch die französische Mitrailleusenbatterie hatte Wirkung, obgleich solche lange nicht so groß war, als die Franzosen dies gehofft hatten. Muthig, und alle Terrainhindernisse überwindend, drangen aber die braven Polen und Niederschlesier der 9. Division, Schritt vor Schritt vor und weder die Zuaven mit ihrer bunten Uniform, noch die Turkos mit ihren schwarzen Gesichtern, vermochten sie aufzuhalten. Um 12 Uhr war die Kuppe des Gaisberges erstürmt und nur bei dem Meiergehöfte daselbst entspann sich noch ein lebhaftes Gefecht. Der französische General Douay war tödtlich, der preußische kommandirende General von Kirchbach leicht verwundet.

Noch wollten die Franzosen lebhaften Widerstand leisten, als sie erfuhren, daß das XI. preußische Armeekorps unter dem General von Bose, durch eine sehr geschickte Flankenbewegung ihre Rückzugslinie bedrohe. Jetzt brach die Kraft ihres Widerstandes, und in großer Eile zogen sie zurück in die Gegend von Wörth zu.

Ein französisches Geschütz, was von den Jägern des 5. preußischen Jägerbataillons genommen wurde, viele französische Zelte und Lagergeräthe, dann Waffen aller Art, und an 800 unverwundete Gefangene, darunter viele Turkos und Zuaven, waren die Beute dieses ersten Siegestages auf französischem Boden. Freilich waren unsere Verluste auch nicht gering und betrugen nach officiellen Berichten auf preußischer und bairischer Seite an 700 Mann, darunter etwa 500 Preußen und 200 Baiern; dabei im Ganzen 76 Officiere. Von den preußischen Regimentern hatte besonders das 7. Infanterieregiment sich besonders ausgezeichnet, aber auch die meisten Verluste gehabt; allein 22 Officiere; ferner die Regimenter 47, 38 und das 5. Jägerbataillon. Die Franzosen hatten circa 900 Todte und Verwundete

und 800 Gefangene verloren. Die große Ermüdung unserer Truppen die schon vom frühen Morgen an im Gefecht und auf dem Marsch gewesen waren, wie auch das schwierige Terrain, verhinderten die weitere Verfolgung des zwar in Eile aber dabei ziemlich geordnet zurückgehenden Feindes.

War zwar dieser erste siegreiche Kampf bei Weißenburg, von welchem die Kunde durch ganz Deutschland mit dem allgemeinsten Jubel begrüßt wurde, gerade keine große Schlacht, so brachte uns dieser Tag doch verschiedene sehr wichtige Erfolge. Der erste war, daß wir uns dadurch den Einmarsch in den Elsaß, auf eine für uns nicht allzu verlustreiche Weise erfochten hatten. Die Position bei Weißenburg war wie schon erwähnt, sehr stark, und wäre solche vom Marschall Mac-Mahon wohlberechnet mit seinem ganzen Armeekorps, statt jetzt leichtsinnig mit nur einer Division vertheidigt worden, so hätte uns dies sehr viele Opfer kosten können. Wir hatten somit keinen geringen Vortheil gewonnen, daß wir jetzt ungehindert durch das Thor des Elsasses eindringen konnten. Ein zweiter ungeheurer Vortheil war der, daß wir sogleich bei dem ersten großen Zusammentreffen mit den Franzosen, uns einen vollständigen Sieg über deren beste Kerntruppen erkämpft hatten. Zwar waren diese in entschiedener Minderheit gewesen, hatten dafür aber auch den Vortheil einer weit festeren Position für sich gehabt.

Man hatte früher so viel in Deutschland von den gewandten, unbesieglichen Zuaven und deren Heldenthaten, und der Wildheit und den Tiger ähnlichen Sprüngen der Turkos erzählt, daß man befürchten durfte, unsere Soldaten würden mit einiger Unlust gerade gegen solche Feinde kämpfen. Nun hatten aber die Baiern und Niederschlesier gesehen, daß alle diese Turkos und Zuaven und algierischen Veteranen, zwar sehr muthig und gewandt, aber auch nicht muthiger und gewandter wie sie selber fochten und auch keine besseren Soldaten als unsere deutschen waren. Der Glaube an die militairische Ueberlegenheit der französischen Truppen, wenn er wirklich vorher hier und da im deutschen Heere und mehr wohl noch im Volke, bestanden haben mochte, ward sogleich durch diesen Sieg bei Weißenburg vollständig zerstört, und dies war ein großer Gewinn für uns. Auch die Mitrailleusen, von denen so viel gefabelt war, hatten sich in Wirklichkeit lange nicht so gefährlich gezeigt, als man früher wohl befürch-

tet haben mochte. Unsere Truppen hatten erfahren, daß eine Mitrailleusenbatterie auch weiter keine viel größere Wirkung als eine gute Feldbatterie macht, und zeigten nun auch keine sonderliche Scheu mehr vor dieser neuen Erfindung.

In politischer Hinsicht war es aber von großem Gewinn, daß gerade die Baiern und Preußen in sehr guter Waffenbrüderschaft sogleich bei Weißenburg mit einander gefochten, und sich recht kameradschaftlich dabei unterstützt hatten. Zwischen den preußischen und bairischen Truppen und besonders zwischen deren Officierskorps, besteht nun einmal in Sitten, Lebensgewohnheiten und politischer Anschauung, ein nicht wegzuleugnender großer Unterschied und da seit 1866 auch eine gewisse Spannung zwischen ihnen zurückgeblieben war, so durfte man wohl die Befürchtung hegen, ob trotz des allgemein deutschen Patriotismus und der politischen Einigkeit der beiden Kabinette, ein sonderlich kameradschaftliches Benehmen zwischen ihnen stattfinden würde. Gerade im Kanonenfeuer am 4. August bei Weißenburg und am 6. August bei Wörth, ist diese besonders gute Kameradschaftlichkeit aber so fest zusammengeschmiedet worden, daß sie später während des ganzen Feldzuges auch niemals mehr die geringste Lockerung erlitten hat. Vorzugsweise die bairischen und preußischen Soldaten waren von da an gute Kameraden mit einander, die sich wo sie nur konnten, so recht brüderlich unterstützten. Für unsere politische Einigkeit in Deutschland, ist aber gerade diese gute Eintracht der Baiern und Preußen, ganz besonders ein großer Gewinn.

Es ist ein guter preußischer Grundsatz, der sich noch von Friedrich dem Großen herschreibt, ein siegreiches Heer nicht lange müßig auf den gewonnenen Siegeslorbeeren ausruhen zu lassen, sondern den Sieg nun auch womöglich recht schnell und nachdrücklich zu verfolgen. So brach denn der Kronprinz von Preußen schon am 5. August wieder von Weißenburg auf, und marschirte auf der Straße nach Hagenau weiter. Da das XI. preußische Armeekorps, das würtembergisch-badische Korps und auch das I. bairische Korps bei Weißenburg entweder gar nicht, oder doch nur sehr unbedeutend im Gefecht gewesen waren, so konnte er dies um so mehr.

Nachdem der Marschall Mac-Mahon den ungünstigen Ausgang des Weißenburger Gefechtes erfahren hatte, war er am 5. August von Hagenau aus abgerückt und hatte eine feste Stellung unweit dem

kleinen Flecken Wörth, ungefähr 1$^1/_2$ Stunde von der Station Sulz an der Weißenburg-Straßburger Bahn entfernt, genommen. Die Stellung war nicht schlecht gewählt, denn der Marschall deckte dadurch nicht allein die erwähnte Bahnlinie, sondern auch die Linie von Straßburg nach Bitsch und die wichtigsten Straßen, welche den östlichen und westlichen Abhang der Vogesen mit einander verbinden. Es war somit dem Kronprinzen der Weitermarsch verwehrt, so lange das französische Korps nicht von dort verdrängt wurde. Auch die Oertlichkeit der Stellung war sehr günstig und gewährte den Franzosen so große Vortheile, daß dadurch ihre Minderzahl wieder sehr ausgeglichen wurde. In solcher aber befand sich der Marschall Mac-Mahon auch an diesem Tage wieder sehr entschieden.

Die Division Douay hatte am 4. bei Weißenburg so arge Verluste erlitten, daß sie nicht mehr gefechtstüchtig war und so standen ihm nur noch seine 3 Infanterie-Divisionen Ducrot, Raoult und Lartigue, zusammen 40 Bataillone Infanterie, 3 Chasseursbataillone und die Kavallerie-Division Duhesme mit 28 Schwadronen Kavallerie nebst 15 Batterien Artillerie zu Gebote, wozu noch die in der Nacht vom 5. auf den 6. August zu ihm gestoßene Division Dumesnil vom VII. französischen Korps kam, während der Kronprinz von Preußen mit 4 Armeekorps, von denen 2 freilich schon bei Weißenburg mit im Gefecht gewesen waren und theilweise arg gelitten hatten, gegen ihn anmarschirte. Es war daher eine Waghalsigkeit, die von Vielen mit Recht hart getadelt wurde, daß der Marschall Mac-Mahon mit so geringer Macht Widerstand zu leisten versuchte.

Das Schlachtfeld von Wörth war folgendermaßen beschaffen. Ungefähr 2 Stunden von der Eisenbahnstation Sulz führt in einem tiefen Thaleinschnitt eine Brücke über das Flüßchen Sauer, welches ziemlich parallel mit dem Rhein läuft. Hier liegt diesseits des Flusses, der ziemlich weitläufig gebaute kleine Flecken Wörth. So wie man die Brücke passirt hat, führt eine breite, und wie alle französischen Straßen vortrefflich erhaltene Chaussee, in ziemlich starker Steigung den steilen Abhang hinauf, links nach dem Dorfe Elsaßhausen, rechts nach dem Dorfe Fröschweiler, die auf einem Hochplateau liegen. Diese beiden Orte bildeten die Hauptstellung des Mac-Mahonschen Korps und waren folgendermaßen besetzt. Die I. Division Ducrot mit den Infanterie-Regimentern Nr. 18, 96, 45, 74 und dem 13. Chasseurs-

bataillon stand auf dem rechten Flügel vor und in Fröschweiler, wo auch 6 Batterien aufgefahren waren. Die Franzosen hatten Verhaue von starken Baumstämmen zum Schutz dieser Batterien angelegt, auch in Eile verschiedene Schützengräben aufgeworfen und ihre Chasseurs besetzten die Weinberge, die sich von Fröschweiler aus bis dicht an das Ufer der Sauer hinziehen. Links von der I. französischen Division hatte sich die III. Division mit den Regimentern Nr. 36, 48, 2. Zuaven, 2. Turkos und 8. Chasseursbataillon aufgestellt. Sie bildete gleichsam das Centrum der Schlachtlinie. Hier befanden sich auch die Ueberreste der Douay'schen Division aus dem Gefecht von Weißenburg, welche sich mit ihrem rechten Flügel auf das Dorf Elsaßhausen stützte. Die 4. Division mit den Regimentern Nr. 56, 87, 3. Zuaven und 3. Turkos nebst dem 1. Chasseursbataillon bildete eine Linie zur Rechten der 3. Division. Hier war auch die vom Nachtmarsch ermüdete Division Dumesnil vom VII. Armeekorps als Reserve aufgestellt. Die Kavalleriebrigade Septeuil, 3. Husaren- und 11. Chasseurs à Cheval-Regiment, die Kavalleriebrigade Michel, 8. und 9. Kürassiers von seiner Kavallerie-Division Duhesme bildeten die Reserven und standen hinter dem rechten Flügel der 4. Division. Das sehr koupirte Terrain erlaubte eine ausgedehnte Verwendung der Kavallerie nicht, obgleich später im Verlauf der Schlacht, die Franzosen eine sehr herzhafte aber unglückliche Attake mit 2 Kürassiers-Regimentern auf preußische Infanterieregimenter ausführten.

Diese sehr feste Stellung des Marschalls Mac-Mahon, bot ihm den großen Vortheil, daß die deutschen Angriffskolonnen unter dem Feuer der französischen Geschütze, die durch den fortwährenden Regen der letzten beiden Tage sehr angeschwollene Sauer durchwaten und dann die leicht zu vertheidigenden steilen Weinberge empor klettern mußten. Auch standen ihm zu seinem Rückzuge noch immer mehrere sehr gute Straßen offen, von denen die nach Saverne, dem Hauptpaß der Vogesen führende, die wichtigste war.

Die deutschen Truppen hatten den ganzen sehr regnigten Tag vom 5. August zum Marsch von Weißenburg bis Wörth (3 — $3^1/_2$ Meilen) verwandt und bivouakirten die Nacht größtentheils auf dem östlichen Thalabschnitt der Sauer, der weit flacher als der westliche verläuft. Man war im Hauptquartier des Kronprinzen ungewiß, ob

man am folgenden Tage einen Angriff auf die sehr starke Stellung des Marschalls Mac-Mahon, die am Abend durch Generalstabsofficiere, so weit dies anging, rekognoscirt wurde, unternehmen oder ihn nicht vielmehr durch Umgehung seiner linken Flanke, zum Rückzug zwingen sollte.

Die Aufstellung der Truppen von der Armee des Kronprinzen war nun in der Nacht vom 5. auf den 6. August folgende. Das II. bairische und das V. preußische Korps standen bei den Dörfern Lambach und Preuschdorf, rechts von der Sulz-Wörther Straße. Das XI. preußische Korps nahm seine Aufstellung links von derselben Straße, das I. bairische Korps stellte sich bei den Dörfern Lobsum und Lamprechtsdorf auf. Das V. preußische Korps schob am Abend spät seine Vorposten noch bis Wörth selbst vor und besetzte diesen Ort, so daß die kleine Sauer nur die Feinde trennte. Wie es immer geht wenn die Truppen sich so nahe gegenüber stehen, so begannen beim Tagesanbruch kleine Vorposten- und Patrouillenneckereien, und die Schüsse knallten über die Sauer herüber. Der Kommandeur der Vorposten des V. Armeekorps, Generalmajor von Montbarry, wurde darüber zu der irrigen Annahme verleitet, daß der Marschall Mac-Mahon vielleicht abziehen wolle, und sandte unter dem Schutz einiger leichter Vorpostengeschütze, ein Bataillon des 37. Regiments zur Rekognoscirung vor. Dies Bataillon drang auch von Wörth aus vor, fand aber bald, daß die feindlichen Positionen sehr stark waren und kehrte deshalb um 8 Uhr auf Befehl des kommandirenden Generals des V. Armeekorps, von Kirchbach, der sich nach erhaltener Meldung sogleich selbst zu dem Bataillon verfügt hatte, wieder in seine frühere Stellung zurück. So glaubte man im Hauptquartier des Kronprinzen kaum, daß es an diesem Tage hier noch zur entscheidenden Schlacht kommen werde.

Durch das Geschützfeuer dieses Kampfes bei Wörth selbst hatte der General von Schachtmeyer mit der 21. Division (Regimenter 80, 82, 88, 11. Jägerbataillon) sich veranlaßt gefunden, seine Avantgarde am westlichen Ausgange des Niederwaldes bei Gunstedt zu formiren und 4 Batterien auffahren zu lassen, welche bald mit der feindlichen Artillerie ein heftiges aber ziemlich zweckloses Kanonenfeuer über die Sauer hinüber, eröffneten. Auch das II. bairische Korps des General von Hartmann, gerieth schon am Morgen zuerst in ein Vorpostengefecht und sich daraus entwickelnd, bald in einen lebhaften Geschütz-

kampf mit den Franzosen. So hatte sich gegen $^1/_2$9 Uhr Morgens eigentlich gegen die Absicht des Kronprinzen, eine ziemlich lebhafte Kanonade auf allen Stellen der ausgedehnten Aufstellung zwischen den deutschen und französischen Korps entwickelt. Dieser Anfang, der schwer wieder abzubrechen war, veranlaßte den Kronprinzen, der sich selbst sehr bald im Centrum seiner Aufstellung eingefunden hatte, die allgemeine Schlacht schon am 6., statt wie ursprünglich bestimmt war, am 7. August beginnen zu lassen.

So rückte denn nun auch die 22. Division des Generals von Gersdorf (Regimenter Nr. 32, 95, 94 und 83) mit in die Kampflinie ein und der kommandirende General des XI. Armeekorps, General von Bose, übernahm die Führung seines Korps und stellte dasselbe bei Gunstedt in Schlachtordnung auf. Zwischen 9 und 10 Uhr begann nun der Kampf auf der ganzen Schlachtreihe zu wüthen. Am heftigsten war jetzt das Feuer östlich von den Höhen bei Wörth, wo sich die 14 Batterien des V. preußischen Korps, zusammen aufgestell hatten und ein furchtbares Feuer auf die französischen Linien unterhielten. Unter dem Schutz desselben ward das schon verlassene Wörth wieder besetzt und zum Angriff auf das jenseitige Ufer der Sauer vorgegangen. Unter dem Schutz dieses heftigen Artilleriefeuers, was bei der Vortrefflichkeit der preußischen Artillerie, schon den Franzosen große Verluste brachte, stellte der General von Kirchbach die 9. Division (General von Sandrart) und die 10. Division (General von Schmidt) zum Sturmangriff auf. Als gegen 11 Uhr die Nachricht bei dem General von Kirchbach ankam, daß das XI. Armeekorps im heftigen Kampf begriffen sei, befahl er den Angriff gegen Wörth und dessen Brücke. Mit lautem Hurrah stürmten die beiden preußischen Regimenter Nr. 37 und 50, gefolgt von den Regimentern Nr. 6 und 46, das Dorf Wörth, wobei es zu einem sehr heftigen Gefecht mit den sich auf das Muthigste vertheidigenden Franzosen kam. Hier fiel auch der französische General Raoult. Auch die beiden Regimenter Nr. 7 und 47 drangen auf dem jenseitigen Ufer der Sauer vor und trieben die Franzosen aus dem Dorfe Elsaßhausen. Es entspann sich jetzt hier ein sehr heftiger Kampf.

Während hier bei Elsaßhausen und Fröschweiler der Kampf auf das Lebhafteste entbrannte war der General von Bose ebenfalls in stetem Kämpfen begriffen.

Die französischen Divisionen Lartigue und Corseil-Dumesnil waren hier anfänglich im Vorrücken gewesen und hatten zum Theil schon das Dorf Gunstedt den Preußen abgewonnen gehabt. Anfänglich zurückgedrängt, sammelten sich aber die Regimenter der Division Schachtmeyer bald wieder, und wenn sie auch allein die Feinde nicht zurücktreiben konnten, so ließen sie sich doch weiter kein Terrain mehr abgewinnen. So kam das Gefecht in dem Dorfe Gunstedt wohl über eine Stunde lang zum Stehen, und auf beiden Seiten wurde mit abwechselndem Erfolge hin und her gerungen. Etwas nach 12 Uhr traf aber jetzt die Division Gersdorf ebenfalls bei Gunstedt ein und ging sogleich zum Angriff über. Die Franzosen kämpften aber so muthig und dabei gewandt, daß trotz der großen deutschen Uebermacht, anfänglich hier längere Zeit kein großer Fortschritt errungen werden konnte; die preußische Artillerie mußte auch hier, wie so oft in diesem Kriege den Ausschlag geben. Der General von Bose, der sein Armeekorps, bei welchem sich auch jetzt der Kronprinz von Preußen persönlich eingefunden hatte, sehr geschickt führte, hatte die Reserveartillerie seines Korps herbei holen lassen, und diese gab nun ein so heftiges und wohlgezieltes Feuer auf Gunstedt, daß die Franzosen den bisher von ihnen besetzten Theil des Dorfes nicht länger halten konnten und solchen räumten. Jetzt ging der General von Bose alsbald auch zum lebhaften Angriff über und ließ gegen 1 Uhr Mittags seine Regimenter durch die Sauer gehen, deren Wasser den Soldaten theilweise bis an die Brust reichte und so die jenseitigen Höhen erstürmen. Besonders das thüringische Regiment Nr. 95 zeichnete sich bei dieser Gelegenheit sehr aus. Aber nur Schritt vor Schritt wichen die Franzosen zurück und machten ihren Gegnern jeden Fußbreit Boden streitig.

Es wäre in den Stunden von 1 bis 3 Uhr Mittags, wo das Gefecht hin und her wüthete, und Deutsche wie Franzosen mit gleicher Tapferkeit fochten, sehr zweifelhaft gewesen, ob diese Schlacht von Wörth, oder wie die Franzosen sie nennen, „Fröschweiler", wirklich von uns gewonnen sein würde, wenn nicht der Kronprinz von Preußen, der sich häufig selbst dem heftigsten Feuer aussetzte, den glücklichen Gedanken gehabt hätte, der würtembergischen Division unter dem General von Obernitz, den Befehl zu ertheilen, gegen die linke Flanke des Feindes vorzurücken und solche wo möglich zu umgehen. Die beiden würtembergischen Brigaden Scheeler und Starkloff vollführten dies

Manöver mit großer Schnelligkeit, kamen aber selbst dabei wenig in das Feuer und hatten nur geringe Verluste. Auch die bairischen Truppen kamen jetzt sehr lebhaft mit in das Gefecht und unterstützten die Angriffe der Preußen auf muthige, aber wenn man unpartheiisch urtheilen will, nicht immer sehr gewandte Weise. So wüthete in den Stunden von 1—3½ Uhr der Kampf jetzt auf der ganzen Schlachtlinie auf das Lebhafteste, und der Donner der Kanonen hallte überall im engen Thal der Sauer. Die Franzosen befanden sich zwar überall in bedeutender Minderzahl, hatten aber die Trefflichkeit ihrer Stellungen für sich und wußten diesen Vorzug auf das Beste zu benutzen. Von 2½ Uhr neigte sich die Wagschaale, die bis dahin mitunter sehr hin- und hergeschwankt hatte, denn auch der General von Kirchbach hatte längere Zeit keinen rechten Vortheil erzwingen können, immer mehr zu unseren Gunsten.

Der General von Bose, der, obgleich leicht verwundet, den Befehl über sein Korps nicht abgegeben hatte, erhielt jetzt vom Kronprinzen den Auftrag, mehr rechts zu schwenken und ebenfalls gegen Wörth vorzudringen, und vollführte mitten im heftigsten Feuer diese Bewegung mit der größten Geschicklichkeit. Er drängte die französischen Divisionen Lartigue und Dumesnil gegen den Süden zurück und nahm dann ungefähr 2½ Uhr das Dorf Elsaßhausen, welches zuvor von der preußischen Artillerie in Brand geschossen war, mit Sturm. So konnte von 3 Uhr Nachmittags an die Schlacht als schon gewonnen für die deutschen Truppen angesehen werden, denn die Basis des Marschalls Mac-Mahon war jetzt erschüttert und seine Front durchbrochen. Der Marschall, dies selbst einsehend, machte den verzweifeltsten Versuch, seine durchbrochenen Verbindungen wieder herzustellen. Die beiden Kavalleriebrigaden Nansouty und Michel sollten geopfert werden, um die über Elsaßhausen vorbrechenden Preußen wieder zurückzutreiben. Die erste Brigade kam nicht recht zur Attake, die letztere aber vollführte solche mit dem größten Heldenmuth und der unbedingtesten Selbstaufopferung. Trotz des ungünstigsten Terrains warfen sich die beiden Regimenter der französischen Kürassiers Nr. 8 und 9 in vollem Galopp auf die Regimenter des Generals von Bose. Diese empfingen die anstürmenden Panzerreiter mit ruhiger Sicherheit, das Zündnadelgewehr that seine volle Schuldigkeit, wiederholt krachten die Salven in die Reitermassen, und bis auf wenige Trümmer

vernichtet, mußten diese endlich das Schlachtfeld räumen und zurückjagen. Von dem 8. französischen Regiment der Kürassiers, waren 600 Mann zur Attake geritten und nur 170 Mann brachte der Oberst davon zurück. Die Unmöglichkeit, daß bei den jetzigen Schußwaffen auch die muthigste und beste Kavallerie, in eine ruhig bleibende und geschlossene Infanterie hineinzudringen vermag, hatte sich bei dieser Gelegenheit recht überzeugend gezeigt.

Theilweise unter klingendem Spiel und lautem Trommelschlage drangen nun von $3^1/_2$ Uhr Nachmittags die thüringischen und hessen-nassauischen Regimenter des XI. Armeekorps, von Süden, die niederschlesischen und posenschen Regimenter des V. Armeekorps, unterstützt von bairischen Truppentheilen, von Osten gegen das Dorf Fröschweiler vor. Zwar vertheidigten sich die Franzosen, welche an diesem Tage durchweg sehr muthig kämpften, hier noch auf das Lebhafteste, allein gegen $3^3/_4$ Nachmittags war das ganze Dorf in unserem Besitz. Um 4 Uhr Nachmittags mußte der Marschall Mac-Mahon, dessen Generalstabschef General Colson, zuletzt noch erschossen wurde, den Befehl zum Rückzug geben und somit war die erste große Hauptschlacht in diesem Kriege entschieden von uns gewonnen.

Der rechte französische Flügel war in die größte Unordnung gerathen und die Truppen gingen zuletzt in wilder Flucht bis nach Straßburg zurück. Hier machten auch die würtembergischen Reiter und preußischen Husaren und Dragoner, die noch einige Stunden weit die Verfolgung fortsetzten, viele Gefangene. Mit seinem linken Flügel und dem Centrum die in fester Ordnung geblieben waren, trat der Marschall Mac-Mahon um $4^1/_2$ Uhr Nachmittags, seinen Rückzug über Reichshofen nach Nieder-Bronn an. Wie ich schon anführte, hätte die Verfolgung der sich zurückziehenden Franzosen von deutscher Seite entschieden weit lebhafter sein können, als dies der Fall war. Die große Ermüdung unserer Truppen und das sehr schlechte Regenwetter, können aber immerhin etwas zur Entschuldigung dienen, daß nicht lebhafter verfolgt wurde. Freilich, der Gebrauch, den man von unserer zahlreichen Kavallerie machte die größtentheils kaum im Gefecht gewesen war, mußte ein sehr schwacher genannt werden.

Unsere Truppen bivouakirten auf dem von ihnen eroberten blutigen Schlachtfeld und zwar das XI. Armeekorps in und um das Dorf Elsaßhausen, das V. Armeekorps und die meisten Baiern in und um

Fröschweiler, die Würtemberger bei Elsaßhausen und Eberbach, die Badenser, die aber nicht mehr mit zum Gefecht gekommen waren, bei Gunstedt. Alle diese Dörfer waren übrigens größtentheils zerstört und abgebrannt, wie das ganze Schlachtfeld überhaupt ein Bild des Grausens und Schreckens darbot. Freilich war bei unseren Truppen das Gefühl des so schwer errungenen Sieges so groß, daß alle anderen Eindrücke dadurch sehr verwischt wurden. Unsere Beute bestand in 8600 unverwundeten Gefangenen und 36 Geschützen, darunter 6 Mitrailleusen, dann noch sehr viel sonstiges Heergeräth aller Art. Auch der größte Theil des französischen Gepäcks, darunter selbst der Feldwagen des Marschalls Mac-Mahon, fiel in unsere Hände. Die Verluste an Todten und Verwundeten belaufen sich auf französischer Seite auf 8000 Mann, auf deutscher Seite aber an 10,000 Mann. Unter Letzteren sind aber viel leicht Verwundete, da die Chassepots aus weiter Entfernung abgeschossen, häufig nur leichte Wunden machen.

Die Stärke der deutschen Truppen, welche bei Wörth wirklich in das Gefecht kamen, wird 78,000 Mann betragen, denen der Marschall Mac-Mahon nur 36—37,000 Mann entgegenstellen konnte. Wir befanden uns also in doppelter Ueberzahl, wohingegen die Franzosen den Vortheil ihrer vortrefflichen Stellungen hatten.

Da die Schlacht bei Wörth entschieden mit zu den glänzendsten und in ihren Folgen wichtigsten gehört, welche wir während dieses ganzen Krieges nur geschlagen haben, damals auch noch die Eindrücke bei allen Augenzeugen frischer und die Blicke noch nicht durch die nur zu häufigen Anblicke von Blut und Elend und Gefechte aller Art, ermüdet waren, wie dies zuletzt bei uns Allen, die wir an diesem ganzen großen Kriege theilnahmen, später der Fall war, so will ich meine persönlichen Eindrücke in den Tagen vom 4. und 6. August hier in aller Kürze folgen lassen.

Die Stadt Weißenburg, deren Einwohner sich, sehr vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, vortrefflich benahmen, bildete in den Tagen vom 4. bis 8. August fast ein einziges Lazareth, denn zu Tausenden wurden die Verwundeten von den blutigen Kämpfen am 4. und 6. August, hier aufgenommen. In allen öffentlichen Gebäuden, im Bahnhofe wie in allen Privatwohnungen, die sich nur irgendwie dazu eigneten, wurden schnell Nothspitäler, die nur zu viele Füllung erhielten, errichtet. Franzosen, Preußen, Baiern, Alle mehr oder weniger schwer

verwundet, lagen dicht neben einander, denn die Leichtverwundeten suchte man mit Recht so schnell als möglich nach Landau, Carlsruhe, Mannheim, oder weiter nach Deutschland fortzuschaffen. Jeder Unterschied der Nationalität hatte in diesen Stätten der Noth, aber auch der hilfreichen Barmherzigkeit, aufgehört. Der braune Kabyle von den Turkos stützte sein Haupt auf die Schulter des Pommern, und der als Zuave uniformirte Gamin de Paris, wartete ruhig, bis dem neben ihm auf der Strohschütte liegenden bairischen Artilleristen, der erste Verband angelegt war. Militair- und Civilärzte, Krankenpfleger, Lazarethgehülfen, alle blutbespritzt, und von der höchsten Anstrengung ermüdet, waren in der angestrengtesten Thätigkeit Tag und Nacht in diesen Lazarethen beschäftigt.

Wie heftig der Kampf aber in und um Weißenburg gewüthet haben mußte, konnte man an dem Tage nach der Schlacht so recht erkennen. In einem Gartenhäuschen fand ich 4 Zuaven mit zerschmetterten Schädeln, neben ihnen 6 Baiern, die von einem einzigen Granatschuß in Stücken zerfetzt waren. In manchen kleinen Gärten, am Fuß des Gaisberges, zählte ich 8—10 Leichen, alle oft auf das Furchtbarste verstümmelt. Und nun gar oben auf der Kuppe des Berges selbst, wo der Kampf am Heftigsten gewüthet hatte. In langen Reihen hingestreckt, lagen die Leichen der blauröckigen Preußen vom 7. und 58. Regiment, während es unsern von ihnen, von den rothhosigen Franzosen wie rothe Mohnblumen im grünen Felde schimmerte. Dazwischen zerrissene, blutgetränkte Uniformenstücke aller Art, zerbrochene Waffen, zersprungene Granaten, von Kugeln zerlöcherte Pickelhauben, bairische Helme, französische Käppis. Auch an den Bäumen, Hopfenstangen, zerschossenen Gartenhäusern, konnte man überall die Spuren des heftigen Granatenfeuers, welches mehrere Stunden hier gewüthet hatte, erkennen. Es war dies wieder das erste Schlachtfeld, welches ich seit dem unvergeßlichen Tage von Königsgrätz am 3. Juli 1866, gesehen hatte. Großartiger, wilder, noch mehr die schreckliche Verwüstung von Menschenglück und Menschenleben zeigend, war freilich der Anblick, den das Schlachtfeld von Wörth am Tage des Kampfes selbst und in noch grausigerer Weise am nächsten Tage gewährte.

Und welche wirklich unbeschreiblichen Bilder aller Art, zeigte der arg zerschossene Bahnhof zu Weißenburg, besonders wenn die Tausende

von Gefangenen und Verwundeten aus der Wörther Schlacht, von hier in endlos langen Eisenbahnzügen nach Deutschland befördert wurden! Die Franzosen marschiren ja, nach ihrer eigenen Versicherung an der Spitze der Civilisation, und um uns dies recht deutlich zu zeigen, hat der Kaiser Napoleon sogleich 3 Regimenter Turkos, der Avantgarde seiner Heere, die in Deutschland hineinbrechen sollten, beigegeben. Aus dem wildesten und rohesten Gesindel von ganz Algerien, werden diese Turkos rekrutirt, und so hatte man rechte Gelegenheit, alle möglichen Gaunergesichter, die Afrika und der ganze Orient nur hervorgebracht hatte, in ihren Reihen zu studiren. Wahrlich, es befanden sich Kerle darunter, die mehr Aehnlichkeit mit gefangenen Oranoutangs als mit Menschen besaßen. Was der Negerstamm nur an Häßlichkeit hervorbringen konnte, war hier in wirklichen Prachtexemplaren vertreten.

Andere wieder besaßen klassisch schöne Köpfe, rein und tadellos in ihrer Form, und nur die von Wildheit funkelnden Augen, die unruhig in ihrem großen Weiß umherrollten, verliehen ihnen etwas Unheimliches. An einen im Käfig gefangenen Panther konnten manche dieser Turkos wirklich erinnern. Auch Malteser, Sicilianer, Aegypter; kurz Alles, was er an den Gestaden des Mittelmeeres nur von wildem Gesindel zusammenbringen konnte, hatte der Kaiser Napoleon die Freundlichkeit, uns nach Deutschland zur Einführung der Civilisation senden zu wollen. Manche dieser Turkos benahmen sich selbst als Gefangene noch wild und frech und mußten von der Eskorte wegen Widersetzlichkeiten mit dem Kolben zurechtgewiesen werden. Andere waren kriechend demüthig, die Mehrzahl aber vollkommen gleichgültig und von apathischer Stumpfheit.

Aber auch unter den Hunderten von gefangenen nationalfranzösischen Soldaten sah man sehr verschiedene Gestalten. Da waren alte Sergents, an dem Aermel ihrer Uniform 2 — 3 goldene Chevrons, die Zeichen langjähriger Dienstzeit, die Brust mit 4 — 5 Orden und Medaillen, alle in Algerien, der Krim, Italien und Mexiko mühsam und ehrlich genug im heißen Kampfe erworben. Es befanden sich oft prächtige Soldatengestalten mit scharf geschnittenen intelligenten Gesichtern darunter. Sie benahmen sich stets sehr anständig, mit echt französischer Höflichkeit, aber dabei doch stolzer Zurückhaltung, und man sah ihnen so recht den tiefen Herzenskummer an, daß sie jetzt von den so tödtlich gehaßten Preußen gefangen genommen waren. Es

befanden sich aber auch viele gewöhnliche Soldaten der Linie darunter, oft kleine verkümmerte Gestalten, mit gleichgültigen Gesichtern, müde, verhungert, bis zum Tode erschöpft aussehend. So wie nur einen Augenblick Halt gemacht wurde, warfen sie sich ohne Weiteres zu Boden, unbekümmert ob dies im tiefsten Schmutz der Landstraße oder auf einem Misthofe war. Auch unter den französischen gefangenen Officieren, herrschte der größte Unterschied in Bildung, äußerem Anstand und Betragen und man konnte interessante Studien aller Art bei ihnen machen. Freilich waren sie damals noch nicht in so übergroßer Zahl wie später, nach den Kapitulationen von Sedan und Metz, wo man sie nicht nach Hunderten, nein sogar nach Tausenden zählen konnte, vertreten. Den unangenehmsten Eindruck unter diesen vielen französischen Officieren, machten stets die jungen Söhne der Pariser Geldaristokratie, diese vornehm sein wollenden Laffen mit unverschämten Manieren und oft selbst als Gefangene noch übermüthigem Benehmen. Man sah diesen Menschen schon äußerlich an, daß sie ihr Leben in vornehmem Müßiggang und den lasterhaften Vergnügungen, wie solche ja unter der eleganten Männerwelt aller unserer großen europäischen Städte nur zu sehr herrschen, verbracht hatten und jetzt nur die bunte Officiersuniform trugen, ohne doch dabei wirklich soldatische Eigenschaften zu besitzen.

Den traurigsten Anblick gewährten die vielen Tausende von Verwundeten, die in nimmer enden wollenden Zügen auf kleinen Wagen von dem Wörther Schlachtfeld in Weißenburg herein gebracht wurden. War unser Auge doch damals noch nicht so an den Anblick von Blut, Wunden und dem ganzen Elend des Krieges gewöhnt, wie dies später, wo das fast tägliche Schauspiel nur zu sehr dagegen abstumpfte, der Fall war. Oft noch zwei bis drei Tage nach der Schlacht, wurden einzelne Verwundete, die bis dahin hülflos ohne Speise und Trank den gräßlichen Qualen preisgegeben, in den Büschen und Weinbergen des weitläufigen Schlachtfeldes versteckt gelegen hatten, aufgefunden und in die Hospitäler von Sulz oder Wörth gebracht. Es ist oft ungeheuer was der Mensch mitunter aushalten und welche Qualen er erdulden muß, bevor er aus diesem Erdenleben scheidet um in ein anderes besseres ewiges Jenseits einzugehen.

Und unter allem diesem Blut und Elend und diesen Schaaren von Verwundeten, die überall dichtgedrängt in Sulz, Wörth und

Weißenburg umherlagen, wandelten wie Engel des Friedens die „Barmherzigen Schwestern“ und „Diakonissinnen“ umher, überall helfend, tröstend und erquickend.

Sie spendeten ihre Milde dem Kabylen wie dem Deutschen, dem korsischen Banditen den Napoleon gegen uns hetzte, wie dem begeisterten Jüngling, der für Deutschlands Ehre so freudig zu den Waffen griff und dem die tückische Kugel sogleich in dem ersten Gefecht die tödtliche Wunde schlug. Die „Barmherzige Schwester“ oder „Diakonissin“, kennt nur leidende Mitmenschen, die ihrer Pflege bedürftig sind; ein anderer Unterschied besteht für sie nicht. Und auch dem Sterbenden spendet sie oft im letzten Augenblick noch den süßen Trost der Kirche. Ich habe gesehen, daß eine junge „Barmherzige Schwester“ zwischen einer Gruppe von Sterbenden niederkniete; dem Einen, einem Soldaten aus Westphalen reichte sie das Kreuz, welches sie am Gürtel trug, zum Kusse. Mit wahrer Verklärung drückte der Sterbende dies hehre Zeichen auf die Lippen, stieß einen leisen Seufzer aus, rief den Namen heilige Maria und war eine Leiche. Als sich die fromme Schwester zum Zweiten, der auch schon in den letzten Zügen lag, wandte, um diesem ebenfalls das Zeichen des Kreuzes zu reichen, drehte der braune Sohn der Wüste verächtlich den Kopf weg. Von meinem längeren Aufenthalt in Algerien und im Orient kannte ich noch den arabischen Gebetspruch: Allah il allah et sidi Mahomed rasol allah [Herr Gott ist Gott und Herr Mohamed sein Prophet], sprach ihn dem Sterbenden in das Ohr und legte ihn mit dem Kopfe dann in die Richtung gegen Mekka. Ein dankbares Lächeln belohnte mich für diesen letzten Liebesdienst und im Todeszucken umklammerte der Sterbende meinen Arm so heftig, daß ich die blauen Merkmale davon noch lange trug. So war auch der Mohamedaner, der Sohn der Wüste, in seinem Glauben gestorben, und der letzte Hauch des Lebens ihm dadurch versüßt worden.

Diakonissen und Barmherzige Schwestern, Malteser- und Johanniterritter, Militair- und Civilärzte; sie Alle waren in Menge vorhanden und doch wollte ihre Zahl oft nicht ausreichen, um den Tausenden die auf ihre Hülfe so sehnlichst warteten, diese rechtzeitig genug zu bringen.

Und dazwischen wieder schmetterten die Trompeten in lustigen Klängen, und frische Reiterschaaren, alle so fröhlich und kriegsmuthig

aussehend, kamen auf stattlichen Rossen einhergezogen, um mit blanken Schwertern, den übermüthigen Feinden Tod und Verderben zu bringen. Trommeln rasselten, die gellende kleine Pickelpfeife der preußischen Infanterie, ließ ihre schrillenden Töne dazwischen erschallen, und in festem Tritt und Schritt kam des Königs von Preußen blauröckiges Fußvolk, in endlosen Kolonnen anmarschirt, um immer weiter und weiter in das Herz des übermüthigen Frankreichs die preußische Adlerfahne zu tragen. Dazwischen wieder würtembergische, bairische, badische, preußische Soldaten aller Waffengattungen, die auf Requisitionen gewesen waren und dabei im guten elsassischen Wein, ihre Kehlen gehörig angefeuchtet, und ihre Sinne erheitert hatten, jubelnd, singend, gegenseitig sich aus ihren Feldflaschen zutrinkend und in allen nur möglichen Dialekten der deutschen Zunge unaufhörlich wiederholend, „sie seien die besten Freunde der Welt und wollten kameradschaftlich neben einander, aber niemals wieder gegen einander kämpfen.“ Gar die Preußen und Baiern waren jetzt stets besonders gute Freunde, die sich oft in angeheiterter Stimmung umarmten und küßten, und ihr „wir sind gute Kameraden“, unaufhörlich riefen.

Solche und noch zahllose Bilder ähnlicher Art, sah man in den ersten Tagen nach den Schlachten, in Weißenburg, Wörth und Sulz unaufhörlich. Es war der Krieg mit seinem oft nur zu grausigen und doch auch wieder großartigen Gepräge, was plötzlich hier uns vor die Augen trat und die Seele mit den verschiedensten Eindrücken erfüllte. Freilich an die Witwen und Waisen und Tausende von unglücklichen Familien, welche diese einzigen zwei Tage schon Frankreich wie Deutschland gekostet hatten, durfte man nicht denken, wenn die gerechte Freude über diese Siege ungetrübt bleiben sollte. Und doch war es jetzt nur erst ein leichtes Vorspiel des grausigen Elendes, welches wir später in langen schweren Monaten nur zu viel sehen mußten, so daß zuletzt die Gewohnheit dagegen fast abstumpfte.

Die strategischen Folgen des Sieges bei Wörth, waren sehr wichtig. Ein Theil der geschlagenen Mac-Mahon'schen Armee floh in wilder Flucht über Hagenau bis nach Straßburg, überall Schrecken verbreitend und Verwirrung bringend. Die wichtige Stadt Hagenau ergab sich ohne Kampf einigen kühn geführten badischen Reiterschwadronen und selbst Straßburg wäre fast durch einen Handstreich von uns genommen worden. Hätte man im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen, schon am Abend des

6. August den erfochtenen Sieg in seiner ganzen Bedeutung und die Verwirrung der geschlagenen Franzosen in ihrem vollen Umfang gekannt, und nun sogleich die badische Division, die sehr wenig im Gefecht gewesen und daher noch ziemlich frisch war, in rastlosem Eilmarsch nach Straßburg gesandt, wo sie am 8. August fast zugleich mit den Flüchtlingen der französischen Schaaren hätte eintreffen können, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß uns damals die Eroberung dieser wichtigen Festung ohne weiteren Kampf gelungen sein würde, so groß soll die erste Bestürzung und der Schrecken von der verlorenen Schlacht daselbst gewesen sein.

Es wäre dies ein unermeßlicher Vortheil gewesen, der viel Blut und Elend, was die spätere Belagerung der Stadt brachte, erspart und uns mit der nutzlosen Barbarei, daß preußische Kanonen auf eine Kirche wie der Straßburger Münster war, sogar gerichtet wurden, verschont hätte. Aber freilich konnte man im kronprinzlichen Hauptquartier die volle Bedeutung des Sieges nicht sogleich erkennen und die erforderlichen Maßregeln deshalb auch nicht treffen. Grade je siegesübermüthiger die Franzosen vorher gewesen waren und je unmöglicher sie es in ihrem Wahn gehalten hatten, daß sie jemals von den Deutschen geschlagen werden könnten, desto größer war nun die Bestürzung als dies in drei Tagen zweimal nach einander geschehen war.

Auch der Marschall Mac-Mahon selbst, der sein ganzes Gepäck auf dem Schlachtfelde zurückließ, was wohl durch die ungemeine Unordnung und Undisciplin, die sogleich unter dem sehr schlecht und locker organisirten französischen Trainwesen eingerissen sein soll, veranlaßt wurde, denn sonst hätte er füglich Zeit genug gehabt, Alles zu retten, ging am Abend noch mit dem Haupttheil seines Heeres in ziemlich guter Ordnung nach Nieder-Bronn zurück. Am anderen Tage marschirte er nach Zabern, wo die inzwischen eingetroffene Division Guyot des Lespart vom 5. Armeekorps, ihn aufnahm.

Die Verfolgung des geschlagenen Feindes geschah von unserer Seite in den ersten Tagen nach der Schlacht, nicht mit dem rastlosen Eifer, den man hätte bei solcher Gelegenheit entwickeln können. Es sind verschiedene Gründe, die dies wohl bewirkten.

Zuerst waren die meisten Truppen des Kronprinzen, noch nicht so an die Strapazen des Krieges gewöhnt, wie dies ein späteres, längeres

Feldleben hervorbringt. Sie hatten in den drei Tagen vom 4. bis 6. August ungemein viel geleistet und bedurften dringend der Ruhe. Auch das unaufhörliche Regenwetter, welches die engen Waldwege für größere Truppenmassen fast unpassirbar machte, die Verpflegung sehr verhinderte, und den Aufenthalt in den Bivouaks für die Soldaten sehr unbequem, ja selbst beschwerlich machte, trug ebenfalls viel mit dazu bei, daß keine lebhafte Verfolgung sogleich geschah. Auch waren die Truppenverbände und der Generalstab erst vor wenigen Tagen organisirt, und die einzelnen Befehlshaber kannten sich noch nicht recht.

Der Generalstab bestand aus verschiedenen Elementen, und die Zusammensetzung der Armee aus preußischen, bairischen, würtembergischen und badischen Truppen, deren Befehlshaber sich noch fremd waren, erschwerte gleichfalls ein sehr schnelles Zusammenwirken. Dazu kannte man, wie gesagt, den Umfang des Sieges nicht ganz genau und hielt die Mac-Mahon'sche Armee bei Weitem nicht in dem Maße geschlagen, wie sie dies in der That war. Ein Blücher-Gneisenau oder gar ein Friedrich der Große, befanden sich aber auch nicht im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen und den rastlosen Verfolgungseifer den Ersterer, z. B. nach der Schlacht bei Belle-Alliance und Letzterer nach dem Siege bei Leuthen so glänzend entwickelten, vermochte man daselbst niemals zu finden. So machte man denn am 7. und 8. August von der ebenso zahlreichen, wie trefflichen Kavallerie einen nur sehr schwächlichen Gebrauch und der Marschall Mac-Mahon ward lange nicht so energisch verfolgt, wie dies eigentlich hätte geschehen können.

Wie bestürzt die Franzosen aber damals waren und welche Kopflosigkeit in den ersten Tagen nach der Wörther Niederlage bei ihnen eingerissen war, zeigt am deutlichsten, daß der Marschall Mac-Mahon bei seinem Rückzug es sogar unterließ, die Straßburg-Nancyer Eisenbahn zu zerstören, was ihm doch ein so Leichtes gewesen sein würde. Hätte er die großen Tunnels dieser Bahn, die bei Zabern durch die Vogesen führen, sprengen lassen, so wäre deren Wiederherstellung für uns in Monaten nicht wieder zu bewerkstelligen gewesen. Wir hätten so lange diese wichtige Bahn, die einzige, die uns vor dem Fall von Metz zu Gebote stand, um unser ungeheueres Material aller Art nach Nancy und so weiter in das Innere von Frankreich zu transportiren, entbehren und uns mit der steilen Gebirgsstraße durch die Vogesen

begnügen müssen. Dies wäre aber für uns ein gar nicht zu berechnender Nachtheil, wie für die Franzosen ein ungemeiner Vortheil gewesen, der leicht dem ganzen Feldzuge eine andere Wendung zu geben vermochte. Wäre von französischer Seite bis Mitte September, nur die Hälfte der Thatkraft und Tüchtigkeit entwickelt worden, wie dies nachher, wo freilich Alles schon zu spät war, und die Entscheidung des Krieges wohl noch dadurch verzögert aber nicht mehr verändert werden konnte, geschah, wie ganz anders hätte sich Alles für uns gestalten können! Die beispiellose Ungeschicklichkeit aller französischen Marschälle des Kaiserreiches, hat unseren einzelnen Korpsführern, die Siege stets recht erleichtern geholfen; dies ist ein Umstand, den man gar nicht genug wiederholen kann.

So zog sich denn der Marschall Mac-Mahon von uns weiter nicht viel verfolgt, langsam und in ziemlicher Ordnung durch die Vogesen nach Lothringen zurück und die Armee des Kronprinzen von Preußen, folgte in ziemlich bedächtiger Weise nach. Die badische Division unter dem General von Beyer, trennte sich aber jetzt schon von dieser Armee, um sich niemals wieder mit derselben zu vereinigen. Sie blieb im Elsaß zurück, besetzte denselben bis Straßburg und schritt dann anfänglich zur Cernirung und später zur Belagerung dieser wichtigen Festung.

Der 6. August sollte aber ein zweifacher Sieges- und Freudentag für Deutschland sein, denn auch aus Saarbrücken wurden die Franzosen vertrieben und die wichtige Höhe des Spicherer Berges von unseren Truppen genommen.

Am Morgen des 6. August hatte sich die Vorhut der I. preußischen Armee der Saar genähert, die Franzosen räumten bei dieser Nachricht sogleich Saarbrücken, was ihnen keine feste Stellung gewährte und zogen sich auf die Höhen jenseits der Stadt zurück. Besonders die Höhe bei Spicheren zwischen Saarbrücken und Forbach gelegen, bildete ihre Hauptposition und war von ihnen durch einige Schanzen und Verhaue befestigt worden.

Gegen Mittag kam die preußische 14. Division unter dem General-Lieutenant von Kamecke, Infanterieregimenter Nr. 39, 74, 53 und 77 [Westphalen und Hannoveraner], zuerst in das Gefecht und trieb die Franzosen unter langsamem Feuergefecht zurück.

Auf den Höhen aber setzte sich der Feind, die 14. Division allein war zu schwach zum Vordringen und es wurde einige Zeit nur ein gegenseitiges, im Ganzen ziemlich unschädliches Artilleriegefecht unterhalten. Auf den Kanonendonner kamen aber andere preußische Truppentheile, in Eile heranmarschirt. Zuerst das Hohenzollernsche Füsilierregiment Nr. 40, dann allmählich auch die ganze 16. Infanterie-Division mit den Regimentern Nr. 29, 69, 40 und 70, und das 8. Jägerbataillon [Rheinländer] vom 8. Armeekorps, nebst der Divisions-Artillerie und Kavallerie.

Einen immer größeren Umfang nahm jetzt der Kampf an, immer lebhafter drangen unsere Truppen vor, trotz des hartnäckigen Widerstandes den ihnen die Franzosen anfänglich noch leisteten.

Gegen 3 Uhr Nachmittags, ward die Höhe des Spicherer Berges unter heftigem Widerstand des Feindes und harten Verlusten unserer Truppen erstürmt. Die 5. Division mit vier Bataillonen, dann Truppentheile der 14. Division und das 40. Regiment, unterstützt von Batterien der 5. Division, führten diese wirklich heroische That aus. Zwar drangen die Franzosen wiederholt noch mit der größten Hartnäckigkeit vor und selbst auf der bewaldeten Kuppe des Berges selbst, tobte der Kampf noch längere Zeit hin und her, allein der Feind vermochte uns dessen Besitz nicht mehr streitig zu machen.

Während hier der Kampf am heftigsten war, ging die 13. preußische Division bei Wehrden über die Saar, besetzte ohne großen Widerstand Forbach und erbeutete sehr reiche französische Magazine daselbst. So mußte der General Frossard, der am Abend unter dem Schutz eines sehr heftigen Geschützfeuers seiner überlegenen Artillerie, den Rückzug antrat, diesen in südwestlicher Richtung antreten und die Straße auf St. Avold preisgeben. Um 7 Uhr Abends konnte der Kampf als beendet angesehen und der Sieg als ein von uns glänzend gewonnener betrachtet werden. Leider waren unsere Verluste sehr groß und hätten bei vorsichtigerer Kampfweise entschieden weit kleiner sein können. An Todten und Verwundeten büßten wir 4000 Mann ein; unter Ersteren befand sich auch der General von François. Die Franzosen haben ungefähr eben so viel Todte und Verwundete gehabt, außerdem aber noch an 2000 Gefangene verloren. Von preußischer Seite waren ungefähr 27—28,000 Mann, von französischer Seite 30,000 Mann im Gefecht gewesen. So hatten Letztere außer der

Festigkeit ihrer Stellung, auch die numerische Ueberzahl hier gehabt.

Nebst der großen Beute an Gefangenen, Kanonen und Heergeräth aller Art, war der Gewinn, den uns das Gefecht bei Saarbrücken und Forbach brachte, ein fast ebenso großer, als der, den wir von den Tagen bei Weißenburg und Wörth hatten. Wir konnten jetzt auf zwei Seiten durch die Vogesen und über Forbach und St. Avold, in Lothringen eindringen und somit immer mehr den Kriegsschauplatz in das eigentliche Frankreich selbst hinein verlegen.

Das französische Korps Frossard ward hier ziemlich zersprengt und es blieb dem General desselben nichts Anderes übrig, als in Eile seinen Rückzug nach Metz anzutreten, um unter dem Schutz von dessen mächtigen Forts, seine Truppen aufs Neue zu organisiren. Und zwar war dieser Sieg für uns um desto wichtiger in seinen moralischen Folgen, weil die Franzosen nicht allein in einer sehr günstigen Position, sondern auch in entschiedener Ueberzahl gegen uns dabei gekämpft hatten. Ihre Niederlagen bei Weißenburg und Wörth konnten sie dadurch entschuldigen, daß sie gegen eine große numerische Ueberzahl gekämpft hatten, am Spicherer Berge aber war gewiß das Gegentheil der Fall. Wenn vielleicht bis dahin in Deutschland noch immer hie und da der Glaube geherrscht haben mochte, die französischen Bataillone und Batterien seien kriegsgeübter und tüchtiger, als die unsrigen, so war dies nach den beiden glänzenden Erfolgen am 6. August, entschieden nicht mehr der Fall. Es gab von da an keinen einzigen deutschen Truppentheil mehr, der sich bei gleicher Stärke und Stellung, nicht der besten französischen Elitetruppe vollständig gewachsen, ja selbst überlegen hielt.

Es war dies aber ein ungemeiner Gewinn für uns. Freilich war solcher auch nicht wohlfeil erkauft, denn allein die 5. Division hatte bei Erstürmung der Spicherer Höhe, an 1600 Todte und Verwundete verloren. Es fehlt nicht an Stimmen welche es hart tadeln, daß man den Stier so ohne Weiteres bei den Hörnern gepackt und grade vorwärts gestürmt hatte, da man doch dasselbe Resultat durch eine geschickte Umgehung der Höhe, mit ungleich geringeren Verlusten ebenfalls hätte erreichen können und ich glaube selbst, daß diese Stimmen nicht so ganz im Unrecht sind. Aber freilich Menschenleben zu schonen, hat niemals in der Art des Generals von Steinmetz ge-

legen, er geht grade vorwärts darauf los und wenn er nur seinen Zweck möglichst schnell und kräftig erreicht, so macht er sich wohl nicht all zu viel Sorge darum, ob dies mit mehr oder minderen Opfern geschieht. Es giebt nun einmal zwei verschiedene Arten der Heerführung, eine strategische und eine nur bloß rücksichtslos darauf losstürmende.

So freudig und erhebend mit Recht der Eindruck war, den die Kunde der Siege bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken in ganz Deutschland, wohin sie der Telegraph mit Blitzesschnelle gemeldet hatte, hervorbrachte, ebenso niederschmetternd war solcher in Frankreich. Zwar suchten sogleich die officiellen Proklamationen des Kaisers die Bedeutung der Niederlagen möglichst zu schwächen und die Presse erging sich oft in den wirklich komischsten Lügen und allen möglichen abgeschmackten Wendungen, um das Geschehene zu verhüllen, allein es wollte dies doch nicht gelingen. Die Resultate waren hier zu klar, denn Marschall Mac-Mahon marschirte in Eile mit seinem geschlagenen Heere nach Nancy, General Frossard aber nach Metz. Das konnten doch aber unmöglich bloß strategische Rückzüge sein, zumal das Ansehen der geschlagenen Truppen dem Lügen sprach. Wohin war es aber mit der gloire der großen Nation gekommen, wenn ihre besten Truppen sich sogleich von den früher so tief verachteten Deutschen schlagen ließen und in fluchtähnlicher Eile ihren Rückzug bis hinter schützende Festungsmauern antraten?! Es mußte doch gar Vieles faul in ihrem Staate und Heere sein, und die Proklamationen des Kaisers, die Berichte des Kriegsministers Le Boeuf, die Tiraden in der Assemblée nationale und die Fanfaronaden der Zeitungen, nur zu viele Lügen enthalten. —

Die wirklich denkenden Franzosen, die freilich nur die kleine Minderzahl in diesem sonst so geistreich und aufgeklärt sein wollenden Volke bilden, fingen doch schon an, immer mehr einzusehen, daß diese ungerechtfertigte Kriegserklärung über ihr Vaterland nur zu viel Unglück und Verderben bringen würde. Auch der Kaiser soll sehr niedergeschlagen gewesen sein. Er erkannte jetzt, daß sein Uebermuth gegen den König von Preußen, nicht bloß eine Thorheit oder ein Fehler, nein ein ungeheueres Verbrechen gegen sich, seine Dynastie und sein Reich gewesen sei. Doch jetzt war es zur Umkehr zu spät, und wenn es auch mit dem Offensivkrieg vorerst nicht mehr angehen

wollte, so mußten zur kräftigsten Defensive doch alle Kräfte des Landes aufgeboten werden.

So erschien denn schon am 7. August, sogleich als die Niederlagen in Paris bekannt wurden, ein Dekret, welches befahl, daß die Mobilgarde durch alle jungen Männer unter 30 Jahren verstärkt werden sollte, ferner, daß alle Männer von 30—40 Jahren in der Nationalgarde Dienste thun sollten. Es war dies somit eigentlich schon ein „Levée en masse“, um die frechen Eindringlinge von Frankreichs geheiligtem Boden zu vertreiben. Schade nur, daß sich so etwas immer leichter auf dem Papier dekretiren als in Wirklichkeit ausführen läßt.

Die Siege bei Wörth und Saarbrücken, in Folge dessen alle unsere aktiven Operationsarmeen entweder schon auf französischem Boden weilten, oder doch in raschem Anmarsch dahin begriffen waren, machten es erforderlich, daß auch der König Wilhelm sein Hauptquartier dorthin verlegte.

Am 8. August befand sich das Hauptquartier des Königs in Homburg in der Rheinpfalz, und er erließ von dorther folgende Proklamation an die Truppen: „Soldaten! Die Verfolgung des nach blutigen Kämpfen zurückgedrängten Feindes, hat bereits einen großen Theil unserer Armee über die Grenze geführt. Mehrere Korps werden heute und morgen den französischen Boden betreten. Ich erwarte, daß die Mannszucht, durch welche Ihr bisher Euch ausgezeichnet habt, sich besonders auch auf feindlichem Gebiete bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes, es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigenthum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres, auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde. Ich baue auf den guten Geist, der die Armee beseelt, zugleich aber auch auf die Strenge und Umsicht aller Führer.“

Am 11. August, wo der König von Preußen von Saarbrücken aus, den französischen Boden betrat, erließ er folgende Proklamation an das französische Volk:

„Wir, Wilhelm, König von Preußen, thun den Bewohnern der durch die deutschen Armeen besetzten französischen Gebietstheile zu wissen was folgt: Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte, habe ich

den Oberbefehl über die deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen; ich bin durch die militairischen Ereignisse dahin gekommen, die Grenzen Frankreichs zu überschreiten. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnächst fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums zu genießen und zwar so lange als sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen, des Rechts berauben werden, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen. Die Generäle, welche die einzelnen Korps kommandiren, werden durch besondere Bestimmungen, welche zur Kenntniß des Publikums werden gebracht werden, die Maßregeln festsetzen, welche gegen die Gemeinden oder gegen einzelne Personen die sich im Widerspruch mit den Kriegsgebräuchen setzen, zu ergreifen sind, sie werden in gleicher Weise Alles was sich auf die Requisitionen bezieht, festsetzen, welche durch die Bedürfnisse der Truppen als nöthig erachtet werden, sie werden auch Coursdifferenzen zwischen deutscher und französischer Währung festsetzen, um so den Einzelverkehr zwischen den Truppen und den Einwohnern zu erleichtern.

Wilhelm."

Diese beiden Proklamationen des Königs von Preußen, bezeichneten den wohlwollenden und milden Sinn, der diesen Monarchen in so hohem Grade beseelt. Leider wurden sie nur häufig nicht in der gewünschten Weise befolgt, der Krieg nahm bald einen harten, ja mitunter selbst grausamen Charakter an und es befanden sich sogar unter den Officieren Manche, welche ihre innere Rohheit und den brutalen Uebermuth den sie besaßen, in rücksichtsloser Weise gegen die wehrlose französische Bevölkerung gelten zu machen suchten. Wer ein Augenzeuge des ganzen Krieges war, der hat leider nur zu viele Beispiele von Rohheit und Willkür, welche die Humanität schändeten, dem deutschen Namen wahrlich keine Ehre machten, und die Franzosen nur nutzlos zur Erbitterung gegen uns reizten, mit ansehen müssen; glücklicher Weise jedoch auch wieder sehr zahlreiche Beispiele vom Gegentheil. Im Allgemeinen konnte man stets annehmen, daß je geistig ungebildeter, oder von Standeshochmuth und Adelsdünkel ergriffen ein Officier war, und je weniger er in rein militairischer Hinsicht leistete, er auch um desto brutaler und ungerechter gegen die Franzosen sich benahm. Die geistig gebildeten, wirklich tüchtigen Officiere, waren auch

stets die humansten, die den Krieg nicht grausamer machten, wie er leider ohnehin seiner eigenen Natur nach, schon immer sein wird.

Am 9. August traten die Kammern in Paris zusammen und da die Nachrichten über die Niederlagen der Heere dort schon bekannt waren, so kam es zu sehr stürmischen Sitzungen. Es fehlte von Seiten der linken Parthei, selbst nicht an revolutionären Drohungen und den heftigsten Anklagen gegen das Ministerium und den Kaiser, und Napoleon konnte schon damals zur Genüge erkennen, wie wankend seine Herrschaft in seiner Hauptstadt geworden sei. Der Kriegsminister Le Boeuf, dessen Unfähigkeit als Organisator eines Heeres, sich zu sehr gezeigt hatte, was seine Befähigung als guter Artillerieofficier nicht ausschloß, trat ab, und der Marschall Palikao wurde mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut. Man erwartete von diesem wenigstens eine größere Energie.

Das neue Ministerium erließ eine nach französischer Weise wieder recht phrasenhafte Proklamation an das Volk, welche schloß: „Wir haben die ganze Wahrheit gesagt, nun ist es an Euch, Eure Pflicht auf gleiche Weise zu erfüllen. Jede Brust von einem Ende Frankreichs bis zum anderen, das ganze Volk erhebe sich und weihe sich zum Kampf. Einige unserer Regimenter sind einer Ueberzahl unterlegen, aber unsere Armee ist nicht besiegt. Der männliche Hauch der Unerschrockenheit belebt sie noch immer. Unterstützen wir sie. Setzen wir der Kühnheit die einen Augenblick glücklich war, jene Zähigkeit entgegen, die das Schicksal bezwingt. Rufen wir bei uns selbst Hülfe und mögen die Eindringlinge auf einen lebendigen Wall von Männern stoßen wie im Jahr 1792 und bei Sebastopol. Mögen die Unfälle uns zur Lehre gereichen, wie unsere Siege. Es wäre ein Verbrechen am Heil des Vaterlandes, zu verzweifeln und ganz besonders zu demselben nicht beizutragen. Auf denn! auf, Ihr Bewohner des Centrums, des Nordens, und des Südens unseres Landes, die Ihr von den Lasten des Krieges nicht bedroht seid, eilet mit einmüthiger Begeisterung Euren Brüdern aus dem Osten zur Hülfe. Möge Frankreich einig sein im Glück, sich im Unglück noch einiger fühlen. Gott segne unsere Waffen!“

Diese bombastische Proklamation machte damals geringen Eindruck, die Bevölkerung Frankreichs verhielt sich ziemlich ruhig und widerstandslos und erst nach der Einführung der Republik, begann der

eigentliche Volkskrieg, der uns später noch so ungeheure Opfer kosten sollte und die endliche Entscheidung über alles Erwarten hin verzögerte.

Ohne sonderlichen Widerstand zu finden, drangen unsere Heere jetzt immer weiter in Frankreich ein.

Die I. Armee unter dem General von Steinmetz und die II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Carl, drangen bis zur Mosel vor. Zwar hatte es anfänglich den Anschein, als wollten die Franzosen sich im Ried vor Metz, vertheidigen, doch gaben sie dies bald wieder auf und zogen sich in die Festung zurück. In Folge dessen konnte der König von Preußen, der sich dem Plane gemäß, zur II. Armee begab, am 13. August sein Hauptquartier nach Fouquelmont und von da nach dem Schlosse Ferry, einige Stunden von Metz verlegen.

Von der zahlreichen deutschen Kavallerie gingen aber Abtheilungen über die Mosel und besetzten Pont à Mousson und später Frouard, wo sich die Metz-Pariser-Bahn mit der von Nancy verbindet, ohne weiteren Widerstand zu finden. Auch der Kronprinz von Preußen rückte ohne den mindesten Widerstand durch die Vogesen, und die wichtigen Städte Lüneville mit 30,000 Einwohnern und einige Tage später auch das schöne, reiche Nancy, mit 50,000 Einwohnern, die Hauptstadt des alten Herzogthums Lothringen, ergaben sich ohne auch nur den mindesten Widerstand zu versuchen, kleinen preußischen Kavallerieabtheilungen. Der Marschall Mac-Mahon, der anfänglich sein geschlagenes Heer in Nancy hatte sammeln wollen, sah ein daß dies nicht möglich sei und ging weiter bis hinter die Festungen Toul und Verdun, ja später sogar bis Chalons zurück. So konnte der Kronprinz von Preußen am 18. August sein Hauptquartier nach Nancy, wo es einige Tage blieb, verlegen. Die kleinen Festungen Lützelstein und Marsall im Elsaß, ergaben sich ohne weitern Widerstand, während Bitsch und Pfalzburg von bairischen Truppen cernirt wurden; ebenso wurde Straßburg am 15. August von der badischen Division enger cernirt. So war überall Sieg und rücksichtsloses Vordringen unserer deutschen Truppen in Frankreich, die jetzt auch noch durch das inzwischen eingetroffene XII. [königlich sächsische] Armeekorps, dessen Mobilisirung nicht so rasch wie dies in Preußen geschah, von statten ging, verstärkt wurden.

In Paris suchte man noch immer das Vertrauen des Volkes durch lügenhafte Siegesberichte und möglichstes Verschweigen der erlittenen Niederlagen zu erhalten, was auch Dank der französischen Leichtgläubigkeit und Eitelkeit, welche an eine Niederlage gar nicht glauben konnte, wenigstens theilweise gelang.

Um aber eine kräftigere Heerführung zu erzielen und mehr Einheit in alle Operationen zu bringen, ward der durch seinen rücksichtslosen Eifer bekannte Marschall Bazaine, zum General en chef des 2., 3. und 4. Korps und auch zugleich der Mac-Mahon'schen Rheinarmee ernannt. Der durch seine Werke über die französische Militairorganisation berühmte General Trochu, sonst ein heftiger politischer Gegner des Kaisers Napoleon, ward General en chef eines 12. Armeekorps, welches in Chalons sur Marne organisirt werden sollte und wozu man besonders auch mobile Pariser Nationalgarde verwandte.

Der General Vinoy, der früher in Rom kommandirt hatte, erhielt den Befehl über das 13. Korps, welches in Paris formirt wurde. Man verwandte dazu Depotbataillone von verschiedenen Regimentern, dann alle Linienregimenter, welche bisher an der spanischen Grenze gestanden hatten. Es ward auch vom Kaiser Napoleon Befehl gegeben, das bisher im Kirchenstaat gestandene französische Okkupationskorps zurückzuziehen und ebenfalls auch noch von Algerien her, so viele Truppen man irgend dort entbehren konnte, nach Frankreich zu bringen. Auch Erlasse um Freiwillige und früher gediente Soldaten und Officiere zum Eintritt in die Regimenter zu bewegen, wurden gegeben und hatten theilweise einen günstigen Erfolg. Der Volksgeist fing allmählich sich jetzt an in Frankreich zu regen und die Nation sah ein, daß sie nicht mit ihren bloßen Fanfaronaden und bodenlosen Lügen, die so bitter gehaßten Deutschen vom französischen Boden würde vertreiben können, sondern daß sie dazu in Masse zu den Waffen greifen müsse, um das stehende Heer zu verstärken. Um aber dem französischen Nationalhaß, der jetzt immer heftiger aufzulodern begann, Genüge zu leisten, erließ die Regierung die harte Maßregel, daß alle in Paris ansässigen Deutschen, wenn sie nicht ganz besondere Zeugnisse über ihr Wohlverhalten beibringen konnten, in wenigen Tagen die Stadt und auch ganz Frankreich verlassen mußten. So nahm schon bald nach seinem Beginn dieser Krieg, den Charakter eines Rassenkampfes zwischen der deutschen und französischen Nation an,

der ihm später leider einen so harten und grausamen Fortgang verleihen sollte.

Von deutscher Seite suchte man aber mit großer Energie die so wichtige Eisenbahn über Weißenburg, Hagenau und Zabern nach Nancy wieder herzustellen und in Betrieb zu setzen, da man einsah, daß der Einmarsch eines so großen Heeres in Frankreich, ohne eine gesicherte Eisenbahnverbindung, auf der man Munition, Lebensmittel und Ersatzmannschaften hin-, und Kranke und Verwundete zurückbeförderte, kaum möglich sein werde.

Dank der Tüchtigkeit der preußischen Eisenbahnbeamten und da, wie schon erwähnt, die Franzosen bei ihrem eiligen Rückzug nur sehr geringe Zerstörungen verübt hatten, konnte man schon in den letzten Tagen des August die Bahn bis Nancy benutzen. Es war dies eine ungemein wichtige Hülfe für die ganze Kriegsführung.

Um den Verkehr auf der Eisenbahn besser leiten zu können, wurden auf allen Stationen militairische Etappenkommandanten ernannt. Es war dies eine sehr zweckmäßige Maßregel, welche viel dazu beitrug, daß der ganze Militairtransport auf den Bahnen wenigstens in einigermaßen leidlicher Ordnung blieb. Man nahm zu diesen Etappenkommandanten, deren Amt besonders auf den größeren Bahnhöfen ein sehr anstrengendes, und Tag und Nacht beschwerliches war, gewöhnlich ältere pensionirte Hauptleute und Stabsofficiere. Häufig traf man hiebei geeignete Persönlichkeiten, mitunter wurden aber auch aus Mangel an solchen, oder, weil sich Protectionsunfug und verschiedene andere Rücksichten dabei geltend gemacht hatten, alte stumpfe Männer oder wegen Rohheit, Trunksucht oder sonstigen Gründen pensionirte Officiere, zu diesen Etappenkommandanten gemacht, die ihren Stellen auch nicht im Allermindesten gewachsen waren. So konnte man denn auf gar manchen französischen Bahnhöfen, nur zu oft Augenzeuge von Rohheiten, Brutalitäten gegen Franzosen, die dort zu verkehren hatten, harter Behandlung von französischen Kriegsgefangenen und nachlässiger Verpflegung unserer erkrankten und verwundeten Soldaten sein und ein wüstes Getreibe, ein unnützes Gelärme und Gefluche, ohne daß auch nur das Allermindeste dadurch erreicht wurde, herrschte daselbst.

Auch sonst ereigneten sich leider immer häufiger Scenen, die mit Recht den Franzosen grade keinen allzu hohen Begriff von deutscher

Höflichkeit, Gesittung, ja selbst Rechtlichkeit beibringen konnten. Dazu strömten alle möglichen deutschen Abentheurer, Bummler, bankrotte Cigarrenhändler, versoffene diebische Marketender; kurz Tausende von größtentheils nichts weniger als ehrenwerthen Persönlichkeiten, alle mit der Absicht auf Kosten der Franzosen wenigstens möglichst gut zu leben, wo möglich aber noch dabei zu betrügen und zu stehlen, wie ein wüster Troß sich dem Heere anhängend, in Frankreich ein. Auch die weiße Armbinde mit rothem Kreuz, dies edle Zeichen der freiwilligen Krankenpflege, ward leider von unnützen Bummelanten und bloßen Vergnügungsreisenden oft nur zu sehr mißbraucht. Trotzdem hat diese freiwillige Krankenpflege im Großen und Ganzen, doch unendlich viel Gutes geleistet und Tausenden von braven Soldaten, Leben und Gesundheit erhalten.

Viele Hunderte von Johanniter- und Malteser-Rittern, Civilärzten, Krankenpflegern, Mitgliedern der Hülfsvereine, und gar vor Allem Diakonissinnen und „Barmherzigen Schwestern", die unbedingt die ausdauerndsten und unermüdlichsten Krankenpflegerinnen waren, haben sich durch ihre menschenfreundliche, oft Monate lang andauernde rastlose und aufopfernde Thätigkeit, mit vollem Recht den größten Anspruch auf den Dank nicht bloß des deutschen Heeres, sondern auch des ganzen Volkes erworben.

Ein großer Fortschritt war es auch, daß Mitte August schon Militair- und Civilgouverneure vom Elsaß und Lothringen ernannt wurden. Nach dem Elsaß kam als Militairgouverneur der General Graf Bismarck-Bohlen, als Civilgouverneur der Regierungspräsident von Kühlwetter, nach Lothringen mit dem Sitz in Nancy, der General von Bonin als Militair- und der Regierungspräsident Graf Villers als Civilgouverneur. Ein zahlreicher Stab von allen möglichen Officieren, die theilweise recht angenehme Sinecuren dabei erhielten, und sehr viele Civilbeamte aller Grade, oft sehr nützlich, mitunter aber auch vollständig nutzlos, begleiteten diese Militair- und Civilgouverneure.

Es war dies ein großer Vorzug, denn wenn auch zahllose Mißgriffe aller Art, von allen diesen Behörden begangen wurden, wie dies bei der Schwierigkeit ihrer Thätigkeit und der Unkenntniß aller französischen Verhältnisse, auch gar nicht zu vermeiden war, so zeigten doch Alle den besten Willen, die höchste Thätigkeit und große Recht-

lichkeit, wie man dies ja glücklicher Weise bei den höhern preußischen Beamten und Officieren auch gar nicht anders gewohnt ist, und brachten allmählich wenigstens, einige Ordnung in das Chaos was in den ersten Wochen nach unserer Okkupation herrschte. Leider hatten sie und Alle mehr oder weniger mit dem bösen Willen aller französischen Beamten zu kämpfen, wodurch die ungeheuren Lasten aller Art, welche das besiegte Frankreich jetzt tragen mußte, oft recht nutzlos noch vermehrt wurden.

VI. Kapitel.

Das Gefecht bei Pange am 14. August. Die Schlacht bei Mars la Tour oder Vionville am 16. August. Die Schlacht bei Gravelotte oder Rezonville am 18. August.

Die große Festung oder richtiger, das riesige befestigte Lager bei Metz, nicht allein der stärkste Waffenplatz, den Frankreich nur besaß, sondern vielleicht auch der von ganz Europa, gewährte der Bazaineschen Armee einen festen Stützpunkt und einen gesicherten Rückzug. Es lag in dem Plane des Marschalls Bazaine, in dem Lager von Metz, eine Garnison von 30—40,000 Mann zurückzulassen. Für eine solche Besatzung war die Festung auf mindestens 4—5 Monate ziemlich genügend verproviantirt, und sie reichte auch vollkommen aus zur Vertheidigung auf mindestens ebenso lange Zeit, selbst gegen die stärkste Belagerungsarmee. Mit dem Rest seines Heeres, was mindestens dann noch 150—160,000 Mann sehr guter Truppen aller Waffengattungen betrug, wollte der Marschall Bazaine aber rückwärts von Metz eine Stellung nehmen. Er hoffte, daß der Marschall Mac-Mahon inzwischen sein Heer wieder organisirt und durch einen Theil des Trochu'schen Korps, was in Chalons gebildet wurde, verstärkt haben würde. Gelang dann die Vereinigung des Mac-Mahonschen Korps mit dem Bazaineschen ungefähr in der Nähe von Verdun, so konnte die französische Heeresmacht mindestens in einer Stärke von 300—320,000 Mann guter Truppen, sich dort aufstellen und die große Entscheidungsschlacht dieses Krieges anbieten. Um diese Vereinigung

der Mac-Mahonschen Armee mit der Bazaineschen zu beschleunigen, hatte der Kaiser Napoleon am 14. August Metz verlassen und sich nach Verdun begeben. Er soll sich dort — wie gesagt wurde, in der Mitte der französischen Truppen nicht recht wohl befunden und manche Kennzeichen erfahren haben, daß die so viel gerühmte Anhänglichkeit der Armee gegen ihn, die ja die Hauptstütze seiner Macht bildeten, schon jetzt nach den ersten verlorenen Schlachten in bedeutender Abnahme begriffen sei. Ist die Mehrheit des französischen Volkes doch auch viel zu frivol und charakterlos um auch im Unglück lange Treue zu bewahren.

Man hatte anfänglich im großen Hauptquartier des Königs geglaubt, daß der Marschall Bazaine noch vor Metz auf dem rechten Moselufer zwischen Pont à Mousson und der Festung sich schlagen werde, und deshalb die nöthigen Vorkehrungen auch getroffen. Es soll dies anfänglich auch im Plane des Marschalls Bazaine gelegen, er diese Idee aber auf Wunsch des Kaisers, der eine Vereinigung mit der Mac-Mahonschen Armee wünschte, wieder aufgegeben haben. Daß eine solche Vereinigung dieser beiden französischen Armeen, wenn sie gelang, sehr vieles für sich hatte, läßt sich nicht leugnen. Die Franzosen konnten sich stets auf ihre Festungen Metz, Toul, Verdun, Thionville, dabei stützen und hatten gesicherte Rückzugslinien dahin. Für uns waren diese Festungen aber, wenn wir weiter in Frankreich hinein marschirten, um dort die Hauptschlacht zu schlagen, stets ein großes Hinderniß, denn wir durften solche nicht ohne starke Cernirungskorps im Rücken liegen lassen. Blieb eine französische Besatzung von 40,000 Mann in Metz zurück, so mußten wir mindestens 60,000 Mann davor lassen, um solche am Durchbruch zu verhindern, und ebenso war es mißlich Thionville, Toul, und selbst die offenen Städte Nancy und Lüneville, ohne starke Cernirungs- und Besatzungskorps im Rücken liegen zu lassen. Da wir damals im August noch keine Landwehr in Frankreich hatten, sondern diese zum Schutz unserer Küsten gegen etwaige französische Landungsversuche in Deutschland dringend bedurften, so konnten alle diese Besatzungs- und Cernirungskorps nur von Truppen der aktiven Feldarmee genommen werden. Diese wurde dadurch aber sehr geschwächt, und da die ganze badische Division vor Straßburg dringend nothwendig war, die 17. Division noch in Holstein und Hamburg stand, das II. Armeekorps größtentheils

noch in und um Berlin zusammengezogen war, um an jedem Küstenpunkt schnell zu erscheinen, wo seine Gegenwart am Nothwendigsten war, so war es sehr zweifelhaft, ob wir etwa in den Tagen vom 22.—28. August, ebenfalls mit 300,000 Mann Truppen hätten eine Schlacht vor Verdun schlagen können. Ward dieselbe aber von uns verloren, so war dies ein sehr übeles Ding, denn wir befanden uns dann inmitten eines feindlichen Landes mit starken Festungen im Rücken, und ohne Eisenbahnen, die uns nützen konnten.

Hatte man französischer Seits es versäumt, in der Zeit vom 20.—28. Juli in Deutschland zur Offensive überzugehen, so war es jeden Falls jetzt das Sicherste, uns weiter in Frankreich hineinzulocken, und in der Zeit vom 20.—28. August an der Maas bei Verdun die Schlacht anzubieten. Fiel auch diese Schlacht unglücklich für die Franzosen aus, so konnten sie im schlimmsten Fall noch eine zweite an der Marne-Linie bei Chalons schlagen und sollte selbst auch diese verloren gehen, so blieb ihnen der ungehinderte Rückzug hinter die Pariser Forts, entschieden noch immer frei.

Abgedrängte und versprengte Truppentheile konnten aber stets in den Festungen Verdun, Toul, Thionville, Mézières, Soissons, Montmedy, sichere Zufluchtsorte finden.

Im großen Hauptquartier des Königs, erkannte man die Bedeutung einer Vereinigung der Bazaineschen und Mac-Mahonschen Armee an der Maas, auch recht wohl. Um solche zu vereiteln, faßte der General Moltke den ebenso kühnen, wie genialen Plan, unverzüglich über die Mosel zu gehen und sich im Rücken von Metz zwischen die Mac-Mahonsche und Bazainesche Armee, wie ein mächtiger Keil mitten hinein zu drängen und so ihre Vereinigung zu verhindern.

Es war dies ein sehr kühner Plan, der nur bei der größten Energie und den besten zuverlässigsten Truppen, zur Ausführung kommen konnte.

Daß er Erstere besaß, wußte der General von Moltke selbst und die bisherigen Erfolge konnten ihn auch über Letztere beruhigen.

Am 14. August fand nun ein für unsere Waffen zwar siegreiches, aber auch blutiges und im Ganzen eigentlich ziemlich resultatloses Gefecht bei dem Dorfe Pange statt, was vom General von Steinmetz eingeleitet war. Derselbe ertheilte am Nachmittag um 4 Uhr des 14. August, der 13. Division vom VII. westphälischen Armeekorps, den

Befehl, eine weitere Recognoscirung nach Languenery zu unternehmen, während gleichzeitig die 1. Division vom I. ostpreußischen Armeekorps, über Honville nach Montoy vorging und die 2. Division auf der Straße von les Etanges marschirte. Bald trafen die preußischen Truppen auf französische Brigaden von den Korps Decaen und Frossard, und ein ziemlich lebhaftes Feuergefecht begann sogleich. Die Franzosen, die eine recht gute Stellung hinter Hecken und in Gräben hatten, vertheidigten sich anfänglich ziemlich hartnäckig, konnten aber zuletzt dem Ungestüm der sehr lebhaft vordringenden Preußen nicht widerstehen und gingen langsam und in guter Ordnung zurück.

Besonders die Regimenter Nr. 4, 43 und 44 der 2. Division hatten hier sehr zahlreiche Verluste, und die Wirkungen des aus sehr weiter Entfernung schießenden Chassepotgewehres, machten sich bei ihnen nur zu fühlbar. Es war einen Augenblick sogar nahe daran, daß diese Division, die sehr viele Officiere verloren hatte, wieder zurückging; doch sammelte der Divisionsgeneral von Bentheim die Truppen wieder und führte sie mit geschwungenem Säbel sogleich weiter vor. Zuletzt rückten auch die preußischen Batterien vor, und unterhielten ein lebhaftes Artilleriefeuer gegen die Franzosen, vermochten diesen aber keinen sonderlichen Schaden zuzufügen, da sie durch die glühendroth untergehende Sonne, in deren Richtung sie feuern mußten, sehr am richtigen Zielen gehindert wurden. Auch die französische Feldartillerie schoß lebhaft aber nur höchst mittelmäßig. Der eingetretene Sonnenuntergang und der Umstand, daß die preußischen Truppen sonst unter die Kanonen der Forts von Metz gerathen sein würden, endigte um 9 Uhr den heißen und mörderischen, aber in seinen weitern Folgen ziemlich nutzlosen Kampf, in welchem beide Theile sich mit gleichem Rechte oder Unrechte den Sieg zuschrieben. Die Preußen weil sie unläugbar im Vorrücken gewesen waren und die Franzosen in die Forts zurückgeworfen hatten; Letztere aber, da am anderen Morgen der General von Manteuffel einen Parlamentair an den Marschall Bazaine senden mußte, mit der Bitte, die unter dem Feuer der französischen Kanonen liegenden preußischen Verwundeten abholen und die Todten begraben zu dürfen.

Daß unsere Truppen übrigens den besten französischen Regimentern vollständig gewachsen, ja sogar überlegen waren, wurde durch dies Gefecht am 14. August vor Metz, welches preußischer Seits den Namen

„Gefecht bei Pange" erhielt, von Neuem vollständig constatirt. So hatten wir wenigstens einen moralischen, wenn auch weiter keinen sonderlich strategischen Erfolg von diesem Tage.

Freilich war unser Verlust nicht gering und überwog die erreichten Resultate, während die Franzosen angaben, daß sie nur 1500 Mann verloren hätten, was aber offenbar zu gering ist.

Dies Gefecht bei Pange sollte nur ein kleines Vorspiel sein zu den blutigen Kämpfen, welche am 16. August und in noch größerem Umfange am 18. August auf dem linken Moselufer unfern Metz tobten.

Es lag in dem Plane des Marschalls Bazaine, mit seinem ganzen Heer aus Metz auszumarschiren, nur eine starke Garnison daselbst zurückzulassen und sich mit seiner Hauptstärke mit dem Marschall Mac-Mahon zu vereinigen. Wahrscheinlich hätte der Marschall schon am 15. August diesen Ausmarsch begonnen, doch sollen ihn die Folgen des Gefechts bei Pange am 14. August, und die Nothwendigkeit den geringen Theil seiner Truppen, der dabei thätig gewesen war, wieder zu reorganisiren, und mit frischer Munition zu versehen, veranlaßt haben, noch an diesem Tage in der Festung zu bleiben und erst am 16. August zu marschiren. Ist dies wirklich gegründet, und hat, wie deutscher Seits behauptet wird, das Gefecht am 14. August den Ausmarsch am 15. verhindert, so wäre dies freilich ein großer Vortheil für uns gewesen. Französischer Seits wird dies jedoch bestritten und behauptet, daß auch ohne das Gefecht bei Pange am 14. August, der Ausmarsch aus Metz erst am 16. August erfolgt sein würde. So richtig dieser Plan des Marschalls Bazaine auch war, so nachlässig und saumselig zeigte er sich in seiner Ausführung. Der Marschall konnte und mußte wissen, daß der Prinz Friedrich Carl mit mindestens 200,000 Mann unmittelbar vor Metz stand, und so durch einen schnellen Uebergang über die Mosel ihm in die Flanke fallen und seinen Durchbruch verhindern konnte. So hatte unter diesen Umständen jeder Tag die höchste Bedeutung und war ein Gewinn für ihn, und doch vertrödelte er seine Zeit ziemlich nutzlos in Metz.

Es giebt überhaupt nichts Nachlässigeres, Planloseres und allen Regeln der gesunden Feldherrnkunst gradezu Widersprechenderes, als die ganze französische Kriegsführung im Monat August, und freilich solchen kopflosen Gegnern gegenüber, hatte der General Moltke ein ziemlich leichtes Spiel.

So sandte der Marschall Bazaine am 15. August nur einzelne Korps aus Metz und brach mit seiner Hauptstärke erst am 16. August auf. Die Garde, das VI. Korps und diesem folgend, das II. Korps, sollten die Straße über Gravelotte und Mars la Tourn ach Verdun einschlagen, während das III. und IV. Korps über Doncourt und Conflans marschiren sollten.

Diesen Plan des Marschalls Bazaine zu vereiteln, war nun das Bestreben des Prinzen Friedrich Carl und er that dies mit jenem rücksichtslosen Ungestüm, der unbekümmert um die Verluste ist, welche ihm entstehen.

Der Prinz Friedrich Carl hatte am 15. August sein Hauptquartier in Pont à Mousson, ungefähr 4 Meilen von Metz, an der Straße nach Nancy gelegen, und seine Truppen standen an beiden Seiten der Mosel, während die Kavallerieregimenter der Division Rheinbaben bereits über Thiancourt vorgedrungen waren. Das X. Armeekorps stand bei Pont à Mousson, das III. bei Cheminot und Vigny, das IX. bei Buchy, das XII. bei Solgne, das II. rückwärts an der Ried, das Gardekorps größtentheils bei Dieulouard, das IV. Armeekorps mit dem Haupttheil noch zurück, zwischen der Mosel und Seille. Es war ein gewaltiges deutsches Heer, was sich hier im weiten Bogen um Metz aufzustellen begann und wollte der Marschall Bazaine sich seiner eisernen Umarmung entziehen, so hatte er wahrlich keine Stunde Zeit zu verlieren.

Durch den trefflichen Gebrauch den, wie schon wiederholt erwähnt, die deutsche Heeresführung von unserer zahlreichen und trefflichen Reiterei machte, war man stets über alle Absichten des Feindes auf das Genaueste unterrichtet. Um sich nun zu überzeugen, ob schon am 15. August der Marschall Bazaine wirklich aus Metz ausmarschiren würde, erhielt der General von Rheinbaben Befehl mit seiner Division, und der Brigade der beiden Gardedragonerregimenter, von Thiancourt nordwärts auf die Metz-Verduner Straße vorzugehen. Auch die Avantgarde des X. Armeekorps rückte mehr vor. Daß die Preußen alle diese Bewegungen machten, konnte und mußte der Marschall Bazaine wissen, und dennoch versäumte er, seine Anstalten danach zu treffen. Am Abend des 15. August erhielt der Prinz Friedrich Carl von verschiedenen Officieren die Meldung, daß ein Theil der französischen Armee bereits im Ausmarsch aus Metz begriffen sei und der Rest am

nächsten Morgen folgen solle. Er faßte nun den kühnen Entschluß, sich mit den Truppen, die er gerade zur Hand hatte, auf die Metz-Verduner Straße zu werfen, und diesen Ausmarsch, koste es was es wolle, zu verhindern. So marschirten denn am Abend des 15. August, mehrere preußische Divisionen noch in dieser Richtung ab, und am Frühmorgen des 16. August folgte der Rest der Korps die unter dem directen Befehle des Prinzen Friedrich Carl standen. Die Truppen mußten im nächtlichen Dunkel theilweise forcirte Eilmärsche auf engen Wald- und Gebirgswegen, welche durch das anhaltende Regenwetter theilweise fast grundlos geworden waren, machen, was ihre Ausdauer auf keine geringe Probe stellte. Am Abend des 15. August, erhielt der Prinz Friedrich Carl noch aus dem großen Hauptquartier des Königs, welches sich im Schlosse zu Herny befand, die Nachricht, daß der General von Steinmetz mit dem VII. und VIII. Armeekorps südlich von Metz eine Stellung zwischen der Mosel und Seille nehmen würde, was freilich später durch bisher nicht aufgeklärte Ursachen, unterblieben ist.

So glaubte der Prinz Friedrich Carl, denn schon am 16. August eine Schlacht unternehmen zu können. Noch am späten Abend des 15. August, ging das III. Armeekorps auf den stehenden Moselbrücken, bei Noveant und Pont à Mousson, und der preußischen Pontonbrücke bei Champey über die Mosel, marschirte einen Theil der Nacht unablässig fort und stellte sich am Morgen des 16. August bei Vionville an der Verduner Straße auf. Dies Armeekorps hatte also voraussichtlich den Hauptstoß auszuhalten, wenn es wirklich an diesem Tage zu einer Schlacht kommen sollte.

Die 6. Infanterie-Division unter dem General von Buddenbrock (brandenburgische Regimenter Nr. 20, 60, 24 und 64) stand um 9 Uhr Morgens bei Arnonville und Vionville, die Infanterie-Division des Generals von Stülpnagel (brandenburgische Infanterieregimenter Nr. 8, 48, 12 und 52) im Grunde von Gorce, die 6. Kavalleriedivision auf den Höhen von Flavigny.

Schon am frühen Morgen kam es zwischen den preußischen und französischen Kavalleriepatrouillen mitunter zu leichten Plänkeleien, wobei die Franzosen zurückgedrängt wurden. Preußische Adjutanten, die sich bei unseren Kavalleriepatrouillen befanden, um Rekognoscirungen zu machen, entdeckten bei dieser Gelegenheit, daß die Orte Vionville,

Rezonville und Flavigny stark von den Franzosen besetzt waren. Als die Meldung hiervon gegen 10 Uhr Morgens in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl gelangte, hielt man es daselbst nunmehr für entschieden, daß es an diesem Tage hier noch zu einem bedeutenden Zusammenstoß mit den Feinden kommen würde. Das preußische Gardekorps und das X. Armeekorps, als die zunächst befindlichen Truppen, erhielten nun den Befehl, so schnell als nur möglich dem III. Armeekorps zu Hülfe zu eilen, und führten dies auch mit dem größten Eifer aus. Auch der Prinz Friedrich Carl begab sich gegen Mittag mit seinem ganzen Stabe nach den Höhen von Vionville, von wo er, so weit dies bei den sehr durchschnittenen, aus bewaldeten Hügeln mit tiefeingeschnittenen Thälern bestehenden Bodenverhältnissen dieser ganzen Gegend hier, überhaupt möglich war, eine Uebersicht über das ganze Schlachtfeld gewinnen konnte.

Gegen 10 Uhr Morgens verkündeten die ersten preußischen Kanonenschüsse, daß ein ernsthafterer Kampf als ein bloßes leichtes Vorpostengeplänkel beginnen würde.

Der General von Buddenbrock hatte mehrere Batterien hier auffahren lassen, welche bald in eine lebhafte Kanonade mit der französischen Artillerie, die bei Vionville und Flavigny stand, geriethen.

Gegen 10 Uhr erhielten die Regimenter dieser Division nun den Befehl zum Sturmangriff. Mit großer Ruhe, unter Trommelwirbel und Pfeifenklang, die Plänkler vorausgeschickt, stürmten diese trefflichen brandenburgischen Regimenter jetzt vor. Ein furchtbarer Kugelregen aus den weittragenden französischen Chassepotsgewehren, empfing die Vorstürmenden, und lichtete ihre Reihen, bevor sie nur mit den nicht aus so weiter Entfernung schießenden Zündnadelgewehren, den Feinden einen Verlust beibringen konnten. Wiederholt schlug die in trefflicher Position stehende französische Infanterie den Angriff der Preußen zurück, und Haufen von Todten und Verwundeten lagen schon auf den Abhängen vor den Dörfern Vionville und Flavigny, bevor Letztere nur einen Fußbreit Boden gewinnen konnten. Jetzt griff aber die preußische Reserveartillerie des III. Armeekorps, immer lebhafter mit in das Gefecht ein. Ihr Alles vernichtendes Feuer wüthete schrecklich in den französischen Reihen; diese wurden wankend, und als nun die Regimenter der Division Buddenbrock nochmals zum neuen Sturm ansetzten, gewannen sie diesmal zuerst die steilen Höhen und dann

auch bald die rauchenden Trümmerhaufen der Dörfer von Vionville und Flavigny. Die Franzosen gingen in guter Ordnung zurück.

Während die Division Buddenbrock hier einen blutigen Kampf kämpfte, hatte die Division des Generals von Stülpnagel, unterstützt vom ostfriesischen Infanterieregiment Nr. 78 unter dem Oberst von Lynker, die nicht minder schwere Aufgabe zu lösen gehabt, aus dem Grunde von Gorce die steilen Anhöhen bei Arconville zu erstürmen und von dort gegen Vionville und Rezonville vorwärts zu dringen. Es kostete diesen braven Regimentern ganz ungeheuere Verluste, bevor sie die muthige Gegenwehr des Feindes besiegt und ihre Aufgabe erfüllt hatten.

Es besetzte zwischen 12 und 1 Uhr Mittags, das III. Armeekorps endlich die Stellung von dem Walde bei St. Arnould bis nach Vionville.

So leicht wollte aber der Feind diese wichtige Position nicht den Preußen überlassen und wiederholt stürmten noch französische Infanteriekolonnen vor, wurden aber stets von dem feindlichen Feuer wieder zurückgeworfen. Auch die preußische Kavalleriedivision des Generals von Rheinbaben, griff jetzt in das Gefecht mit ein und machte auf der Straße zwischen Rezonville und Vionville wiederholte Angriffe gegen französische Infanterie. Zwar drangen die preußischen Geschwader sehr muthig vor, und hatten auch sehr bedeutende Verluste zu beklagen, erreichten aber im Allgemeinen nicht sonderlich große Resultate, wie dies stets der Fall sein wird, wenn Kavallerie auf eine noch unerschütterte, mit schnellfeuernden Hinterladergewehren bewaffnete Infanterie einhauen soll. Zwei reitende Batterien der Kavallerie-Division Rheinbaben, hatten dafür aber desto größere Wirkung.

Gegen 2 Uhr Nachmittags, kam nun das X. Armeekorps, welches von dem Kanonendonner zur höchsten Eile angetrieben war, mit in das Gefecht. Die Infanterieregimenter Nr. 78 und 91 Hannoveraner (Oldenburger) griffen jetzt bald mit lautem Hurrah an und warfen wiederholt den Feind zurück. Auch die Regimenter Nr. 16 und 57 (Westphalen) geriethen jetzt in einen heftigen Kampf, bei dem sie sehr mannhaft fochten, aber auch sehr bedeutende Verluste hatten.

Es waren die französischen Korps Canrobert und Frossard, welche hier mit eben solcher Geschicklichkeit wie Tapferkeit fochten. Immer heftiger raste jetzt der Kampf hier auf diesen Höhen, immer blutiger ward

die Wahlstätte. Der bewaldete und hügelige Boden erschwerte, ja verhinderte selbst, jeden freien Ueberblick über das ganze Schlachtfeld, eine allgemeine Leitung war unmöglich, jede Division kämpfte so ziemlich allein und ohne Zusammenhang für sich. Der Prinz Friedrich Carl hatte den gemeinsamen Oberbefehl schon längst verloren, oder richtiger eigentlich noch niemals gehabt; es war ein wirres und planloses Durcheinanderwogen. Hätte man französischer Seits nur eine Spur von einem richtigen Verständniß der Aufgabe des heutigen Tages gehabt, so hätte man einen gewaltigen Keil bilden und mit diesem, kostete es was es wollte, gegen Rezonville und Vionville vordringen und die Preußen auseinandersprengen müssen. Gegen 2 Uhr Nachmittags war dies entschieden zu erreichen, denn die brandenburgischen Regimenter, welche hier so muthig gegen die große Ueberzahl fochten, waren erschöpft und fast zur Hälfte geschwächt, und die anderen Regimenter, von dem starken Eilmarsch sehr ermüdet, konnten noch nicht so recht zur vollen Verwendung kommen. Man führte aber von französischer Seite den Kampf ebenso planlos wie von preußischer und von einer gemeinsamen Oberleitung war auch hier nichts zu finden. Am Nachmittag machte auch die Brigade der preußischen Gardedragoner, die dem Kanonendonner nachgeritten war, einen zwar überaus muthigen, aber eigentlich ziemlich unüberlegten Angriff, gegen die Franzosen, wobei sie fast zur Hälfte aufgerieben wurde, so daß man später beide Regimenter längere Zeit in ein einziges formirte. Es war ein furchtbares Ringen und Kämpfen, und jeder Brigadegeneral führte so ziemlich allein nach eigener Idee, seine Truppen gegen den Feind.

Allmählich kam nun auch fast das ganze X. Armeekorps hier in das Gefecht, und die stämmigen Hannoveraner, Oldenburger und Westphalen, wetteiferten mit den mehr gewandten Brandenburgern an Muth und Tapferkeit, wenn auch vielleicht nicht immer an Geschicklichkeit. Aber auch die einzelnen französischen Regimenter fochten an diesem Tage vortrefflich, suchten die Fehler ihrer Oberleitung mit ihrem Blute wieder gut zu machen und standen an kriegerischen Eigenschaften auch den besten preußischen Regimentern nicht im Allermindesten nach. Deutscher und französischer Muth kämpften hier einen langen heißen Sommertag mit verzweifeltem Trotze gegen einander. Keiner wich und siegte, und Keiner durfte sich einer vollkommenen Ueberlegenheit über

den Anderen rühmen. So heftig wie am 16. August ist vielleicht an keinem anderen Tage wieder auf beiden Seiten gekämpft worden, daher denn auch die Verluste so sehr groß waren. Eine wirklich genaue, übersichtliche Geschichte dieser Schlacht zu schreiben, dürfte meiner Ueberzeugung nach, aber niemals gelingen, eben weil jeder feste Plan und ein allgemeiner Ueberblick über das Ganze fehlte.

Gegen $3^1/_3$ Uhr Nachmittags, wo die Vorstöße der Franzosen immer heftiger wurden, und der Sieg sich ihnen fast zuzuneigen anfing, kam die Division des Generals von Barnekow des VIII. Armeekorps, (rheinische Infanterieregimenter Nr. 29, 40, 69 und 70) auf dem Schlachtfelde an und griff trotz ihrer Ermüdung nach einem sehr anstrengenden Marsch, sogleich mit in das Gefecht ein. Auch die hessische Division vom IX. Armeekorps fand noch eine Verwendung und langte um 5 Uhr bei Gorce an, um die hart bedrohte Flanke des III. Armeekorps, hier decken zu helfen.

Jetzt führten aber auch die Franzosen neue Truppen in das Gefecht und das Armeekorps Leboeuf rückte im Laufschritt von Jarny auf die Höhe von Doncourt vor, wo es bald mit den Regimentern vom X. Armeekorps in ein heftiges Gefecht kam, was ohne besondere Resultate blieb. Das französische Gardekorps blieb in Reserve in der Gegend von Marcel stehen und daß es nicht vorgezogen und mit zum Durchbruch verwandt wurde, ist ein gewaltiger Fehler des Marschalls Bazaine, der französischer Seits dem Namen nach ebenso den Oberbefehl führte, wie dies preußischer Seits der Prinz Friedrich Carl that.

Die preußische Stellung bei Vionville war wie gesagt, schon sehr erschüttert, und ein Durchbruch der Garde hätte hier ohne allzugroße Opfer erreicht werden können. Auf Befehl des Generals von Alvensleben I., der das III. Armeekorps befehligte, mußte die Kavalleriebrigade Bredow (7. Kürassier-, 16. Uhlanen- und 13. Dragoner-Regiment) jetzt auf französische Batterien einhauen. Die braven Regimenter führten dies auch sehr muthig aus, kamen dabei aber in das Chassepotsgewehrfeuer der französischen Infanterie, und mußten nach sehr harten Verlusten ziemlich unverrichteter Sache zuletzt wieder umkehren. Es war dies ein Gegenstück zu dem Angriff der französischen Brigade der Kürassiers Michel, auf preußische Infanterie in der Schlacht bei Wörth.

Auch die Brigade Wedell vom X. Armeekorps, die wohl vom

Eilmarsch etwas ermüdet sein mochte, griff ohne Erfolg an, ja mußte endlich nothgedrungen den Rückzug antreten, was sie auch unter dem Schutz des Feuers der Artilleriereserve des X. Armeekorps, in guter Ordnung that. Die Kavallerieregimenter 4. Kürassiere, 13. Uhlanen, 19. Dragoner (Oldenburger), 10. Husaren machten jetzt ebenfalls zwar sehr muthige aber in ihrer Gesammtwirkung ziemlich resultatlose Angriffe. Es kam hierbei auch zu einem lebhaften Gefecht mit 5 stattlichen Regimentern der französischen Gardekavallerie, unbedingt der größte Kampf von Reiterei gegen Reiterei, der in diesem ganzen Kriege stattfand. Die preußischen und französischen Geschwader hieben mit großer Wuth auf einander ein und die Schwerter klirrten laut im muthigen Reiterkampf, ohne daß im Grunde allzuviel dabei herauskam. Jede Parthei schrieb sich später den Sieg zu und in Wahrheit hatte ihn doch keine erzwungen.

So tobte der Kampf unaufhörlich mit wechselndem Erfolg hin und her, die Franzosen vermochten nicht durch die Linien der Preußen durchzubrechen, was sie gerne gethan hätten, diese hingegen wieder nicht ihre Gegner nach Metz zurückzuwerfen, wie dies der Prinz Friedrich Carl so dringend wünschte, damit er sich später in voller Wahrheit eines vollständigen Sieges rühmen dürfte.

Während auf dem linken deutschen Flügel die Brigade Wedell entschieden zurückwich und auf Befehl des sehr umsichtigen Generals von Voigts-Rhetz, der das X. Armeekorps befehligte, von der Brigade des Generals von Kratz-Koschlaar aufgenommen wurde, kamen auf dem rechten Flügel die schon so hart mitgenommenen brandenburgischen Regimenter wiederholt in die größte Gefahr, ebenfalls geworfen zu werden. Es war ein Glück, daß die Division des Generals von Barnekow vom VIII. Armeekorps hier noch gegen Abend erschienen war, und der Division des Generals von Stülpnagel zu Hülfe kam, sonst hätte diese zuletzt die mit großer Kraft ausgeführten wiederholten Offensivstöße der Franzosen, nicht länger ausgehalten.

Auch der Prinz Friedrich Carl, der sich jetzt an den rechten Flügel begeben hatte, bemerkte die Gefahr seiner brandenburgischen Regimenter und befahl, mit richtigem Entschluß, der Brigade des Generals von Rex durch den Wald von St. Arnould in der Richtung gegen Rezonville zu marschiren. Jetzt aber brachte der Marschall Bazaine, was er richtiger Weise einige Stunden früher hätte thun

sollen, einen Theil seiner Garde vor, und diese warf die 3 Regimenter der Brigade Rex, als sie aus dem Wald von St. Arnould hinausdringen wollten, entschieden wieder in denselben zurück, ebenso wie die Angriffe einer hessen-darmstädtischen Brigade, hier zurückgewiesen wurden. Das Gefecht kam auch hier zum Stehen und Keiner der Gegner konnte sich mit vollem Recht eines besonderen Vortheiles rühmen.

Gegen 6½ Uhr versuchten die französischen Generäle Le Boeuf und Canrobert noch einmal einen letzten kräftigen Offensivstoß gegen den preußischen linken Flügel, wurden aber von diesem abermals entschieden zurückgeworfen.

Die Dunkelheit machte endlich dem gegenseitigen wüthenden Kämpfen und Ringen ein Ende. Noch in der späten Abenddämmerung sandte der Prinz Friedrich Carl das 3. und 16. Husarenregiment vor, und da die Franzosen ihrer schlechten Gewohnheit nach, in Unordnung zurückmarschirten, und viele Nachzügler hatten, so machten diese wohl an 1000 Gefangene. Im Ganzen haben die Franzosen an diesem Tage etwas über 2000 unverwundete Gefangene verloren, die Preußen aber nur einige hundert, was ein sehr günstiges Zeugniß für die bessere Disciplin der Letzteren ist.

Am Abend dieser blutigen Schlacht, lagerten beide Heere so ziemlich auf der Stelle, wo sie den ganzen Tag mit so großem Muthe gekämpft hatten. Will man wirklich eine unpartheiische Geschichte schreiben und nicht eine Schlacht in dem Ton und der Fassung einer speciellen preußischen Regimentsgeschichte schildern, wo das betreffende Regiment stets nur die glänzendsten Siege errungen und die größten Heldenthaten ausgeführt hat, so ist über diese Schlacht bei Vionville oder Mars la Tour sehr schwer ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Beide Gegner schrieben sich später den Sieg darin, entschieden zu, und beide Theile hatten mit solcher positiven Behauptung, Unrecht. Einen wichtigen Erfolg hatte die deutsche Armee dadurch erreicht, daß sie den eigentlichen Zweck des Marschalls Bazaine vereitelte und ihm die südliche Straße nach Metz verlegte, eines vollständigen Sieges durfte sie sich aber nicht rühmen, da sie es nicht vermocht, die Franzosen aus ihren Stellungen herauszuwerfen, und diese am Abend noch so ziemlich auf der gleichen Stelle wie am Morgen standen. Aber eben so wenig, oder richtiger wohl, noch viel weniger, durften sich die Franzosen des Sieges rühmen, wie sie dies später mit ihrer bekannten

Ruhmrednerei gethan haben. Sie hatten nicht allein ihren Zweck gänzlich verfehlt, sondern auch weiter nicht den allermindesten Vortheil erreicht, als daß sie die Offensivstöße der Feinde größtentheils ebenso entschieden zurückwarfen, wie ihre eigenen stets zurückgeworfen wurden. Dazu hatten die Franzosen 5—6 mal so viel Gefangene als die Deutschen, 2 Adler und 7 Geschütze verloren. (Es wird behauptet, ist aber nicht recht zur Sprache gekommen, daß auch 2 preußische Geschütze an diesem Tage verloren gegangen und später in Metz wieder gefunden seien. Einzelne preußische Generäle verstanden es in diesem Kriege auch sehr gut, unangenehme Fälle todt zu schweigen und das was ihnen peinlich war, nicht bekannt werden zu lassen. So darf man auch manche officielle preußische Korpsberichte nur mit großer Vorsicht benutzen, wenn sie freilich sonst in ihrer Wahrheit hoch über den größtentheils sehr falschen französischen Berichten stehen.)

Diese Schlacht bei Vionville ist im Verhältniß der beiderseitigen Streitermassen die da kämpften, entschieden die blutigste des ganzen Krieges; ein Beweis, mit welcher Wuth und mit welchem Muth daselbst den ganzen Tag hin und her gerungen wurde. Die Stärke beider Armeen war sich so ziemlich gleich und es mögen von französischer Seite wohl 76—78,000 Mann wirklich in das Feuer gekommen sein (die Garde blieb größtentheils in Reserve zurück), während die Preußen an 80,000 Mann im Gefecht hatten. An Muth und Tüchtigkeit wetteiferten beide Heere in gleicher Weise und man kann diese Schlacht wirklich als ein Duell zwischen der preußisch-deutschen und der französischen Armee betrachten, aus welchem jeder Gegner mit gleicher Ehre hervorging.

Eine geregelte Oberleitung fand weder auf unserer noch auf feindlicher Seite statt, und war auch des bergigten Terrains wegen, was jeden Ueberblick erschwerte, fast unmöglich und weder der Marschall Bazaine noch der Prinz Friedrich Carl haben an diesem Tage eine besondere Feldherrnkunst entwickeln können.

Die preußischen Verluste an Todten und Verwundeten betrugen über 17,000 Mann (also fast der 4. Mann der Gesammtstärke), darunter allein 650 Officiere. Unter Letzteren befanden sich todt die Generäle von Döring und von Wedell, verwundet die Generäle von Rauch und von Diepenbroick-Grüter (starb später an seiner Wunde). Besonders stark hatten die brandenburgischen Regimenter gelitten. Das

24. Regiment, verlor 27 Officiere und 1400 Mann, das 64., fast ebenso viel, dann das 8. und 12. Regiment sehr viel. Stark waren auch die Verluste beim 7. Kürassier-, 16. Uhlanen-, 1. und 2. Gardedragonerregiment.

Die Franzosen verloren an Todten und Verwundeten an 18,000 Mann und außerdem noch etwas über 2000 unverwundete Gefangene, größtentheils Nachzügler, die von unserer trefflichen Kavallerie eingebracht wurden.

Das officielle preußische Telegramm über diese Schlacht lautet:

„Generallieutenant von Alvensleben mit dem III. Armeekorps am 16. August westlich von Metz auf der Rückzugsstraße des Feindes nach Verdun vorgerückt. Blutiger Kampf gegen Divisionen von Decaen, l'Admirault, Frossard, Canrobert und Abtheilungen der Garde. Vom 10. Korps, durch Abtheilungen des 8. und 9. Korps unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl successive unterstützt, wurde der Feind trotz bedeutender Ueberlegenheit (?!) nach 12stündigem heißem Ringen auf Metz zurückgeworfen. Verluste aller Waffen auf beiden Seiten sehr bedeutend."

Diese Schlacht bei Vionville hat in der preußischen Armee schon zu manchen Spannungen und Streitigkeiten unter den einzelnen Generälen, die sich nicht gegenseitig genug unterstützt glaubten, Anlaß gegeben. Daß der General von Steinmetz bald sein Kommando verlor und nach Posen zurück mußte, soll eine Folge dieses Tages sein. Auch der General von Moltke soll nichts weniger als zufrieden mit der Manövrirkunst und dem rücksichtslosen Draufgehen einzelner Generäle gänzlich unbekümmert um jeglichen Menschenverlust, gewesen sein. Es wird wahrscheinlich noch eine ganze Fluth von Schilderungen gerade dieser Schlacht folgen, und doch dürfte bei manchen Einzelheiten derselben, die Wahrheit sehr schwer, ja fast unmöglich zu ermitteln sein.

Am 17. August rasteten beide Heere so ziemlich auf ihrer Wahlstatt. Beide waren gleich erschöpft und hatten so viel zu arbeiten und zu ordnen, um die entsetzlichen Verluste, die sie erlitten hatten, wieder einigermaßen auszugleichen, daß sie kaum noch kampftüchtig genannt werden konnten. Es bestand nur der Unterschied, daß die Armee des Prinzen Friedrich Carl den großen Vortheil hatte, ruhig warten zu können, und jeder Tag ihr Gewinn brachte, indem der König von

Preußen selbst mit dem Hauptheere heranrückte, für den Marschall Bazaine hingegen, wenn er sich überhaupt noch durchschlagen wollte, jeder Tag, ja jede Stunde, fast ein unersetzlicher Verlust war. War es ihm mißglückt am 16. durchzubrechen, so durfte er es am 18. entschieden nicht mehr wagen, sondern mußte nun warten, bis der Marschall Mac-Mahon von Verdun vorrückte und zu gleicher Zeit mit ihm angriff. Am 16. August kämpfte der Marschall Bazaine mit gleicher Stärke gegen die preußische Macht, und sein Plan ward trotzdem vereitelt, am 18. August hatte er nur 120,000 Mann gegen 200,000 Mann in den Kampf zu bringen und konnte somit unmöglich einen Erfolg erringen. Gerade die Schlacht bei Gravelotte am 18. August ist ein neuer Beweis von der fast unglaublichen Kopflosigkeit und Verblendung des Marschalls Bazaine. Wie konnte er hoffen, daß ihm an diesem Tage gelingen würde, was ihm 2 Tage vorher unter so ungleich günstigeren Bedingungen entschieden mißglückt war? Wollte er jetzt noch nach Verdun, so konnte er dies nur durch einen Gewaltmarsch und zwar in der nördlichen Richtung nach Thionville zu erreichen. Wenn er in der Nacht vom 17. auf den 18. August nach Longuion aufbrach, so hatte er noch immer die Hoffnung, eher nach Verdun zu kommen und sich dort mit dem von Chalons heranrückenden Marschall Mac-Mahon zu vereinigen, bevor die große preußische Hauptarmee dies zu verhindern vermochte. Freilich wäre das Gelingen dieses Planes auch zweifelhaft gewesen, jetzt aber, unter den betreffenden Umständen, war er entschieden noch der beste. Es sollen sich auch im französischen Kriegsrath mehrere Stimmen, und besonders auch die des Marschalls Canrobert, für einen Eilmarsch nordwärts ausgesprochen haben. Der Marschall Bazaine nahm ihn nicht an und stellte am 17. August sein Heer mit der Front gegen Westen, in der Richtung von Norden nach Süden auf.

Sein rechter Flügel lehnte sich an Roncourt und St. Privat, der linke bei Jussy an die Mosel, die Dörfer und Weiler, Arnonvillers, Montigny la Grange; St. Hubert, und Rozerieolle wurden außerdem von den Franzosen besetzt. Zu einer Defensive war diese Stellung sehr fest, bot viele natürliche Vertheidigungs- und Deckungsmittel und gewährte außerdem den Vorzug, daß im Fall einer Niederlage, der Rückzug nach Metz, unter allen Umständen offen blieb.

Alle seine disponiblen Truppen, mit Ausnahme von 30,000 Mann, die er als Garnison in Metz ließ, stellte der Marschall Bazaine jetzt hier auf: das IV. französische Korps (L'Admirault) und das VI. Korps (Canrobert) bildeten den linken, das II. Korps (Frossard) und das III. Korps (Leboeuf) den rechten Flügel. Die Garde stand als Reserve im Centrum. Die Meisten dieser Korps, waren aber schon durch die Gefechte am 14. und 16. August sehr bedeutend geschwächt worden.

Es war ein großer Vorzug der preußischen Armee, daß sie durch ihre Menge tüchtiger junger Generalstabsofficiere, ihre Adjutanten, und die treffliche leichte Reiterei, die diesen zu Gebote stand, wie auch besonders durch die weise Anordnung des Generals von Moltke, der mit Recht ein unausgesetztes und sorgsames Rekognosciren befahl, stets über die Aufstellungen und Bewegungen des Feindes die genaueste Kenntniß, die nur irgendwie zu erlangen war, erhielt. Dazu waren die vortrefflichen Terrain- und Specialkarten und der richtige Gebrauch den der intelligentere Theil der Officiere davon zu machen verstand, ebenfalls ein großes Hülfsmittel aller strategischen Operationen.

Als der General von Moltke daher durch die zahlreichen Meldungen der ausgesandten Officiere, die Stellung, welche der Marschall Bazaine genommen hatte, erfahren und sich ein klares Bild derselben gemacht hatte, war er sogleich über dessen Plan im Klaren und traf danach seine Maßregeln. Er beschloß am 18. August hier eine Hauptschlacht zu liefern und gab die dazu nöthigen Befehle in seiner bekannten unübertrefflichen Weise.

Am 17. August konnte diese Schlacht nicht geliefert werden, da wie gesagt, die meisten preußischen Truppentheile, die sich am 16. geschlagen hatten, noch nicht wieder gefechtstüchtig waren und auch besonders keine Munition gefaßt hatten, die anderen aber theilweise noch zu entfernt standen, und da der General von Moltke ersah, daß Bazaine nicht nordwärts ausbrechen wollte, so war der 18. August auch noch immer rechtzeitig genug. Es sollte dies die größte Hauptschlacht dieses ganzen Krieges sein.

Am Nachmittage des 17. August, erschien nun die vom Könige von Preußen unterzeichnete Hauptdisposition dieser Schlacht, welche lautete: „Die II. Armee wird den 18., um 5 Uhr früh antreten und mit Echelons zwischen dem Gron und Gorcebach durchgehen.

Das VIII. Armeekorps hat sich dieser Bewegung auf dem rechten Flügel der II. Armee anzuschließen. Das VII. Armeekorps wird anfangs die Aufgabe haben, die Bewegungen der II. Armee gegen etwaige feindliche Unternehmungen auf der Seite von Metz her, zu sichern. Weitere Bestimmungen des Königs werden von den Maßnahmen des Feindes abhängen. Meldungen gehen zunächst auf die Höhe südlich von Flavigny."

Der König von Preußen, welcher mit seinem ganzen Stabe am 17. August die Stellung der Truppen, welche am vorigen Tage gekämpft hatten, besichtigte, kehrte für die Nacht noch wieder in sein Hauptquartier nach Pont à Mousson zurück, während der Prinz Friedrich Carl das seinige in Barières, unfern von Vionville aufschlug.

Eine eifrige Bewegung herrschte am ganzen 17. August bei allen preußischen Truppentheilen. Die Regimenter, welche am Tage zuvor so viel gelitten hatten, daß oft kaum noch 2—3 dienstfähige Officiere sich bei einem Bataillon befanden, wurden neu formirt und man verschmolz oft nothgedrungen 2 Bataillone in ein einziges, so stark waren die Verluste gewesen. Es wurden Waffen reparirt, Munition, die viel verbraucht war, neu gefaßt; kurz, Alles mit der strengen Ordnung, regen Thätigkeit und straffen Disciplin, welche die Hauptvorzüge des preußischen Heeres bilden, und von keiner anderen Truppe in ganz Europa erreicht werden, für den kommenden Schlachttag in Bereitschaft gesetzt. Andere Truppentheile hatten viel zu marschiren um die ihnen befohlenen Bewegungen rechtzeitig genug ausführen zu können. Besonders das II. Armeekorps, was noch weit zurückstand, hatte einen Eilmarsch von 4 Meilen zurückzulegen um am 18. August mit in die Schlachtlinie rechtzeitig genug eingreifen zu können.

Am frühen Morgen des 18. August, setzte sich der Prinz Friedrich Carl zu Pferde, um seine Truppen, die inzwischen theilweise in der Nacht noch die ihnen angewiesenen Stellungen eingenommen hatten, zu inspiciren. Seinen linken Flügel bei Mars la Tour bildete das Gardekorps und das X. Armeekorps, den rechten Flügel westlich von Vionville das III. und IX. Armeekorps.

Das XII. Armeekorps stand etwas mehr zurück, hinter Jarny. Auch der König von Preußen verließ am frühen Morgen Pont à Mousson und begab sich zunächst auf die Höhen von Flavigny. In seiner

Begleitung waren der Graf Bismarck, der Kriegsminister von Roon, der General von Moltke, als Haupt des Ganzen, dem sehr viele nützliche Generalstabsofficiere, Adjutanten und Ordonnanzofficiere, und ein ganzer Schwarm von vollständig nutzlosen Prinzen und anderen vornehmen Schlachtenbummlern, wie solche in diesem ganzen Kriege überall in so zahlloser Menge angetroffen werden konnten, folgten.

Gegen 6 Uhr Morgens rückten, größtentheils in Divisionskolonnen, so daß sie bei dem durchschnittenen Terrain jeden Augenblick gefechtsbereit waren, die preußischen Korps in die Schlachtreihe ein. Das XII. Armeekorps marschirte auf dem äußersten linken Flügel auf Jarny, das Gardekorps auf Doncourt, das IX. Armeekorps auf St. Marcel. In zweiter Linie standen das X. Korps, das III. Armeekorps und die 5. und 6. Kavalleriedivision. Es waren dies alles Truppen, welche am 16. August vorzugsweise so viel gelitten hatten, und die man daher mit vollem Rechte möglichst schonen wollte. Als letzte Reserve blieb das II. Armeekorps übrig, welches erst im Lauf des Vormittags eintreffen konnte. Größtentheils mußten die Truppen bei diesem Marsch, die noch mit Leichen von Menschen und Pferden bedeckten und ganz verwüsteten Kampfstätten der Gefechte vom 16. August passiren. Gegen 10 Uhr Morgens hatten die meisten Regimenter die ihnen angewiesenen Plätze erreicht und fingen an abzukochen und in Eile zu essen, um sich für die Blutarbeit, welche in den nächsten Stunden ihrer harren sollte, noch vorher möglichst zu stärken. Sollte es für Viele doch auch die letzte Mahlzeit in diesem Erdenleben sein.

Auf ausdrücklichen Befehl des Königs, waren das VIII. Armeekorps und das VII. Armeekorps der I. Armee des Generals von Steinmetz, gegen Gravelotte und das Bois de Vaux vorgerückt.

Die große Zwietracht, welche zwischen dem alten stets nach eigenem Kopfe handelnden General von Steinmetz und dem Prinzen Friedrich Carl von Beginn dieses Feldzuges an bestand, hatte schon am 16. August Manches verschuldet und konnte hier nur durch den gemeinsamen Oberbefehl des Königs, ausgeglichen werden.

Es war bis gegen 11 Uhr übrigens noch nicht ganz entschieden, ob der Marschall Bazaine wirklich in seiner Stellung verharren, oder nicht vielmehr jetzt, da er bemerken mußte, daß eine große feindliche Uebermacht gegen ihn marschirte, nach Metz zurückgehen werde, was zu thun ihm noch immer freistand.

Etwas nach 11 Uhr erhielt der General von Moltke, der diese ganze Schlacht leitete, aber die Meldungen, daß die Franzosen in ihren Stellungen verharrten, und fest entschlossen seien, den Kampf anzunehmen. Er traf hierauf seine Anordnungen mit der ihm eigenen Klarheit, und die Befehle ergingen nun an die verschiedenen Korps und Divisionen, um die ihnen vorgeschriebenen Bewegungen auszuführen. Daß aber der König persönlich alle diese Befehle mit seinem Namen deckte, war ein großer Vorzug, der ihre pünktliche Ausführung verbürgte, und auch den Prinzen Friedrich Carl nöthigte, stets das zu thun, was ihm ausdrücklich befohlen wurde. Gerade diese feste, einheitliche Leitung, wodurch sich diese Schlacht am 18. August so sehr vortheilhaft vor der am 16. August auszeichnete, bewirkte auch, daß wir mit ungleich geringeren Verlusten jetzt weit größere Resultate erreichten, als dies an jenem Tage der Fall war.

Es kann nun nicht im Interesse der meisten Leser dieses Werkes liegen, wenn ich alle Namen der Ortschaften, und um welche Zeit solche jetzt von unseren Truppen besetzt wurden, hier anführen wollte. Ohne genaue Specialkarte hat eine solche detaillirte Angabe stets nur geringen Werth, und für Jeden, der kein specielles Studium der Strategie treiben will, auch weiter kein sonderliches Interesse. Eine ganz detaillirte, wirklich richtige Darstellung aller größeren Schlachten dieses Krieges zu schreiben, halte ich übrigens jetzt auch noch für eine reine Unmöglichkeit. Dazu gehört vor Allem, daß die officiellen preußischen und auch zum Vergleich damit, französischen speciellen Generalstabsarbeiten darüber erschienen sind, und bevor dies geschehen sein wird, dürften immerhin wohl noch einige Jahre vergehen. Auch die speciellen Korps- und Regimentsgeschichten, mit so großer Vorsicht man letztere auch für eine wahrheitsgetreue Geschichte nur benutzen darf, fehlen jetzt noch zu solcher Arbeit. In den Hauptumrissen und großen allgemeinen Grundzügen, kann man aber auch gegenwärtig schon eine möglichst wahrheitsgetreue Schilderung dieses Krieges und seiner Schlachten schreiben, und gerade dies soll mein Bestreben jetzt hier sein.

Gegen 12 Uhr Mittags, wurden die ersten Kanonenschüsse hörbar, nachdem schon zuvor die Patrouillen und Plänkler einzelne Schüsse gewechselt hatten. Bald begann das mächtig in den Bergen wiederhallende Feuer der Geschütze, auf der ganzen Schlachtlinie zu rollen. Der Marschall Bazaine hatte die Kühnheit gehabt, mit den 120,000

Mann, die er wirklich in das Gefecht brachte, den Kampf mit der preußisch-deutschen Armee von 180—200,000 Mann aufzunehmen. Er sollte dies auch theuer büßen müssen.

Auf der Höhe vor Amanvilliers hatte die Divisions- und später auch die gesammte Reserveartillerie des IX. Armeekorps, unter dem General von Mannstein, das Feuer begonnen, was von der französischen Artillerie bei Amanvilliers und Montigny sehr lebhaft und nicht ohne Erfolg erwiedert wurde. Es wurden hier im Verlauf der ganzen Schlacht allmählich 15 preußische Geschütze außer Gefecht gesetzt.

Unter dem Schutz dieses Kanonenfeuers gingen Infanteriebataillone der preußischen Division des Generals von Wrangel, und dann später die hessen-darmstädtische Infanterie-Division, gegen ein von französischen Plänklern besetztes Gehölz vor, konnten aber anfänglich nicht recht vorwärts kommen und drangen erst nach wiederholten Versuchen und ziemlichen Verlusten daselbst ein. Es fand hier ein gegenseitiges heftiges Kämpfen, was bis gegen 5½ Uhr Nachmittags dauerte, statt, ohne daß sich eine Parthei oder die andere, eines entschiedenen Erfolges besonders rühmen durfte.

Um 12½ Mittags kam nun auch das preußische Gardekorps hier in das Gefecht. Die Division des Generals von Pape marschirte von Doncourt gegen Venneville, die Division des Generals von Budritzky von der Artillerie unterstützt, gegen Habonville. Die Kavallerie der Garde, die man überhaupt ihres kostbaren Materials wegen, in diesem ganzen Feldzug wenn irgend möglich stets zu schonen suchte, kam an diesem Tage gar nicht zur Verwendung, und ist außer den beiden Gardedragoner-Regimentern, niemals viel gebraucht worden.

Gegen 2 Uhr eröffnete nun hier die Garde den Kampf. Auf Befehl des Generals von Moltke wurden 84 Geschütze der Gardeartillerie, in eine einzige ungeheure Batterie vereinigt, deren furchtbares Feuern die Erde erdröhnen ließ und so vernichtend in den feindlichen Reihen wüthete, daß diese mit großen Verlusten endlich zurückweichen mußten. Gerade dieser zweckmäßige Gebrauch großer vereinigter Artilleriemassen an den geeignetsten Stellen, ist ein großer Vorzug der preußischen Heeresführung in diesem ganzen Feldzug. Längere Zeit tobte hier nur ein furchtbarer Artilleriekampf und erst gegen 5 Uhr Nachmittags, stürmte die preußische Gardeinfanterie gegen St. Privat la Montagne vor. Die französischen Truppen vertheidig-

ten das Dorf mit dem größten Muth und vieler Gewandtheit und erst nach langem Kämpfen und Ringen, wobei die preußischen Garderegimenter große Verluste erlitten, räumten sie zuletzt dessen Schutthaufen.

Um 3 Uhr Nachmittags kam nun auch das XII. (sächsische) Armeekorps größtentheils in das Gefecht. Die 24. Infanteriedivision griff das Dorf St. Marie aux Chênes an, während die 23. Infanteriedivision über Coinville und Roncourt den äußersten rechten Flügel der Franzosen umfassen sollte. Es dauerte übrigens ziemlich lange und erforderte ebenfalls viele Verluste, bis die Sachsen hier einigen Erfolg erreichen konnten.

So war von 3 Uhr Nachmittags an die ganze erste Linie der deutschen Schlachtordnung im Gefecht mit dem Feinde, und mit abwechselndem Erfolg tobte der blutige Kampf jetzt Stunden lang hin und her.

Jetzt sollte aber bald auch die zweite Linie mit in das Gefecht eingreifen. Gegen 2 Uhr kam das X. Armeekorps bei Batilly an und marschirte dort auf, um weitere Befehle zu erwarten.

Das III. Armeekorps marschirte um 11 Uhr von Vionville ab und kam um 3 Uhr in Venneville an, wo es vorläufig Halt machte, während das II. Armeekorps bei Rezonville eintraf.

Auf Befehl des Königs stürmte nun die 15. Division vom VIII. Armeekorps, auf Gravelotte zu, ward aber hier von einem so heftigen Geschützfeuer empfangen, daß sie anfänglich zurück mußte und in einem unfern gelegenen Gehölz Deckung suchte. Die französische Garde ging nun aus Gravelotte zur Offensive vor und suchte die Preußen aus diesem Gehölz zu vertreiben, was aber trotz sehr heftigen Anstürmens nicht gelingen wollte.

Beide Gegner kämpften hier Stunden lang mit der äußersten Anstrengung und großen Verlusten, ohne daß weder Preußen noch Franzosen eines durchgreifenden Erfolges sich rühmen durften. Der General von Zastrow vom VII. Armeekorps, bemerkte aber, daß sich das VIII. Armeekorps in nicht sonderlich vortheilhafter Lage befand und ließ 8—9 Batterien seiner Artillerie, auf den Höhen zwischen Gravelotte und Bois des Ognons auffahren. Das Feuer derselben wüthete so heftig in den Reihen der französischen Garde, daß diese zuletzt ihr weiteres Vordringen aufgeben mußte und somit das VIII. Armeekorps was allmählich vollständig im Feuer gewesen war, Luft bekam.

Jetzt ging der General von Zastrow, da er die gute Wirkung seiner Artillerie bemerkte, allmählich auch zu einem Infanteriegefecht über und ließ die 25. und 28. Brigade gegen Gravelotte, die 26. Brigade gegen Vaux vorgehen, während die 27. als Reserve zurückblieb. So waren denn zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags die Artillerie und Infanterie des VII. und VIII. Armeekorps, ebenfalls im heftigsten Gefecht begriffen. Die aus dem Gehölz hervorgehenden Regimenter der 25. und 28. Brigade, erhielten aber ein so lebhaftes Feuer der französischen Infanterie, daß sie ebenfalls nicht weiter vordringen konnten, ja zuletzt sogar ziemlich eilig zurückgehen und in dem Gehölz Deckung suchen mußten. Ueberhaupt kämpfte an diesem Tage die französische Infanterie durchweg vortrefflich und zeigte sich der preußischen vollständig gewachsen.

Das strategische Genie des Generals von Moltke, und die Trefflichkeit der preußischen Artillerie, haben uns den Gewinn der Schlacht bei Rezonville gebracht; wären Beide nicht gewesen, so hätten wir solche wahrscheinlich verloren.

Die Kavallerie kam, einzelne Regimenter ausgenommen, an diesem Tage überhaupt kaum zu einer ernsthaften Verwendung, und die französische Infanterie erreichte trotz ihrer Minderheit bis zum Abend vollständig die gleichen, ja theilweise noch bessere Erfolge als die deutsche. Das Chassepotgewehr und die Gewandtheit der Franzosen im Dorfgefecht, zeigten sich an diesem Tage so recht vortheilhaft.

So war eigentlich um 5 Uhr Nachmittags der ganze Kampf auf der gesammten Schlachtlinie ein stehendes Artillerie- und Infanteriefeuergefecht und Keiner der beiden Gegner durfte sich eines besonderen Erfolges rühmen. Jetzt aber befahl der Prinz Friedrich Carl, daß die gesammte preußische Gardeinfanterie das Dorf St. Privat, welches als der Schlüssel der französischen Schlachtlinie angesehen wurde, erstürmen sollte.

Mit großem Muthe stürmte die Garde auch gegen St. Privat vor, allein die im Dorfe sehr gut aufgestellte französische Gardeinfanterie, eröffnete ein so wirksames Feuer auf die preußischen Bataillone, daß diese bald zu stocken anfingen, ja allmählich sogar zurückgingen. Es war dies ein Kampf zwischen der preußischen und französischen Kaisergarde und Letztere zeigte sich mindestens ihrer stolzen Gegnerin gewachsen.

Als die preußische Garde große Verluste erlitten und das Dorf

St. Privat trotzdem nicht ganz genommen hatte, mußten Theile des XII. Armeekorps und eine Division des X. Armeekorps, diesen Angriff unterstützen. Das Dorf St. Privat ward jetzt von der vereinten Artillerie der Garde und des X. Armeekorps in Brand geschossen und nun von drei Seiten erstürmt, worauf die Franzosen, die Unmöglichkeit des ferneren Widerstandes hier einsehend, es räumten und in guter Ordnung zurückgingen. Es war dies der erste sehr wichtige, aber auch sehr theuer erkaufte Erfolg der an diesem Tage von den deutschen Truppen errungen wurde.

Aber auch auf dem rechten deutschen Flügel blieb der Kampf bis gegen 6 Uhr Abends, so ziemlich ein stehendes Artilleriegefecht, in welchem kein Theil sich eines wirklichen Sieges mit voller Wahrheit rühmen durfte. Die Franzosen standen in sehr trefflichen Positionen fest, hatten sich mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit überall Schützengräben gegraben und unterhielten aus diesen stets ein sehr wirksames Feuer auf unsere anstürmenden Truppen.

Der General von Moltke sah ein, daß auch hier bald ein Entscheidungsstoß erfolgen müsse, wenn er wirklicher Sieger an diesem Tage bleiben mußte. Das II. (pommersche) Armeekorps was bisher noch gar nicht im Feuer gewesen und daher vollständig intact war, wurde dazu erwählt, solchen auszuführen.

So mußten denn die pommerschen Regimenter um 6½ Uhr gegen das Dorf Gravelotte vorstürmen, unterstützt in den Flanken von den Brigaden des VII. und einzelnen Truppentheilen des VIII. Armeekorps. Dieser Sturm der Pommern auf das stark vertheidigte Dorf Gravelotte, bildet mit den Hauptkampf der ganzen Schlacht. Zwar hielten die Franzosen Gravelotte noch lange besetzt und die pommerschen Regimenter, die hier starke Verluste erlitten, drangen nur langsam vor, allein zuletzt erreichte ihre zähe Tapferkeit den wichtigen Erfolg und Gravelotte kam, als die Sonne schon untergegangen war, endlich in unseren Besitz, während die Franzosen in guter Ordnung zurückgingen. So war am Abend die Schlacht vollständig von uns gewonnen, der Durchbruch des Marschalls Bazaine nach Verdun zur Unmöglichkeit geworden, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als wieder nach Metz zurückzugehen, was er auch am 19. August in guter Ordnung that.

Da fast alle deutschen Truppen mit wenigen Ausnahmen, am

18. August im Gefecht gewesen und daher sehr ermüdet waren, die Kavallerie in dem sehr durchschnittenen, bewaldeten Terrain keine sonderliche Verwendung zu finden vermochte, eine weitere Verfolgung wegen der Nähe von Metz auch nicht stattfinden konnte, so unterblieb diese fast gänzlich.

Alle unsere Truppen bivouakirten die Nacht größtentheils auf den blutigen Wahlstätten, die sie sich theilweise mit so großen Opfern erkauft hatten. Sie konnten sich jetzt mit voller Wahrheit als unbedingte Sieger betrachten, während dies am 16. August entschieden nicht der Fall war, mußten sich aber sagen, daß dieser Sieg theilweise mit großen Verlusten sehr theuer erkauft wurde. So darf auch die französische Armee an den Tag von Gravelotte, obgleich sie den Siegeslorbeer an demselben verlor, stets mit Stolz zurückdenken, denn sie rettete ihre Waffenehre vollkommen und machte uns den Sieg so schwer als nur möglich.

Die preußischen Verluste betrugen an Todten und Verwundeten 15,000 Mann, darunter 580 Officiere. Am Meisten verloren hatten die preußischen Garderegimenter, die an 7000 Todte und Verwundete, darunter sehr viele Officiere, einbüßten. Das XII. (sächsische) Armeekorps giebt seinen Verlust auf 2000 Mann, inclusive 92 Officiere an.

Der Verlust der Franzosen an Todten und Verwundeten, wird nicht viel größer als der deutsche gewesen sein, da sie in geschützten Stellungen standen, doch büßten sie mehrere Tausend Gefangene und vierzehn Geschütze ein, während wir kaum 100 Gefangene und gar kein Geschütz oder sonstiges Armeematerial verloren. So konnten wir uns auch in dieser Hinsicht mit vollem Recht den vollständigen Sieg zuschreiben.

Der König von Preußen, der den ganzen Tag trotz seines hohen Alters zu Pferde blieb und wiederholt den feindlichen Granatschüssen trotzte, brachte die Nacht vom 18. auf den 19. August in einem kleinen Häuschen des ganz in Trümmern geschossenen Dorfes zu Rezonville zu. Aus diesem Grunde wird die Schlacht auch officiell die von Rezonville genannt, obgleich Gravelotte als das Centrum der französischen Schlachtordnung, sonst ein richtigerer Name dafür gewesen sein würde.

Die Depesche, welche der König am Abend nach der Schlacht

dem Grafen Bismarck beim Schein eines hochflammenden Wachtfeuers dictirt haben soll, lautete:

Rezonville, den 19. August.

„Das war ein neuer Siegestag gestern, dessen Folgen noch nicht zu ermessen sind.

Gestern früh gingen das XII., Garde- und IX. Korps gegen die nördliche Straße Metz-Verdun bis St. Marcel und Doncourt vor, gefolgt vom III. und X. Korps, während das VII. und VIII., sodann auch das II. bei Rezonville gegen Metz stehen blieben.

Als jene Korps rechts schwenkten in sehr waldiges Terrain, gegen Venneville und St. Privat, begannen diese Korps den Angriff gegen Gravelotte, nicht heftig, um die große Umgehung gegen die starke Position Amanvillers-Chatel bis zur Metzer Chaussee abzuwarten. Diese weite Umgehung trat erst um 4 Uhr in das Gefecht. Der Feind setzte in den Wäldern heftigen Widerstand entgegen, so daß nur langsam Terrain gewonnen wurde. St. Privat wurde vom Gardekorps, Venneville vom IX. Korps genommen, das XII. Korps und Artillerie des III. Korps, griffen nur in das Gefecht ein.

Gravelotte wurde von Truppen des VII. und VIII. Korps und die Wälder zu beiden Seiten genommen und mit großen Verlusten behauptet.

Um die durch die Umgehung zurückgedrängten feindlichen Truppen nochmals anzugreifen, wurde bei eintretender Dunkelheit ein Vorstoß über Gravelotte vorgenommen, der auf ein so enormes Feuer hinter Schützengräben und Geschützfeuer stieß, daß das eben eintreffende II. Korps den Feind mit dem Bajonett angreifen mußte und die feste Position vollständig nahm und behauptete.

Es war 8½ Uhr als das Feuer auf allen Punkten nach und nach schwieg. Bei jenem letzten Vorstoß fehlten die historischen Granaten von Königsgrätz für mich nicht, aus denen mich diesmal Minister von Roon entfernte. Alle Truppen die ich sah, begrüßten mich mit enthusiastischen Hurrahs. Sie hatten Wunder der Tapferkeit gethan gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt vertheidigte und oft Offensivstöße unternahm, die jedes Mal zurückgeschlagen werden mußten. Was nun das Schicksal des Feindes sein wird, der in dem verschanzten sehr festen Lager der Festung Metz steht, ist noch nicht zu berechnen.

Ich scheue mich, nach den Verlusten zu fragen und Namen zu nennen, da nur zu viele Bekannte genannt werden, oft unverbürgt. Ich wollte hier bivouakiren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo ich ruhte, und da ich kein Stück meiner Equipage bei mir habe, seit 30 Stunden angezogen bin.

Ich danke Gott, daß er uns den Sieg verlieh.

Wilhelm.

Mit großem Jubel ward die Kunde von diesem Siege bei Rezonville überall in ganz Deutschland begrüßt. Fühlten doch Alle, daß dadurch ein unermeßlicher Gewinn für uns errungen war.

VII. Kapitel.

Die Folgen der Schlachten bei Mars la Tour und Rezonville. Der weitere Einmarsch der deutschen Heere in Frankreich. Der Plan des Marschalls Mac-Mahon. Kräftige Vereitelung dieses Planes durch den General von Moltke. Das Gefecht bei Beaumont am 30. August. Die Schlacht bei Sedan. Die Kapitulation von Sedan und deren Folgen. Die Proklamirung der Republik in Paris.

Hatten zwar die Tage vom 16. und 18. August ungemein viel edles deutsches Blut gekostet, so war dafür der strategische Gewinn, den sie uns brachten, ein überaus großer und wohl der Opfer werth, welche seine Erreichung erforderte. Der kühne Plan des Generals von Moltke, sich wie ein mächtiger Keil zwischen die beiden Armeen von Bazaine und Mac-Mahon zu drängen, und so deren Vereinigung zu verhindern, war dadurch vollständig erreicht worden. Der Marschall Bazaine war mit einem Heer, was wir damals auf 150,000 Mann schätzten, was aber, wie die spätere Kapitulation von Metz bewies, noch zu jener Zeit mindestens 180,000 Mann unter den Waffen betrug, jetzt in Metz fest eingeschlossen worden. Und zwar befanden sich mit die besten Truppen der gesammten französischen Armee, die der Kaisergarde, mit Ausnahme von zwei Regimentern, die den Kaiser Napoleon nach Verdun eskortirt hatten, und der vorläufig noch in

Versailles und Paris zurückgebliebenen Depotbataillone und Schwadronen der Garde, unter dieser Zahl. Daß aber diese gesammte Bazainesche Armee zu jeder freien Verfügung im Felde nicht mehr vorhanden war, erlaubte nun dem General von Moltke seine weiteren strategischen Operationen in Frankreich, mit einer Ruhe und Sicherheit durchzuführen, die er nicht hätte haben können, wenn er die Angriffe von 150—160,000 Mann Bazainescher Kerntruppen befürchten mußte.

Es fehlte damals zwar nicht an Tadlern dieses ganzen Planes, welche behaupten wollten, es sei weit vortheilhafter für uns gewesen, wenn Bazaine sich mit dem Marschall Mac-Mahon hätte vereinigen können, statt daß er jetzt in Metz eingeschlossen sei. Seine Cernirung dort, raubte uns mindestens 150—170,000 Mann, die uns nun ebenfalls bei unseren weiteren Operationen fehlen dürften. Die späteren Ereignisse haben unwiderleglich bewiesen, wie unrecht die Ansicht dieser Tadler war. Wenn von Mitte August an, die Garnison von Metz nur 40,000 Mann statt wie jetzt 180,000 Mann betragen hätte, so wären zu deren Cernirung ebenfalls mindestens 50—60,000 Mann erforderlich gewesen, und diese hätten unserer Operationsarmee gefehlt. Wie schon früher angegeben, wäre Metz für 40,000 Mann Besatzung mindestens bis Ende dieses Jahres verproviantirt gewesen, statt daß es nun mit 180,000 Mann, wegen Hungersnoth schon Ende October kapituliren mußte. Hätte der Marschall Bazaine mit 150,000 Mann, seine Vereinigung mit Mac-Mahon bewirkt, so wäre bei Verdun eine Armee von circa 280,000 Mann uns gegenübergestanden, und diese zu schlagen, würde ein sehr schwieriges Unternehmen gewesen sein, wozu wir alle unsere in Frankreich nur irgendwie disponiblen Truppen hätten zusammenziehen müssen. Diese bei Verdun etwa von uns geschlagene Bazaine-Mac-Mahonsche Armee, hätte uns bei Chalons abermals in einer für sie günstigen Position eine Schlacht anbieten können, und wäre sie auch dort wirklich von uns zum zweitenmal geschlagen worden, so hätte nichts ihrem Rückzug nach Paris entgegengestanden. Wären aber in Paris Ende August oder Anfang September nur noch 200,000 Mann reguläre Truppen eingetroffen, um dort den Kern einer neu zu formirenden Armee zu bilden, so würde unserer Seits die Cernirung dieser Stadt, ganz entschieden eine Unmöglichkeit gewesen sein. Wir hätten im günstigsten Fall an der Marne stehen bleiben, dort einen Angriff der Franzosen abwarten und unsere

weiteren Operationen in Frankreich, das Aussenden von Kavalleriekorps vielleicht abgerechnet, beschränken müssen. Wahrscheinlich hätte der Krieg dann eine ganz andere und für uns wohl nicht günstigere, sondern entschieden ungünstigere Wendung genommen. Wenn die Franzosen im September und October schon die Zeit gewonnen hätten, die großen neuen Armeen zu organisiren, welche sie im November und December, mit früher nie bei ihnen erwarteter Energie schufen, und in das Feld führten, wie ungleich schwieriger würde dann unsere Lage mit unserem Heere in Frankreich gewesen sein! Ohne den Sieg bei Gravelotte am 18. August, würde auch die Kapitulation von Sedan am 2. September niemals erfolgt sein, denn Letztere konnte nur aus Ersterem hervorgehen.

Von ungeheurer moralischer Bedeutung waren auch die Folgen dieses Sieges in ganz Europa. Bei Wörth konnten die Franzosen immer behaupten, durch die große Ueberzahl geschlagen zu sein, und das Gefecht an den Spicherer Höhen, wo sie die Ueberzahl entschieden besaßen, war nicht so bedeutend, um Aufsehen zu machen, jetzt aber, am 18. August, hatten sie trotz ihrer entschieden glänzenden Tapferkeit, mit welcher ihre besten Truppen und besonders auch ihre Garden, gegen uns kämpften, eine unleugbare Niederlage erlitten. So etwas machte Aufsehen in Europa und von nun an bestand kein Zweifel mehr, daß die preußisch-deutsche Armee in all und jeder Hinsicht, der französischen überlegen sei und der Sieg unserer Fahne trotz all und jedem noch so hartnäckigen Widerstande, entschieden sich stets zuwenden müsse. In Wien und Florenz wie in Kopenhagen, wurde man von diesem Tage an, unzweifelhaft weit günstiger für Deutschland gestimmt, als dies früher wohl daselbst gewesen sein mochte, und der Gedanke einer etwaigen Allianz mit Frankreich, wenn solcher hin und wieder daselbst bestanden hatte, trat von nun an sehr in den Hintergrund, bis er nach der Kapitulation von Sedan, vollständig beseitigt wurde. Frankreich war von nun an in Europa eine sinkende, Deutschland aber eine aufsteigende Macht und man verbündet sich überall lieber mit Letzterer als mit Ersterer.

Der Egoismus waltet nun einmal in der äußeren Politik vor, ja muß auch dies thun und bei der Abschließung von Bündnissen, darf richtiger Weise, Dankbarkeit und sonstige Sympathie nur eine äußerst geringe, gegenseitiger Nutzen aber eine sehr bedeutende Stelle

einnehmen. Man wäre ohne unsere Erfolge im August und September in Frankreich, wahrlich im December in Wien nicht so äußerst freundlich gegen Preußen gewesen, wie dies jetzt vernünftiger und erfreulicher Weise daselbst geschah. Hoffen wir, daß ein enges Schutz- und Trutzbündniß zwischen dem Kaiserthum Oesterreich und dem Kaiserthum Deutschland, auch mit zu den vielen schönen Früchten dieses letzten furchtbaren Krieges gehören wird. Die beste Möglichkeit stets fortan den Frieden in Europa zu erhalten und unsere jetzigen übergroßen Heere endlich einmal mit Sicherheit reduciren zu können und somit dem heißesten Wunsche aller vernünftigen Menschen in unserem Welttheile zu genügen, liegt in dem engen und aufrichtigen Bündniß zwischen dem Kaiser Wilhelm von Deutschland und dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich. Und zwar bringt Ersterer eine weit größere Kraft mit in dies Bündniß als Letzterer; dies vergesse man auch niemals in Wien.

War also der Erfolg der Kämpfe am 16. und 18. August auch vollkommen des vielen dabei vergossenen Blutes werth, so mußte man leider doch Manches in der Art wie preußischer Seits gekämpft war, hart tadeln. Mit vollem Rechte war man, wie schon früher erwähnt, im königlichen Hauptquartier über die rücksichtslose Menschenopferung, deren sich einige preußische Generale am 16. August schuldig gemacht hatten, im höchsten Grade erzürnt. Auch daß einzelne Korpsgenerale mehr nach ihrem Kopfe als nach den Befehlen des großen Hauptquartiers gehandelt hatten, verdiente eine ernste Rüge, und der Hauptschuldige hiervon, der General von Steinmetz ward seines Kommandos enthoben und wieder in seine Sinecure nach Posen geschickt. General von Steinmetz ist, wie schon früher erwähnt, ein Mann von eiserner Energie und dem größten persönlichen Muth, und hat sich 1866 in Böhmen, besonders bei Skalitz, die glänzendsten Verdienste erworben. Bei seinem ohnehin schon hohen Alter hatten die dazwischen liegenden vier Jahre, sein Führertalent aber eher vermindert, als vermehrt. Besonders hatte er auch, am 6. August nicht einsehen wollen oder können, daß man gegen Truppen die mit schnellfeuernden und 12—1400 Schritt weit tragenden Chassepotsgewehren bewaffnet sind, ganz anders manövriren müsse, als 1866 gegen die Oesterreicher mit ihren langsam schießenden und nur 8—900 Schritt weit tragenden Vorderladergewehren. Das rücksichtslose blinde Drauflosstürmen, mochte

gegen Letztere vielleicht angewandt sein, erforderte gegen Erstere aber ungeheure Verluste, die durch geschicktes Manövriren und Flankenumgehungen wie solche bei Wörth und Weißenburg und später bei Sedan so meisterhaft ausgeführt wurden, gar leicht hätten vermieden werden können. Der General von Steinmetz hielt sich in Preußen für unentbehrlich und es war recht, ihm zu zeigen, daß dies nicht der Fall sei.

Durch die Abberufung des Generals von Steinmetz, wurde nun die I. Armee aufgelöst und direct unter den Befehl des Prinzen Friedrich Carl gestellt, dagegen wurde am 23. August eine neue Armee aus dem Gardekorps, dem IV. preußischen und dem XII. (sächsischen) Armeekorps gebildet, und da man in diesem Kriege aus verschiedenen Gründen, die sich zum Theil der öffentlichen Besprechung entziehen, nun einmal vorzugsweise gern Prinzen und Fürsten zu Oberbefehlshabern haben wollte, solche dem Kronprinzen von Sachsen untergeben. Dieser trat sein bis dahin geführtes Kommando des XII. Armeekorps, dafür wieder an seinen Bruder, den Prinzen Georg von Sachsen ab, damit doch ja recht viele Prinzen höhere Stellen bekleiden sollten.

Da der Plan des Generals von Moltke, den Marschall Bazaine wieder nach Metz hineinzuwerfen und seine Vereinigung mit dem Mac-Mahonschen Korps zu verhindern, am 18. August vollständig gelungen war, so erforderte diese Festung jetzt eine sehr starke Cernirungsarmee. Dieselbe wurde anfänglich folgendermaßen aufgestellt, wechselte aber im Lauf der an zwei und einen halben Monat dauernden Cernirung, wiederholt ihre Stellungen. Auf dem rechten Moselufer stellte sich das I. Armeekorps unter General von Manteuffel auf, daneben auf dem linken Ufer zuerst das XII. Armeekorps und die Garde, bis diese dann abrückten, daneben das IX. Armeekorps unter General von Mannstein, von welchem aber noch die 17. Division in Holstein war, und erst Anfang September nachrückte, ganz im Süden standen das VII. Armeekorps unter dem General von Zastrow und das VIII. Armeekorps unter dem General von Göben. Da hier der nächste Durchbruch zu erwarten war, so wurden das III. Armeekorps und das II. Armeekorps daselbst als Reserve aufgestellt. Diese ganze Armee, welche mit einzelnen Abkommandirungen, später auch fortwährend das Cernirungskorps von Metz bildete, und somit den

eigentlichen Feldoperationen entzogen wurde, befehligte der Prinz Friedrich Carl.

Nach dem Siege von Gravelotte am 18. August, ging nun der Marschall Mac-Mahon, der schon auf dem Marsch nach Verdun gewesen war, vorläufig wieder nach Rheims zurück, wo er stehen blieb, um weitere Verstärkungen aus Paris und den französischen Festungen im Westen von Frankreich, an sich zu ziehen. Er erhielt jetzt den Oberbefehl über das I., V., VII. und XII. französische Korps, die aber theilweise noch sehr in der Organisation zurück waren. Auch der Kaiser Napoleon ging auf die Kunde von der verlorenen Schlacht, eiligst aus dem nunmehr sehr gefährdeten Verdun fort und begab sich nach Chalons, wo er am 20. August mehrere dort eingetroffene Kavallerieregimenter inspicirte, dabei aber von den Truppen nur sehr kühl aufgenommen wurde. Da man jetzt glaubte keine genügenden Truppen mehr zu haben, um die etwas weitläufige Stellung bei Chalons kräftig vertheidigen zu können, so ward das dortige Lager aufgehoben, ein Theil der sehr undisciplinirten Pariser Mobilgardisten, die dasselbe gebildet hatten, nach Paris zurückgesandt, Kavallerie und Artillerie aber der Mac-Mahonschen Armee, deren Hauptquartier in Rheims vorläufig blieb, zugetheilt. Auch der Kaiser Napoleon begab sich schon am 21. August mit seinem Sohne, nach Rheims zum Marschall Mac-Mahon, um mit diesem fortan die wenigen Freuden und vielen Leiden dieses Feldzuges zu theilen. Waren die 140,000 Mann Feldtruppen, welche der Marschall Mac-Mahon jetzt kommandirte, doch augenblicklich die einzigen zur freien Verwendung im Felde stehenden Korps, über welche der Kaiser Napoleon noch verfügen konnte. So weit war es in wenigen Wochen schon mit der großen glänzenden französischen Armee, welche nach der Sprache der Pariser Journale, nicht allein über den Rhein, sondern ungehindert selbst bis nach Berlin marschiren sollte, gekommen.

In Paris selbst, wo man die Niederlage am 18. August doch nicht ganz verschweigen konnte, obgleich man ihre Bedeutung möglichst zu verringern suchte und nach gewohnter Weise unter allerlei lügenhaften Phrasen, den Verlust verbarg, kam es in der Deputirtenkammer zu den stürmischsten Scenen. Nach dem Sprichwort, wenn das Schiff zu sinken beginnt, verlassen es die Ratten, verlor der Kaiser Napoleon schon jetzt viele seiner früheren eifrigsten Anhänger. Es wurde nun-

mehr auch beschlossen, Paris für alle Fälle wenigstens zu verproviantiren, und dies Geschäft mit großem Eifer und vielem Erfolg betrieben. Hätte man in Paris nicht in der Zeit vom 24. August bis Mitte September, so ungemein große Anstrengungen zur Verproviantirung gemacht, nun und nimmer wäre es möglich gewesen die spätere Belagerung so über alles Erwarten lange auszuhalten.

Da der Kaiser Napoleon jetzt alle seine Truppen selbst auf das Nothwendigste in Frankreich bedurfte, so erhielt die noch im Kirchenstaat stehende Brigade, den Befehl auf das Schleunigste zurückzukehren und schiffte sich am 21. August in Civita-Vecchia ein. Damit war der weltlichen Herrschaft des Papstes, wenigstens vorläufig, ihr Todesurtheil gesprochen und sie stürzte sehr bald zusammen; ebenfalls eine Folge dieses welterschütternden Krieges.

Im großen Hauptquartier des Königs von Preußen, ward aber nun auf des Generals von Moltke Rath, der ebenso kühne wie geniale Plan gefaßt, mit der Südarmee des Kronprinzen von Preußen und der neu zu organisirenden Armee des Kronprinzen von Sachsen, direct auf Paris zu marschiren. Es lag viel Gefahr in diesem Manöver, denn wenn es mißglückte, waren unsere gegen Paris gezogenen Truppen leicht dem Verderben ausgesetzt. Wenn der Marschall Mac-Mahon nach Paris ging, dort Alles was an Mobil- und Nationalgarden irgendwie verfügbar war, an sich zog, so konnte er unter den Forts von Paris mit mindestens 200,000 Mann, den deutschen Truppen eine Schlacht anbieten. Ward er geschlagen, so blieb ihm noch immer sein gesicherter Rückzug hinter die Forts übrig, ward unsere Armee hingegen besiegt, so befand sie sich in der allerübelsten Lage. Mitten im feindlichen Lande, ohne Eisenbahnen und geregelte Verpflegung, dabei die stark besetzten feindlichen Festungen Toul, Verdun, Soissons, dann die belgischen Grenzfestungen im Rücken, hätte sie im Fall einer Niederlage Gefahr gelaufen, gänzlich aufgerieben zu werden. Die Armee des Prinzen Friedrich Carl konnte sie auch nicht schützen, denn dieser durfte kein Regiment abgeben, wenn es ihm gelingen sollte, den Marschall Bazaine in Metz festzuhalten. Hätten die Franzosen im September nur die Hälfte der Energie besessen, welche sie im December unleugbar entfalteten und wäre schon damals die Volksbewaffnung in dem Maße eingetreten wie dies später geschah, nun und nimmermehr würde der Plan des Generals von Moltke, schon Ende

August ohne eine gesicherte Rückzugslinie gradeswegs auf Paris zu marschiren, gelungen sein. Doch dieser vertraute auf sein Glück, auf die Tüchtigkeit der deutschen Truppen und auf die Ungeschicklichkeit seiner Gegner, von welcher er bisher so viele eklatante Beweise erhalten hatte, und wie sein glänzender Erfolg später zeigte, hat er sich auch in allen seinen Hoffnungen nicht im Mindesten getäuscht.

So begann denn am 24. August der allgemeine Vormarsch der deutschen Heere gegen Paris. Der Kronprinz von Preußen, der sein Hauptquartier einige Tage in Nancy gehabt hatte, erhielt den Befehl südwärts über Commercy nach Troyes abzumarschiren, während das Korps des Kronprinzen von Sachsen, über Bar le Duc nach Chalons marschirte. Bei letzterem Korps befand sich auch der König von Preußen, der sein Hauptquartier am 25. August in Bar le Duc hatte. Von der ebenso zahlreichen wie tüchtigen Kavallerie, machte man aber deutscher Seits jetzt den besten Gebrauch indem man das vorrückende Heer mit ganzen Schwärmen von Reiterei umgab. Es wurden dadurch dem Feinde alle unsere Bewegungen verborgen und er stets im Ungewissen gehalten, wo sich denn eigentlich unsere Hauptstärke befinde. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte der Marschall Mac-Mahon von Rheims einen Gewaltmarsch machen müssen, um sich mit aller Schnelligkeit und Kraft auf die Armee des Kronprinzen von Sachsen zu stürzen, die damals höchstens 85,000 Mann unter den Waffen zählen konnte, da besonders das Gardekorps am 18. August so sehr stark gelitten hatte. Auch streiften einzelne deutsche Reiterbrigaden, Regimenter, Schwadronen und Patrouillen jetzt weit und breit nach echter Reiterweise, umher, requirirten Lebensmittel, machten Gefangene und fügten den Franzosen den größten Nachtheil zu. Man hat in dieser Hinsicht während des ganzen Krieges stets einen sehr richtigen und zweckmäßigen Gebrauch von unserer ebenso zahlreichen wie gutberittenen Kavallerie gemacht, wenn es auch nur bei Mars la Tour zu eigentlichen größeren Reitergefechten gekommen ist.

Am 27. August besetzten unsere Truppen, das einst so berühmte Lager von Chalons, diese große Kriegsschule der französischen Armee, welche der Kaiser Napoleon dort zu ihrer Ausbildung errichtet hatte. Die französischen Mobilgardisten, welche zuletzt daselbst gestanden und arg gehaust hatten, waren in solcher Eile nach Paris zurückgegangen, daß sie nicht einmal das Lagergeräth gerettet, was ihnen doch so

leicht möglich gewesen sein würde. So machten unsere Truppen denn die reichste Beute an Waffen, Lebensmitteln, Zelten und der ganzen Einrichtung dieses sehr zweckmäßig angelegten Lagers. Besonders auch das große, prachtvoll eingerichtete Lagerzelt des Kaisers Napoleon selbst, mit seinen Vorhängen von Sammet und Seide und seinem reichen Mobiliar fiel in die Hände unserer Truppen.

Wer wie es bei mir der Fall war, früher wiederholt im Lager von Chalons geweilt und sich an seiner militairischen Ordnung und der geschmackvollen Einrichtung, worin ja die Franzosen eine große Meisterschaft besitzen, erfreut hatte, und es jetzt plötzlich wiedersah, der hätte freilich über den Anblick der Verwüstung und Zerstörung, den es darbot, erstaunen müssen. „C'est la guerre", sagen die Franzosen. Freilich sollten wir im Laufe dieses entsetzlichen Krieges, noch viel scheußlichere Anblicke, als dies damals verheerte und geplünderte Lager von Chalons darbot, in nur zu reicher Menge sehen müssen.

Man hätte nun eigentlich mit Recht erwarten sollen, daß der Marschall Mac-Mahon mit seinem Heere, wenn er sich doch einmal bei Chalons nicht mehr schlagen wollte, nach Paris gehen und sich dort hinter den Forts aufstellen würde. Er befand sich dann, wie schon früher erwähnt, in einer sehr günstigen Stellung, konnte uns Schlachten liefern wenn er wollte, und im Fall der Niederlage, stets ganz sicher wieder hinter die Forts zurückgehen. Die Armee, über welche der General von Moltke damals vor Paris zu verfügen hatte, war aber lange nicht stark genug, um diese Stadt, mit der Mac-Mahonschen Armee darin, cerniren oder gar angreifen zu können. War sie doch später, im September und October, kaum hinreichend zu einer Cernirung, als schon der Marschall Mac-Mahon sich mit seinem ganzen Heere gefangen in Deutschland befand.

Statt nun aber von Rheims auf Paris zu marschiren, was er so leicht auszuführen vermochte, gerieth der Marschall Mac-Mahon plötzlich auf die Idee, sich nordwärts zu wenden, um womöglich Metz zu entsetzen. Er hoffte so schnell dahin zu gelangen, daß es ihm möglich sein würde, das Armeekorps des Prinzen Friedrich Carl anzugreifen, bevor die beiden kronprinzlichen Armeen diesem zur Hülfe eilen könnten. Machte zugleich mit dem Angriff des Marschalls Mac-Mahon, der Marschall Bazaine mit seiner starken Macht einen Ausfall aus Metz und griff ebenfalls den Prinzen Friedrich Carl an, so befand

sich dieser freilich in einer sehr verzweiflungsvollen Lage. Er wurde von zwei Seiten von ihm an Zahl doppelt überlegenen Feinden, angegriffen, hatte keinen gesicherten Rückzug und das Glücklichste, was seinerseits dann geschehen konnte, würde gewesen sein, sich verzweiflungsvoll durchzuschlagen, über die Mosel zurückzugehen und zu versuchen, wie viel er von seinem Heere nach Deutschland zurückzubringen vermöge. Nach der Besiegung des Prinzen Friedrich Carl, wäre aber dann die vereinte Bazaine-Mac-Mahonsche Armee hinreichend stark gewesen, die Armeen des Kronprinzen von Preußen und des Kronprinzen von Sachsen, durch ihre Uebermacht zu erdrücken. Die französischen Korps hätten dann diesen beiden Armeen sehr leicht das gleiche Schicksal bereiten können, welches den Marschall Mac-Mahon wenige Tage später selbst bei Sedan ereilen sollte. So weit also hatte der Mac-Mahonsche Plan, dessen ursprüngliche Idee man dem Kaiser Napoleon zuschreibt, manche Chance des Gelingens für sich und wäre gar nicht so hart zu verurtheilen gewesen.

Um ihn aber in der Weise ausführen zu können, wie dies geschehen mußte, wenn er einige Hoffnung zum Gelingen haben sollte, fehlte dem Marschall Mac-Mahon freilich Vieles. Er mußte zuerst eine sehr zahlreiche und tüchtige Kavallerie besitzen, welche es ihm gestattete, alle seine Bewegungen zu verdecken, und den General von Moltke in dem Glauben zu lassen, daß er wirklich nach Paris, statt nun plötzlich nordwärts marschirte. So wie es dem Marschall Mac-Mahon gelang, große und gute Kavalleriekorps zwischen sein Hauptheer und das Moltkesche Hauptquartier zu schieben, konnte es ihm auch gelingen, unbemerkt nach Norden gegen Metz abzubiegen. Rückte er dann in rastlosen Eilmärschen vor, und setzte sich mit dem Marschall Bazaine in Verbindung, daß Beide an einem Tage zugleich rücksichtslos angriffen, so hatte er die Möglichkeit des Gelingens für sich. Diese gute und zahlreiche Kavallerie fehlte aber dem Marschall Mac-Mahon größtentheils und von derjenigen, die er besaß, vermochte er nach echt französischer Weise keinen geeigneten Gebrauch zu machen. Da wir aber, wie schon erwähnt, eine starke, gute und richtig benutzte leichte Reiterei besaßen, so blieb uns niemals eine Bewegung des Mac-Mahonschen Heeres unbemerkt und es war diesem somit unmöglich, so heimlich und schnell gegen Metz zu marschiren, wie dies unbedingt nothwendig war, wenn sein Plan nur einige Hoffnung auf

Gelingen haben sollte. Auf der anderen Seite machte unsere Kavallerie es aber möglich, daß alle die Bewegungen unseres Heeres dem Marschall Mac-Mahon fast gänzlich verborgen blieben. So ist er stets in Unkenntniß darüber gewesen, welche Korps ihm auf seinem Zuge nach der belgischen Grenze nachfolgten und von welcher Stärke solche waren. Gerade in dieser Unkenntniß erklärt sich sein Marsch nach Sedan zu, und daß er sich dort wie in einem Kessel von uns einschließen ließ, denn sonst hätte er doch wirklich wahnwitzig bei diesem Manöver gehandelt. So waren wir, Dank sei es unserer Reiterei, ihrer Verwendung, und besonders auch dem trefflich geschulten Moltkeschen Generalstab, der alle erhaltenen Meldungen stets auf das Beste zu verwerthen und danach strategische richtige Pläne zu fassen verstand, über alle Bewegungen der Mac-Mahonschen Armee zehnmal genauer und richtiger unterrichtet, wie es der Marschall über die unsrigen blieb. Und doch befanden wir uns mitten im feindlichen Lande und es standen uns entweder gar keine, oder doch sehr unzuverlässige Spione zu Gebote, während jeder Franzose fast, aus Patriotismus uns feindlich gesinnt war, und so viel und schnell er nur konnte, alle unsere Bewegungen, Stärke der Truppen u. s. w. auf heimlichen und sehr schnellen Wegen, den französischen Befehlshabern mittheilte. Freilich machte die französische Eitelkeit und Unwissenheit alle diese von Franzosen stammenden Nachrichten über unser Heer, oft von einem sehr zweifelhaften Werth. Diese Unwissenheit über die preußisch-deutsche Heeresverfassung, verhinderte auch den Marschall Mac-Mahon und seinen Generalstab, an der richtigen Schätzung der Schnelligkeit und Marschfähigkeit der Truppen, welche dem General von Moltke zu Gebote standen. Die französischen Generäle haben stets den Wahn gehabt, daß ihre Truppen schneller und ausdauernder marschiren könnten, als die deutschen. Früher ist dies auch wohl entschieden der Fall gewesen, seit aber in Preußen eine mehr rationelle Ausbildung der Truppen stattfindet, hat sich dies zum Nachtheil der Franzosen bedeutend geändert.

Die norddeutschen Truppen sind jetzt leichter bepackt, [die Bayern und Würtemberger haben stets bei anhaltenden Märschen ungleich mehr Marode, als die Norddeutschen gehabt] als die Franzosen und marschiren schneller und besonders auch ausdauernder. Grade diese unübertreffliche Schnelligkeit und Ausdauer im Marschiren, wobei uns

unsere Disciplin, die ungleich strenger ist, als die laxe französische Bummelei, so sehr zu statten kommt, ermöglichte es dem General von Moltke jetzt, daß er alle seine Truppen in der nöthigen Schnelligkeit und zugleich auch, was ebenso oder eigentlich sogar noch wichtiger war, Gefechtstüchtigkeit, vor Sedan vereinigen konnte, wie dies nothwendig war, um diese in der Weltgeschichte einzig dastehende Kapitulation zu erzwingen.

So konnte denn der General von Moltke seine kühne strategische Operation, mit so unübertrefflicher Meisterschaft ersinnen und in so vortrefflicher Ordnung durchführen, wie dies jetzt bei der Einschließung des Mac-Mahonschen Korps bei Sedan geschah.

„Wer soll Meister sein? — Der was ersann;
Wer soll Geselle sein? — Der was kann;
Wer soll Lehrling sein? — Jedermann"

sagt der alte Spruch. Der große Meister der Strategie war hier der General von Moltke, die Gesellen seine Generalstabsofficiere und viele andere deutsche Befehlshaber, die ihn dabei so vorzüglich unterstützten, die Lehrlinge aber alle unsere braven Officiere und Mannschaften, die unter einem solchen Meister das Größte an Aufopferung leisteten und das Höchste freudig einsetzten, um seine Anordnungen nun auch in einer Weise auszuführen, wie dies unbedingt nothwendig war, wenn das Werk den Meister loben sollte. Ehre und Ruhm sei Allen, die hiebei auf tüchtige Weise mitwirkten und sei ihr Rang auch sonst noch so gering.

Am 26. August brachte der Marschall Mac-Mahon seinen Plan zur Ausführung und marschirte aus Rheims statt nach Paris, plötzlich nordwärts gegen die belgische Grenze. Unsere Kavallerie und die leichten Truppen der Avantgarde, die ihn nicht außer Obacht gelassen hatten, folgten sogleich dahin nach. Im Hauptquartier des Königs von Preußen, was sich in Dizier befand, erregte diese Meldung großes Aufsehen und noch am Abend fand ein Kriegsrath statt, in welchem wie dies glücklicher Weise stets geschah, die Ansicht des Generals von Moltke den Ausschlag gab. Es ward beschlossen den Weitermarsch nach Paris einstweilen aufzugeben und mit beiden Armeen dem Marschall Mac-Mahon in möglichster Eile zu folgen. Was dieser mit seiner Abschwenkung bezweckte, war einem so großen Meister der Strategie wie General von Moltke war, sogleich klar. Noch in der

Nacht gingen Generalstabsofficiere zur Armee des Kronprinzen, der mehr südwärts in der Richtung auf Troyes stand, dort das Nöthige mitzutheilen. Auch das I. bairische Korps, welches von der Armee des Kronprinzen von Preußen auf einige Tage abgetrennt war, um mit dem Hauptquartier des Königs zu marschiren, mußte sogleich in Eilmärschen nordwärts abrücken. So wie der Kronprinz von Preußen die nöthige Weisung erhalten hatte, änderte er sofort zur selbigen Stunde die Richtung seines Marsches und rückte in großer Eile auf Dizier zu. Er konnte seine Bagage und viele Wagen mit Proviant, gar nicht so schnell mitnehmen und mußte sich vielfach bei seinem Eilmarsch, auf ein bloßes Requisitionssystem verlassen. Da Frankreich ein sehr reiches und fruchtbares Land ist und diese Gegend damals noch nicht so sehr ausgesogen war, wie dies später der Fall war, so ging dies auf einige Tage auch ganz gut an. Ueberhaupt leistete der Kronprinz von Preußen jetzt mit seiner Armee durch dies schnelle Abschwenken, Frontverändern und rastlose Vormarschiren, Alles, was man nur von einem tüchtigen Führer und vortrefflichen Truppen verlangen konnte.

Wäre grade diese Armee in den Tagen vom 24—30. August nicht so mobil gewesen, nun und nimmermehr hätten wir bei Sedan diesen glänzenden Triumph zu feiern vermocht. Ganz das Gegentheil geschah aber bei dem Marschall Mac-Mahon, er marschirte viel zu langsam und ward durch die schlechte Beschaffenheit seines Trainwesens und sonstigen Armeematerials, vielfach gehindert. Und doch lag in der größten Schnelligkeit die einzige Möglichkeit für das Gelingen seines Planes.

Unsere rastlose Kavallerie, die den plötzlich nach Norden abschwenkenden Franzosen, stets unmittelbar nachfolgte, hatte am 27. August bei Buzancy ein lebhaftes Gefecht mit der Mac-Mahonschen Nachhut. Es waren 5—6 sächsische Schwadronen, die sich hier gehörig mit den Franzosen herumhieben und mehrere Gefangene einbrachten. Da man durch diese eine nähere Kunde von den Absichten des Marschalls Mac-Mahon erfuhr, so war solches von besonderer Wichtigkeit.

Noch bedeutender war ein Gefecht am 29. August bei Nouart, wo die Vorhut des XII. Armeekorps, sehr entschieden mit der Nachhut des V. französischen Korps zusammentraf, und ihr einigen Verlust beibrachte. Auch das Dorf Voncq zwischen Vouclières und Attigny hochgelegen, was von feindlicher Infanterie stark besetzt war, wurde von

abgesessenen Schwadronen eines preußischen Husarenregiments, mit dem Karabiner in der Hand, erstürmt. Die vollständig überraschten Franzosen vertheidigten sich hier gegen ihre Gewohnheit nur sehr mittelmäßig. Es wurden bei dieser Gelegenheit zwei Generalstabsofficiere des Marschalls Mac-Mahon gefangen genommen, bei denen man sehr wichtige Papiere gefunden haben soll. Der General von Moltke erkannte nun immer mehr den Plan seines Gegners und traf seine Anstalten, ihn mit einem gewaltigen eisernen Ring, aus dem kein Entkommen mehr möglich war, zu umfassen. Mit unübertrefflicher Meisterschaft wurden alle Operationen jetzt ersonnen und ausgeführt und für das Studium der Strategie wird später grade dieser Abschnitt des Feldzuges, von besonderer Wichtigkeit sein; hier würde ein näheres Eingehen darauf, viel zu weit führen. Von der größten Wichtigkeit und die Katastrophe von Sedan einleitend, war aber die Schlacht bei Beaumont am 30. August.

Das IV. und XII. norddeutsche Armeekorps und das I. bairische Korps, stießen am Mittag bei dem Dorfe Beaumont auf mehrere französische Divisionen der Mac-Mahonschen Armee. Nach ihrer nun einmal unvertilgbar schlechten Angewohnheit, hatten die Franzosen auch noch jetzt wo sie sich in einer so überaus kritischen Lage befanden, es vernachläßigt sich mit dem gehörigen Sicherheitsdienst zu umgeben und wurden somit von den deutschen Truppen ziemlich überrascht.

Es war eigentlich von deutscher Seite gar kein größeres Gefecht beabsichtigt, sondern das Ganze sollte nur eine ausgedehnte Recognoscirung sein, aus der sich dann, wie dies in diesem Kriege wiederholt geschah, eine Schlacht entwickelte.

Ein Theil des IV. Armeekorps rückte nun gegen Beaumont zu, während die Truppen des XII. Armeekorps den rechten, die bairischen hingegen den linken Flügel bildeten. Die Franzosen, die sich in entschiedener Minderzahl befanden, vertheidigten Beaumont sehr lebhaft und es bedurfte wiederholter Vorstöße von unserer Seite, bis sie daraus vertrieben werden konnten. Auch die Baiern, die anfänglich nicht recht vorwärts kommen konnten, faßten sich bald wieder und drängten dann die Franzosen entschieden zurück, während die Regimenter des XII. Armeekorps ebenfalls vorwärts kamen, Unsere treffliche deutsche Artillerie zeigte sich wie fast bei jeder Gelegenheit in diesem Kriege, der französischen Artillerie entschieden überlegen und

besonders ihr heftiges Feuer trug sehr viel dazu bei die Reihen der Feinde zu erschüttern, so daß unsere Infanterie vorwärts kommen konnte. Besonders in dem kleinen Städtchen Mouzon versuchten die Franzosen sich noch bis zum späten Abend zu vertheidigen und konnten erst durch das zerschmetternde Artilleriefeuer zu dessen Räumung bewogen werden.

Zwar holte der General de Failly noch gegen 7 Uhr Abends, eine frische Division herbei, allein es war vergeblich, der Rückzug der geschlagenen französischen Truppen war nun nicht mehr aufzuhalten. Sie gingen über die Maas und zogen sich in die Festung Sedan zurück, so den Zugang zu den Ardennen aufgebend und uns überlassend. So war dies Gefecht bei Beaumont von der allergrößten Wichtigkeit für uns und nur dadurch, daß wir an diesem Tage so vollständige Sieger blieben und die wichtigen Positionen auf den Höhen, welche die Straßen durch die Ardennenpässe beherrschen, besetzen konnten, vermochte später bei Sedan der Mac-Mahonschen Armee jeder Rückzug vollständig abgeschnitten zu werden. Es war ein unverantwortlicher Fehler der französischen Heeresführung, daß unsere deutschen Truppen bei Beaumont mit verhältnißmäßig so geringen Opfern, diesen großen strategischen Gewinn zu erringen vermochten. Auch sonst war unser Gewinn, verhältnißmäßig ein sehr bedeutender. Wir machten an 7000 unverwundete Gefangene und erbeuteten einige 30 Geschütze, darunter 11 Mitrailleusen, während wir wenigstens nach unseren officiellen Angaben, denen übrigens leider nicht stets unbedingt vertraut werden kann, nicht viel mehr als 1100 Todte und Verwundete verloren haben sollen. Nur der Umstand, daß anfänglich die Franzosen überrascht wurden und später ein Theil von ihnen von dem Hauptkorps abgedrängt wurde, und so die Waffen strecken mußte, macht diese verhältnißmäßig so sehr große Zahl von Gefangenen erklärlich. An diesem Tage wurden übrigens auch schon viele Franzosen über die belgische Grenze gedrängt, wo sie dann ihre Waffen ablegen und sich interniren lassen mußten. Die belgische Regierung hatte zu diesem Zwecke fast ihre gesammte Armee mobil gemacht und ihre Grenze sehr stark besetzen lassen, um die Neutralität dadurch schützen zu können, was ihr auch stets gelungen ist. Es sind im Laufe dieses Krieges ungefähr zwischen 7—8000 Mann französische Truppen auf das belgische Gebiet übergedrängt und dort internirt worden. Die belgische

Regierung hat stets die unbedingte Neutralität strenge gehandhabt; die Sympathien der Bevölkerung waren jedoch sowohl in Belgien wie in Luxemburg, fast unbedingt sehr stark auf Seite der Franzosen und man suchte diesen auf alle mögliche Weise zu helfen. So sind auch stets viele französische Soldaten, die auf belgisches Gebiet übertraten, heimlich wieder von dort entwischt und nach Frankreich zurückgekehrt um dort auf's Neue gegen uns zu kämpfen.

Der König von Preußen umgeben von seinem ganzen Stabe, war von den Höhen von Beaumont aus ein Augenzeuge dieses ganzen für unsere Waffen so sehr erfolgreichen Kampfes. Später war auch der Kronprinz von Preußen hier anwesend. Der General von Moltke, der Urheber dieses ganzen Planes, verfolgte mit dem Fernglase von der Höhe von Beaumont aus, von wo man eine prächtige weite Rundschau über die ganze Kette der Ardennen genießt, unabläßig den ganzen Gang des Gefechts. Als ihm die Besetzung von Mouzon durch unsere Truppen gemeldet wurde, soll ein Lächeln der Freude über sein ernstes bleiches Gesicht gezuckt und er in seiner bekannten wortkargen Weise die Aeußerung gethan haben: „Ich hoffe, wir werden in den nächsten Tagen noch ungleich wichtigere Siege zu vermelden haben.“

Sehr bemerklich ist bei diesem Tage auch die große Freude und der lebhafte Enthusiasmus, mit welchem die bairischen Truppen stets den König von Preußen und den Kronprinzen begrüßten, so wie sie deren Personen nur ansichtig wurden.

Auch am 31. August, wo strenge den ihnen von der Meisterhand Moltke's auf das Genaueste vorgeschriebenen Plan befolgend, alle deutschen Korps zum Theil in forcirten Eilmärschen auf den befohlenen Plätzen anlangten, kam es noch zu wiederholten kleinen Gefechten. Es ist unvermeidlich, daß die Nähe zweier großen Heere, stets ihre Vorposten und Patrouillen zu kleinen Neckereien veranlaßt, aus denen sich dann häufig mehr oder minder lebhafte Gefechte zu entwickeln pflegen. So kam es denn auch am 31. August bei dem Städtchen Carignan, zu einem größeren Zusammenstoß der bairischen Truppen mit ihren Gegnern, in welchem diese gänzlich hinter die Maas zurückgedrängt wurden. Es hatte sich dadurch der gewaltige Ring, den das strategische Genie des Generals von Moltke bei Sedan um den unvorsichtigen Marschall Mac-Mahon gezogen, jetzt völlig geschlossen und

dessen Entrinnen war nicht leicht mehr möglich. Am Abend des 31. August, nahmen alle deutschen Heerestheile ohne Ausnahme, die ihnen auf das Genaueste angewiesenen Stellungen ein, und der General von Moltke durfte sich sagen, daß sein Plan vollständig geglückt sei. Die Schlacht des folgenden Tages war schon an diesem Abend in strategischer Hinsicht von uns entschieden gewonnen, und es hätte ein Wunder eintreten, oder was nicht zu erwarten stand, ein deutsches Korps nicht seine volle Schuldigkeit thun müssen, wenn es nun noch dem Kaiser Napoleon und seinen Marschällen und Truppen hätte gelingen sollen, den Zauberkreis der um sie gezogen war, zu durchbrechen.

Wer aber den Unterschied zwischen dem wirklich geistig bedeutenden strategischen Plan eines wahren Feldherrn und dem blinden rücksichtslosen Draufgehen eines bloßen Haudegens, so recht in seiner ganzen Größe erkennen lernen will, der studire und vergleiche genau, die Gefechte an den Spicherer Höhen am 6. August, das Gefecht bei Pange am 14. August und die Schlacht bei Mars la Tour am 16. August mit dieser Schlacht bei Sedan am 1. September. An jenen ersten drei Tagen fast allein ein rücksichtsloses Vorstürmen ohne weiteren Plan und nur der Wunsch, Siege verkünden zu können, gleichviel ob solche noch so viele Tausende der eigenen Soldaten gekostet haben; hier aber ein wirklich selten großartig entworfener und bis in seine kleinsten Einzelheiten genau ausgearbeiteter und sorgfältig durchgeführter Plan, der danach strebt, das große Resultat mit den nur möglichst kleinsten eigenen Opfern vollständig zu erreichen. Es ist aber wirklich, als ob die französische Heerführung mit Blindheit geschlagen sein mußte, daß sie selbst nach dem Gefecht bei Beaumont, die Absicht des Generals von Moltke noch immer in ihrer ganzen Großartigkeit nicht einsehen konnte oder wollte.

Um 6 Uhr den 1. September, begann nun die ewig denkwürdige Schlacht bei Sedan, die in ihren Folgen unbedingt mit zu der großartigsten gehört, welche jemals von deutschen Waffen geschlagen wurde.

Der König von Preußen, der sein Hauptquartier in der letzten Nacht im Dorfe Vendresse gehabt hatte, nahm, umgeben von seinem ganzen Stabe, zu welchem auch der General von Moltke, der Kriegsminister von Roon und der Graf Bismarck gehörten, seinen Platz auf einem Hügel dreiviertel Meilen von Sedan entfernt, von wo aus er

so ziemlich das ganze weite Thalbecken der Maas übersehen konnte. Eine halbe Meile davon entfernt, hielt der Kronprinz von Preußen, um die Einzelausführung der getroffenen Anordnungen besser überwachen zu können, während die Oberleitung im Ganzen und Großen, vom Könige selbst ausging. Die Stellung der deutschen Truppen war im Wesentlichen folgende: Das bairische I. Korps hatte den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben stand das XII. norddeutsche Armeekorps, gegen Monceille und Daigny, das Gardekorps bei Givonne, das V. und XI. Korps bei Menges und Fleigneux, das würtembergische Korps bei Donchery, das IV. norddeutsche Armeekorps bildete die Reserve und stand hinter den Baiern. Alle diese Truppen hatten größtentheils sehr günstige Stellungen auf steilen Höhen, deren Fortnahme den Franzosen ungeheure Schwierigkeiten gemacht haben würde, wenn sie wirklich zur Offensive hätten übergehen wollen.

Im Thal an der Maas selbst, standen drei Divisionen der preußischen Reservekavallerie, einen etwaigen Durchbruch der Franzosen zu verhindern, wenn sie solchen hier etwa versuchen wollten, was aber nicht geschah. Im Ganzen betrug die Stärke der deutschen Truppen etwas über 200,000 Mann, von denen aber kaum die Hälfte ernsthaft in das Gefecht gekommen ist, während der Marschall Mac-Mahon nach den Niederlagen der letzten Tage, nicht über viel mehr als 110—112,000 Mann wirklich gefechtstüchtiger Truppen zu verfügen hatte. Die ganze Schlacht bei Sedan ist wesentlich ein großartiger Artilleriekampf, bei welchem unsere rings auf Höhen in günstiger Stellung aufgefahrene vortreffliche Artillerie, die unten im Thale zusammengedrängt stehenden, umschlossenen Franzosen, rettungslos zusammenschoß.

So haben die einzelnen französischen Truppentheile auch nicht die mindeste Ursache sich des Tages bei Sedan zu schämen, sondern im Gegentheil, viele Infanterieregimenter kämpften daselbst so vortrefflich und hielten so heldenmüthig bis auf den letzten Augenblick Stand, wie es die beste Truppe der Welt nicht vortrefflicher hätte ausführen können. Wie ein verwundeter Löwe sich stets von Neuem wieder auf den Kreis der Jäger der ihn umzingelt, stürzt und den Widerstand erst aufgiebt, wenn er aus tausend Wunden blutend, bis auf das Aeußerste erschöpft, daniedersinkt, so machten es hier auch die Franzosen, sie suchten immer und immer wieder von Neuem durch-

zubrechen, bis sie zuletzt die Kapitulation unumgänglich annehmen mußten. Nichts vermochte sie mehr zu retten, der General von Moltke und unsere deutsche Artillerie hatten schon dafür zu sorgen gewußt, daß ein Durchbruch zu den vollständigen Unmöglichkeiten gehörte.

Trotz des dichten Herbstnebels, griffen die Baiern — eigentlich früher als dies befohlen war, schon gegen 6 Uhr früh das Dorf Bazeilles an, konnten aber keinen sonderlichen Erfolg erringen und mußten zuletzt von einer preußischen Division des IV. Armeekorps unterstützt werden. Die Franzosen vertheidigten hier Haus bei Haus mit eben so viel Muth wie Gewandtheit, und der Kampf dauerte hier fast den ganzen Tag unausgesetzt fort.

Gegen 8½ Uhr als sich der Nebel vollständig verzogen hatte, begann nun der Kampf auf der ganzen Schlachtlinie. Die französische Stellung, so möglichst ungünstig solche wie erwähnt, auch im Allgemeinen war, bot bei dem sehr durchschnittenen Boden doch für die einzelnen Kämpfe sehr viele günstige Mittel zur Defensive. So konnte unsere andringende Infanterie anfänglich nirgends recht schnell vorwärts kommen, ihre Angriffe wurden wiederholt abgewiesen und die Franzosen räumten gewöhnlich nur die Stellungen, wenn das Artilleriefeuer zu verheerend auf sie eingewirkt hatte.

Während die bairischen Regimenter unterstützt von den preußischen Regimentern Nr. 31, 71, 72 und 86, im wüthenden Kampfe um das Dorf Bazeilles rangen, fing das XII. norddeutsche Armeekorps das Dorf Donzy zu erstürmen an, konnte anfänglich aber auch längere Zeit keinen sonderlichen Erfolg hier erringen. Ebenso konnten die Regimenter des XI. Armeekorps, welche einen von den Franzosen stark besetzten, bewaldeten Bergrücken erstürmen sollten, wie später auch die preußische Garde, längere Zeit nicht recht vorwärts kommen und gaben zuletzt ihr Bemühen auf. So stockte das Infanteriegefecht in der Zeit von 12—2 Uhr Mittags fast gänzlich und nur der furchtbare Donner der Kanonen, der von den Bergen überall mit lautem Widerhall zurückgeworfen wurde, verkündete die mörderische Schlacht die hier wüthete. Was half es der französischen Infanterie aber wenn sie auch die besetzten Dörfer und Bergkuppen zu behaupten wußte, da sie sich dadurch den ihre Reihen zerschmetternden Geschossen der bairischen und norddeutschen Batterien nicht zu entziehen und den sie umgebenden Feuerkreis nicht zu durchbrechen vermochte? Mit ver-

zweifeltem Muthe warfen sich französische Regimenter der Kürassiers und dann zwei Regimenter der prächtigen Chasseurs d'Afrique, auf die deutschen Batterien um sie zu erstürmen. Es half nichts, wenn diese Regimenter sich auch aufopferten,; dem Feuer einer gutgeführten und kaltblütig bedienten Batterie der jetzigen neuen Geschütze, muß jede Truppe der Welt weichen. So wurden auch diese französischen Reiterregimenter zusammengeschmettert ohne ihren Zweck erreichen zu können. Zu spät sah es jetzt der Kaiser Napoleon und mit ihm der Marschall Mac-Mahon ein, welchen unverzeihlichen strategischen Fehler sie durch diesen unüberlegten Zug nach Sedan begangen hatten. Der Marschall, der gleichsam den Tod suchend, hoch zu Roß, mitten im heftigsten Feuergefecht im Dorfe Bazeilles gehalten hatte, soll dort gegen Mittag seine schwere Wunde, die ihn zwang, das Schlachtfeld zu verlassen, erhalten haben. An seiner Stelle übernahm der General von Wimpffen, der erst am vorigen Tage aus Algerien eingetroffen war, den schweren Posten des Oberkommandos mit einer Aufopferung die der wahre Soldat stets zeigen muß. Auch der Kaiser Napoleon hielt hoch zu Roß stundenlang im heftigsten Feuer der deutschen Batterien, und während um ihn herum Hunderte seiner Krieger mit zerschmetterten Gliedern zusammenstürzten und Tod und Verderben überall rings um ihn her wütheten, wollte keine Kugel so mitleidig sein ihren Weg in sein Herz zu finden. Er sollte seinen Sturz noch überleben, denn daß mit der Kapitulation von Sedan, auch sein Thron rettungslos zusammenstürzen würde; diese Wahrheit vermochte der Kaiser sich selbst in jenen Stunden wohl nicht zu verhehlen.

Immer enger zog sich nun nach 2 Uhr Mittags der Ring um die französische Armee und mehrere deutsche Batterien stellten sich schon auf näheren Positionen auf, um ihr Feuer noch wirksamer auf die Feinde abgeben zu können. Die anfänglich von den Franzosen besetzten Dörfer Bazeilles, Vilette, Donchery und andere standen jetzt bereits in vollen Flammen. Um diese Zeit begann auch die feindliche Aufstellung zuerst in ein Schwanken zu gerathen. Die deutschen Truppen, die mit ihrer großen Uebermacht unter dem Schutz ihrer Batterien jetzt allmählich immer lebhafter vorzudringen anfingen, machten schon ganze Haufen von ermatteten Franzosen zu Gefangenen, während auch zahlreiche Schaaren aufgelöster französischer Truppen in wilder Flucht in das nahe Sedan zurückeilten als wollten sie hinter dessen Wällen

Schutz suchen. Auch ward von jetzt an die Vertheidigung der Franzosen immer matter und matter und wenn sie auch noch hie und da einzelne Offensivstöße versuchten, so entbehrten diese doch aller Kraft. Ihr Muth war gebrochen, ihr Widerstand erlahmte und der General von Moltke vermochte jetzt schon zu erkennen, daß sein großer Plan vollständig gelungen und der Kaiser mit sammt seinem Heere in seiner Gewalt sei. Es war jetzt nur noch möglich, daß sich einzelne französische Truppentheile auf das nahe belgische Gebiet zu retten vermochten, jeder andere Ausweg war ihnen nun, nachdem auch die preußische Garde vorgedrungen war, vollständig versperrt. Gegen 4 Uhr Nachmittags vermochte der Kronprinz von Preußen, der zuletzt auf den Höhen von Chémery gehalten hatte, bereits die Meldung an den König abgehen zu lassen: „Großer Sieg erfochten."

Da die meisten französischen Schaaren jetzt nach Sedan zurückgedrängt waren, so ertheilte der König von Preußen um $4^1/_2$ Uhr den Befehl, daß die Stadt selbst beschossen werden solle. Bairische Batterien, denen bald die norddeutschen Batterien folgten, thaten die ersten Schüsse, und rings umher sandten nun die Kanonen ihre Granaten und Brandraketen, in die unglückliche, dem Verderben geweihte Stadt. Im Thale an den Ufern der Maas, hatte jetzt die eigentliche Schlacht allmählich aufgehört, und nur hie und da versuchten noch einzelne französische Schaaren durchzubrechen, wurden aber gewöhnlich von den deutschen Truppen gewaltsam wieder zurückgeworfen und größtentheils gefangen genommen, oder sonst aufgerieben.

Um $^1/_2$5 Uhr brach zuerst eine große Feuersbrunst in Sedan aus, die sich bald weiter verbreitete, so daß eine dicke Rauchwolke über der Stadt schwebte. Jetzt faßte der französische General von Wimpffen nach einer längeren Unterredung mit dem Kaiser Napoleon und nachdem die meisten französischen Korps- und Divisionsgeneräle erklärt hatten, daß ihre Truppen vollständig aufgelöst und nicht mehr gefechtstüchtig seien, den Entschluß, die Kapitulation anzutragen.

Gegen $^1/_2$6 Uhr sah man, so weit dies durch den Rauch erkenntlich war, zuerst eine weiße Fahne auf dem Kirchthurme von Sedan, und sogleich mußten überall Ordonnanzofficiere in höchster Eile, allen deutschen Batterien den Befehl überbringen, ihr Feuer vorläufig einzustellen. Bald darauf kam ein französischer Oberst, gefolgt von einem Trompeter und einigen Lanciers mit der Parlamentärflagge im schar-

fen Trabe aus dem Thor geritten um sich zu dem Platze wo der König von Preußen hielt, zu begeben. Er ward als Parlamentär nicht angenommen und ihm bedeutet, daß der Kommandant von Sedan oder irgend ein hochstehender General, als solcher erscheinen müsse. Nach einer halben Stunde erschien der General Reille, Generaladjutant des Kaisers Napoleon, gefolgt von einer kleinen Eskorte, bei dem Könige von Preußen, diesem ein eigenhändiges Schreiben seines Herrn übergebend.

Der König empfing den General Reille sehr freundlich, gab aber die Erklärung ab, daß die vollständige Uebergabe von Sedan mit allen darin befindlichen Truppen und Kriegsgeräthen, die erste Bedingung der abzuschließenden Kapitulation sein müsse; wo nicht werde am nächsten Morgen, die Beschießung mit vermehrter Kraft wieder fortgesetzt werden.

Der Abend war inzwischen angebrochen und der dunkle Himmel überall geröthet von dem Wiederschein der Flammen der vielen brennenden Dörfer und der gewaltigen Feuersbrunst in Sedan selbst. Von dem brausenden Jubelruf der Truppen, der sich sogleich mit nicht endenwollender Begeisterung erhob, so wie seine Ankunft entdeckt wurde, überall geleitet, begab sich bald nach 8 Uhr der König in sein Hauptquartier nach Vendresse zurück. Welche Gefühle mögen an diesem Abend wohl seine Brust erfüllt haben — und wie ganz andere hingegen die des Kaisers Napoleon, der in dem brennenden Sedan in der Mitte seiner aufgelösten Armee noch verweilen mußte. Diese Nacht in Sedan soll ganz entsetzlich gewesen sein. Die Stadt war bis zu dem letzten Winkel mit verwundeten und sterbenden Soldaten angefüllt, überall auf den Straßen und Plätzen lag es voll von ihnen. Dazwischen tobte das aufgelöste, aller Disciplin entfesselte Heer. Viele Soldaten hatten sich berauscht, andere waren voll Wuth und Ingrimm über ihr Schicksal erfüllt, verhöhnten ihre Officiere, erklärten die Generäle als Verräther und verlangten noch in dieser Nacht gegen den Feind geführt zu werden, um den Durchbruch nochmals zu erzwingen. Es sollen ganz unbeschreibliche Scenen des Elends, Jammers, der gräßlichsten Noth, aber auch der Wildheit, Rohheit und der entfesselten Leidenschaften, während dieser Nacht in Sedan gewesen sein und Alles was ein Krieg nur Furchtbares und Entsetzliches haben kann, ist hier in dem Raum eines kleinen Städtchens zusammengedrängt gewesen.

Und wie ganz anders war es bei unseren deutschen Truppen, die größtentheils an dem Orte, wo sie zuletzt gekämpft hatten, ihre Bivouaksfeuer anzündeten. Auch hier Todte und Sterbende, Wunden und Schmerz nur in zu reichem Maße; dabei aber das herrliche Gefühl des errungenen Sieges, das stolze Bewußtsein, ein thätiger Mitwirker an dem wichtigsten Kampfe, den wohl jemals ein deutsches Heer erfochten hat, gewesen zu sein.

Es ist ein ganz gewaltiger Unterschied in All und Jedem, zwischen einem besiegten und einem siegenden Heere, und selbst der roheste Soldat des letzteren, der von der politischen Bedeutung des erfochtenen Sieges auch nicht die mindeste Ahnung besitzt, wird von dem Gefühl daß er jetzt mit zu den Siegern gehöre, auf eine wirklich oft wunderbar stolze Weise erfaßt.

So war es auch während dieser Nacht bei unseren rings um Sedan in weitem Bogen lagernden siegreichen deutschen Truppen. So ermüdet die meisten Soldaten auch von den weiten Märschen und der Anstrengung des langen heißen Kampftages waren, so ließ Freude und innere Aufregung, doch die Wenigsten von ihnen zum Schlafe kommen. Ueberall an den Bivouaksfeuern und auf den weiten Lagerstätten herrschte ein reges und dabei freudiges Leben; es ward gesungen, gejubelt und wenn man es nur haben konnte, auch getrunken und auf den so eben erfochtenen Sieg angestoßen. Und dabei waren die Verluste im Verhältniß zu dem gewonnenen Resultate verhältnißmäßig nur sehr gering und betrugen an Todten und Verwundeten nicht viel mehr als 6000 Mann. Gerade darin bewährt sich stets die Meisterschaft der Strategie des Generals von Moltke, daß er es versteht, mit verhältnißmäßig sehr geringen Opfern, so große Resultate zu erreichen.

Am anderen Morgen um 5 Uhr verließ der Kaiser Napoleon Sedan, was diese Nacht eine Hölle für ihn gewesen sein muß, und begab sich nach Donchery, wo der Graf Bismarck sein Quartier hatte. Diesem und dem General von Moltke, hatte der König von Preußen die Abfassung der Kapitulation überlassen. Wußte er doch daß er sie damit bewährten Händen anvertraut hatte.

In einem kleinen Häuschen unweit von Donchery hatte der Kaiser Napoleon nun eine längere Unterredung mit dem Grafen Bismarck. Der Kaiser wünschte vor Allem eine möglichst günstige Kapitulationsbe-

dingung für die französische Armee, und daß diese nach Belgien übertreten dürfe, um dort internirt zu werden, zu erhalten. Der Graf Bismarck mußte ihm darauf wahrheitsgemäß erwidern, daß er mit den militairischen Bedingungen der Kapitulation, nichts zu schaffen habe, und dies das Amt des Generals von Moltke sei. So gerne man übrigens das tapfere Benehmen der französischen Truppen anerkenne und ehre, so würde es doch das Siegesgefühl des deutschen Heeres, was man vor Allem berücksichtigen müsse, zu sehr verletzen, wenn nicht jetzt die vollständig von ihnen besiegten und umzingelten Truppen, auch in ihrer Gegenwart die Waffen strecken sollten. So würde der General von Moltke, der während dieser Nacht mit dem General von Wimpffen über die Kapitulationsbedingungen verhandelt habe, auch nur auf eine völlige Waffenstreckung bestehen müssen.

Auf die politischen Verhandlungen welche der Graf Bismarck berühren wollte, erklärte hingegen der Kaiser Napoleon nicht eingehen zu können, da er sich schon als abgedankt und seinen Sohn unter der Regentschaft der Kaiserin Eugenie, als Träger der Krone Frankreichs betrachte. Als Grund seiner Kriegserklärung gegen Preußen, gab der Kaiser den Druck der öffentlichen Meinung in Frankreich, der ihn gegen seinen Willen dazu gezwungen hätte, an. Wenn auch nicht vielleicht in diesem ganzen Umfange, so hatte der Kaiser doch im Wesentlichen recht mit letzterer Behauptung.

Daß er freilich diese öffentliche Meinung mit erzeugt und durch seine Regierungspresse vielfach unterstützt hatte, verschwieg er in diesem Augenblick wohlweislich.

Der König von Preußen hatte bestimmt erklärt, den Kaiser Napoleon nicht früher sehen zu wollen, bevor die Kapitulationsbedingungen zwischen dem General von Moltke und dem General von Wimpffen nicht fest abgeschlossen seien. Er wollte dadurch jede Erörterung hierüber, und den Versuch bei ihm noch persönlich auf günstigere Bedingungen einzuwirken, entschieden abschneiden und er hatte auch recht hierin. Bei derartigen wichtigen politisch-militairischen Fragen, darf nun einmal das Gefühl keinen Ausschlag geben und nur der klare Verstand und die unbedingte Nothwendigkeit, sollen die Entscheidung treffen.

So begab sich denn der Kaiser Napoleon, dessen Gefolge inzwischen von Sedan angekommen war, vorläufig nach dem Schlößchen

Bellevue bei Fresnois, und da inzwischen die Kapitulationsurkunde, deren Text später folgt, nach verschiedenen Differenzen zwischen dem General von Moltke und dem General von Wimpffen abgeschlossen und unterzeichnet war, so fuhr auch gegen 2 Uhr Nachmittags, der König von Preußen dahin. Hier fand nun das Zusammentreffen der beiden Monarchen statt, über welches der König von Preußen selbst in dem später hier folgenden Briefe an die Königin Augusta, eine so einfach edle Schilderung macht. Daß Alles, was später in den deutschen und noch mehr in den englischen und amerikanischen Zeitungen über diese welthistorische Unterredung an interessanten Details mitgetheilt wurde, größtentheils vollständig der Wahrheit entbehrt und von den schamlosen, lügenhaften Zeitungskorrespondenten erfunden ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Es wurden überhaupt während dieses ganzen Krieges entsetzlich viele ganz oder halb erlogene Nachrichten durch die Zeitungspresse verbreitet und zwar mit desto größerer Unverschämtheit, je unwahrer die Nachrichten waren. Gerade eine wahre und unpartheiische Geschichtsschreibung dieses Feldzuges, wird durch dies Lügengewebe ganz besonders erschwert.

Bevor der König von Preußen sich zu der kurzen und in politisch-militairischer Hinsicht ziemlich inhalts- und bedeutungslosen Unterredung mit seinem jetzigen hohen kaiserlichen Gefangenen nach dem Schlößchen Bellevue begab, ward in seiner Gegenwart die bereits unterzeichnete Kapitulationsurkunde vorgelesen. Er richtete darauf an die dabei versammelten Fürsten und hohen Generäle folgende kurze Ansprache: „Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, meinen königlichen Dank auszusprechen, um so mehr als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten — deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Moment zahlreich um mich versammelt sehe — mit uns verbindet, so daß wir hoffen dürfen einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit dem was sich unter unseren Augen ereignet, noch nicht beendet, denn wir wissen nicht wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurtheilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben, aber schon jetzt meinen Dank Jedem

der ein Blatt zu dem Lorbeer- und Ruhmeskranz unseres Vaterlandes hinzufügt."

An der Mittagstafel im königlichen Hauptquartier zu Vendresse am 3. September, brachte der König folgenden vortrefflichen Trinkspruch der so volle Wahrheit enthält, aus: „Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie Kriegsminister von Roon haben unser Schwert geschärft, Sie General von Moltke haben es geleitet, und Sie Graf von Bismarck haben seit Jahren durch die Leitung der Politik, Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und Jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Im grellen Gegensatz zu dieser vollen und gerechten deutschen Siegesfreude, mußte der unglückliche General von Wimpffen, der sich wie überhaupt die Mehrzahl aller höheren Officiere bei dieser Gelegenheit sehr würdevoll und als ein wahrer Ehrenmann benahm, folgende Proklamation an seine Soldaten erlassen:

„Soldaten! Gestern habt Ihr gegen überlegene Streitkräfte gekämpft, von Tagesanbruch bis in die Nacht habt Ihr mit der größten Tapferkeit dem Feinde widerstanden und die letzte Patrone verschossen. Erschöpft von diesem Kampfe konntet Ihr dem Aufruf Eurer Generäle und Officiere, den Versuch zu machen, die Straße von Montmedy zu gewinnen und zum Marschall Bazaine zu stoßen, keine Folge leisten. Nur 2000 Mann konnten sich sammeln um eine letzte Anstrengung zu machen. Sie haben vor dem Dorfe Balan Halt machen und nach Sedan zurückkehren müssen, wo Euer General mit Schmerz erkennen mußte, daß weder Lebensmittel noch Kriegsvorräthe vorhanden waren. Es bleibt uns, Officieren wie Soldaten nur übrig, mit Resignation die Folgen der Nothwendigkeit zu tragen, gegen welche eine Armee nicht kämpfen kann, Mangel an Lebensmitteln und Munition zum Fechten. Ich habe wenigstens die Genugthuung, ein unnützes Gemetzel zu vermeiden und dem Vaterlande Soldaten zu erhalten, die noch fähig sind in Zukunft gute und glänzende Dienste zu leisten.

Der General Korpskommandant von Wimpffen."

Ganz im Gegensatz zu den gewöhnlich ebenso lügenhaften und schwülstigen französischen Proklamationen, war diese ebenso einfach und würdevoll als wahrheitsgetreu.

Der Brief des Königs von Preußen an die Königin, in welcher er ihr umständlicher und mit historischer Treue die Ereignisse der Schlacht und Kapitulation von Sedan mittheilt, ist in einem so einfach würdigen Styl geschrieben und schildert den ganzen Kampf so anschaulich, daß er unbedingt eine Stelle in jedem historischen Werke über diesen Krieg verdient. Er lautet:

„Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat. Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen. Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreiches mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich dies Werk aufzufassen um in Demuth Gottes Gnade und seine Führung zu preisen.

Nun folge ein Bild der Schlacht und deren Folgen in gedrängter Kürze.

Die Armee war am Abend des 31. August und am 1. September früh in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt, rund um Sedan. Die Baiern hatten den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben die Sachsen bei Monzelle und Daigny, die Garde gegen Givonne noch im Anmarsch, das V. und XI. Korps gegen St. Menges und Fleigneux. Da hier die Maas einen scharfen Bogen macht, so war von St. Menges bis Donchery kein Korps aufgestellt, im letzteren Ort aber Würtemberger, die zugleich den Rücken gegen Mézières deckten. Kavalleriedivision Graf Stollberg in der Ebene von Donchery als rechter Flügel. In der Front gegen Sedan der Rest der Baiern.

Der Kampf begann trotz dichten Nebels bei Bazeilles, schon früh am Morgen und entspann sich nach und nach ein sehr heftiges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte, und in welches die Erfurter Division Schöler

der Reserve des IV. Korps, mit eingreifen mußte. Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan eintraf, begann die große Batterie gerade ihr Feuer auf die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der stundenlang währte, und während deß von unserer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde. Die genannten Dörfer wurden genommen. Sehr tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern erschwerten das Vordringen der Infanterie und begünstigten die Vertheidigung. Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen, und zog sich allmählich der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein grandioser Anblick von unserer Stellung auf einer dominirenden Höhe hinter jener genannten Batterie rechts vom Dorfe Frénois vorwärts, oberhalb Pt. Torey. Der heftige Widerstand des Feindes fing an allmählich nachzulassen was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Kavallerie suchte einige Bataillone unseres V. Korps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten. Die Kavallerie jagte durch die Bataillonsintervallen durch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besäet war, und wir Alles von unserem Standpunkte aus genau mit ansehen konnten. Ich habe die Nummer dieses braven Regiments noch nicht erfahren können.

Da sich der Rückzug des Feindes auf vielen Seiten in Flucht auflöste und Alles, Kavallerie, Infanterie und Artillerie in die Stadt und nächste Umgebung sich zurückdrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Kapitulation aus dieser verzweifelten Lage zu ziehen gedenke, so blieb nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardiren zu lassen. Da es nach 20 Minuten ungefähr an mehreren Stellen bereits brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtenkreis einen erschütternden Eindruck machte, so ließ ich das Feuer schweigen und sandte den Oberstlieutenant von Bronsart vom Generalstab als Parlamentär mit weißer Flagge ab, der Armee und Festung die Kapitulation antragend.

Es begegnete ihm bereits ein bairischer Officier der meldete, daß ein französischer Officier mit weißer Flagge am Thor sich gemeldet habe. Der Oberstlieutenant von Bronsart wurde eingelassen und auf

seine Frage nach dem General en Chef, ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben wollte. Da der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe und zur Antwort erhielt „Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern,“ erwiederte er daß er sich dieserhalb an den General von Wimpffen zu wenden habe, der für den blessirten Mac-Mahon so eben das Generalkommando übernommen habe, und daß er nunmehr seinen Generaladjutanten Reille mit dem Brief an mich absenden werde. Es war 7 Uhr als Reille und Bronsart zu mir kamen. Letzterer kam etwas voraus und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor Allem und auf Alle machte. Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung daß die Armee die Waffen niederlege.“ Der Brief fängt so an „N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes je dépose mon epée à votre Majesté“, alles Weitere mir anheim stellend.

Meine Antwort war daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten und so endigte dieser Act. Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf zurückzubleiben falls politische Fragen zur Sprache kämen, ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurrahs der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend. Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisirten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereigniß erkämpfte.

Da ich am Morgen des 2. von Moltke noch keine Meldung über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchery stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfelde um 8 Uhr und begegnete Moltke der mir entgegenkam um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchery gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen

wünschte, und sich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulationsurkunde; um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavalleriestabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegenkam. Der Besuch währte eine Viertelstunde, wir waren Beide sehr bewegt über dies Wiedersehen. — Was ich Alles empfand nachdem ich noch vor 3 Jahren Napoleon auf der Höhe seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben, ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung.

Nun lebe wohl mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes.

Wilhelm."

Es ist wohl unmöglich einen Brief zu verfassen der anspruchsloser, bescheidener und mehr von innigem Dankgefühl gegen Gott erfüllt ist, als dies Schreiben des Königs Wilhelm des Siegreichen. In welche Fanfaronaden würde der Kaiser Napoleon wohl ausgebrochen sein, wenn er der Kaiserin Eugenie die Gefangennahme des Königs Wilhelm und dessen Heeres angezeigt hätte, und welche bombastige, von Eitelkeit übertriefende Sprache dürften die französischen Journale dann geführt haben?! Gerade der tiefe Gegensatz zwischen dem deutschen und französischen Grundcharakter, zeigte sich in der Art wie der König von Preußen und mit ihm der Kern unseres Volkes — einige stets renommirende und lügende Winkelblätter und ihr Anhang selbstverständlich ausgenommen, sich bei diesem Siege von Sedan benahmen, auf eine recht sichtbare Weise. Ich glaube, wir haben alle Ursache bei diesem Vergleiche nicht unzufrieden zu sein.

Der ungeheure Umfang unseres Sieges bei Sedan, den man in der ersten Zeit gar nicht so genau in seiner ganzen Großartigkeit übersehen konnte, stellte sich im Lauf der nächsten Tage immer mehr heraus. Es war wirklich hier von uns eine Beute gemacht worden, wie solche noch niemals in der Geschichte aller Zeiten und Völker vorgekommen ist. Nach den officiellen preußischen Angaben wurden in der Schlacht von Sedan am 1. September 25,000 unverwundete französische Gefangene gemacht. Durch die Kapitulation vom 2. September geriethen aber in unsere Gewalt 83,000 unverwundete Soldaten, dar-

unter 4000 Officiere aller Grade und 14,000 verwundete Franzosen, darunter der Marschall Mac=Mahon selbst. Nach Belgien retteten sich wie officiell damals angegeben wurde, einige 3000 Versprengte, deren Zahl aber weit bedeutender war, obgleich es wohl stets unmöglich sein dürfte, hierüber wirklich bestimmte Angaben zu erhalten. Es hat somit die Armee von Mac=Mahon, mit der er am 26. August von Rheims aufbrach, wenn man die Verluste an Todten, Gefangenen in den vorhergegangenen Gefechten, dann an Maroden auf den Märschen dazu nimmt, mindestens 150—160,000 Mann betragen. Was hätte der Marschall mit diesem Korps ausrichten können, wenn es ihm gelungen sein würde, damit den Prinzen Friedrich Carl im Rücken anzugreifen, während der Marschall Bazaine mit gleicher oder noch etwas größerer Stärke in der Front angriff?! Oder auch wenn der Marschall Mac=Mahon mit seiner Armee nach Paris hineingegangen wäre, und hätte solche dort auf 200,000 Mann guter Kerntruppen gebracht, was er so leicht gekonnt, wie hätte der General von Moltke wohl dann an die Cernirung dieser Hauptstadt nur im Entferntesten denken können! Gerade durch die Größe dieser Kapitulation von Sedan, erfahren wir erst so recht, über welche Streitkräfte die Franzosen noch vor deren Abschließung zu gebieten hatten, und in welcher Gefahr der Moltke'sche kühne Vormarsch nach Paris geschwebt hatte, wenn sie solche nur einigermaßen richtig zu benutzen verstanden.

Der Wortlaut dieser in der Geschichte ewig denkwürdigen Kapitulation lautet aber folgendermaßen:

„Zwischen den Unterzeichneten, dem Generalstabschef des Königs Wilhelm von Preußen, Oberfeldherrn der deutschen Armeen und dem General en Chef der französischen Armee, Beide mit Vollmachten von Ihren Majestäten dem Könige Wilhelm und dem Kaiser Napoleon versehen, ist die nachstehende Konvention abgeschlossen worden.

Artikel I. Die französische Armee unter dem Oberbefehl des Generals von Wimpffen, giebt sich, da sie gegenwärtig von überlegenen Truppen bei Sedan eingeschlossen ist, kriegsgefangen.

II. In Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung dieser französischen Armee, erhalten alle Generäle, Officiere und im Rang von Officieren stehende Beamten, die Freiheit, sobald dieselben ihr Ehrenwort schriftlich abgeben, bis zur Beendigung des gegenwärtigen Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weise

den Interessen Deutschlands zuwider zu handeln. Die Officiere und Beamten, welche diese Bedingung annehmen, behalten ihre Waffen und ihre ihnen persönlich gehörigen Effecten.

III. Alle Waffen und Kriegsmaterial, bestehend in Fahnen, Adlern, Kanonen, Munition, werden in Sedan einer von dem französischen General eingesetzten militairischen Commission übergeben, die sie sofort den deutschen Commissären überantworten wird.

Artikel IV. Die Festung Sedan wird in ihrem gegenwärtigen Zustand und spätestens am 2. September, zur Disposition Sr. Majestät des Königs von Preußen gestellt.

Artikel V. Die Officiere, welche nicht die im Artikel II erwähnte Verpflichtung eingegangen sind, sowie die Truppen werden entwaffnet und geordnet nach ihren Regimentern oder Korps, in militairischer Ordnung übergeben. Diese Maßregel wird am 2. September anfangen und am 3. September beendet sein. Es werden diese Detachements auf das Terrain geführt, welches durch die Maas bei Iges begrenzt ist, um den deutschen Officieren durch die Officiere übergeben zu werden, welche dann ihr Kommando ihren Unterofficieren abtreten. Die Stabsärzte sollen ohne Ausnahme zur Pflege der Verwundeten zurückbleiben.

Gegeben zu Fresnois am 2. September 1870.

von Moltke. Graf Wimpffen."

Es ist dies ohne Zweifel die großartigste, in ihren Folgen wichtigste und für Deutschland erfreulichste Kapitulation, unter welche jemals ein deutscher General oder Staatsmann, seinen Namen gesetzt hat. Außer der erwähnten fast übergroßen Zahl von Gefangenen fielen dadurch auch noch in unsere Hände über 400 zum Theil sehr gute Feldgeschütze, 70 Mitrailleusen, 180 Festungsgeschütze in Sedan, worunter sich aber viel altes Zeug befand, über 100,000 Gewehre aller Art, häufig zwar verdorben, öfters aber noch sehr gut, zahllose Wagen, Karren und der ganze sonstige Armeetrain des Mac-Mahonschen Heeres und über 11,000 Artillerie-, Kavallerie- und Trainpferde. Von diesen letzteren armen Thieren sind wohl an 2000 vor Hunger krepirt oder so entkräftet worden, daß man sie sofort tödten mußte, 2—3000 wurden als zum Armeedienst unbrauchbar, zu Spottpreisen, theilweise zu 5 — 10 Francs das Stück, verkauft, der Rest aber in

unsere Kavallerie, Artillerie und besonders Train eingestellt. Es konnten dadurch die Lücken wieder reichlich ausgefüllt werden, welche uns dieser Feldzug an Pferden bereits gekostet hatte.

Zur Ausführung dieser Kapitulation, erließ der General von Moltke folgende Bestimmungen:

„Die heute bei und in Sedan befindliche französische Armee hat kapitulirt. Die Officiere werden auf Ehrenwort entlassen, Unterofficiere und Gemeine sind kriegsgefangen. Waffen und Armee-Material werden ausgeliefert. Die kriegsgefangene Mannschaft deren Stärke noch nicht zu übersehen ist, wird in dem Bogen der Maas bei Villete und Iges versammelt und demnächst in Echelons abgeführt. Zur Bewachung werden das 11. und das 1. königlich bairische Armeekorps, unter gemeinsamem Oberbefehl des Generals von der Tann bestimmt. Die Verpflegung der Gefangenen, für welche nach dem Versprechen des kommandirenden französischen Generals Vorräthe aus Mézières bis nahe Donchery per Bahn herangeführt werden sollen, ist gleichfalls durch General von der Tann zu regeln. Daß dem Heranführen jenes Bahnzuges keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, ist gleichfalls zu überwachen. Vom 11. Armeekorps ist ein Infanterieregiment im Laufe des morgenden Tages, nachdem Sedan von den französischen Truppen geräumt worden, in die Festung als Garnison zu verlegen. Im Uebrigen haben die III. Armee und die Armee des Kronprinzen von Sachsen, sich morgen in westlicher und südlicher Richtung von Sedan zu entfernen, wobei die Straße Remilly la Ebene der Armeeabtheilung des Kronprinzen von Sachsen als westliche Grenze überwiesen wird. Die Abführung der Gefangenen in zwei Linien, über Stenay, Etain, Gorze auf Remilly und über Buzancy, Clermont nach Pont à Mousson, ist durch dazu näher bestimmte Armeeabtheilungen zu bewirken. Um jedem Zweifel zu begegnen, wird bemerkt, daß die gestern im Gefecht und heute vor Abschluß der Kapitulation bis 11 Uhr Vormittags gefangenen französischen Officiere, nach den bisher giltigen Grundsätzen zu behandeln sind.

Die dritte Armee hat sogleich einen Kommandanten von Sedan sowie einen General zu bestimmen, welcher die innerhalb Sedan niederzulegenden Waffen zu übernehmen hat. Die ausreichende Zuweisung von Officieren und Beamten wird anheim gestellt. Beide Officiere haben sich baldmöglichst beim Generalquartiermeister der Armee zu

melden. Die seitens der Armee auszuliefernden Pferde sollen nach den Bestimmungen des Königs den gesammten mobilen deutschen Streitkräften zu Gebote kommen und werden die Armeekommandos über die ihnen zuzuweisende Quote noch näher informirt werden. Die Aufräumung des Schlachtfeldes ist Sache der Etappeninspection der Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen.

von Moltke."

Die Verpflegung und Abführung einer so ungemein großen Zahl von gefangenen Officieren und Soldaten in einer völlig von Lebensmitteln ausgesogenen Gegend, machte keine geringen Schwierigkeiten. Daß die Gefangenen in den ersten Tagen dabei wohl mitunter Noth leiden mußten, war ein ganz unvermeidliches Uebel, denn es war beim besten Willen nicht möglich, sie sogleich Alle genügend zu verpflegen. Auch das anhaltende Regenwetter gerade zu jener Zeit, trug bei dem steten Bivouakiren nicht zur Annehmlichkeit ihrer Lage bei. Viele Gefangene und darunter auch manche Officiere, benutzten die große Verwirrung, die unabänderlich in den ersten Tagen in und um Sedan herrschte, sich heimlich zu entfernen, was ihnen größtentheils gelang. Sie gingen entweder über die nahe belgische Grenze, oder nach den nahe gelegenen, von den Franzosen noch besetzten Festungen Mézières, Montmedy, Longwy, Thionville und Tours und halfen die dortige Besatzung vermehren. Nach der gemeinen frivolen französischen Auffassung, brachen aber auch schon damals manche gefangene Officiere ihr Ehrenwort und gingen heimlich nach Frankreich zurück um dort auf's Neue gegen uns zu kämpfen. Es bedarf wohl keiner weiteren Bemerkung, wie hart ein solch verächtliches Benehmen von jedem anständigen Menschen, welcher Parthei oder Nationalität er auch sonst immerhin angehören mag, beurtheilt werden muß.

Auch in Deutschland war man keineswegs darauf eingerichtet, plötzlich über 100,000 französische Gefangene zu den bereits dort zahlreich vorhandenen, noch aufzunehmen. Ihre Unterkunft in Festungen und Barrackenlagern machte keine geringen Schwierigkeiten und alle deutschen Citadellen und Festungen von Pillau an der Ostsee, bis nach Passau an der bairisch-österreichischen Grenze, mußten ihre Kasematten und sonstigen nur irgendwie verfügbaren Räume dazu öffnen.

Ueber die Wahl des Aufenthaltsortes für den vornehmsten Ge-

fangenen, den Kaiser Napoleon, ist der König von Preußen eine kurze Zeit in Zweifel gewesen, bis dann das Schloß Wilhelmshöhe unfern Kassel dazu bestimmt wurde. Es war dies ein in jeder Hinsicht gut gewählter Aufenthaltsort, der Alles vereinigte, was man nur für einen solchen wünschen könnte.

Mit allen kaiserlichen Ehren, wie solche auch unzweifelhaft ihm gebührten, empfangen und geleitet, reiste der Kaiser Napoleon mit seinem persönlichen Gefolge und unter der Eskorte eines Flügeladjutanten des Königs, des Generals von Boyen, am 3. September durch Belgien und über Brüssel und Cöln nach Wilhelmshöhe wo er am 5. September auch anlangte. Da der König von Preußen früher selbst wiederholt der Gast des Kaisers Napoleon gewesen war, und ihn auch fortwährend noch als Kaiser von Frankreich behandelte, und richtiger Weise auch behandeln mußte, so konnte er ihn auch in Wilhelmshöhe nur so aufnehmen, wie dies einem gefangenen Monarchen gebührt. So genoß der Kaiser Napoleon daselbst alle Annehmlichkeiten und Freiheiten, die mit seiner Lage als Kriegsgefangener nur irgend verträglich waren und lebte auf Kosten des Königs. Die Ausgaben hierfür beliefen sich auf monatlich 10,000 Thaler.

Das Schreiben, mit welchem der König den Brief Napoleons beantwortete, war französisch abgefaßt und lautete in der deutschen Uebersetzung:

Mein Herr Bruder.

Indem ich die Umstände bedauere unter denen wir uns wieder begegnen, nehme ich den Degen Ew. Majestät an und bitte Sie einen mit Ihrer Vollmacht versehenen Officier zu ernennen, um über die Kapitulation der Armee zu unterhandeln, welche sich unter Ihrem Befehle so tapfer geschlagen hat. Von meiner Seite habe ich zu diesem Zweck den General von Moltke ernannt. Ich bin Ew. Majestät guter Bruder.

Vor Sedan d. 1. September 1870.

Wilhelm.

Der Kaiser Napoleon hat sich während der Tage dieser ungeheuren Katastrophe, die ihn plötzlich von dem mächtigsten Monarchen in Europa, zu einem Gefangenen des Königs von Preußen machte,

stets ruhig und gefaßt benommen, und äußerlich nur einmal auf wenige Augenblicke, die starre Festigkeit seines Ansehens verloren, die er sich selbst in den schwierigsten und gefährlichsten Stunden seines wechselvollen Lebens, immer zu bewahren gewußt. Was freilich in dem Innern seiner stolzen Seele vorgegangen sein mag, das zu enthüllen ist unmöglich.

Daß ein Sieg wie der bei Sedan, von dem sich die Kunde sogleich mit der Schnelligkeit des Telegraphen, über alle Theile der civilisirten Welt verbreitete, überall das größte Aufsehen machte, war selbstverständlich. Nicht allein in ganz Deutschland, nein wo nur immer Deutsche wohnten, die ein Herz für die Größe und den Ruhm ihres Vaterlandes bewahrten, herrschte die lebhafteste Freude und der wirklich mitunter fast in das Unangemessenste gesteigerte Jubel.

Es war aber auch ein Sieg, wie solchen die Weltgeschichte kaum jemals in einem gleichen Umfang gekannt hat. Und ebenso gerecht und allgemein wie unsere Freude, war die Niedergeschlagenheit, der Zorn und die entsetzliche Wuth, die bei der Kunde dieser Sedaner Kapitulation, bei allen Franzosen eintrat. Ich befand mich gerade in jenen Tagen in der reichen Hauptstadt Lothringens, in dem schönen Nancy, und war ein Augenzeuge des gewaltigen Eindrucks, den dies Ereigniß auf die gesammte Bevölkerung daselbst machte. Zuerst wollte Niemand unseren Nachrichten Glauben schenken und da die Franzosen selbst sehr an die lügenhaften Berichte aller ihrer Regierungen ohne Ausnahme, gewöhnt sind, so können sie sich auch die Wahrheit aller unserer deutschen officiellen Berichte gar nicht vorstellen. Als sie aber endlich und besonders auch durch die endlosen Züge der durchkommenden französischen Gefangenen die Größe des bei Sedan erlittenen Unfalles in ihrem ganzen Umfange einsahen, da herrschte eine Stimmung bei Allen, die ein seltsames Gemisch von wirklich patriotischem Schmerz, verletzter Eitelkeit, unterdrückter Wuth und glühender Rachsucht war. Und wie in Nancy war dies auch im gesammten Frankreich der Fall. Gerade je übermäßiger die französische Eitelkeit sich all und überall und bei jeder Gelegenheit zeigt, desto empfindlicher war der Eindruck, den diese so übergroße Niederlage bei Allen sogleich machen mußte. Das Heer, was noch vor wenigen Wochen als stolze Sieger durch ganz Deutschland bis nach Berlin marschiren sollte, ward jetzt als entwaffnete Gefangene dahin geführt.

Aber bald wußte die französische Eitelkeit und Frivolität sich wieder zu helfen.

Daß wir die französischen Truppen in ehrlichem Kampfe besiegt haben sollten, erschien dem Nationaldünkel der Franzosen ganz unmöglich; es mußte daher unbedingt der Verrath dies bewirkt haben. Ein ebenso unsinniges wie ekelhaftes Geschrei über die Verrätherei und Bestechlichkeit der Führer der französischen Armee, verbreitete sich nun sogleich in ganz Frankreich und ward nur zu vielfach geglaubt. Der Marschall Mac-Mahon, unbedingt Einer der achtungswerthesten Ehrenmänner, welche Frankreich nur jemals hervorgebracht hat, mußte ein Verräther sein, den preußisches Geld zu dieser Kapitulation vermocht, ebenso die Generäle Wimpffen, Reille, ja wo möglich alle anderen Generäle, die mit in diese Kapitulation gewilligt hatten. Der größte Sündenbock, der scheußlichste Verräther von Allen, war aber nach der Ansicht nur zu vieler Franzosen, der Kaiser Napoleon selbst.

Es gab kein Verbrechen, dessen man ihn nicht sofort bezüchtigte, und keine Niederträchtigkeit, deren er nicht schuldig sein sollte. Und zwar schrieen jetzt Diejenigen sogleich am Heftigsten gegen ihn, die ihm am Meisten geschmeichelt hatten, so lange er nur noch Orden, Titel und Geld zu vertheilen vermochte.

Auch den Krieg mit Deutschland sollte der Kaiser Napoleon lediglich allein verschuldet haben, obgleich dies doch die Eitelkeit, Ruhmsucht und Ländergier der großen Mehrheit des französischen Volkes gethan und der Kaiser Napoleon für seine Person, nur der Förderer und Vollstrecker dieses Kriegsverlangens einer mächtigen Parthei seiner einstigen Unterthanen gewesen war. Auch ungemein friedfertig waren jetzt plötzlich die noch vor wenigen Wochen vor Kriegslust überschäumenden Franzosen geworden. Jetzt wo wir Sieg über Sieg erkämpft und die einzige wirklich respectable Feldarmee, welche Frankreich noch zur Offensive besaß, gefangen genommen hatten, sollten wir siegreichen Deutschen plötzlich Frieden machen, uns mit dem mageren Ersatz unserer aufgewandten Kriegskosten zum Lohn für das viele edle deutsche Blut, welches uns diese Siege gekostet hatten, begnügen und dann ruhig und geduldig nach Hause marschiren, ohne die mindeste Sicherheit dafür, daß die Franzosen nach wenigen Jahren dies gleiche frevelhafte Spiel der steten Kriegsdrohung gegen Deutschland, auf's Neue beginnen würden, mit dem sie an zwei Jahrhunderte lang, die Ruhe und den Frieden von

unserem Vaterland nur zu sehr geschädigt und unseren Wohlstand gemindert hatten. Auch nicht die mindeste Bürgschaft, daß über kurz oder lang, wenn Frankreich sich von den Folgen seiner jetzigen Niederlagen nur erst wieder einigermaßen erholt haben konnte, diese Kriegswuth auf's Neue gegen uns losbrechen würde, wäre uns durch solch einen Friedensschluß gegeben worden. Zu dem albernen Geschrei „revanche pour Waterloo“, würde dann in vermehrter Weise, noch der Ruf „revanche pour Sedan“ gekommen sein. Nur der französische Nationaldünkel, der noch immer nicht gebrochen war, konnte ein so wahrhaft unsinniges Verlangen aufstellen, daß wir Anfangs September, nach allen unseren Siegen uns mit einem Frieden begnügen sollten wie ihn Jules Favre die Kühnheit hatte, dem Minister von Bismarck anzubieten. Wir mußten festere Garantien haben daß uns Frankreich fortan in Ruhe lassen würde, als die jetzigen Phrasen und Friedensversicherungen, die auch nicht den mindesten Werth besaßen, dies vermochten. Das alte deutsche Reichsland Elsaß welches Frankreich uns einst so schändlich gestohlen hatte, mußte wieder mit Deutschland vereint werden, damit kein Franzose den Rhein mehr zu sehen bekomme und die beiden größten Festungen Metz und Straßburg mit der so richtigen und wichtigen Vogesengrenze, konnten allein uns die Sicherheit vor zukünftigen räuberischen Anfällen unserer stets unruhigen und ihre innere Unzufriedenheit auf das Ausland übertragenden westlichen Nachbarn verleihen. Es war daher nur gerecht und ein schönes Zeichen des jetzt endlich in seiner vollen Stärke sich zeigenden deutschen Nationalwillens, daß als bald nach der Sedaner Kapitulation, die französischen Friedensgelüste sich zu regen begannen, fast einstimmig in ganz Deutschland von Nord bis Süd, Ost und West der allgemeine Ruf erscholl „Keinen Frieden ohne den Elsaß, die Vogesengrenze und den Theil von Deutsch-Lothringen mit Metz, der allein unsere Grenzen gegen künftige Einfälle zu sichern vermag, sondern lieber den Krieg trotz aller Opfer, noch weiter geführt, bis wir uns einen solchen Friedensschluß wie er als Sieger uns jetzt mit vollem Rechte gebührt, erkämpft haben.“ Daß solch einstimmiger Ruf aus Deutschland, bei unserm jetzt in Frankreich kämpfenden deutschen Heer und gar bei dessen Heerführer König Wilhelm und dessen Rathgebern Bismarck, Moltke und Roon, das kräftigste Echo und die entschiedenste Ausführung finden würde, war sicher und so konnten wir schon mit Zu-

versicht hoffen, daß wir keinen anderen Frieden, als wie uns solcher nach mit vollem Recht gebührt, von dem besiegten Frankreich erhalten würden. Freilich daß uns dieser Friede noch so viele blutige Opfer kosten und noch so manche schwere Kämpfe erfordern würde, vermochten wir damals in unserer so berechtigten ersten Siegesfreude nach der Sedaner Kapitulation, Alle nicht zu ahnen.

Daß aber dieser Frieden so lange sich verzögerte, lag wesentlich mit in dem Umstand, daß es Frankreich an einer anerkannten festen Regierung fehlte, mit welcher wir solchen abschließen konnten. Wir freuten uns Alle anfänglich über die Gefangennehmung des Kaisers Napoleon und betrachteten solche im ersten Siegesrausch als einen stolzen Triumph und doch erwies sich solche in ihren Folgen eigentlich mehr als ein Nachtheil für uns. Wäre der Kaiser Napoleon in Frankreich geblieben, so würde sich zwar wahrscheinlich nach der Niederlage bei Sedan, die republikanische Parthei, besonders in Paris, mit Heftigkeit gegen ihn erhoben und ihn des Thrones entsetzt haben, um die Republik in Frankreich einzuführen. Es ist möglich, daß diese Parthei in Paris und vielleicht auch in den größeren südlichen Städten Lyon und Marseille gesiegt, aber auch ebenso möglich, daß sie der kaiserlichen Parthei unterlegen hätte. Anhänger im Heere und auch unter dem Landvolke, was weitaus der kräftigste und tüchtigste Theil der französischen Bevölkerung ist, zählte der Kaiser Napoleon auch noch nach Sedan, in Menge und hätte er sich an ihre Spitze gestellt, so wäre wahrscheinlich die Bildung der provisorischen Regierung in Paris, verhindert worden. Jedenfalls würde Frankreich aber in Partheien zerspalten gewesen sein, was jetzt nicht der Fall war, so wie der Kaiser Napoleon sich als Gefangener in Wilhelmshöhe, statt im Lande selbst befand. Die kaiserliche Parthei und die auf dem flachen Lande befindliche Friedenspartei, hätten dann ein Haupt gehabt, um welches sie sich zu schaaren vermochten, statt daß ihnen solches jetzt durch des Kaisers Abwesenheit gänzlich fehlte und sie willenlos über sich ergehen lassen mußten, was die republikanische Kriegspartei über des Landes Schicksal zu verfügen für gut befand. Daß der Kaiser Napoleon, wenn nicht vielleicht auch gleich nach der Kapitulation von Sedan, so doch jedenfalls nach der von Metz, in einen Frieden mit Preußen, in welchem Elsaß und der deutsche Theil von Lothringen abgetreten sein würde, eingewilligt hätte, ist mehr als wahrscheinlich.

Der Kaiser Napoleon ist ein viel zu unterrichteter und in militairischen Dingen zu wohlerfahrener Mann, als daß er nicht das gänzlich Hoffnungslose des verzweifelten Widerstandes, in welchem Frankreich sich auch nach der Metzer Kapitulation noch lange Monate hinopferte und auf Decennien hin vollständig ruinirte, eingesehen haben sollte. Mag derselbe auch sonst immerhin noch so viele Fehler besitzen, auf eine solche wahrhaft wahnsinnige Weise hätte er das Wohl des Landes nun und nimmermehr geopfert, wie dies die Herren Gambetta, Jules Favre und die anderen Mitglieder der sogenannten provisorischen Regierung, in ihrer förmlich wahnwitzigen Verblendung leider gethan haben.

So wie der Kaiser Napoleon sich noch in seinem Reiche befand, so wäre eine rechtmäßig anerkannte Regierung, mit welcher ein dauerhafter Frieden abgeschlossen werden konnte, daselbst vorhanden gewesen, und gerade daß eine solche jetzt fehlte, war für uns, und in weit höherem Grade noch für Frankreich, ein großes Unglück. Aus diesem Grunde müssen wir die Gefangennehmung des Kaisers Napoleon bei Sedan, bei ruhiger Ueberlegung aufrichtig beklagen, wenn ich auch sonst selbst zu denen gehörte, die anfänglich in der ersten Siegesfreude laut darüber jubelten.

Daß dies widerliche Geschrei in Frankreich über den Verrath des Marschalls Mac-Mahon oder gar des Kaisers Napoleon nichts wie eine gehaltlose Erbärmlichkeit war, die kaum einer Widerlegung bedarf, ist selbstverständlich. Ungeschickt und zwar im höchsten Grade ungeschickt, hat der Marschall Mac-Mahon gewiß gehandelt, daß er den Marsch nach Sedan überhaupt unternahm und sich dann dort einschließen ließ, von einer absichtlichen Verrätherei ist aber keine Spur vorhanden. Als der Marschall und sein Heer durch die meisterhaften strategischen Operationen des Generals von Moltke erst eingeschlossen waren, da blieb ihm auch nichts als die schleunigste Kapitulation mehr übrig, denn seine Truppen wären sonst rettungslos, von der überall auf den Höhen sehr zweckmäßig aufgestellten deutschen Artillerie, zusammengeschmettert worden. Es ist nichts wie eine eitele gehaltlose, echt französische Renommage, wenn später mehrere französische Officiere behaupten wollten, daß ein Durchbruch bei Sedan noch möglich gewesen sei. Als der General von Wimpffen den Versuch dazu machen wollte, den Degen zog und die Bataillone aufforderte, gegen die

preußischen Batterien zu marschiren, da haben kaum mehr als 3000 Mann von dem ganzen Heere, dieser Aufforderung gefolgt. So blieb dem tapfern General dann freilich nichts weiteres übrig, als den Degen wieder in die Scheide zu stecken und mit gebrochenem Soldatenherzen die Kapitulationsurkunde zu unterzeichnen. Die französische Armee hatte an dem Tage der Kapitulation, keine Disciplin, keine Festigkeit, kein Vertrauen zu sich selbst und ihren Führern mehr, sie war nur noch eine undisciplinirte, willenslose Masse, so sehr tapfer sie auch ganz unleugbar am Tage zuvor noch gefochten hatte, und so blieb dem Marschall Mac-Mahon und dem Kaiser, nichts Anderes mehr übrig als um die Kapitulation nachzusuchen oder die Soldaten rettungslos und ohne Widerstand zusammenkartätschen zu lassen. Wie die Verhältnisse nun einmal standen, war diese Kapitulation das einzig Vernünftige um viele Tausende von einem unnützen Tod zu retten. So verdient der General von Wimpffen die höchste Achtung, daß er keinen Augenblick zauderte, diese Kapitulation anzutragen, so furchtbar schwer es ihm auch sicherlich geworden sein mag, seinen Namen unter dies Schriftstück zu setzen.

Als die Nachricht von der Sedaner Kapitulation zuerst nach Paris gelangte, wollte man solche nach gewohnter Weise anfänglich daselbst nicht glauben. Als aber sich allmählich die Wahrheit doch nicht länger verhehlen ließ und mit ihrem ganzen Gewicht durchbrach, da bemächtigte sich eine furchtbare Aufregung Aller. Auf den Straßen rotteten sich große Volksmassen zusammen, die Marseillaise wurde gesungen, die Napoleonische Dynastie abgesetzt und die Republik überall öffentlich proklamirt. Paris befand sich während einiger Tage, in dem Zustand der Anarchie.

Das Gesammtministerium unter dem Vorsitz des Marschalls Palikao, trat zusammen und erließ folgende Proklamation:

„Franzosen, ein großes Unglück hat Frankreich betroffen. Nach dreitägigen heldenmüthigen Kämpfen der Armee Mac-Mahon's gegen 300,000 Feinde, wurden 40,000 Mann (?) zu Gefangenen gemacht. General Wimpffen, welcher den Oberbefehl über die Armee an Stelle des schwerverwundeten Marschalls Mac-Mahon übernahm, unterzeichnete die Kapitulation.

Dieser grausame Unglücksschlag soll unseren Muth nicht erschüttern. Paris ist heute im Vertheidigungszustande, die militairischen

Kräfte des Landes organisiren sich und binnen wenigen Tagen wird eine neue Armee unter den Mauern von Paris stehen. Eine andere Armee formirt sich an den Ufern der Loire, Euer Patriotismus, Eure Einigkeit, Eure Energie werden Frankreich retten. Der Kaiser ist in diesem Kampfe zum Gefangenen gemacht, die Regierung weiß sich eins mit den großen Staatskörpern, sie wird alle Maßregeln treffen, welche der Ernst der Ereignisse mit sich bringt."

Schon in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, hatte der auf der äußersten Linken sitzende bekannte Abgeordnete Jules Favre, den Vorschlag gemacht, es sei der Kaiser und die Dynastie aller Rechte, welche ihm die Verfassung zuweise, verlustig zu erklären. Es entstand eine furchtbare Aufregung in der Kammer und endlich wurde nach vielen stürmischen Scenen, die Sitzung bis auf den nächsten Mittag verlegt.

Am Abend desselben Tages ward der Sitzungssaal wieder Zeuge der wildesten Scenen. Der Marschall Palikao legte einen Gesetzentwurf vor, durch welchen ein Vertheidigungs- und ein Regierungsrath eingesetzt werden sollte. Es war dies eigentlich ein verstecktes Mittel um später die Kaiserin zur Regentin zu machen und die Krone Frankreichs für den Sohn des Kaisers zu erhalten. Jules Favre und mit ihm 45 Abgeordnete der Linken, protestirten energisch gegen solchen Beschluß.

Nach vielen sehr aufgeregten Debatten, an denen sich auch der alte Thiers betheiligte, die schließlich zu keinem Resultate führen konnten, ward die Versammlung wieder auf einige Stunden vertagt. Diese Zeit benutzten der stets zur äußersten Linken gehörende, sehr energische Abgeordnete Gambetta und seine Freunde, sich zahlreiche Partheigenossen aus dem Pöbel der Straße herauf holen zu lassen. Wie schon 1848 bei der Februarrevolution der Fall war, mischten sich jetzt die Gallerien und die in den Saal gedrungenen Volksmassen mit in die Debatte, die gemäßigten Abgeordneten wurden verhöhnt, man ließ sie nicht zu Worte kommen und sie mußten endlich nothgedrungen um nicht persönlich insultirt zu werden, den Saal verlassen. Das war eben was die Herren Gambetta und Konsorten zu erreichen wünschten; sie waren jetzt Herren der Situation, und so ward unter brüllendem Beifallsgejauchze des souverainen Pöbels, von Gambetta

die Absetzung der kaiserlichen Dynastie, und die Einführung der Republik für ewige Zeiten in Frankreich proklamirt.

In langem Triumphzug zog man nach dem Stadthause, wo alsdann die Republik öffentlich verkündet und von einigen hunderttausend Menschen die sich überall auf den Straßen und Plätzen versammelt hatten, mit lärmendem Geschrei begrüßt wurde.

Gambetta wußte sogleich die republikanische Staatsform zu benutzen, um eine provisorische Regierung nach seiner Wahl zu ernennen. Sie bestand aus Jules Favre, Simon, Picard, Pelletan, Cremieux, Ferry, Glais-Bizoin, Rochefort, Arago, Garnier-Pagès, Keratry, lauter Kreaturen von Gambetta und bekannte Klubredner. Sich selbst ließ Gambetta zum Minister des Innern ernennen, oder machte sich vielmehr aus eigener Machtvollkommenheit dazu, Jules Favre wurde Minister des Auswärtigen, Simon des Unterrichts, Cremieux der Justiz, Leflo des Krieges, während General Trochu noch Generalgouverneur von Paris blieb.

Daß diese Regierung auch nicht die allermindeste Berechtigung besaß, und sich aus eigner Machtvollkommenheit mit Hülfe einiger Tausend Personen des niedrigsten Pöbels von ganz Paris, selbst dazu ernannt hatte, that nichts zur Sache. Sie besaß die augenblickliche Macht, denn sie konnte über Hunderttausend entschlossene und zu Allem bereite Anhänger aus den untersten Volksklassen verfügen, und wer in Frankreich die Macht besitzt, der hat auch das Recht; das ist in diesem Lande stets so gewesen und wird auch für alle Zeiten so bleiben.

Als ersten Vorgeschmack der republikanischen Freiheit, welcher sich fortan das Land erfreuen sollte, ließ Gambetta sogleich den Saal der Abgeordnetenkammer versiegeln und 200 Deputirte, die gegen diesen unerhörten Akt der Willkühr protestiren wollten, daß man die Republik ohne Weiteres einschob, ohne sie, welche doch in Wahrheit die einzigen gesetzmäßigen Vertreter des französischen Volkes waren, auch nur im Mindesten darüber zu befragen, auseinander treiben. Auch dem Senat, welcher sich zu einer Protestation gegen solchen Willkührakt versteigen wollte, ward von Herrn Gambetta sogleich zu schweigen und sich bis auf Weiteres zu vertagen, befohlen, wenn er nicht unangenehme Maßregeln gegen sich angewandt sehen wollte.

So war denn plötzlich im Umsehen, blos durch die Willkühr einiger Dutzend Klubredner und Straßendemokraten der untersten

Sorte, die sich auf ihre Anhänger unter dem Pöbel einer so großen Stadt wie Paris, stützten, die republikanische Staatsform zur Veränderung einmal wieder in Frankreich eingeführt worden.

Die Kaiserin Eugenie, deren persönliche Sicherheit gefährdet war, flüchtete heimlich aus Paris und mit ihr verließen nicht blos alle Anhänger der kaiserlichen Dynastie, sondern Tausende von Personen der gebildeten Stände und wessen Verhältnisse dies nur immer vermochten, die unglückliche, dem Verderben geweihte Stadt. Sollte doch fortan die Anarchie in ihren Mauern herrschen, während unsere deutschen Kugeln von Außen Tod und Zerstörung in sie hineinschleuderten.

Mit nicht zu leugnender Thatkraft wußte übrigens die provisorische Regierung und gar besonders auch Gambetta, der sich bald in Wahrheit zum tyrannischen Dictator von ganz Frankreich machte, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Eine neue Periode des Krieges, zwar abermals reich an glänzenden Siegen, aber leider auch an ungeheuren Opfern, begann jetzt für unsere deutschen Heere. Der Kampf nahm von nun an traurig genug, einen anderen und immer härteren Charakter an und ward ein Racenkrieg zwischen dem deutschen und französischen Volke.

Daß wir aber mit keiner anerkannten festen Regierung mehr über den Friedensschluß zu verhandeln vermochten, denn die Herren Gambetta und Genossen konnten ganz unmöglich als solche angesehen werden, gab diesem ferneren Krieg, eine solche Länge wider alles Erwarten und Hoffen, unter der nicht allein ganz Frankreich, bis zur äußersten Erschöpfung fast vollständig zu Grunde gehen sollte, sondern wir Alle in Deutschland ebenfalls mehr oder minder zu leiden hatten.

Bevor ich nun aber zu dieser zweiten Periode des Krieges, die mit der Kapitulation von Sedan beginnt, von wo wir nicht mehr mit dem Kaiser Napoleon sondern mit der ganzen französischen Nation den Kampf führen mußten, übergehe, will ich des besseren Zusammenhanges wegen, in zwei besonderen Abschnitten die Beschießung und Kapitulation von Straßburg und die Cernirung und Kapitulation von Metz hier folgen lassen. Beide Ereignisse sind von so großer Wichtigkeit und waren so glänzende Triumphe für unsere Waffen, daß sie schon eine ausführliche Schilderung verdienen. Bei der Beschießung und Einnahme der anderen vielen kleinen Festungen zweiten und dritten Ranges, an denen Frankreich so sehr reich ist, muß

ich hingegen nur die größte Kürze beobachten, soll das Buch bei dem überreichen Stoff, der durch die Länge des Krieges, immer mehr anschwoll als ich schon dessen Bearbeitung begonnen hatte, nicht von einem ungebührlichen Umfang werden. Wollte ich alle glänzenden Waffenthaten unserer braven Krieger hier auch nur ganz kurz anführen, so bedürfte ich eine Reihe von Bänden dazu, so zahlreich sind solche und in so riesigem Umfange ward dieser Krieg zuletzt in dem großen weiten Frankreich geführt.

So etwas muß Alles, spätern Specialgeschichten einzelner Regimenter oder auch nur Armeekorps überlassen bleiben, und an solchen wird es sicherlich auch nicht fehlen.

VIII. Kapitel.

Die Belagerung und Einnahme von Straßburg.

Die von unseren Truppen so glänzend gewonnene Schlacht bei Wörth, führte schon am 9. August die ersten deutschen Streifkorps bis vor die Thore von Straßburg. Wie ich schon früher anführte, wäre es in den nächsten Tagen nach der Wörther Schlacht, vielleicht möglich gewesen, sich durch einen kühnen Handstreich dieser wichtigen Festung zu bemächtigen, da die Verwirrung daselbst ebenso groß wie allgemein gewesen sein soll; nun da dies einmal leider versäumt war, mußte man zu einer förmlichen Belagerung schreiten. Der Besitz von Straßburg, dieser alten schönen Hauptstadt des reichen Elsasses, war für uns aber von der höchsten Wichtigkeit, sowohl in strategischer wie moralischer Hinsicht. Da schon Ende August nach der gewonnenen Schlacht bei Gravelotte, das Verlangen in Deutschland ziemlich allgemein ward, daß fortan als sichere Bürgschaft des Friedens der ganze Elsaß für immer von Frankreich abgetrennt und mit dem deutschen Reich vereinigt werden solle, so war es vor Allem erforderlich, daß wir diese wichtige Grenzprovinz vorher ganz in unserer Gewalt hatten, bevor die Friedensverhandlungen darüber beginnen konnten. Die Franzosen haben noch mehrere Monate lang den erbittertsten Kampf fortgeführt, bevor sie in die Abtretung des Elsasses einwilligten, nachdem diese Provinz schon

vollständig von uns erobert war, und hätten dies nun und nimmer gethan, wenn solches nicht geschehen sein würde. So mußten wir denn schon Besitzer vom Elsaß sein, wenn wir mit einiger Aussicht auf Erfolg, über dessen Abtretung verhandeln wollten. Wollten wir aber Elsaß erobern, so war vor Allem der Besitz von Straßburg erforderlich. Nicht allein, daß die Stadt zu den stärksten Festungen und den größten Waffenplätzen von ganz Frankreich gehörte, so konnten wir ohne ihre Einnahme, auch gar nicht daran denken, Mühlhausen, Colmar und alle die anderen Distrikte des oberen Elsasses zu besetzen. Auch der untere Elsaß mit Hagenau, ebenso wie die Eisenbahn durch die Vogesen, blieben stets ein gefährdeter Besitz, so lange die deutsche Fahne nicht in Straßburg wehte. Die Festung zählte eine Besatzung von ca. 17,000 Mann, und so gehörten zu ihrer Cernirung mindestens 24,000 Mann, wenn wir einen Durchbruch stets vollständig verhindern wollten. Ebenso glaubte die gesammte Bevölkerung des Elsasses nun und nimmermehr an unsere Erfolge und zeigte auch nicht die allermindeste Neigung sich unseren Bestimmungen folgsam zu zeigen, so lange sie sich nicht durch die That überzeugen konnte, daß wir im Besitz dieser Hauptstadt der Provinz uns befinden.

Alle diese Gründe zusammen, machten es dringend erwünscht, daß wir so schnell als nur irgend möglich uns dieser Festung bemächtigten. Schon am 10. August hatte der General von Beyer der mit der badischen Division den Befehl erhalten, die Festung zu cerniren, an den General Uhrich, Kommandanten von Straßburg, die Aufforderung zur Uebergabe ergehen lassen, aber wie er auch wohl dies selbst erwartete, nur eine kurze, abschlägige Antwort darauf erhalten. Der General Uhrich war ein sehr energischer Kommandant und tüchtiger Officier, die Stadt hatte Proviant auf 2—3 Monate, Munition und Geschütze aller Art waren im Ueberfluß vorhanden, die Garnison zählte 17,000 Mann die noch durch 5—6000 Bürger verstärkt werden konnten, und so hatte General Uhrich immer die sichere Hoffnung, den ihm anvertrauten Platz einige Monate mit Erfolg vertheidigen zu können. Bis dahin hoffte nicht allein er, sondern fast alle Franzosen theilten diese Hoffnung mit ihm, würde das französische Heer so stark und siegreich sein, um nicht allein Straßburg zu entsetzen, sondern auch alle deutschen Truppen mindestens über den Rhein zu jagen.

So ging die Belagerung an und die Kanonen sollten leider über

das Schicksal dieser schönen Stadt entscheiden. Der General Uhrich traf mit großem Geschick alle Anstalten zu einer kräftigen Vertheidigung. Er ließ die Gräben unter Wasser setzen, die Bäume auf dem Glacis fällen, und armirte alle Werke mit schweren Geschützen. Aber auch von Seiten der Belagerer wurden jetzt alle Anstalten zu einem kräftigen Bombardement getroffen. Da der General von Beyer erkrankt war, so übernahm der preußische Generallieutenant von Werder das Oberkommando über das gesammte Belagerungskorps. Man sah bald ein, daß die badische Division viel zu schwach sei, um allein die Belagerung durchzuführen und verstärkte solche durch eine preußische Gardelandwehr-Division und eine Linienlandwehr-Division aus pommerschen und westpreußischen Regimentern bestehend.

Unsere Küstenbefestigungen hatten sich so stark und die französische pomphaft angekündigte Flotte so erbärmlich in ihren Manövern bewiesen, daß es fortan nicht mehr für nothwendig gehalten wurde, eine so starke Besatzung an unseren Seeküsten zu haben wie dies anfänglich der Fall gewesen war. Da aber mit der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes in Frankreich, immer größere Truppenmassen daselbst erforderlich wurden, so verwandte man — eigentlich gegen ihre Bestimmung, allmählich auch immer mehr Landwehrregimenter daselbst zum aktiven Dienst. Hier bei der Belagerung von Straßburg war dies das Erstemal der Fall und diese Landwehr zeigte alsbald durch die That daß sie in ihrer wirklichen Kriegstüchtigkeit der besten Linientruppe gleichzustellen sei, wenn sie vielleicht auch nicht eine so stramme Haltung als Letztere besaß.

Da eine Gefahr für die Festung Rastadt jetzt nicht mehr zu befürchten war, so kam auch das dorthin gesandte preußische 34. Linienregiment (Pommern) zu dem Belagerungskorps von Straßburg und wurde dort mit dem 30. Regiment [Rheinländer] zu einer Brigade vereinigt. Ebenso wurden viele schwere Festungsgeschütze aus Mainz, Coblenz, Cöln und Magdeburg nebst der dazu gehörigen Mannschaft von den Festungsartillerieregimentern, die ebenfalls größtentheils aus Landwehrleuten bestanden, dahin befördert. Auch preußische und badische Pionierabtheilungen erhielten den Befehl bei der Belagerung mitzuwirken. So erhielt das Belagerungskorps des Generals von Werder eine Stärke von einigen 40,000 Mann und diese war auch nothwendig wenn eine Belagerung gegen eine Festung ersten Ranges wie

Straßburg es war, mit nachdrücklichem Erfolg betrieben werden sollte.

Die Festung Straßburg obgleich sonst sehr stark und mit vortrefflichen wohlerhaltenen Werken aller Art versehen, besitzt keine Außenwerke. In früheren Zeiten, als die glatten Belagerungsgeschütze keine große Tragkraft besaßen, konnte eine Festung ohne Außenwerke auch dagegen geschützt werden, daß die feindlichen Kugeln allzugefährliche Verwüstungen in der eigentlichen Stadt anrichteten. Durch die Einführung der schweren gezogenen Belagerungsgeschütze, die ihre furchtbaren Kugeln mit der Sicherheit einer gutgeführten Büchse, fast eine deutsche Meile weit schleudern, ist aber eine Festung ohne weit entlegene Außenforts, der vollständigen Vernichtung preisgegeben, sobald der Feind seine Geschosse auch gegen das Innere der Stadt selbst richtet. Es ist eine scheußliche Barbarei, die in der That unseres Jahrhunderts, was sonst so sehr mit seiner Civilisation prunkt, unwürdig ist, jetzt noch große Städte mit Wällen und Festungsmauern statt mit Außenwerken umgeben zu wollen und sie somit der Gefahr auszusetzen, daß bei einer etwaigen Belagerung die feindlichen Bomben und Granaten alsbald in das Innere der Stadt fallen, dort Tod und Verderben unschuldigen Kindern, schwachen Frauen und friedlichen Bürgern bringen. Wer die furchtbaren Verwüstungen mit angesehen hat, welche unsere deutschen Bomben und Granaten in Straßburg, Pfalzburg, Toul, Thionville, Montmedy und den anderen von uns eroberten französischen Festungen, nicht allein an den Wällen und Mauern, sondern weit mehr noch an den Kirchen, öffentlichen Gebäuden und friedlichen Bürgerhäusern angerichtet haben und dann noch den Muth besitzt, für befestigte Städte seine Stimme zu erheben, wenn solche nicht wenigstens wie bei Metz der Fall ist, durch weit entlegene, sehr starke Außenforts geschützt werden, der zeigt daß er entweder kein Mitgefühl für die Leiden seiner Mitmenschen besitzt, oder er zu jener Klasse der in ihrem Standesgeist vollständig verknöcherten Officiere gehört, die da glauben, daß ein Staat einzig und allein nur des Heeres wegen da sei, und alles Andere, außer Kanonen, Paraden und möglichst vielen recht kostspieligen und prunkenden Militairanstalten gänzlich gleichgültig sei.

Eine sehr theuer erkaufte Frucht dieses jetzigen Krieges wird hoffentlich auch die mit sein, daß sich die öffentliche Meinung in ganz

Deutschland mit einer Kraft, welcher auch die stärkste Festungsmauer auf die Länge nicht zu widerstehen vermag, gegen die Barbarei Städte noch in Festungen zu verwandeln erheben wird. Man zeige dann nur den Vertheidigern der befestigten Städte, die Wunden aller Art welche unsere deutschen Kugeln in wenigen Wochen dem schönen Straßburg nur zu sehr schlugen, und frage sie ob sie noch den Muth besitzen, solche Barbarei auch fernerhin vertheidigen zu wollen. —

Da man hoffte, daß die Bewohner von Straßburg eingeschüchtert würden, wenn die Granaten in ihre Stadt fielen, Frauen und Kinder tödteten und Häuser anzündeten, so beschoß man in den Tagen vom 9—19. August mit badischen Feldbatterien die Stadt. Es ward dadurch aber, wie leicht vorauszusehen war, auch nicht das Mindeste weiter erreicht, als daß einige Dutzend arme Bürgerfamilien getödtet, furchtbar verstümmelt oder doch wenigstens ihres Habs und Guts beraubt wurden. Wer nur die mindeste Kenntniß von der militairischen Tüchtigkeit des Generals Uhrich, und der Energie welche diesen Soldaten so sehr auszeichnete, wie auch von dem Kriegseifer der Besatzung und dem Patriotismus der Bevölkerung von Straßburg besessen, der hätte sich selbst sagen müssen, daß eine solche Festung sich unmöglich nach einer Beschießung mit Feldgeschützen ergeben konnte noch durfte. Das absichtliche Werfen von Granaten und Bomben in die Stadt selbst, statt auf die Wälle, was auch später während der eigentlichen Belagerung noch wiederholt vorkam, bis es endlich glücklicher Weise — man sagt auf ausdrücklichen Befehl des Königs von Preußen selbst, der mit vollem Rechte darüber empört war, unterbleiben mußte, gehört mit zu den mancherlei Härten und recht unnützen Zerstörungen, wie solche in diesem Kriege leider auch von unserer Seite mitunter vorgekommen sind. Moralische Eroberungen haben wir wahrlich nicht dadurch gemacht und die Zuneigung der Elsässer für Deutschland nicht vermehrt, sondern eher das Gegentheil erreicht. Da wir aber den Elsaß und zwar mit vollem Rechte, uns für immer für Deutschland erwerben wollten, so mußte uns doch auch wahrlich viel daran gelegen sein, daß wir nicht sogleich von vorneherein dessen Bevölkerung so sehr gegen uns erbitterten. Doch es giebt nun einmal Kriegsleute, die in ihrem blinden, rücksichtslosen Eifer an alles Andere mehr, als an alle solche Rücksichten zu denken pflegen.

Am 19. August ward die erste wirklich heftige Beschießung gegen Straßburg mit solchem Erfolg begonnen, daß sogleich Dutzende von Häusern in Flammen aufgingen. Besonders heftig war aber das Bombardement der armen Stadt in der Nacht vom 25. auf den 26. August. Eine Menge Häuser wurden in Brand geschossen, lange Straßen standen in Flammen und die purpurne Gluth bedeckte fast den ganzen Himmel. Ich befand mich in jener Nacht in einer Batterie unfern des Dorfes Hausbergen, und war somit ein Augenzeuge jenes schaurig-schönen Schauspieles. Ueberall fuhren die Granaten mit ihrem Zünder, wie feurige Kometen durch die Luft, die Bomben, einen kleinen hellen Lichtschein um sich verbreitend, zogen in hohen Bogenlinien über unseren Köpfen und schlugen dann mit gewaltigem Aufschlag auf den Erdboden nieder, worauf alsdann bald ein ganz eigenthümlicher Ton, ihr Platzen verkündete. Alle badischen, wie preußischen Festungs- und Feldbatterien rings um die Stadt, waren in der lebhaftesten Thätigkeit und überall krachte es, daß der Boden mitunter förmlich unter unsern Füßen erzitterte. Auch von sämmtlichen Wällen der Festung ward unser Feuer lebhaft erwiedert und ringsum sah man die hellen Blitze aus den feindlichen Geschützmündungen aufzucken, denen alsdann sehr bald das Sausen der Kugeln und das eigenthümliche Zischen der für uns bestimmten Granaten zu folgen pflegte. Es war in rein militairischer Hinsicht eine ungemein interessante Nacht; nur durfte man nicht dabei daran denken, daß unsere Kanonen größtentheils nur gegen das Leben und die Häuser von Bürgern, welche wir für uns zu Deutschland gewinnen wollten, gerichtet waren, und daß alle diese Brände den Wällen und Kasematten nicht das Mindeste schadeten, sondern nur Millionen von Hab und Gut einer künftigen deutschen Bevölkerung verzehrten. Für den Zweck der eigentlichen Belagerung selbst, ward durch all dies heftige Bombardement in der Nacht vom 25. auf den 26. August auch nicht das Allermindeste erreicht; das hat später die Folge nur allzudeutlich gezeigt. Wohl aber ward die Neukirche, die größte protestantische Kirche in Straßburg in jener Zeit fast vollständig zerstört und die berühmte Bibliothek mußte in Flammen aufgehen. Auch der Münster, dies schönste und großartigste Bauwerk der gothischen Kirchenbaukunst ward von unsern Kugeln mehrfach beschädigt, bis endlich ein bestimmter Befehl des Königs von Preußen, daß unsere Batterien

so viel nur irgend möglich, es vermeiden sollten, daß ihre Geschosse die Münsterkirche treffen würden, uns von der unauslöschlichen Schande, von deren Zerstörung befreite. Im höchsten Grade frevelhaft war es übrigens von den Franzosen auf der Platform des Münsters, einen militairischen Observationsposten einzurichten und so zu dessen Beschießung herauszufordern.

Da man sich übrigens durch diese Beschießung der Stadt vom 25—30. August bald überzeugte, daß man zwar solche dadurch vollständig zerstören, den General Uhrich aber nicht zu einer Kapitulation der Festung zwingen könne, so schritt man nun, was man richtiger Weise gleich vom ersten Tage an hätte thun sollen, zu einer regelmäßigen Belagerung. So wie dieser vernünftige Entschluß erst einmal gefaßt war, ward er auch mit jener unläugbaren Thatkraft, Umsicht und vollendeten Tüchtigkeit, welche alle rein militairischen Arbeiten in Preußen so sehr vortheilhaft auszeichnen, auszuführen begonnen. Die preußischen Ingenieur-Officiere hatten nun Gelegenheit sowohl ihre wie auch ihrer Mannschaft Tüchtigkeit so recht der Welt zu zeigen und thaten dies auf eine wirklich musterhafte Weise. Tag und Nacht ward nun mit rastlosem Eifer gearbeitet, alle Anstalten wurden mit der höchsten Umsicht geleitet, und der größten Beharrlichkeit durchgeführt und hatten somit auch den besten Erfolg. In so schneller Zeit wie Niemand dies erwarten durfte, wurden nun trotz der verzweifelten französischen Gegenwehr und obgleich die französischen Genie- und Artillerieofficiere es wahrlich nicht an Geschicklichkeit und Eifer unsere Anstalten zu verhindern, fehlen ließen, alle wirklich regelmäßigen Belagerungsarbeiten durchgeführt. So konnte denn schon am 30. August die erste Parallele gegen Straßburg, bei dem Dorfe Schiltigheim eröffnet werden. Hiemit war die Belagerung in ein neues Stadium getreten und man rückte von nun an dem General Uhrich und seinen Wällen recht energisch auf den Leib. Schon am Morgen des 30. August waren 10 Batterien ungefähr 100 Schritte hinter der ersten Parallele, die 800 Schritt von dem Hauptwall der Festung entfernt lag, fertig gebaut und mit 44 gezogenen Geschützen armirt. Das Feuer aus diesen Batterien brachte auch die Festungsartillerie für einige Stunden zum Schweigen, da alle Geschütze auf dem Wall demontirt waren. Sie wurden aber mit großer Schnelligkeit und

Energie durch neue Geschütze ersetzt und schon in wenigen Stunden antworteten die Belagerten wieder.

Mit rastloser Thätigkeit und vieler Umsicht ward aber jetzt mit der Sappe immer weiter gegen Straßburg vorgegangen und die Batterien folgten immer nach. So konnte schon am 11. September eine Breschbatterie gegen die Lunette Nr. 53 errichtet werden und am 12. September wurden noch zwei neue Breschbatterien in Thätigkeit gesetzt.

Es donnerten in der letzten Zeit der Belagerung 68 Batterien mit 200 gezogenen schweren Festungsgeschützen verschiedener Gattung gegen Straßburg, welche von 29 preußischen, 2 würtembergischen, 2 bairischen und in Kehl von 4 badischen Festungsartilleriekompagnien bedient wurden.

Zwar versuchte die muthige Besatzung von Straßburg den Bau dieser Batterien durch wiederholte Ausfälle zu verhindern, allein immer ohne den mindesten Erfolg. So fand besonders in der Nacht vom 2. September, ein sehr lebhafter Ausfall statt und die Franzosen drangen anfänglich eine ganze Strecke weit vor, bis sie dann durch die zähe Tapferkeit der Deutschen wieder mit bedeutenden Verlusten zurückgetrieben wurden.

Ein sehr wichtiger Vortheil war es für uns, daß am 13. September eine Insel im Rhein, die Sporeninsel genannt, von badischen Truppen in Besitz genommen und trotz eines heftigen Ausfalles der Franzosen am 15. September, auch behauptet wurde. Eine dort errichtete badische Batterie konnte die Citadelle von Straßburg sehr wirksam beschießen.

Ein ungemein wichtiger Erfolg war es, daß am 17. September die Krönung des Glacis vollendet wurde. Die Umsicht der preußischen Ingenieur-Officiere entdeckte hier ein ausgedehntes feindliches Minensystem, was nun noch rechtzeitig genug zerstört werden konnte.

Die auf 1000 Schritte nahe gekommenen reußischen Batterien hatten jetzt in der Mauer der Lunette Nr. 53 eine breite Bresche geschossen, worauf die Ingenieure vorgingen, die gemauerte Contreeskarpe vor dieser Lunette durch eine Mine in den Graben hineinwarfen und dadurch einen breiten Damm durch den 60 Fuß breiten Wassergraben erbauten. Die Lunette wurde nun in der Nacht durch einen sehr kühnen Handstreich eines Zuges der preußischen Gardelandwehr zuerst besetzt.

So wurden nun Tag für Tag fast immer mehr die wichtigsten Fortschritte gemacht und das Schicksal der Festung entschied sich unwiderruflich. Ein Ersatz von einer auswärtigen Armee war unmöglich, denn Ende September besaß ganz Frankreich keine einzige Armee von nur 100,000 Mann noch im freien Felde, und die Arbeiten unseres Belagerungsheeres schritten unabweislich immer mehr fort. Eine Lunette nach der anderen fiel in unseren Besitz, und aus einer größeren Nähe vermochten unsere Batterien ihr Feuer gegen die Wälle der Festung selbst zu richten. Mit unerschrockenem Muthe vertheidigte die französische Besatzung aber stets noch die ihr anvertrauten Werke und wich nur Schritt vor Schritt zurück. So fand besonders in den Nächten vom 23—25. September, noch ein starkes feindliches Feuer statt, welches unsere Belagerungsarbeiten nicht wenig störte und unsern Truppen nicht unerhebliche Verluste zufügte.

In den letzten Tagen jedoch ward dies Feuer nun immer schwächer und schwächer und man konnte aus gar vielen Anzeichen es deutlich verspüren, daß die Energie der Belagerten gebrochen sei und ihre Hilfsmittel erschöpft waren. Das Feuer unserer Geschütze wüthete zu stark und die Kugeln schlugen mit so unübertrefflicher Sicherheit und Alles zerschmetternder Gewalt ein daß keine menschliche Kraft ihnen mehr zu widerstehen vermochte. Das Schicksal von Straßburg war entschieden; es mußte sich uns ergeben.

Am 27. September war der General Uhrich gezwungen um eine Kapitulation nachzusuchen, denn es war unmöglich, die Festung noch länger zu vertheidigen. Er hätte vielleicht die Kapitulation noch um 8—10 Tage verzögern können, aber in dieser Zeit wären dann vollständig nutzlos einige hundert Häuser noch mehr in Trümmer geschossen und Tausende von unglücklichen Menschen getödtet, verstümmelt oder für immer zu Bettlern gemacht worden; einen weiteren Zweck hätte eine solche fortgesetzte Vertheidigung nicht mehr gehabt. So that der General Uhrich nur seine Pflicht als Mensch, nachdem er solche als muthiger Soldat und energischer Kommandant einer belagerten Festung, bis auf den letzten Augenblick vollständig erfüllt hatte, daß er sich zu dem schweren Schritt der Uebergabe entschloß.

Die eigentliche Belagerung hatte 46 Tage gedauert. Es waren von deutscher Festungsartillerie dabei in Thätigkeit gewesen 241 Geschütze, zu drei Vierteln Preußen, zu einem Viertel Baden, Baiern und

Würtemberg gehörend. Ihrem Kaliber nach, vertheilten sich diese Geschütze in dreißig lange 24 Pfünder, zwölf kurze gezogene 12 Pfünder, vierundsechzig gezogene 12 Pfünder, neunzehn 50 pfündige, zwanzig 25 pfündige, acht 60 pfündige u. s. w. Mörser. Diese 241 Geschütze haben im Ganzen 193,700 Schüsse und zwar die preußischen 162,000, die badischen 31,000 Schüsse in den 31 Tagen, an denen bombardirt wurde, gethan. Es treffen demnach auf jeden Tag durchschnittlich 6249 und in jeder Stunde 269 Schüsse. Es sind dadurch von der Garnison an 700 Soldaten getödtet oder verwundet worden, von der Bürgerschaft aber über 2300 Männer, Frauen und Kinder entweder zu Tode getroffen oder mehr oder minder schwer verstümmelt. Außer den Kirchen und öffentlichen Gebäuden, sind an 500 Häuser abgebrannt, eingestürzt oder zerstört. Fast 8000 Einwohner waren zu Grunde gerichtet und obdachlos durch das Bombardement geworden und mußten durch öffentliche Unterstützungen unterhalten werden. Die schönsten Straßen, die volkreichsten Stadttheile, die öffentlichen Gebäude waren Ruinen; es war ein grausiges Chaos von Schutt und Trümmern aller Art, was das einst so freundlich-wohlhäbige Straßburg jetzt darbot, und noch in Decennien wird sich die Stadt nicht wieder von den Folgen dieses furchtbaren Bombardements zu erholen im Stande sein. Die entsetzliche Barbarei, eine große volkreiche Stadt zu einer Festung zu machen, hat sich gerade durch diese Beschießung von Straßburg wieder so recht überzeugend gezeigt.

Der General von Werder, dem selbst sehr viel daran gelegen sein mußte, daß die Stadt nicht vollends ein Trümmerhaufen werde, bevor man die deutsche Fahne auf dem Münster aufziehen könne, war sehr über den Kapitulationsantrag des Generals Uhrich erfreut, und schloß mit ihm folgende Kapitulation ab.

Art. 1. Um 8 Uhr Morgens den 28. September 1870 räumt General Uhrich die Citadelle, das Austerlitz-, Fischer- und Nationalthor. Zu gleicher Zeit werden die deutschen Truppen diese Punkte besetzen.

Art. 2. Um 11 Uhr desselben Tages verläßt die französische Besatzung inclusive Mobil- und Nationalgarden, durch das Nationalthor die Festung, marschirt zwischen Lunette 44 und Redoute 37 auf und legt daselbst die Waffen nieder.

Art. 3. Die Linientruppen und Mobilgarden werden kriegsgefangen und marschiren mit ihrem Gepäck sofort ab.

Art. 4. Die Officiere und die im Officiersrang stehenden Beamten sämmtlicher Truppen der französischen Besatzung Straßburgs, können nach einem von ihnen zu wählenden Aufenthaltsort abreisen, wenn sie einen Revers auf Ehrenwort ausstellen. Das Formular desselben ist der Verhandlung beigeschlossen. Diejenigen Officiere, welche diesen Revers nicht ausstellen, gehen mit der Besatzung als Kriegsgefangene nach Deutschland. Die sämmtlichen französischen Militairärzte verbleiben bis auf Weiteres in ihren Funktionen.

Art. 5. Generallieutenant Uhrich verpflichtet sich gleich nach vollzogener Niederlegung der Waffen, sämmtliche militairische Bestände und sämmtliche Staatskassen in ordnungsmäßiger Weise durch die entsprechenden Beamten übergeben zu lassen. Die Officiere und Beamten welche hiemit von beiden Seiten beauftragt sind, finden sich am 28. Mittags auf dem Broglieplatz in Straßburg ein.

Diese Convention wurde deutscher Seits vom Oberstlieutenant von Leczcinsky, Generalstabschef des Generals von Werder, und von französischer Seite vom Oberst Ducasse, Platzkommandant von Straßburg, unterzeichnet.

Außer einem ganz ungeheuren Vorrath an Geschützen aller Art, die man nach Tausenden zählen konnte, wenn freilich sich die Hälfte davon kaum in brauchbarem Zustand befand, Waffen, Heergeräth aller Art, kurz dem ungeheuren Kriegsmaterial welches eine französische Festung ersten Ranges und ein solcher Waffenplatz wie Straßburg war, enthielt, kamen 451 französische Officiere und 17000 Mann inclusive der Nationalgarden, dadurch in unsere Gefangenschaft. Es war diese Einnahme von Straßburg wieder ein sehr glänzender Triumph der deutschen Waffen, der mit vollem Rechte die lebhafteste Freude in allen Gauen unseres weiten Vaterlandes erzeugte. Und wie viel ungetrübter hätte solche sein können wenn nicht die Trauer über die vielen Verwüstungen in dieser alten deutschen Reichsstadt, mit vollem Rechte die allgemeinste Trauer erregt hätte. Zwar wurden überall in Deutschland sogleich Sammlungen zu Gunsten der Straßburger eröffnet, und es sind auch einige hunderttausend Thaler zu diesem Zweck zusammengekommen; freilich kaum ein Zwanzigsteltheil von dem Schaden den die so schwer geprüfte Stadt mit ihren Bewohnern in

den wenigen Wochen durch unsere Kugeln erlitten hatte. Wie viel hätte aber hievon erspart werden können wenn man nicht anfänglich den unglücklichen Wahn gehegt, die Uebergabe dadurch beschleunigen zu können, daß man absichtlich unsere Geschosse gegen die Stadt selbst, statt wie es richtiger Weise nur hätte geschehen sollen, gegen die Citadelle und die Festungswerke gerichtet.

Unsere Verluste an Todten und Verwundeten während dieser ganzen Belagerung, sind verhältnißmäßig sehr gering und betragen ungefähr 900 Mann.

Die Kapitulation selbst wurde in den Replis der Vorposten an der Porte nationale unterzeichnet. Der Auszug der französischen und der Einzug der deutschen Besatzung in Straßburg, zeigte ein sehr charakteristisches Schauspiel. Der General von Werder, umgeben von einem sehr zahlreichen Stabe, hielt unmittelbar am Glaciswege vor dem Hornwerke, neben ihm der Großherzog von Baden mit seinem Stabe.

Nach einigem vergeblichen Warten, denn es soll den französischen Officieren sehr schwer geworden sein, die nöthige Ordnung unter ihren Leuten herzustellen, die erforderlich war wenn der Ausmarsch nur einigermaßen leidlich vor sich gehen sollte, begann der lange Zug der französischen Besatzung sich in Bewegung zu setzen. Voran der General Uhrich mit seinem Stabe. Es war ein traurig ernster — und doch freilich von deutscher Seite wieder freudiger Anblick, den muthigen Kommandanten einer Festung wie Straßburg, jetzt in die Kriegsgefangenschaft ziehen zu sehen.

Trauer und Schmerz in ihrem Antlitz, aber mit würdigem Ausdruck im Gefühl ihrer erfüllten Soldatenpflicht, schritten alle diese Officiere, stumm grüßend an dem General von Werder vorüber. Nach dem Stabe der Besatzung von Straßburg, begann der Zug der kriegsgefangenen Truppen. Es war ein sehr verschiedenes Schauspiel, das sie gewährten. Viele der Soldaten waren entschieden betrunken und schwankten und taumelten hin und her, andere waren wieder im höchsten Grade aufgeregt. Sie hatten ihre Waffen zerbrochen und die Stücken davon in die Wallgräben geworfen, und zuletzt noch so viel Unfug als möglich zu verüben gesucht.

Das alberne Geschrei, was so recht die Eitelkeit und zugleich den frivolen Charakter eines großen Theiles des französischen Volkes und

auch Heeres bezeichnet „Nous sommes trahis — nous ne sommes pas vaincus, nous sommes vendus“ ließ sich auch jetzt theilweise wieder hören. Es giebt gar nichts Abgeschmackteres als dies stete Bemühen der Franzosen, ihre Niederlagen durch Verrath und Verkäuflichkeit ihrer höheren Führer erklären zu wollen. Wie tief muß moralisch doch eine Nation schon gesunken sein, welche alle ihre hochstehenden Führer und Generale, sogleich der Niederträchtigkeit des Verraths und der Verkäuflichkeit beschuldigt, sobald der Sieg ihre Waffen nicht stets begünstigt und sie nur zu oft durch ihre eigene Schuld, Niederlagen erleiden.

Viele französische Truppen unter denen sich besonders auch die Artilleristen und Pioniere auszeichneten, zogen übrigens in ernster, würdevoller, der Lage in welcher sie sich befanden, angemessener Haltung, vorbei. Manche Soldaten sahen sehr gleichgültig und abgespannt, andere sogar vergnügt aus, und äußerten wieder laut ihre Freude daß die Leiden und Gefahren der Belagerung jetzt schon vorüber seien und sie sich jetzt in die Gefangenschaft begeben durften.

Wohl über eine Stunde dauerte der lange Zug der sich durch die Spaliere der aufgestellten Landwehr, welche die Eskorte der Kriegsgefangenen nach Deutschland übernehmen sollte, in Bewegung setzte.

Straßburg selbst gewährte einen entsetzlichen Anblick, den ich niemals wieder vergessen werde. Alles war Trümmerhaufen und Asche und Schutt. Ein schwefliger Brandgeruch von den vielen großen Feuersbrünsten der letzten Tage, erfüllte alle Straßen, die von den Einwohnern gänzlich verlassen zu sein schienen. Die meisten Fenster in den unteren Etagen waren mit starken Bohlen, die Oeffnungen der Keller, in denen die unglücklichen Bewohner viele Wochen lang unter steter Todesangst fast unausgesetzt gehaust hatten, mit Mist- und Sandhaufen bedeckt; alles zum Schutz gegen die Sprengstücke der Bomben und Granaten. Man konnte kaum in manchen Straßen mit den Pferden durchkommen, so voll Trümmern aller Art waren sie bedeckt. Wer den Krieg mit seiner entsetzlichen Rohheit und wilden Zerstörungslust so recht aus vollem Herzen hassen lernen wollte, der mußte nur nach Straßburg in den ersten Tagen nach der Kapitulation kommen; die Eindrücke aller Art die er dort empfing, werden ihm sicherlich für alle fernere Zeit unvergeßlich bleiben.

Unter Deutschlands glorreichem Scepter werden die Schäden, welche diese Belagerung brachte — hoffentlich die letzte, welche Straßburg jemals zu erdulden haben wird, sich im Lauf der Jahre wieder ausgleichen und die alte, schöne, echt deutsche Stadt wird bald zu neuer Kraft und frischer Blüthe emporwachsen. Die jetzt zerschossenen Häuser werden durch andere ersetzt werden und statt der hoffentlich bald abziehenden finster grollenden national-französischen Familien, die sich uns Deutschen nicht unterwerfen wollen und deshalb so bald als möglich in ihr Frankreich wieder fortwandern mögen, werden Tausende deutscher Bürger hier eine gesegnete Heimath finden und die Stadt durch ihren Fleiß und ihre Tüchtigkeit bald zu einer früher kaum geahnten Blüthe bringen.

Auf ewig sei daher der Tag dieser Uebergabe, wo deutsche Kraft und Tapferkeit endlich wieder errang, was französische Raublust und Hinterlist uns fast vor 200 Jahren so schändlich entrissen hatte, gepriesen.

Der deutsche Adler, der kürzlich die Insel Alsen hoch oben im nordischen Meer uns wieder gewonnen, und dort seinen festen Hort aufschlug, wird auch Straßburg zu Deutschlands Macht und Ehre jetzt festhalten und nimmer davon lassen; dessen dürfen wir sicher sein. Und so ist der 28. September 1870, entschieden einer der freudigsten und denkwürdigsten Tage in unserer ganzen deutschen neueren Geschichte.

IX. Kapitel.

Die Belagerung und Kapitulation von Metz.

Wie in einem früheren Kapitel ausführlicher geschildert war, hatte der Marschall Bazaine in den heißen Kämpfen vom 16. und 18. August Niederlagen erlitten und somit seinen Plan sich mit seiner Hauptarmee aus Metz durchzuschlagen, und bei Verdun mit dem Heere des Marschalls Mac-Mahon zu vereinigen, aufgeben müssen. Er ward nun gezwungen, sich in die Festung zurückzuziehen und sich von der Armee des Prinzen Friedrich Carl daselbst einschließen zu lassen.

Wie ebenfalls früher schon angegeben, bestand diese aus dem I., II., III., VII., VIII., IX. und X. norddeutschen Armeekorps und der Division Kummer, doch waren einzelne Divisionen und Regimenter von den meisten dieser Armeekorps sehr oft abkommandirt; wie denn überhaupt im Laufe dieses Krieges es häufig geschah, daß einzelne Truppentheile nicht in ihrem bisherigen Brigade-, Divisions- und Armeekorpsverband blieben, sondern je nach Bedarf abkommandirt und zu besonderen Abtheilungen formirt wurden. So hat z. B. die Anfangs September formirte 13. Armee, unter dem Großherzog von Mecklenburg, aus der 17. Division vom IX. und der 22. Division vom XI. Armeekorps bestanden. Alle diese einzelnen Abkommandirungen und Trennungen hier stets genau anzuführen, würde einerseits dem Zweck dieses Buches, welches eine allgemeine Geschichte des ganzen großen Krieges und keine Specialgeschichte einzelner Truppentheile darstellen soll, nicht entsprechen, andrerseits auch dessen Stärke ungebührlich vermehren.

Die Aufgabe, welche der Armee des Prinzen Friedrich Carl zufiel, war keine leichte und erforderte harte Arbeit, geduldiges Ertragen von Strapazen und Beschwerden aller Art und stete Wachsamkeit. Dank sei es den tüchtigen Führern welche befehligten und der vortrefflichen Haltung aller unserer Truppen ohne Ausnahme, ward sie auf das Beste gelöst.

Die Festung Metz in reich gesegneter, malerisch schöner Gegend an beiden Ufern der Mosel gelegen, gehört unbedingt mit zu den stärksten Waffenplätzen nicht allein von Frankreich, sondern auch von ganz Europa, wie ich dies schon früher anführte. Sowohl die natürliche Lage wie auch die große Geschicklichkeit der Franzosen in der Befestigungskunst, haben sich vereint um Metz zu einer Festung, oder richtiger einem befestigten Lager zu machen, was bei genügender Verproviantirung, einer starken Garnison von 30,000 Mann und einem energischen Kommandanten, auch der bestausgerüsteten Belagerungsarmee viele Monate Trotz bieten kann. Die starken, theilweise in Felsen eingehauenen Forts, liegen theilweise $1^1/_2$ Stunde weit von den Wällen der eigentlichen Stadt und so müssen erst diese erobert werden, bevor die feindlichen Geschosse die Festung selbst treffen können.

Da unseren Ingenieuren diese große Stärke von Metz sehr wohl bekannt war, so ward der Plan einer regelmäßigen Belagerung und

Beschießung desselben, den man anfänglich von einigen Seiten vorgeschlagen hatte, richtiger Weise sehr bald wieder aufgegeben und man beschloß den Zweck der Uebergabe, durch eine Cernirung und somit Aushungerung zu erreichen. Die ganze Armee des Marschalls Bazaine befand sich in Metz und da die Verproviantirung erst in den letzten Wochen kräftig begonnen hatte, so hoffte man daß schon binnen kurzer Frist der schrecklichste Feind den eine Armee nur haben kann, die Hungersnoth, den Marschall zur Uebergabe zwingen würde. Daß er freilich über 10 Wochen noch auszuhalten vermochte, glaubte man anfänglich im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl nicht, ebenso wie man später die Widerstandsfähigkeit von Paris in dieser Hinsicht sehr bedeutend unterschätzte.

Deutsche Generale denken bei einer Verproviantirung sehr leicht nur an den großen Appetit ihrer eigenen Soldaten, nicht aber an die sehr bedeutende Frugalität der Franzosen, die wirklich mit äußerst geringen Lebensmitteln Wochen lang ganz gut bestehen können.

Ein befestigtes Lager von dem Umfang wie Metz, in welchem sich wie man anfänglich glaubte, 150,000, wie sich aber später bei der Kapitulation herausstellte, 180,000 muthige, ja selbst bis zur Verzweiflung gereizte Soldaten befanden, so zu umschließen, daß jeder Versuch des Durchbruches scheitern mußte, war ein Unternehmen, wie solches die Kriegsgeschichte noch niemals gekannt hatte. Daß der Marschall Bazaine, wiederholte und energische Versuche zum Durchbruch machen werde, durfte erwartet werden, und es kam nun nur darauf an, solche Anstalten zu treffen, daß sie unmöglich gelingen konnten. So war denn die erste Sorge des Generalstabes vom Prinzen Friedrich Carl, alle Cernirungskorps auf möglichst festen Stellungen aufzustellen und diese durch Mittel der Kunst so weit dies irgend in kurzer Zeit geschehen konnte, noch mehr zu befestigen. Mit dem größten Eifer begann man sogleich diese Befestigungsarbeiten, denn die höchste Eile war hier dringend geboten. Die schönen Bäume der Alleen und der Parks in den glänzenden Schlössern des reichen lothringischen Adels, wie es deren in der Umgebung von Metz so viele giebt, mußten der harten Nothwendigkeit zum Opfer fallen und wurden unerbittlich gefällt um mächtige Verhaue davon anzulegen, die Wege welche in die Festung führten, wurden theils aufgegraben, theils durch Schanzen und Gräben gesperrt, Schützengräben wurden überall zur Deckung unserer Soldaten angelegt, Wälle

aufgeworfen und auf allen Positionen, welche die Umgegend beherrschten, Batterien errichtet, die so viel als möglich mit gezogenen zwölfpfündigen Geschützen armirt wurden. Da nicht allein fast alle Soldaten und Gespanne der Cernirungsarmee mit unermüdlichem Eifer an diesen Werken, die zu ihrer Sicherheit nothwendig waren, arbeiteten, sondern auch Tausende von requirirten Bauern der Umgegend, unter der Aufsicht sachverständiger Ingenieurofficiere mit schanzen mußten, so wurden schon in wenigen Tagen improvisirte Werke angelegt, welche einen feindlichen Durchbruch sehr erschwerten, ja allmählich wie sie immer vermehrt und verstärkt wurden, zu einer Unmöglichkeit machten. So konnte man das eigenthümliche Schauspiel sehen, daß rings um eine armirte Festung, ein zweiter Gürtel von Festungsanlagen improvisirt wurde, durch welchen die Belagerer sich gegen die Angriffe der fast ebenso starken eingeschlossenen Armee zu schützen suchten. Daß dabei freilich die schöne reiche Umgegend von Metz auf das Grausamste verwüstet wurde, und sich in Jahrzehnten nicht wird von dem Schicksal, was wenige Wochen ihr brachten, zu erholen im Stande sein, war freilich leider nicht zu vermeiden. Was hat nicht aber dieser harte, grausame Krieg Alles zerstört, und wie viel Tausende unschuldiger Familien, sind durch ihn in Frankreich für immer an den Bettelstab gebracht worden!

Da die weit entlegenen Forts von Metz auch eine sehr weite Cernirungslinie erforderten, so hatte der Ringbogen den unsere Vorposten umwachen mußten, einen Umfang von ungefähr 5 deutschen Meilen. Daß solch weites Terrain nicht so sorgfältig umschlossen werden kann, um das heimliche Durchschleichen einzelner Personen zu verhindern, ist natürlich. So sind auch während unserer ganzen Cernirung einzelne kühne Personen auf heimlichen Wegen im nächtlichen Dunkel in und aus der Stadt geschlichen und ganz abgesperrt von der Außenwelt ist solche fast niemals gewesen, allein die Zufuhr von Lebensmitteln ward seit dem 22. August vollständig verhindert.

Wollte der Marschall Bazaine sich mit einiger Aussicht auf Erfolg durchschlagen, so mußte er in den ersten Wochen der Cernirung, als unsere Cernirungsarbeiten noch nicht vollständig beendet waren, den Versuch hierzu unternehmen. Wenn er in den letzten Tagen des August sehr kühn mit allen nur irgendwie verfügbaren Truppen den Versuch machte, nordwärts durchzubrechen, so war ihm immer die

Möglichkeit gegeben, das Cernirungskorps über den Haufen zu werfen und sich den Weg in das Innere von Frankreich zu bahnen.

Da eine gänzliche Abschließung von Metz, zu den Unmöglichkeiten gehörte, und einzelne gewandte und kühne Personen sich stets durchschleichen konnten, so stand der Marschall Bazaine auch mit dem Marschall Mac-Mahon in Verbindung und war von dessen Plan gegen Sedan vorzurücken, gewiß unterrichtet. Aus diesem Grunde bestimmte er auch wahrscheinlich den 31. August zu einem starken Ausfall in der Richtung der Dörfer Noisseville und Servigny auf dem rechten Moselufer. Schon am frühen Morgen begann die französische Armee ihren Ausmarsch und stellte sich in Schlachtordnung in der Art auf, daß ihr rechter Flügel sich auf das starke Außenfort St. Quentin, der linke Flügel auf das Fort St. Julien stützte. Es war eigenthümlich daß der Marschall Bazaine in dieser Stellung das Heer mehrere Stunden lang ruhig stehen bleiben ließ, da ihm doch Alles auf den Gewinn der Zeit ankommen mußte. So fing das Gefecht erst gegen Mittag an und die Franzosen eröffneten eine ziemlich lebhafte Kanonade aus ihren Feldgeschützen, gegen das I. preußische Armeekorps und die Landwehr-Division des Generals von Senden, welche die Dörfer Failly, Noisseville und Servigny hier besetzt hielten. Anfänglich gelang es den Franzosen nicht, sonderliches Terrain zu gewinnen, und sie gingen auch nicht mit der Energie vor, die unbedingt nothwendig war wenn sie Erfolge erreichen wollten. Am Abend jedoch griffen sie kräftiger an und es gelang ihnen nach einem ziemlich lebhaften Gefecht die Preußen aus Noisseville und Mortoy zu vertreiben und diese Dörfer in Besitz zu nehmen. Es war dies ein entschiedener Sieg für die Franzosen und sie hatten ihren Zweck erreicht und unsere Cernirungslinie durchbrochen. Statt nun aber wie dies hätte entschieden geschehen müssen, wenn er wirklich den Weitermarsch erzwingen wollte, diesen günstigen Umstand zu benutzen und noch in der Nacht rastlos vorwärts zu marschiren, ließ der Marschall Bazaine seine Truppen in den eroberten Dörfern ruhig Halt machen. Es war dies ein großer Fehler von ihm, der sich hart bestrafen sollte. Mit ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit im Vorpostendienst, die nun einmal die französischen Truppen selbst nach den bittersten Erfahrungen nicht abzulegen vermögen, ließen sich die Regimenter des Marschalls Bazaine jetzt in der Nacht noch von den Preußen überfallen. Der General von Manteuffel

den es sehr verdroß, daß seine Truppen zurückgedrängt waren, entschloß sich diese strafbare Sorglosigkeit des Feindes zu benutzen und womöglich durch einen nächtlichen Angriff sich wieder in den Besitz des verloren gegangenen Dorfes Servigny zu setzen, was ihm nach hartem Kampf auch glücklich gelang. So standen am Morgen des 1. September, die beiderseitigen Truppen so ziemlich wieder auf der gleichen Stelle, die sie am Mittag zuvor eingenommen hatten, und der von den Franzosen gewonnene Vortheil war wieder verloren gegangen.

Der Prinz Friedrich Carl, der nicht ohne Sorge des Durchbruches hier sein konnte, hatte inzwischen dem IX. Armeekorps Befehl gegeben, noch in der Nacht auf die bedrohte Stelle zu rücken um die Truppen des Generals von Manteuffel zu verstärken. Auch das III. und X. Armeekorps hatten Befehl erhalten, nöthigenfalls nachzurücken um als Reserve dienen zu können. In einem forcirten nächtlichen Marsch rückte der General von Mannstein mit dem IX. Armeekorps, nun in die befohlene Gegend und kam auch rechtzeitig genug an um am Morgen des 1. September wenigstens mit einer Infanteriedivision und einiger Kavallerie und Artillerie in das Gefecht mit eingreifen zu können. So standen jetzt die Verhältnisse hier also entschieden ungünstiger für den Marschall Bazaine als am Tage vorher.

Um 6 Uhr Morgens eröffneten die Franzosen auf's Neue ihren Angriff mit einem heftigen Kanonenfeuer auf die Meierei Gros le Chateau, die von den Preußen besetzt war, und drangen dann abermals aus dem Dorf Noisseville vor. Es wurde nun hier noch längere Zeit mit abwechselndem Erfolg gekämpft, und kein Theil durfte sich mit Wahrheit eines entschiedenen Sieges rühmen, denn auch die Angriffe der preußischen Infanterie, konnten keinen Erfolg gewinnen und vermochten die Franzosen nicht aus Noisseville zu vertreiben. Dreimal stürmten die Infanterieregimenter Nr. 3 und 43, dann die posensche Landwehrbrigade vor, wurden aber stets von den Franzosen unter schweren Verlusten zurückgeworfen.

Auch die 18. Infanteriedivision und die hessische Infanteriedivision des IX. Armeekorps, kamen jetzt in das Gefecht gegen die Franzosen, vermochten aber ebenfalls keinen sonderlichen Erfolg zu gewinnen und diese zurückzudrängen, wenn sie auch einen weiteren Vormarsch verhinderten. Wie in den meisten Gefechten dieses Feldzuges,

mußte auch diesmal wieder die Artillerie den Hauptausschlag geben. Es wurden über 50 preußische Geschütze auf einem Platze vereinigt, um ihr Feuer gegen Noisseville zu eröffnen. Die Granaten steckten das Dorf sehr bald in Brand, und so räumten die Franzosen dasselbe und die Preußen konnten die brennenden Trümmerhaufen ohne weiteren sonderlichen Widerstand besetzen.

Auch auf dem rechten Flügel bei Failly und Rumigny ward am Morgen des 1. September noch sehr lebhaft gekämpft, ohne daß eigentlich ein besonderes Resultat dadurch gewonnen wurde. Die Division des Generals von Kummer, kam hier noch in das Gefecht und hielt das weitere Vordringen der Franzosen auf, konnte aber auch selbst keinen Boden gewinnen. Ebenfalls ward auf dem linken Flügel zuerst von den Franzosen die Meierei Mercy le Haut genommen, später aber von der preußischen Artillerie so lebhaft beschossen, daß sie dieselbe wieder aufgaben.

Gegen 3 Uhr Mittags brachen die Franzosen das Gefecht, was zuletzt größtentheils nur noch in einem gegenseitigen lebhaften Artilleriefeuer bestanden hatte, wieder ab, und gingen unter dem Schutz der gewaltigen Kanonen der Metzer Forts, in guter Ordnung und mit Mitnahme ihrer Todten und Verwundeten wieder nach Metz zurück. Der Versuch des Marschalls Bazaine zu einem Durchbruch war somit vollständig vereitelt worden. Von französischer Seite sollen an 40,000 Mann wirklich im Feuer gewesen sein, deren Verlust auf 2000 Mann an Todten und Verwundeten angegeben wird. Auf deutscher Seite waren am 31. August 3 Infanteriedivisionen und am 1. September 4 Infanteriedivisionen nebst 100—120 Geschützen ernsthaft thätig, denn die Kavallerie kam fast gar nicht zur Verwendung. Die Verluste welche das I. Armeekorps trafen, waren sehr bedeutend und betrugen an Todten, Verwundeten und einigen hundert Mann die gefangen genommen waren, 116 Officiere und 2400 Mann. Das IX. Armeekorps verlor nur an 190 Mann, welche allein die 18. Division trafen, denn die hessen-darmstädtische war kaum im Feuer gewesen.

Daß die Franzosen am 31. August sich den Sieg erkämpft, die Preußen aus ihrer Stellung vertrieben, die von diesen besetzten Dörfer Noisseville und Servigny erobert und sich somit den Durchbruch vollständig erzwungen hatten, kann trotz aller Beschönigungen und Ver-

schweigungen nicht geleugnet werden. Die französische Infanterie, größtentheils vom Korps Leboeuf, kämpfte an diesem Tage vortrefflich und zeigte sich der preußischen Infanterie vollständig gewachsen, ja im Dorfgefecht theilweise sogar überlegen. Es ging am 31. August auf preußischer Seite Manches gar nicht so, wie es hätte gehen sollen, und der Angriff einzelner Truppentheile ließ wohl etwas zu wünschen übrig. Alle diese von den Franzosen am ersten Tage entschieden erfochtenen Vortheile, gingen aber gänzlich wieder verloren, da der Marschall Bazaine sie nicht zu benutzen verstand, und die Nacht müßig stehen blieb, statt wie schon erwähnt, rastlos vorwärts zu marschiren. Der Kampf am 1. September mußte von französischer Seite entschieden resultatlos bleiben, denn was sie am ersten Tage nicht erreicht hatten, wo blos der General von Manteuffel mit seinen 3 Divisionen ihnen entgegen stand, konnten sie nun, wo noch das ganze norddeutsche IX. Armeekorps dazu gekommen war und das III. und X. Armeekorps im Anmarsch nachrückten, unmöglich noch zu erreichen hoffen. So mußten die französischen Truppen also ohne ihren Zweck nur im Allermindesten erreicht zu haben, wieder nach Metz zurückkehren. Es kann also deutscher Seits mit vollem Fug und Recht das Endresultat dieser beiden blutigen Tage, als ein für uns entschieden siegreiches und günstiges bezeichnet werden, während umgekehrt in mehreren einzelnen Momenten des Kampfes, die Franzosen sich als Sieger betrachten dürfen.

Was aber den Marschall Bazaine eigentlich dazu bewogen haben mag, diesen Ausfall, wenn er ihn überhaupt unternahm, plötzlich abzubrechen und so ohne Kraft und Energie auszuführen, bleibt vorerst wohl noch ein ungelöstes Räthsel. Für die Begabung des Marschalls als kommandirender General einer großen Armee, spricht diese Schlacht von Noisseville wahrlich nicht. Auf deutscher Seite brachten diese beiden Tage aber den entschiedenen Gewinn, daß man die Gefahr eines Durchbruches von Seite der Franzosen richtiger erkannte und besser zu würdigen wußte, als dies früher wohl hin und wieder der Fall gewesen sein mochte.

Man sah ein, daß ein solcher Versuch des Marschalls Bazaine, selbst wenn er auch entschieden zurückgeschlagen werden sollte, uns jeden Falls bedeutende Verluste kostete und wandte nun Alles an, solchen zu verhindern. So wurde denn von nun an unablässig mit dem

größten Eifer geschanzt, gegraben, und Verhaue aller Art angelegt und Alles gethan unsere Stellungen um Metz so viel als möglich zu befestigen. Der Marschall Bazaine sah diesem Allem mit stoischer Ruhe zu und wandte nichts an unsere Arbeiten zu verhindern. Er schien den Gedanken eines gewaltsamen Durchbruches jetzt gänzlich aufgegeben zu haben und sich in der Rolle eines Belagerten zu gefallen. So herrschte fast den ganzen September eine vollständige Waffenruhe um Metz, die nur hier und da durch einzelne kleine Vorpostenplänkeleien und Patrouillengefechte, wie dies stets der Fall sein wird, sobald zwei große erbitterte Heere sich auf Flintenschußweite gegenüberstehen, unterbrochen wurde. Preußische Patrouillen stießen wohl mitunter im nächtlichen Dunkel mit feindlichen zusammen und wechselten einige Schüsse hüben und drüben, weiter geschah nichts. Unsere Truppen hatten schlechte Quartiere aber gute Verpflegung, litten aber jetzt ziemlich stark an der Ruhr, die durch das viele Obstessen und den ungewohnten Genuß des saueren Landweins, noch vermehrt wurde, während bei den Franzosen schon der Mangel an genügender Verpflegung sich zu zeigen begann und bereits Pferde geschlachtet werden mußten um die Soldaten mit Fleisch zu versehen.

Es sind übrigens wahrscheinlich politische Gründe, die den Marschall Bazaine dazu bewogen haben, sein Heer während des Monats September lieber hungern und Pferdefleisch essen als kämpfen zu lassen. Er mochte hoffen, daß der Kaiser Napoleon mit Preußen Frieden schließen und als Regent nach Frankreich zurückkehren werde und wollte diesem dann ein kräftiges intactes Heer von 150,000 Mann erhalten um die Republik damit niederzuwerfen und die Anarchie zu bekämpfen. So lange er selbst mit seinem Heer unbezwungen in Metz stand, konnte nach seiner Ansicht der Kaiser Napoleon einen Frieden schließen, in welchem er blos den Elsaß, nicht aber die Festung Metz mit dem deutschen Theil von Lothringen, an Deutschland abtrat. War dies geschehen, so durfte der Marschall nur mit seinen Truppen aus der Festung ausmarschiren um sich zum Herrn der Verhältnisse Frankreichs zu machen und jeden republikanischen Widerstand zu vernichten. Es ist auch möglich, daß noch hochfliegendere ehrgeizige Absichten den Marschall Bazaine zu dieser Unthätigkeit bewogen haben und er die Hoffnung hegte, mit und durch seine Truppen Dictator von Frankreich zu werden. Jedenfalls müssen politische, aber keine militairischen, Gründe

ihn zu dieser fast vollständigen Unthätigkeit während langer Wochen bewogen haben; denn anders läßt sich solche gar nicht erklären.

Da die Festung Metz unsere Eisenbahnverbindung über Saarbrücken nach Deutschland unterbrach und es von der höchsten Wichtigkeit war, mehrere Eisenbahnlinien von Nancy aus zu haben, so ward der Plan gefaßt und auch ausgeführt, von Remilly nach Corny in der Länge von 5 Meilen, eine Feldeisenbahn um Metz herum zu bauen und so die Nancy-Metzer Linie mit der Metz-Straßburger Linie zu verbinden. Es war dies eine sehr geniale Idee, die auch mit wirklich erstaunenswerther Thatkraft durchgeführt wurde, so daß diese mitten im Kriege erbaute Bahn, schon nach einigen Wochen vollendet und Ende September befahren wurde. Die Bahn hatte aber so viele Curven und war so leicht gebaut, daß sie sich für schwere Güterzüge fast gar nicht eignete, nur wenig befahren wurde und lange nicht so viel Nutzen gebracht als Geld vollständig nutzlos gekostet hat. Es ging überhaupt im Rücken der Armee jetzt häufig ganz anders her, als die officiösen Federn und geschwätzige Zeitungskorrespondenten, die sich eine freundliche Aufnahme bereiten wollten, nach Deutschland unablässig berichteten. So tüchtig, ja selbst über alles Lob erhaben im Großen und Ganzen, auch die deutsche Kriegsführung war und so bewundernswürdige Resultate dadurch erreicht wurden; so viele Unordnungen, Nachlässigkeiten, Unfähigkeiten und Roheiten zeigten sich oft im Einzelnen und besonders im Rücken des Heeres, wo der Einfluß des Generals von Moltke sich nicht überall geltend machen und sein scharfer Blick nicht durchdringen konnte. Im Verpflegungswesen herrschte oft eine entsetzliche Unordnung und viele Hunderttausende wurden nutzlos verausgabt, da man das Brod verschimmeln, den Hafer auswachsen und das Fleisch verfaulen ließ, blos weil die betreffenden Beamten zu nachlässig oder unfähig waren, sich darum rechtzeitig zu bekümmern. Auf den Bahnhöfen war gewöhnlich eine grausige Unordnung, Viele befahlen und Keiner gehorchte recht, und die Etappenkommandanten, vielfach unfähige, alte pensionirte Officiere (es giebt selbstverständlich viele höchst ehrenwerthe Ausnahmen hiervon), lebten fast in beständiger Fehde mit den Bahnhofsbeamten, wobei die Regelmäßigkeit der Züge sehr litt, ganze Transporte von Ersatzmannschaften, Verwundeten und Kranken, vollständig zwecklos aufgehalten wurden und nichts wie Unordnungen und nutzlose Ausgaben entstanden. Der Krieg

hatte allmählich einen zu großartigen Charakter angenommen, es ward unmöglich stets die richtigen Personen an die geeigneten Stellen zu setzen, und man mußte nehmen was man an Menschen eben bekommen konnte und dem Zufall das Meiste überlassen. Auch der Protectionsunfug, Habsucht und alle derartigen bösen Dinge, fingen jetzt allmählich an, immer mehr sich zu zeigen, je mehr der Krieg an Länge zunahm.

Um nun nach dieser kleinen Abschweifung, zu welcher uns der Bau der Eisenbahn von Corny nach Remilly, über welche damals so vieles Lobgeschrei erscholl, unwillkürlich veranlaßte, wieder nach dem Cernirungskorps vor Metz zurückzukehren, so fanden am 22. und 23. September zuerst bei Feltre und am 27. September bei Mercy le Haut wieder die ersten bedeutenden Gefechte statt.

Ein Zweck des Durchbruches französischer Seits konnte unmöglich damit verbunden sein, denn dazu waren die Anstalten nicht großartig genug; es scheint nur daß man große Ausfälle machen wollte, um sich wo möglich Lebensmittel zu verschaffen, an denen man in Metz jetzt schon einen immer empfindlicheren Mangel zu leiden begann.

Der Ausfall am 22. und 23. September erfolgte gegen westphälische und ostpreußische Bataillone und gegen Landwehrtruppen der Division Kummer. Als die Franzosen von den deutschen Batterien auf den Höhen von Failly und Servigny mit einem lebhaften Feuer empfangen wurden, gingen sie bald wieder hinter die Forts zurück.

Ungleich kräftiger war der Ausfall am 27. September. Die französische Besatzung mußte erfahren haben, daß bei Courcelles bedeutende Proviantvorräthe lagerten und eine zahlreiche Heerde Schlachtvieh weidete und nun nach deren Besitz lüstern sein. Unter dem kräftigen Schutz der schweren Kanonen der Forts, stürmten plötzlich 3 Kolonnen französischer Infanterie, in der Stärke von 10,000 Mann mit mehreren Ausfallbatterien gegen Mercy le Haut vor. Zwar warfen sich die westphälischen Regimenter Nr. 13, 15, 53 und 74 und das 7. Jägerbataillon, mit voller Tüchtigkeit den Franzosen entgegen, konnten aber nicht verhindern, daß diese in raschem Ansturm das Schlößchen Mercy le Haut erstürmten. Da die preußische Artillerie aber das Schloß bald in Brand schoß, so mußten die Franzosen solches schnell wieder räumen und den Rückzug antreten, wobei sie an 60 Ochsen und mehrere Wagen mit Brod und Fourage, als gute Beute mit-

nahmen. Der deutsche Verlust bei diesem Gefecht, betrug an Todten und Verwundeten etwas über 100 Mann, außerdem wurden 155 Mann vom 55. westphälischen Regimente abgeschnitten und gefangen genommen. Die Franzosen geben ihren Verlust an diesem Tage ebenfalls auf etwas über 100 Mann an. Wahrscheinlich um diesen Ausfall zu maskiren, griffen die französischen Vorposten an demselben Tage auch die Vorposten des X. Armeekorps am linken Moselufer bei La Maxe an, gingen aber bald wieder hier zurück, ohne daß es zu einem eigentlichen Kampf kam.

Die kleinen nächtlichen Neckereien wurden aber von jetzt an immer lebhafter. Der Hunger trieb die französischen Soldaten jetzt häufig gegen unsere Vorposten, in der Hoffnung, deren Stellungen überrumpeln und sich dabei einige Lebensmittel erbeuten zu können. Größtentheils blieben diese Bestrebungen aber ziemlich erfolglos. Auch die Desertion fing jetzt französischer Seits an sehr zuzunehmen, da die Lebensmittel in Metz immer geringer und die Portionen immer knapper wurden. Außer Pferdefleisch, was stets reichlich vorhanden war, gab es kaum noch anderes Fleisch in der Stadt und auch das Brod, was nur noch in bestimmten spärlichen Portionen vertheilt wurde, bestand zur Hälfte aus Kleie und geschrotenem Korn. Sehr empfindlich war auch der immer mehr zunehmende Mangel an Salz. Auch der Typhus und die Pocken begannen sowohl unter der Garnison, die größtentheils in einem großen Zeltlager untergebracht war, wie unter der Civilbevölkerung zu herrschen und rafften täglich Hunderte von Opfern hin. So ward das sonst so schöne Metz, immer mehr ein Ort des Grausens und Schreckens für Alle die das Unglück hatten, innerhalb seiner Forts weilen zu müssen.

Alle diese Gründe bewogen wahrscheinlich den Marschall Bazaine, in der Nacht des 2. October abermals einen Ausfall unternehmen zu lassen. Und zwar wurde diesmal, was auch entschieden richtiger war, der Ausfall in der Nacht unternommen. Um Mitternacht ward eine 16 Mann starke Feldwache der Landwehr von der Landwehrdivision Kummer zu Ladonchamp plötzlich von den Franzosen überfallen und theils getödtet, theils auseinandergejagt. Das Landwehrbataillon Neutomischl, was unfern davon im Dorfe St. Remy stand, trat schnell unter die Waffen und hielt nun den Angriff der Franzosen so lange auf, bis das Landwehrbataillon Kosten zur Hülfe eilen konnte. So dauerte das Gefecht

fast die ganze Nacht fort, ohne daß es den Feinden gelang, viele Vortheile zu gewinnen. Gegen Morgen ward nun der Angriff der Franzosen allgemeiner und die gesammte Landwehrdivision Kummer, unterstützt von mehreren Batterien, kam nun allmählich in das Gefecht, wie dann später das 10. Jägerbataillon zur Unterstützung der Landwehr herbeieilte. Diese hielt sich aber sehr standhaft und vertheidigte alle besetzten Ortschaften und sonstigen festen Positionen, hartnäckig gegen die Angriffe der Feinde. Um 10 Uhr Morgens brachen die Franzosen das Gefecht plötzlich wieder ab und marschirten langsam und in guter Ordnung hinter ihre Forts zurück. Einen besonderen Nutzen hatte dieser Ausfall für keine Parthei gehabt. Der deutsche Verlust, der ausschließlich die Landwehr traf, betrug etwas über 100 Mann, der französische wird entschieden nicht geringer gewesen sein.

Ungleich bedeutender war der Ausfall, der am 7. October stattfand. Gegen Mittag rückten plötzlich starke Infanteriekolonnen auf dem linken Moselufer gegen die Aufstellung der Landwehrdivision Kummer an und warfen deren Vorhut nach lebhaftem Gefecht aus den besetzten Orten Remy und Bellevue heraus. Unter dem Schutz ihrer lebhaft feuernden Batterien drangen die Feinde nun noch weiter vor und kamen bald in ein heftiges Gefecht mit der 38. Infanterie-Brigade vom X. Armeekorps. Auch die 9. Infanteriebrigade vom III. Armeekorps, ward zur Unterstützung der stark zurückgegangenen Division Kummer jetzt verwandt und unter dem Schutz zahlreicher preußischer Batterien drangen die preußischen Brigaden, welche noch durch die beiden Regimenter Nr. 19 und 81 verstärkt wurden, wieder in der Abenddämmerung vor und drängten den Feind von dem anfänglich gewonnenen Terrain entschieden zurück.

Mit diesem Angriff auf dem linken Moselufer erfolgte auch gleichzeitig ein Ausfall auf dem rechten Ufer gegen Villers-l'Orme, was von Truppen des I. Armeekorps besetzt war. Es fand hier anfänglich ein lebhaftes Tirailleurgefecht ohne sonderliche Resultate statt, als aber der General von Manteuffel 10 Batterien zusammen auffahren und ihr Feuer gegen die Franzosen richten ließ, vermochten diese solches nicht auszuhalten und gingen wieder zurück. Auch das VII. Armeekorps trat jetzt schnell unter die Waffen, um dem I. Armeekorps zur Hülfe zu kommen, doch war dies nicht mehr nothwendig, da die sämmtlichen französischen Truppen am Abend gegen 7 Uhr ihren Rückzug antraten

und wieder hinter die Forts zurückgingen. Der deutsche Verlust an Todten und Verwundeten betrug an diesem Tag nahe an 1700 Mann, der französische dürfte eher größer als geringer gewesen sein. Einen andern Zweck, als die deutschen Truppen zurückzudrängen und sich der Proviantvorräthe in den von ihnen besetzten Ortschaften zu bemächtigen, konnten alle diese Ausfälle im Monat October nicht mehr haben. Die Zeit, wo es ihm noch möglich gewesen sein würde, durchzubrechen, hatte der Marschall Bazaine Anfang September unwiederbringlich versäumt.

Vollständig nutzlos wurden jetzt auch noch von den Franzosen durch die Kanonen von dem starken Fort St. Quentin, viele Gebäude in Ars sur la Moselle zerstört. Der gewaltsame Versuch des Ausfalles am 7. October war das letzte verzweifelte Mittel des Marschalls Bazaine gewesen. Er selbst war ein zu erfahrener Soldat, als daß er sich im October noch der falschen Hoffnung hingeben konnte, es würde ihm gelingen, den eisernen Ring, mit welchem unser Cernirungskorps Metz umgab, zu durchbrechen. Er wollte jedoch seine militairische Ehre zuletzt noch retten und besonders auch Frankreich zeigen, daß er keinen Kampf gescheut habe und kein blutiges Opfer ihm zu groß gewesen sei, wenn er dadurch die Kapitulation hätte vermeiden können. Freilich hat er auch diesen Zweck nicht erreicht, denn das wahrhaft alberne und verächtliche Geschrei, er sei ein Verräther und habe die Ehre Frankreichs um schnödes Geld verkauft, verfolgte auch ihn nach der Kapitulation mit besonderer Heftigkeit. Mußte er doch auch hierin das gleiche Schicksal mit allen anderen Heerführern Frankreichs, denen das Unmögliche nicht gelang und die mit undisciplinirten französischen Heerhaufen unsere vortrefflich geführten, streng disciplinirten deutschen Truppen nicht zu schlagen vermochten, theilen.

Da die Hungersnoth immer gewaltiger in der Festung Metz einzureißen begann, die Soldaten nur von spärlichen Rationen, Kleienbrod und dem Fleisch der halbverhungerten, geschlachteten Pferde zu leben anfingen, unter der ärmeren Bevölkerung Hunger, Elend und der Hungertyphus täglich schon immer zahlreichere Opfer forderten, auch das Salz, dies unentbehrliche Nahrungsmittel für jeden Menschen, bereits gänzlich zuletzt mangelte, so mußte der Marschall sich Ende October schon nothgedrungen zu einer Kapitulation entschließen. Mochte der Gedanke hieran auch noch so entsetzlich für ihn und sein Heer sein;

es half nichts, die unerbittliche Nothwendigkeit zwang gewaltsam hiezu. Die Unterhandlungen über die Kapitulation begannen am 26. October auf dem 1 Meile von Metz gelegenen schönen, jetzt freilich sehr verwüsteten Schlosse Frescati, und dauerten von 10—2 Uhr Mittags, ohne an diesem Tage zu einem Abschluß zu führen, da die von den Franzosen gestellten Bedingungen, deutscher Seits mit vollem Rechte nicht zugestanden werden konnten.

Die Noth in Metz war aber zu groß, der Marschall Bazaine mußte sich schon fügen, und so wurden die Unterhandlungen am Abend des 27. October abermals von Neuem aufgenommen. Um 11 Uhr Nachts wurden sie dann glücklich zu Ende geführt und in dem Bibliothekzimmer des Schlosses Frescati, die Kapitulation von dem General von Stiehle, Chef des Generalstabs vom Prinzen Friedrich Carl, und französischer Seits von dem Oberst Jarres, Chef des Generalstabs vom Marschall Bazaine, unterzeichnet.

Es sollte demnach Metz mit allen seinen Vorräthen an Waffen und sonstigem Armeematerial, wie auch Staatseigenthum, ebenso auch alle Forts um die Stadt herum, am Mittag des 29. October den deutschen Truppen übergeben werden. Der Ausmarsch der französischen Armee, um in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland zu ziehen, sollte um die gleiche Stunde erfolgen. Alle Officiere behielten ihre Waffen und ihr Privateigenthum und gingen ebenfalls auf ihr Ehrenwort als Kriegsgefangene nach Deutschland. Es war eigentlich ausgemacht worden, daß die französischen Soldaten mit den Waffen in der Hand ausmarschiren und diese dann in Gegenwart der aufgestellten preußischen Truppen, auf freiem Felde strecken sollten. Am Morgen jedoch kam ein Abgesandter vom Marschall Bazaine in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl, mit der Meldung, daß die Aufregung unter der Garnison so groß sei, daß die Officiere nicht für ihre Leute stehen könnten und es leicht zu blutigen Scenen kommen dürfte, wenn die Waffenstreckung in Gegenwart der Preußen stattfinden sollte. Man berücksichtigte dies im preußischen Hauptquartier auch richtiger Weise, und so ließen die französischen Truppen ihre Waffen noch in Metz zurück und kamen ohne diese anmarschirt. Da es sich um den Ausmarsch von 145,000 unverwundeten französischen Soldaten handelte, denn so stark war noch die Garnison, außer einigen 30,000 Kranken und Verwundeten, die in den Hospitälern zurück-

bleiben mußten, so nahm derselbe mehrere Tage in Anspruch und erfolgte auch aus 3 verschiedenen Thoren. Der Hauptausmarsch des Gardekorps in der Stärke von einigen 20,000 Mann geschah auf der Straße von Metz nach Ars sur la Moselle, wo sich unweit der arg zerschossenen Meierei Tournbrigde auch der Prinz Friedrich Carl mit seinem Stabe eingefunden hatte.

Da es mir vergönnt war, ein Augenzeuge dieses welthistorischen Ereignisses zu sein, so will ich eine getreue Schilderung davon nach meinen damaligen persönlichen Eindrücken hier folgen lassen.

Trotz des starken Regens, der leider seit 8 Tagen daniedergoß und die Beschwerden unserer Truppen wie die Leiden der armen Gefangenen nicht wenig vermehrte, stellten sich um 1 Uhr Mittags das 2. und 54. pommersche Infanterieregiment und noch einige andere pommersche Truppentheile, in voller Parade 50 Schritte von der Chaussee in der Nähe von Tournbrigde auf. Um 1 Uhr erschien mit zahlreichem Gefolge der Prinz Friedrich Carl und nahm die Parade der Truppen ab. In seiner Begleitung befand sich der General von Fransecky, kommandirender General des II. Armeekorps, der unbedingt mit zu den tüchtigsten höheren Officieren der preußischen Armee gehört.

Bald erschienen nun zwei französische höhere Stabsofficiere, von denen besonders der Eine, ein alter würdevoller Greis, ein Bild des tiefsten Seelenschmerzes zeigte, und meldeten den Ausmarsch der kaiserlich französischen Garde in die deutsche Kriegsgefangenschaft. Es waren Stunden von der größten historischen Bedeutung, welche jetzt an uns Zuschauern vorübergingen. In einem endlosen Zug, der über 4 Stunden dauerte, kam die einst so stolze Garde des Kaisers Napoleon, mit das schönste, an wohlerfochtenen Siegen reichste Korps, welches Europa besaß, jetzt mit dem weißen Stock in der Hand als arme Kriegsgefangene anmarschirt. In Reihen von 8—10 Mann breit zogen sie einher, die hohen martialischen Kuirassiers, Lanciers, Dragoner und Guiden, die stolzen Grenadiers mit ihrer reichen Uniform, die behenden Voltigeurs und zuletzt die Zuaven, diese besondere Elite der gesammten Zuavenregimenter der ganzen Armee. Es waren fast durchweg lauter schöne, überaus kräftige, recht martialisch aussehende Männer, unbedingt die Auswahl des ganzen Heeres, die da jetzt unter dem düstern Regenhimmel an uns vorübermarschirten. Alle Gardisten

waren sehr gut, ja selbst elegant uniformirt, und führten ihre Mäntel und viel sonstiges Gepäck mit sich. Ersichtlich hatte man der Mannschaft noch die Magazine geöffnet, damit sie sich dort zuletzt noch für die Dauer der langen Kriegsgefangenschaft, mit guten Sachen versorgen sollte. Die Haltung aller Gardisten war durchweg ruhig und würdevoll, Kummer, Schmerz, aber auch öfters tödtlicher Haß gegen uns, die siegenden Deutschen, waren auf den Gesichtern aller Soldaten und Officiere tief ausgeprägt.

Die braven Pommern bewahrten eine sehr anständige Haltung den besiegten Feinden gegenüber; auch kein kränkender Jubelruf, kein Wort der höhnenden Freude wurde hörbar, es war eine fast lautlose Stille, in der Alle verharrten, und die unendliche Bedeutung dieser Stunden, übte auf die Officiere und Soldaten unseres Heeres eine ersichtlich tiefe Wirkung. Sie ehrten sich selbst, indem sie den nach langer tapferer Vertheidigung von uns besiegten Feind ehrten.

Den gefangenen Franzosen sah man vielfach den Hunger und die Entbehrungen der letzten Wochen nur zu deutlich an; auch zeigten die 40—50 Pferde der berittenen Officiere, nur zu viele Spuren des Mangels und bestanden theilweise aus Haut und Knochen.

Schmerzliche Scenen kamen viele vor; manche französische Soldaten weinten sehr, als sie von ihren Officieren Abschied nahmen und auch bei vielen Officieren sah ich Thränen über die gebräunten Wangen rollen. Es war ein Schauspiel, was bei jedem anständigen Mann, der ein fühlendes Herz in der Brust trug, trotz der lautesten Freude über unsern Sieg, doch auch Mitgefühl mit dem gerechten Schmerz der besiegten Feinde erwecken mußte.

Der freudige Gedanke ergriff mich aber jetzt in diesen Stunden, da die stolze Garde als Gefangene an uns vorüberzog, daß der Stern Frankreichs unrettbar im Verbleichen, der von Deutschland aber im Emporsteigen begriffen sei und daß die „grande nation“ von nun an nur einen höchst bescheidenen Platz in Europa einnehmen wird, während das deutsche Volk einen höheren Rang sich mit seinem Blute erkauft hat. Bis in die Dunkelheit währte der Zug der Gefangenen fort. Alle mußten bei dem General von Fransecky vorbeidefiliren, wo dann die Officiere ihre Mannschaft übergaben. Letztere wurde auf eine Wiese neben der Mosel geführt, um dort die Nacht zu bivouakiren und am andern Tag den Weitermarsch nach Deutschland anzutreten. Mit dem Heißhunger eines ausgehungerten Wolfes, verschlangen Alle

die ihnen jetzt von der preußischen Militärverwaltung gelieferten Speisen. Und doch bestanden diese leider nur aus sehr geringen Portionen und die armen Gefangenen mußten noch viele Leiden und Entbehrungen ausstehen. Ihre Zahl war zu überwältigend groß, es ging bei dem besten Willen nicht an, ihnen so viel Speise zu geben und überhaupt in der Weise für sie zu sorgen, wie dies sonst im Interesse der Menschlichkeit so dringend wünschenswerth gewesen sein würde. Unsere eigenen deutschen Truppen mußten schon aus den Magazinen verpflegt werden, was bereits häufig große Schwierigkeiten machte, und nun kamen plötzlich an 180,000 ausgehungerte oder kranke Gefangene dazu. Es war eine harte Zeit für Alle, für die Gefangenen wie auch für ihre Eskorte. Am nächsten Tage begab ich mich nach Metz. Mein Weg führte mich von Ars sur la Moselle durch das Lager, in welchem die gefangenen Gardisten die Nacht bivouakirt hatten. Leider hatte es wieder sehr stark geregnet, was die Unannehmlichkeiten dieses Bivouaks sehr vermehrte. Trotzdem war die Mannschaft leidlich bei Laune und suchte es sich so bequem als möglich zu machen. Viele Gefangene wuschen ihre sehr schmutzige Wäsche in der Mosel, Andere schöpften Wasser in die Kochkessel, um eine dünne Suppe zu kochen, noch Andere holten Holz für die kleinen Bivouakfeuer; kurz, Leben und Thätigkeit herrschten überall. In dieser Kunst, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sich schnell kleine Bequemlichkeiten für das Feldleben zu bereiten, sind die Franzosen unübertrefflich und hierin — aber lediglich auch nur hierin, können sie uns als nachahmungswerthe Muster dienen.

Die Chaussee nach Metz war sehr belebt. Ganze Schaaren ausgehungerter Menschen, fast lauter Bewohner der Umgegend die aus thörichter Furcht bei der Annäherung der Preußen aus ihren Wohnungen in die Festung geflüchtet waren, eilten jetzt in ihre Heimath, während umgekehrt Bauern und Marktleute aus den Dörfern, mit Lebensmitteln in die so lange abgesperrte Stadt zogen. Auch kleinern oder größern Trupps von gefangenen französischen Soldaten, die allein aus der Stadt kamen um sich bei der nächsten Wache zu melden, begegnete ich oft. Daß viele französische Soldaten und besonders auch Officiere, die sich heimlich Bauernkleider angezogen hatten, bei dieser allgemeinen Verwirrung aus der Stadt entkamen und in die nächsten von den Feinden besetzten Festungen eilten, war nicht zu vermeiden.

In Metz sah es ganz eigenthümlich aus. Ein lebhaftes Gewühl erfüllte die engen Straßen und großen Plätze, Tausende von französischen Soldaten und Officieren standen in dichten Gruppen überall umher, dazwischen Hunderte von preußischen Kriegern, die ganz vergnüglich mit ihren französischen Kameraden plauderten. Dazwischen marschirten mit Trommel- und Pfeifenklang, im festen Schritt und Tritt, neue preußische Regimenter ein, die mit ängstlicher Scheu von den Einwohnern angestaunt wurden. Verhungerte Gestalten sah man überall, Noth und Elend waren nur zu sehr bemerklich, obgleich die Stadt sonst weiter gar nicht bombardirt gewesen war und somit äußerlich keinen Schaden gelitten hatte. In den Fleischerläden ward nur Pferdefleisch ausgeboten, wie die Bäcker nur schwarzes Kleienbrod zum Verkauf hatten. Todte Pferde die aus Hunger umgefallen waren, lagen überall umher, andere, die nur noch aus Haut und Knochen bestanden, liefen herrenlos herum und stürzten oft mitten auf der Straße vor Erschöpfung zusammen. Die meisten Einwohner waren freundlich und gefällig und äußerten unverhohlen ihre Freude, daß die Kapitulation endlich abgeschlossen sei, und sie von den Schrecken der Hungersnoth und des Elends, nun endlich befreiet wären. Nur unter den Tausenden von gefangenen französischen Officieren, sah man viele wüthende und trotzige Gesichter und es waren keine freundlichen Blicke die sie auf unsere ihnen so verhaßten Uniformen warfen.

Daß Marschall Bazaine ein Verräther sei, welch albernes Geschrei man bald darauf fast in ganz Frankreich nur zu häufig vernehmen mußte, hörte ich damals in Metz nirgends. Von einigen höheren französischen Officieren mit denen ich später lange sprach, vernahm ich die Ansicht, „der Marschall Bazaine habe sehr unrecht gehandelt, daß er Anfang September wo er noch ein kräftiges, nicht vom Hunger demoralisirtes Heer von mindestens 150,000 Mann besessen und unsere Cernirungsarbeiten noch lange nicht vollendet gewesen wären, nicht den Versuch machte, sich nordwärts im Moselthale nach Thionville durchzuschlagen, was ihm damals bei einiger Energie noch möglich gewesen sein würde. Später als unsere Befestigungsanlagen erst vollendet gewesen und die französischen Soldaten bereits sehr indisciplinirt und demoralisirt, würde ein solcher Versuch des Durchbrechens nicht mehr gelungen sein und die Kapitulation hätte nothgedrungen in der Art wie sie abgeschlossen sei, erfolgen müssen. Der

Marschall Bazaine habe aber gehofft, daß schon im September mit dem Kaiser Napoleon ein Frieden abgeschlossen würde, und er habe diesem gerne ein starkes, intactes Heer, um damit die republikanische Parthei in Frankreich zu bekämpfen und die Anarchie zu verhindern, zuführen wollen. Aus diesem Grunde habe er im September bis Mitte October sein Heer auch möglichst geschont und jeden größeren Ausfall verhindert." So sprachen diese höheren Officiere sehr verständig und ich glaube auch daß ihre Ansicht die richtige ist.

Der Generalbefehl, den der Marschall Bazaine nach der Kapitulation von Metz, an die frühere sogenannte Rheinarmee erließ, lautete:

„Besiegt durch Hungersnoth sind wir gezwungen, den Kriegsgesetzen uns zu unterwerfen und uns gefangen zu geben. Zu verschiedenen Zeiten unserer militairischen Geschichte, haben tapfere Truppen, befehligt von Massena, Kleber, Gouvion St. Cyr, das nämliche Schicksal erlitten, das in nichts die militairische Ehre befleckt, wenn man vorher seine Pflicht bis zur äußersten menschlichen Grenze glorreich erfüllt hat. Alles. was auf loyale Weise möglich war, um diesen Ausgang zu vermeiden, ist geschehen und ohne Resultat geblieben. Was die Erneuerung einer letzten Anstrengung betrifft um die befestigten Linien des Feindes zu durchbrechen, so wäre dieselbe ungeachtet Eurer Tapferkeit und des Opfers von Tausenden von Menschen, welche dem Vaterlande noch nützlich sein können, in Folge der Bewaffnung und der niederschmetternden Streitkräfte welche diese Linien bewachten, fruchtlos gewesen. Seien wir würdig im Unglück, achten wir die ehrenhafte Kapitulation, welche stipulirt wurde, wenn wir selbst geachtet sein wollen, wie wir es verdienen.

Vermeiden wir vor Allem um den Ruf dieser Armee zu wahren die Handlungen der Undisciplin wie die Zerstörungen der Waffen und des Materials, weil dem Kriegsgebrauch gemäß Festungen und ihre Bewaffnung an Frankreich zurückkommen, wenn der Frieden unterzeichnet werden wird. Bei Niederlegung des Oberbefehls halte ich darauf den Generälen, Officieren und Soldaten meine ganze Anerkennung für ihre loyale Mithülfe und ihre glänzende Tapferkeit in den Kämpfen wie ihre Resignation in den Entbehrungen auszudrücken. Mit gebrochenem Herzen trenne ich mich von Euch.

Der Marschall von Frankreich und Oberbefehlshaber Bazaine."

Die Kriegsbeute, welche wir in Metz machten, war eine ganz ungeheure und übertraf noch weit die von Straßburg und Sedan. Gerade Metz war bisher weitaus der stärkste Waffenplatz von ganz Frankreich gewesen und hatte riesige Zeughäuser und Arsenale besessen. Ueber 1500 Geschütze jeglichen Kalibers, 240,000 Gewehre und zahlloses Heergeräth aller Art, dann 53 Fahnen und Adler, 40 Mitrailleusen, eine Pulverfabrik u. s. w. fielen jetzt wieder in unsere siegreichen Hände.

Ueberhaupt betrug nun am 1. November die Zahl der französischen Gefangenen, die sich in Deutschland befanden, 4 Marschälle, 140 Generäle, 10,000 Officiere aller Grade, und 340,000 Soldaten. Es sind dies wahrhaft riesige Ziffern, welche man sich scheuen müßte hinzuschreiben, wenn ihre Richtigkeit nicht verbürgt wäre.

Mit der schnellen Energie, welche alle Hauptbewegungen der preußischen Armee in diesem glänzenden Kriege so äußerst vortheilhaft auszeichnet, brachen schon am zweiten und dritten Tage nach der Kapitulation von Metz, die meisten Truppentheile des Cernirungskorps auf, um an verschiedenen Stellen unseres jetzt so weit ausgedehnten Kriegstheaters in Frankreich, zu kämpfen.

Mit dem II. [pommerschen], III. [brandenburgischen], IX. [schleswig-holsteinischen], wozu statt der fehlenden 17. Division jetzt die hessen-darmstädtische gehörte, und X. Armeekorps [hannöverschen] marschirte der Prinz Friedrich Carl über Troyes an die Loire, um dort einen zwar sehr beschwerlichen, aber auch siegreichen Winterfeldzug zu unternehmen. Das I. [ostpreußische] und VIII. [rheinländische] Armeekorps bildeten unter dem General von Manteuffel, eine besondere Armee, die fortan in Nordfrankreich operirte und bald die wichtige Stadt Amiens eroberte. Das VII. [westphälische] Armeekorps unter dem General von Zastrow, blieb anfänglich mit einer Division als Garnison in Metz und sandte die andere zur Einnahme der Festungen Thionville und Montmedy ab. Später vereinigte der General von Zastrow sein ganzes Armeekorps und marschirte damit zum Werderschen Corps im Osten Frankreichs. Die Landwehrdivision Kummer, die so wacker gekämpft hatte, ward auseinandergerissen und der größte Theil der Regimenter zur Eskorte der Gefangenen nach Deutschland verwandt.

So erhielten wir durch diese Kapitulation von Metz, die Mög-

lichkeit an 180,000 vortreffliche deutsche Truppen, auf den verschiedensten Kampfplätzen in Frankreich zu verwenden was ein ganz unendlicher Vortheil für uns war.

Mit einer Energie, die man dem französischen Volke gar nicht zugetraut hätte, nahm dies jetzt aber den Krieg gegen uns auf, und ein neuer Feldzug von ungeheurem Umfange, stand unseren braven Truppen bevor. So bedurften wir stets frischer Regimenter um die vielen Lücken welche die feindlichen Kugeln in unsere Reihen gerissen hatten, auszufüllen und den Hunderttausenden von Feinden, die sich fortan mit dem Ungeschick undisciplinirter Schaaren, aber auch dem Muthe der Verzweiflung, entgegenwarfen, neue vermehrte Kräfte entgegenzustellen. Hätte Metz statt Ende October erst im December kapitulirt, so ward der General von Moltke entschieden gezwungen, die Belagerung von Paris aufzuheben, weil er dann nicht Truppen genug besaß, sich gegen die Feinde, die von allen Seiten gegen ihn andrängten, zu vertheidigen.

Daß in Metz fortan ebenso wie in Straßburg, die deutsche Fahne für alle ferne Zukunft wehen wird, dürfte unzweifelhaft sein. Die Festung mit ihren riesigen Außenwerken, ist zu stark und ihre strategische Lage zu wichtig, als daß wir ihrer nicht zum Schutz unserer Grenzen, gegen unsere, stets unruhig gesinnten, uns bitter hassenden westlichen Nachbarn dringend bedürften. Gerade diese militairische Nothwendigkeit zwingt uns dringend, auf den Besitz des von uns so theuer erkauften Metz nun und nimmermehr wieder zu verzichten, sonst dürfte solcher gerade keinen großen Gewinn für Deutschland bilden. Wir erhalten mit Metz und seiner Umgegend, so weit solche jetzt mit Deutschland vereinigt werden soll, an 3—400,000 durchweg französisch gesinnte Lothringer, die in Sprache, Gesinnung, Sitte, Denk- und Handlungsweise echte Franzosen sind. In Straßburg hat man unbedingt den Eindruck sich in einer deutschen Stadt zu befinden die lange Zeit unter französischer Herrschaft war, in Metz hingegen ist dies nicht der Fall, man befindet sich entschieden in Frankreich. Zwar hört man auf der Straße wohl häufiger deutsch sprechen als z. B. dies in Nancy geschieht, doch sind dies dann stets Arbeiter und Dienstboten, aus den deutschen Theilen von Lothringen, dessen Sprachgrenze sich bis auf 2—3 Meilen weit von der Stadt erstreckt; die eigentliche Metzer Bevölkerung spricht nur französisch.

Dazu leben in Metz sehr viele vornehme lothringische Adels-

familien, und Hunderte von französischen Officiersfamilien, da die Stadt Sitz der Artillerie- und Genieschulen und der großen Arsenale von Frankreich war. Alle diese Tausende von Nationalfranzosen dürften aber sofort fortziehen, sobald die Stadt bleibend mit Deutschland vereinigt ist. Eine Einwanderung deutscher Familien um diese ausgewanderten Franzosen zu ersetzen, wie dies in Straßburg unzweifelhaft geschehen wird, dürfte in Metz aber schwerlich stattfinden. Die Stadt hat zwar eine vorzüglich strategische, aber ungünstige merkantilische Lage, und wird daher alle Kaufleute und Fabrikanten gerade nicht zu einer Einwanderung verlocken. So wird in der Stadt später sich eine deutsche Officiers- und Beamtenkolonie, inmitten einer verarmten bitter grollenden französischen Bevölkerung befinden, und wenigstens für die nächsten Decennien bis die Zeit allmählich diese schroffen Gegensätze mildern und ausgleichen wird, dürften die Verhältnisse für beide Theile sich nur höchst unerquicklich gestalten.

Es hilft nun einmal nichts, auch dies muß überwunden werden, und wird auch überwunden werden; die Festung ist ein zu starkes Aus- und Einfallsthor von Frankreich und nun und nimmermehr darf das schwarz-weiß-rothe Banner von den mächtigen Außenforts von Metz wieder entfernt werden, sondern muß weit sichtbar in das Land der Franzosen hineinflattern, als ein drohendes Zeichen unserer deutschen Kraft und ein warnendes noli me tangere für alle zukünftigen Zeiten.

X. Kapitel.

Anfang der Einschließung von Paris. Die Friedensversuche von Jules Favre. Die Reise des früheren Ministers Thiers, nach Wien, London und Florenz. Ausfälle im September. Sonstige Zustände des Cernirungsheeres. Die Verlegung des königlichen Hauptquartiers nach Versailles. Die Belagerung und Einnahme der Festung Toul.

Der Kaiser Napoleon weilte Anfangs September gefangen in Deutschland, mit ihm über 100,000 Mann seiner besten Soldaten, während der Marschall Bazaine mit anderen 180,000 Mann fest eingeschlossen in Metz sich befand. An 40—50,000 Soldaten mochten wohl schon in den ver-

schiedenen blutigen Schlachten und Gefechten getödtet oder verwundet worden sein; einige 20—30,000 waren in der langen Reihe jener kleinern wie größern Festungen vertheilt, welche die Defensivkraft Frankreichs so bedeutend verstärken, und so konnte man ziemlich genau berechnen, daß höchstens eine Armee von 80—90,000 Mann wirklich regulärer Truppen, sich uns noch im Felde gegenüberzustellen im Stande sein werde. Eine solche Macht konnten aber die Korps des Kronprinzen von Preußen und des Kronprinzen von Sachsen, mit leichter Mühe besiegen. An Franktireurs, Nationalgarden und Mobilgardisten dachte man im September noch nicht recht, oder wenn von ihnen gesprochen wurde, so geschah dies mit der gründlichen Verachtung, welche alle Officiere aus der alten regulären Militairschule, stets gegen derartige ungeregelte Schaaren, oft mit Recht, theilweise aber auch mit großem Unrechte, hegen werden. Daß Paris, diese reiche, üppige Stadt mit ihren fast 2 Millionen verwöhnten Einwohnern, den Schrecken einer mehrmonatlichen Belagerung, mit trotzigem Muthe Stand bieten würde, schien Allen eine Unmöglichkeit zu sein und wer nur im Mindesten davon gesprochen hätte, wäre als ein Thor und Phantast nicht wenig verspottet worden. So hielt man denn allgemein, als noch der erste Siegesrausch über das Sedaner Ereigniß nicht verflogen war, in den Hauptquartieren unserer deutschen Armeen in Frankreich, den Krieg gegen die Franzosen für bald beendigt. Man glaubte, daß es nur des Erscheinens unserer Truppen vor Paris oder höchstens einer leichten mehrwöchentlichen Cernirung bedürfe, um uns die Thore von Frankreichs stolzer Hauptstadt zum triumphirenden Siegeseinzug zu öffnen. Mit dem Fall von Paris, mußte aber nach der Ansicht Aller, ein baldiger Friedensschluß verbunden sein. Frankreich ohne Waffen und Heere, mußte sich uns auf Gnade und Ungnade ergeben, und die Bedingungen schon annehmen, welche der Graf Bismarck ihm aufzulegen für gut fand. So dachte und hoffte man in der ersten Hälfte des Monats September, ziemlich allgemein in allen militairischen Kreisen, und selbst Generäle verkündeten der Landwehr, daß in höchstens einigen Wochen Alles beendet sein würde und die Landwehrmänner sicherlich dann wieder nach Hause zurückkehren dürften. Aus ganz Deutschland strömten damals unter allen möglichen Vorwänden, Schaaren von Vergnügungsreisenden zu unserer Armee in Frankreich, alle in der Hoffnung bei dieser Gelegenheit den Sieges-

einzug in Paris als ein seltenes und doch wohlfeil erreichtes Schauspiel, mit ansehen zu dürfen. Es waren gar schöne Zeiten im Monat September und wer sich nur den leisesten Zweifel erlaubt hätte, daß es vielleicht ganz anders kommen dürfte, der wäre als ein arger Pessimist sehr schnöde angesehen worden. Und wie anders, ganz anders kam es doch noch, welche ungeheure von uns gar nicht geahnte Kraft entwickelte von jetzt an das französische Volk und welche Ströme von Blut mußten auf beiden Seiten noch fließen, und wie unermeßliches Elend aller Art, Frankreich noch erdulden, bevor es aus tausend Wunden blutend und bis zum Tode erschöpft, sich endlich unterwarf und den Friedensbedingungen Folge leistete. Es beginnt nach der Kapitulation von Sedan, erst der zweite Abschnitt dieses Krieges, der einen ganz anderen und für den unpartheiischen Geschichtsforscher wahrlich ungleich weniger ansprechenden und erfreulichen Charakter annahm als der erste. Was ein Krieg nur Hartes, Grausames und Rohes haben kann, daran sollte es leider fortan nicht fehlen und nur zu oft mußte man nothgedrungen ein Augenzeuge von Scenen sein, die man wahrlich lieber nicht gesehen hätte und die dem deutschen Namen gerade nicht allzusehr zur Ehre gereichen. Es waren nun einmal alle bösen Leidenschaften entfesselt und die Furien des gegenseitigen tödtlichen Hasses, schwangen oft mit grausamer Lust ihre Tod und Verderben sprühenden Fackeln, während der Genius der Menschheit, trauernd sein Haupt verhüllte.

Es ist stets ein sehr richtiger Grundsatz der preußischen Kriegsführung gewesen, auf den gewonnenen Lorbeeren nicht lange müßig zu ruhen, sondern die Früchte des Sieges auch möglichst schnell und energisch einzuernten. So blieb man denn auch diesmal nicht lange in unthätiger Ruhe in und um Sedan, was auch gerade keinen erfreulichen Aufenthalt darbot, sondern brach so schnell als möglich gen Paris auf, wie gesagt in der Hoffnung, dort bald den Siegeseinmarsch feiern zu können. Mehr als 80—90,000 und durch Zuziehung der Gensdarmerie auf höchstens 100,000 Mann verstärkte Truppen, konnten die Generäle Palikao und Vinoy, die einzigen Korpsführer welche von dem alten kaiserlichen Heere noch übrig geblieben waren, ja nicht mehr zur Verfügung haben.

So marschirte der Kronprinz von Sachsen bereits am 4. September in der Richtung auf St. Quentin los und der König von

Preußen hielt am 5. September bereits seinen Einzug in das alte schöne Rheims, diese berühmte Krönungsstadt der legitimen Könige von Frankreich, deren Regierung, das Land zwar stets hätte reformiren, aber niemals durch eine Revolution stürzen sollen, wenn es das unermeßliche Elend mit dem es seit 1789 heimgesucht wurde, vermeiden wollte.

Schon dicht vor Rheims stieß die Vorhut des VI. Armeekorps, auf einen schwachen Widerstand feindlicher Franktireurs-Banden, die jetzt zum erstenmal in diesem Kriege hier aufzutauchen anfingen, bei welcher Gelegenheit das Dorf Lavanne größtentheils in Flammen aufging. Es war dies das erste Zeichen des erbitterten Volkskrieges, dem wir von jetzt an entgegengehen sollten.

Auch in Laon was am 9. September von der Division des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg besetzt wurde, zeigten sich die ersten Spuren des feindlichen Fanatismus, der von jetzt an so häufig gegen uns auftrat. Die Citadelle der Stadt welche nicht zur Vertheidigung eingerichtet war, hatte nach sehr kurzem Widerstand kapituliren müssen und preußische Truppen rückten daselbst ein.

Ein großer Theil französischer Officiere, unter ihnen der Kommandant General Theremien d'Heme, standen noch im Hofe der Citadelle als eine Kompagnie des 4. preußischen Jägerbataillons, nebst vielen preußischen Officieren daselbst einrückte. Plötzlich erfolgte eine ungeheure Explosion und das Pulvermagazin der Citadelle flog in die Luft, bei welcher Gelegenheit an 50—60 preußische Officiere und Soldaten und eben so viele französische, unter Letzteren der Kommandant selbst, theils getödtet oder verwundet wurden. Wie eine spätere Untersuchung herausstellte, hat ein französischer Artilleriekorporal, das Pulvermagazin angezündet, um sich selbst, aber auch möglichst viele Feinde seines Vaterlandes, dadurch zu tödten.

Die Vinoy'sche Armee sprengte übrigens bei ihrem Rückzug nach Paris, alle Brücken, Eisenbahntunnels, zerstörte die Straßen, machte Barrikaden; kurz suchte den Weitermarsch unserer Truppen durch alle solche Mittel, wodurch der Wohlstand des eigenen Landes ungeheuer geschädigt wurde, möglichst zu verhindern. Es waren dies Alles Anzeichen eines verzweifelten Widerstandes und des beginnenden Volkskrieges, wie solche vor Sedan sich fast nirgends gezeigt hatten.

Zwar etwas hiedurch erschwert aber weiter nicht gehindert, ging

der Vormarsch unserer Armeen auf verschiedenen Straßen in guter Ordnung und ziemlich rasch gegen Paris vor sich.

Am 9. September kam das Hauptquartier des Kronprinzen in die Gegend von Epernay und die Avantgarden rückten nun schon an die Seine vor. Es kam hin und wieder zu leichten Scharmützeln mit der Nachhut des Vinoy'schen Korps und einzelnen feindlichen Franktireurs-Schaaren, doch hatten alle diese Gefechte nicht viel zu bedeuten und ihre Anführung würde hier zu weit führen. Schon am 19. September konnte der Kronprinz von Preußen als Sieger in Versailles, der alten stolzen Königshauptstadt von Frankreich einrücken, während der Kronprinz von Sachsen am 13. September St. Denis besetzte und von nun an mit seinen drei Armeekorps, die Cernirung der nördlichen Hälfte von Paris besorgte. So konnte am 19. September, die Umschließung von Frankreichs Hauptstadt durch deutsche Truppen als vollendet angesehen werden. Der König von Preußen hatte sein Hauptquartier am 19. September in la Ferrières, verlegte es aber am 5. October nach Versailles.

Es war dies ein sicheres Anzeichen, daß der Krieg noch länger dauern würde. Man sah ein, daß man sich wohl bequemen werde Winterquartiere in Frankreich zu machen und zu einem längeren Aufenthalt des Königs mit seinem ganzen großen Gefolge, war Versailles mit seinen weitläufigen Räumlichkeiten, die für alle Bureaus, höhere Officiere verschiedener Grade, zahllose Civilbeamten aller nur denkbaren Branchen, und auch die vielen Fürsten, Prinzen und sonstigen vornehmen Herren, die es liebten sich im Strahl der königlichen Gnade zu sonnen und ein behagliches Kriegsleben zu führen, sehr bequeme Aufenthaltsorte boten, ein sehr geeigneter Aufenthaltsort.

So hielt denn der König von Preußen am 5. October seinen Einzug in die alte stolze Residenz der früheren Könige von Frankreich, das weltberühmte Versailles.

Es war eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, oder richtiger wohl die Nemesis des Weltgerichtes, daß gerade Versailles der Ort sein sollte, von dem aus die tiefste Demüthigung und härteste Züchtigung Frankreichs jetzt geschehen sollte. Hier in Versailles, hatte Louis XIV. den ersten Grund zu der stolzen Größe Frankreichs gelegt, hier war einst der Mittelpunkt gewesen, von dem aus die ganze civilisirte Welt ihre Weisungen erhielt, hier hatte man die Befehle unter-

zeichnet, welche den Elsaß von Deutschland raubten und später die Rheinpfalz so verbrecherisch verwüsteten. Gerade dies Versailles hatte die übermäßige, bis in das Krankhafte verzerrte Nationaleitelkeit der Franzosen zuerst mit erzeugt und hier war der Größenwahnsinn stets auf das Künstlichste gehegt und gepflegt worden, durch welchen so viele andere entschieden tüchtige und lobenswerthe Eigenschaften des französischen Volkes, so sehr beeinträchtigt erscheinen.

Schon allein ein Gang durch die Versailler Nationalgallerie genügt, um für jeden unbefangenen Beurtheiler die Ueberzeugung zu befestigen, welch unsäglicher Nationaldünkel den Franzosen innewohnt und wie bisher Alles und Jedes vom Kleinsten bis zum Größten geschah, die Eitelkeit, den Hochmuth und die Geringschätzung anderer Völker, bei ihnen auf das Größtmöglichste zu steigern.

Und welch furchtbares Strafgericht sollte gerade jetzt hier von diesem Versailles aus, über ganz Frankreich sich entladen und dies Land wohl für alle fernere Zukunft von seiner einstigen übermäßigen Höhe, von der es stets einen so schmählichen und frivolen Gebrauch gemacht hatte, herabstürzen!

Es war ein stolzer Ehrentag für Preußen und ganz Deutschland, als der König Wilhelm am 5. October als Sieger seinen Einzug in Versailles hielt. Auf der breiten schnurgeraden Avenue de Paris, so recht zur Entfaltung von militairischen Schauspielen geeignet, hatten sich an 12,000 Mann preußischer Soldaten aller Waffengattungen, in Parade aufgestellt um ihren königlichen Kriegsherrn hier als Sieger zu begrüßen. Hatte ihr Muth und ihre Tüchtigkeit ihn doch bis hieher geführt. Als der König in seinem einfachen Reisewagen, langsamen Schrittes durch die Reihen der aufgestellten Truppen fuhr, erscholl ein begeistertes Hochgerufe, diesmal nicht wie so häufig bei ähnlichen Gelegenheiten, befohlen, sondern wirklich aus voller Brust kommend.

Man konnte es den wackern Kriegern recht deutlich auf ihren Gesichtern anmerken, wie sehr sie es freue, den König gerade hier in Versailles seinen Einzug halten zu sehen. Fand ein Jeder von ihnen doch seinen höchsten Lohn hierin, für die vielen Gefahren und Strapazen, die er mit nie rastendem Eifer, in den letzten Monaten fast unausgesetzt hatte erdulden müssen, bis dieser stolze Tag gekommen war.

Die hohe stattlich schöne Greisengestalt des Königs von Preußen, imponirte den Einwohnern von Versailles ersichtlich. Mit Staunen und Bewunderung sahen sie einen solchen König, denn gerade die Franzosen waren durch die körperlichen Eigenschaften aller ihrer früheren Herrscher nicht allzusehr verwöhnt worden. Und doch legt dies in Allem so eitele und äußerliche Volk, hierauf einen besonders hohen Werth. Nächst dem König von Preußen, wollten Alle den eisernen Grafen Bismarck, diesen Mann der jetzt unbedingt die bitter gehaßteste, zugleich aber auch am meisten gefürchtetste Persönlichkeit in ganz Frankreich ist, dann den berühmten General von Moltke und den Kriegsminister von Roon sehen. Nur dies glänzende Dreigestirn an dem jetzigen politisch-militairischen Horizont von Preußen und Deutschland, hatte Interesse für die Versailler; um alle die übrigen vornehmen Herren kümmerten sie sich nicht im Allermindesten und gaben sich kaum die Mühe nach deren Namen zu fragen.

War aber Versailles fast in jeder Hinsicht ein ungemein passender Aufenthaltsort für das königliche Hauptquartier und vereinigte wirklich Alles was dasselbe nur wünschen konnte, so mußte es doch in militairischer, eigentlich ein ziemlich gefährlicher genannt werden. Unsere Truppen, die wir im October um Paris stehen hatten, waren für die ungeheure Aufgabe, welche sie daselbst erhalten sollten, verhältnißmäßig nur ziemlich schwach und konnten den an 14 Meilen betragenden Ringkreis nicht sehr stark besetzen. So standen damals in und um Versailles, nur höchstens 12,000 Mann und man hätte selbst mit Hülfe der Feldtelegraphen, die überall sogleich errichtet wurden, in 3—4 Stunden nicht mehr als 40 bis höchstens 50,000 Mann hier vereinigen können. Da die Franzosen uns überall mit Spähern umgaben und eine heimliche Kommunication mit Paris gar nicht zu verhindern war, so konnte man diese Schwäche daselbst recht gut wissen. Wenn man nun in einer dunkeln Octobernacht nur 60—70,000 Mann gute Truppen, in der Nähe des Mont Valérien versammelt und nun alsbald einen schnellen rücksichtslosen Marsch nach Versailles gemacht hätte, so wäre man in 2 Stunden sicherlich daselbst gewesen. Unsere Vorposten bei St. Cloud und Sèvres hätten den Durchbruch eines solchen Korps wahrlich nicht aufgehalten und wenn die Franzosen durch gewandte Menschen zu gleicher Zeit die Dräthe der Feldtelegraphen zerstörten, was trotz aller Posten und Patrouillen ein leichtes Unternehmen war,

so hätte man auch in der Nacht, sehr schwer hinreichende Truppen zum Schutz von Versailles herbeiziehen können, zumal wenn auch von den anderen Forts aus, Scheinangriffe erfolgt wären. Wie leicht wäre Versailles durch solchen nächtlichen Angriff zu nehmen gewesen, und wenn auch der König selbst sich wohl wahrscheinlich rechtzeitig durch die Flucht zu retten vermochte, so wäre doch sehr Vieles im Hauptquartier selbst, eine sichere Beute der Franzosen geworden. Und welch leichten, schnellen und sicheren Rückzug hätten diese stets hinter die Kanonen ihrer Forts gehabt.

Es wird mir stets zu den vielen ungelösten Räthseln der französischen Kriegsführung in diesem Feldzug gehören, warum der General Trochu, in der Zeit vom 6.—20. October nicht einen solchen Hauptausfall und Massenangriff in der Nacht gegen Versailles unternehmen ließ. Und selbst beim Mißlingen wäre ja auch nicht soviel für die Franzosen verloren gewesen. Ich selbst hielt mich grade zu jener Zeit in Versailles auf und muß bekennen, daß ich damals jeden Abend erwartete, durch eine solche Allarmirung geweckt zu werden.

Doch nichts geschah von Alledem. Man schwatzte und redete in Paris unendlich viel, erließ halb wahnwitzige Proklamationen, aber zu einem kräftigen Ausfall fehlte Kraft und Einheit; der geschah erst im Januar als es damals wie mit allen anderen kriegerischen Offensivoperationen, viel zu spät damit war.

So hatte der General von Moltke wie in Allem so auch hierin wieder Recht, als er sich auf sein Glück und die Unfähigkeit seiner Gegner verlassend, es zugab, daß das so sehr gefährdete Versailles monatelang der Sitz des königlichen Hauptquartiers blieb. Man erzählt sich, ohne daß dies jedoch verbürgt ist, der General von Moltke habe auf die Bemerkung, daß Versailles sehr gefährdet sei und die Franzosen von Paris aus leicht einen Ausfall dahin unternehmen könnten, geantwortet: „Ja wohl sie könnten es, aber sie thun es nicht."

Daß aber die Franzosen auch jetzt noch trotz Wörth, Gravelotte und Sedan, von ihrer Eitelkeit und dem falschen Wahn, sie seien das erste Volk Europas, nicht das Mindeste eingebüßt hatten, beweist am Besten das Benehmen Jules Favre's, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten der jetzigen Republik. Noch am 6. September hatte er die Unverschämtheit, ein Circular an alle französischen Gesandten im Auslande zu erlassen, in welchem er unter allen möglichen Phrasen

verkündete, Frankreich sei noch immer unbesiegbar und werde niemals einen Frieden abschließen, in welchem es auch nur einen Fußbreit Landes abtrete. Es kommt in diesem wirklich komischen Sendschreiben z. B. folgender blühender Unsinn vor: „Wir besitzen keinen Ausdruck der unsere Bewunderung malen kann, die wir für unsere heroische durch die Unfähigkeit des Oberbefehlshabers geopferte Armee, die in ihren Niederlagen größer als in ihren brillantesten Siegen ist, haben können. Denn trotz der Kenntnisse, welche sie von den sie kompromittirenden Fehlern hatte, hat sie sich erhaben einem gewissen Tode ergeben, die Ehre Frankreichs von dem Unflath seiner Regierung erkaufend. Wir haben laut den Krieg verworfen und unseren Respekt für die Rechte der Völker aussprechend, haben wir verlangt daß man Deutschland Herr seiner Schicksale sein lasse. Wir wollten, daß die Freiheit zugleich unser gemeinschaftliches Band, unser gemeinschaftliches Schild sei. Will der König von Preußen einen scheußlichen Krieg fortsetzen der ihm mindestens ebenso fatal als uns sein wird? Will er in der Welt des 19. Jahrhunderts das grausame Schauspiel zweier sich zerreißender Nationen geben, die die Menschlichkeit, die Wissenschaft, die Vernunft vergessend, Ruinen und Leichname aufhäufen? Es stehe ihm frei, er übernehme dann auch die Verantwortlichkeit vor der Welt und Geschichte. Wenn es eine Herausforderung ist, wir nehmen sie an. Wir überlassen keinen Fingerbreit Erde, keinen Stein unserer Festungen. Ein ehrloser Friede wäre ein Vernichtungskrieg in kurzer Frist. Wir würden nur wegen eines dauerhaften Friedens unterhandeln. Dabei ist unser Interesse das von ganz Europa."

Ist es wohl möglich mehr Unverschämtheit und eine grenzenlosere Eitelkeit in wenigen Reihen zu zeigen, als dies in diesem Schreiben des Herrn Jules Favre enthalten ist? Und dabei war er noch der Gemäßigtste und Vernünftigste der ganzen Gesellschaft, die sich aus eigener Machtvollkommenheit zur provisorischen Regierung von Frankreich aufgeworfen hatte.

Am 19. September hatte Herr Jules Favre die naive Unverschämtheit, zum Grafen Bismarck in das Hauptquartier nach Haute-Maison und am 20. nochmals nach La Ferrières zu kommen. Er wünschte einen Waffenstillstand, mit der Bedingung, daß sich Paris während dieser Zeit verproviantiren dürfe, ohne für solch großes Begehren nur die mindeste Bürgschaft oder irgend einen anderen Vor-

theil uns zu bieten. Es hieß dies so viel, als wir sollten auf den großen Vorzug, den uns die Cernirung und Absperrung von Frankreichs Hauptstadt gewährte, blos zu Gunsten der Pariser, Verzicht leisten und ihnen die Erlaubniß ertheilen, sich recht bequem mit Lebensmitteln versehen und dann den Krieg möglichst lange fortführen zu können. Dabei kamen wieder die alten lügenhaften Phrasen, „nur Napoleon allein habe den Krieg an Deutschland erklärt, nicht aber das französische Volk was stets friedliebend gewesen sei," zum Vorschein. „Jetzt wo der Kaiser Napoleon gefangen und Frankreich eine Republik geworden sei, müsse der Krieg also sogleich aufhören, und das Höchste was die Franzosen uns gewähren könnten, sei einen Theil der Kriegskosten zu bezahlen, von einer Abtretung von französischem Territorium könne keine Rede sein, denn die Ehre Frankreichs gestatte dies nicht" und wie die bekannten Redensarten noch weiter lauteten.

Daß freilich der Kaiser Napoleon nur auf Wunsch und unter dem allgemeinen Beifall des französischen Volkes, den Krieg an Preußen erklärt hatte, daß fast die gesammte Presse des Landes, stets die Eroberung des linken Rheinufers als ein Recht Frankreichs gefordert und den Marsch nach Berlin als selbstverständlich dargestellt hatte, verschwieg Herr Jules Favre bei diesem Friedensantrage wohlweislich. Auch daß es die Ehre Frankreichs stets gestattet hatte, sich auf Kosten anderer Staaten zu vergrößern, wie dies z. B. noch 1859 mit der Erwerbung von Savoyen und Nizza geschehen war, wurde nicht von ihm erwähnt. Es war wirklich eine zu lächerliche Zumuthung, wie sie nur ein von Eitelkeit aufgeblähter Franzose machen konnte, daß wir auch noch Ende September, nach den Tagen von Gravelotte und Sedan, als unsere Truppen bereits vor Paris standen, uns fein bescheiden wieder zurückziehen und uns mit der Erstattung eines Theiles der von uns baar verausgabten Kriegskosten begnügen sollten, blos weil es jetzt den Franzosen beliebte, zur Veränderung einmal wieder eine republikanische Staatsform bei sich einzuführen. Der Graf Bismarck hätte nicht der Mann sein müssen, der er wirklich ist, wenn er nicht sogleich dem Herrn Jules Favre auf solche Zumuthung ein sehr bestimmtes und kurzes Nein zur Antwort gegeben. So reiste denn der Herr wieder unverrichteter Sache nach Paris zurück, erließ daselbst selbstverständlich die so und so vielte Proklamation, und der Kampf nahm seinen Fortgang. So sehr man auch im Interesse der Civilisation und Humanität es eifrig bedauern mußte, daß

dieser blutige Kampf zwischen Frankreich und Deutschland nicht schon im September beendet wurde, so war dies doch leider damals ganz unmöglich. Der Dünkel der Franzosen war noch nicht gebrochen genug, sie wollten trotz aller harten Niederlagen die sie bis dahin erlitten hatten, noch nicht von dem hohen Pferde der Anmaßung und des Wahnes, sie seien das erste Volk der Welt, herabsteigen, und den bescheidenen Platz in der Reihe der europäischen Völker einnehmen, der ihnen von nun an nur gebührte. Es bedurfte dazu noch ungleich schwererer Prüfungen, als sie bisher erfahren hatten, und besonders der wilde Uebermuth von Paris, mußte erst gründlich gebrochen werden und dieses die deutsche Fahne auf seinen bisher für unbezwinglich gehaltenen Wällen wehen sehen, bevor die französische Eitelkeit sich in die bescheidene Rolle der Besiegten hinein zu finden vermochte.

Auch der frühere Minister Thiers, der früher so vielen unnützen Kriegslärm gemacht und jetzt plötzlich wo die Sache schlecht ging, eine so überaus friedliche Gesinnung angenommen hatte, unternahm jetzt eine diplomatische Rundreise fast durch ganz Europa, um bei den Großmächten eine Hülfe für Frankreich zu erflehen. So war er in London, Wien und Florenz, fand überall zwar höfliche Worte, aber auch nicht die mindeste reelle Hülfe. Er hätte sich dies selbst sagen können, denn welcher Staat sollte sich wohl nach Sedan noch zum Bundesgenossen von Frankreich machen und mit einer im schnellen Untergehen begriffenen Größe, verbinden wollen? Der Egoismus leitet nun einmal die Politik der Kabinette, wie dies auch sein muß und dieser verbot es, sich mit einem total besiegten Volke zu verbinden. Ja hätte Preußen die Niederlage erlitten, welche Frankreich bei Sedan erfahren, es würde keinem Zweifel unterlegen haben, daß man den Minister Thiers in Wien mit offenen Armen empfangen, der Minister von Beust würde sicherlich ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm geschlossen und österreichische Truppen würden den Befehl erhalten haben in Schlesien einzurücken. Jetzt freilich war es mit Alledem nichts, und der kleine Thiers reiste unverrichteter Sache von Wien wieder ab, ja bekam nicht einmal das Großkreuz eines beliebigen Ordens, als Pflaster für seinen Schmerz. Im Gegentheil sogar in der Wiener Hofburg fing endlich einmal die vernünftige Ansicht zu dämmern an, daß Oesterreich gar keinen wichtigeren, nützlicheren und in jeder Hinsicht besseren Bundesgenossen als das neue mächtige deutsche Kaiser-

reich haben könne. So machte der Graf Beust mit seiner bekannten Gewandtheit, gute Miene zum bösen Spiel, und fing von jetzt an dem Minister von Bismarck, wie wir schon früher einmal anführten, ein weit besseres Einvernehmen anzubieten, als dies sonst stets der Fall gewesen. Eingedenk des Sprichworts vom reuigen Sünder, wurde dies plötzliche Freundschaftsbündniß des Wiener Kabinets auch in Berlin oder richtiger eigentlich jetzt in Versailles, gern angenommen, und augenblicklich herrscht zwischen Preußen-Deutschland und Oesterreich, ein so gutes Einvernehmen, wie noch niemals seit Jahrzehnten der Fall war. Möge dies zum Heil beider Staaten von nun an für immer der Fall sein und bleiben. Ebenso unverrichteter Sache mußte Thiers auch aus Florenz wieder abreisen. Der König Victor Emanuel hatte durch Frankreichs Blut die Lombardei, durch Preußens Blut aber Venetien erworben, freute sich sehr dieses Besitzes, hatte mit dessen Sicherung und der Ordnung der total zerrütteten Finanzen des Staates, noch sehr viel zu thun und dachte vernünftiger Weise nicht daran sich in diesen Kampf auch nur im Allermindesten einmischen zu wollen. Er war sehr froh daß die Verhältnisse ihm gestatteten, die strengste Neutralität beobachten zu können. Auch in London wollte man nur strenge neutral bleiben und unter dem Deckmantel dieser Neutralität, nur den Franzosen alles mögliche Kriegsmaterial zu theuren Preisen verkaufen. Man hätte auch bei uns das Gleiche gethan; glücklicher Weise erzeugt Deutschland aber alles Material, selbst zu dem großartigsten und langwierigsten Kriege, bei sich selbst in Ueberfluß und bedarf Englands Hülfe in keiner Weise. Daß das einst so stolze und mächtige Großbritannien, aber jetzt durch seine kleinliche, egoistische Krämerpolitik zu einem Staat zweiten Ranges, dessen Stimme weiter keine sonderliche Geltung in der europäischen Politik mehr besitzt, herabgesunken ist, zeigte sich in diesem Kriege recht bemerklich. Hoffentlich wird das vereinte mächtige Deutschland sich von Jahr zu Jahr immer mehr vom englischen Einfluß befreien und besonders immer weniger englische Waaren gebrauchen und bei sich einführen; dies ist die beste Rache, welche wir gegen die Engländer für ihre Unterstützung Frankreichs durch den Verkauf von allem möglichen Kriegsmaterial, fortan ausüben können. Auch in Dänemark, wo man Ende Juli schon ein Heer ausrüstete, um damit in Schleswig einzufallen, war man jetzt nach Sedan plötzlich sehr friedfertig geworden.

Besonders auch die schmähliche Blamage der so prahlerisch ausposaunten mächtigen französischen Kriegsflotte, sowohl in der Ost- wie Nordsee, hat wie ein Sturzbad auf die sanguinischen Hoffnungen die Dänemark auf Frankreichs Beistand setzte, eingewirkt.

So mußte Thiers denn gänzlich unverrichteter Sache von seiner diplomatischen Rundreise wieder nach Tours, wo inzwischen der Sitz der provisorischen Regierung aus Paris hinverlegt war, zurückkehren und konnte dort nur berichten, daß Frankreich in diesem Riesenkampf ganz allein ohne Bundesgenossen bleiben werde und nur gestützt auf seine eigene Kraft, solchen auskämpfen müsse. Es ist als ein großes politisches Glück zu betrachten, daß sowohl Frankreich als Deutschland in diesem riesigen Kampfe ganz ohne andere Bundesgenossen geblieben sind und nur jedes für sich allein und mit eigenen Kräften kämpfend und ringend, dastand. So kann dieser Krieg mit voller Wahrheit als der von Deutschland gegen Frankreich, und als ein Sieg der Deutschen über die Franzosen betrachtet werden.

Daß man aber in Paris zu einem heftigen Widerstand entschlossen sei, zeigte sich zuerst auch mit dem Ausfall vom 19. September gegen Truppentheile der Armee des Kronprinzen von Preußen.

Das V. Armeekorps war am 17. September auf einer Pontonbrücke bei Villeneuve über die Seine gegangen und hatte zum Schutz dieser Brücke, die beiden Regimenter Nr. 58 und 59 nebst 2 Batterien und 2 Eskadrons Kavallerie die umliegenden Höhen besetzen lassen. In der Absicht, diese Brücke zu zerstören, machten die Franzosen von Chateau-Brevannes her am 18. September einen heftigen Ausfall mit 6 Bataillonen von den Depots der Gardetruppen, die in Paris zurückgeblieben waren. Es kam zu einem mehrstündigen Kampfe, wobei unsere Truppen einen Verlust von ungefähr 60 Todten und Verwundeten erlitten, die Franzosen aber entschieden zurücktrieben.

Noch heftiger aber waren die Kämpfe, welche unsere Truppen am 19. September zu bestehen hatten. Vom Fort Bicêtre aus gingen die Franzosen mit starken Truppenmassen vor und griffen die Regimenter Nr. 58, 59, 7 und 47 so ungestüm an, daß die bairische Brigade Dietl den Preußen zu Hülfe kommen mußte. Nur nach mehrstündigem heißen Kämpfen gelang es endlich die Feinde wieder hinter Bicêtre zurückzuwerfen. Auch bairische Artillerie und Kavallerie kam bei dieser Gelegenheit zuletzt noch mit in das Gefecht. Ebenso er-

hielten an diesem Tage mehrere Truppentheile des VI. preußischen Armeekorps, die auf ihrem Marsch den Forts sich zu sehr genähert hatten, ein heftiges Feuer aus den schweren Geschützen. Unsere Verluste am 19. September an Todten und Verwundeten, beliefen sich auf einige hundert Mann; doch nahmen wir den Franzosen an 1000 Gefangene und eine Batterie, die umzingelt wurde, ab.

Die französischen Truppen, größtentheils aus Depots und von der Feldarmee in Paris zurückgelassenen Kranken und Maroden, aus denen man einige sogenannte Marschbataillone formirte, bestehend, hatten sich nur sehr mittelmäßig geschlagen. Besonders auch die Zuaven, sonst eine Elitetruppe der Armee, waren zuletzt in so eiliger Flucht zurückgegangen, daß der General Trochu das 1. Zuaven-Marschregiment durch einen öffentlichen Tagesbefehl hart tadelte, und durch ein Kriegsgericht strenge Untersuchungen und harte Bestrafungen verfügen ließ.

Die bairischen und preußischen Truppen hatten bei diesem Kampfe am 19. September aber wieder einmal so recht kameradschaftlich im Feuer neben einander gestanden.

Wenn wir auch in allen diesen Kämpfen entschieden Sieger blieben, so zeigten sich doch darin die ersten Anfänge einer hartnäckigen Vertheidigung von Paris und die Hoffnung, so schnell und mit so leichter Mühe, die deutsche Fahne auf den Tuilerien wehen zu lassen, wie man dies nach Sedan wohl gehofft hatte, wurde schon damals bei allen wirklich denkenden Militairs sehr herabgestimmt. Es lag noch viel Widerstandskraft in Frankreichs Hauptstadt; das stellte sich immer mehr heraus. Schon die starken Forts, ohnehin durch ihre natürliche Lage größtentheils auf Hügeln, sehr geschützt, und mit dem unleugbaren fortifikatorischen Geschick, welches die Franzosen in hohem Grade besitzen, erbaut, vermochten lange Zeit jedem Angriff zu trotzen. Verschiedene Rekognoscirungen von Generalstabsofficieren, welche durch früheren Aufenthalt in Paris, die Lage und Stärke aller einzelnen Forts genauer kannten, ergaben schon jetzt, daß die Franzosen die letzten Wochen mit dem größten Eifer daran gearbeitet hatten. Während die ursprüngliche Absicht des Königs Louis Philippe, der von 1842 an diese Forts nach harten Kämpfen mit den Kammern, erbauen ließ, gewesen war, durch Hülfe ihrer Kanonen die aufrührerische Stadt Paris zu bändigen und jede Revolution dort zu ersticken — wozu er

1848 aber trotzdem weder Muth noch Kraft besaß, hatte man in den letzten Wochen ihre Stärke gegen einen auswärtigen Feind möglichst zu vermehren gesucht. Und noch immer ward mit rastlosem Eifer und vollständiger Rücksichtslosigkeit gegen alles Andere, von Seite der Franzosen, hieran gearbeitet. Man konnte sich überhaupt bei dieser Cernirung von Paris jetzt schon so recht davon überzeugen, welchen harten und Alles vernichtenden Charakter dieser furchtbare Nationalitätskrieg jetzt immer mehr anzunehmen begann. In ihrem wilden Fanatismus und ihrem durch die letzten Niederlagen noch immer mehr gesteigerten Haß gegen alles Deutschthum, ließ die provisorische Regierung in Paris, unbedingt und ohne die mindeste Rücksicht Alles zerstören und vernichten, wodurch die Vertheidigung der Stadt nur im Allermindesten erschwert, ihre Belagerung aber erleichtert werden konnte.

Die so wunderschöne Umgegend der Stadt viele Stunden in der Runde, sonst unbedingt das reichste, wohl angebauteste, durch die Reize der Natur wie Kunst am Meisten verschönerte Stücklein Erde, was man in Europa nur finden kann, war jetzt vollständig verwüstet. Alle Brücken waren gesprengt, die Wege aufgegraben oder durch Verhaue gesperrt, und die prächtigsten Alleen mit den schönsten Bäumen schonungslos zusammengehauen worden. Alle diese reizenden Gärten, in denen die Gartenkunst ihre höchsten Triumphe feierte, diese eleganten Villen und schönen Schlösser, sonst der Sitz des Reichthums, des höchsten Luxus, des besten Geschmacks, die Alles vereinigten, was die Eleganz und der Comfort unserer Zeit nur zu erfinden vermag, waren jetzt Orte des Schreckens, der Zerstörung und Verödung. Ihre Thüren waren zertrümmert, ihre Fenster eingeschlagen, was nur fortzubringen war, hatten ihre flüchtenden Bewohner mit nach Paris genommen, und das Zurückgebliebene verfiel bald der Zerstörungslust der deutschen Soldaten. Es ist ein eigenthümliches, aber eigentlich nicht recht erfreuliches Zeichen, wie bald sich eine wilde Zerstörungslust, eine rohe Freude am Vernichten, auch der sonst streng disciplinirtesten Truppen bemächtigen kann, sobald der Krieg überhaupt erst einen wilden gehässigen Charakter anzunehmen droht, und besonders die Soldaten in Häuser, ja selbst Ortschaften kommen, welche von ihren geflüchteten Bewohnern vollständig verlassen sind. In der Umgegend von Paris, mit Ausnahme von Versailles, was durch

den Umstand, daß es das Glück hatte, zum königlichen Hauptquartier zu dienen, ungemein geschont wurde, war dies aber vollständig der Fall. Ich selbst fuhr Ende September einmal 3 Tage von Nogent nach Versailles durch eine Gegend, welche sonst wegen ihrer Wohlangebautheit und Belebtheit berühmt ist und kam dabei durch Dutzende von größeren oder kleineren Ortschaften, die von ihren Bewohnern vollständig verlassen waren. Auch kein altes Weib, nichts, gar nichts von der Civilbevölkerung war darin zurückgeblieben und Herculanum und Pompeji können in dieser Hinsicht keinen verlasseneren Anblick gewährt haben, als diese kleinen Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser und Landhäuser, mit ihren einst so schönen Gärten und prächtigen Parks. Nur Soldaten und nichts wie Soldaten in zahlloser Menge, oder sonst Personen, welche für die Armee thätig sein mußten und irgendwie mit ihr im Zusammenhang standen, konnte man sehen. Und wie war Alles verwüstet, zerstört, zertrümmert! Die elegantesten Boudoirs dienten oft zu Pferdeställen der Husaren, mit den kostbarsten Büchern der Bibliotheken wurden die Wachtfeuer genährt, Fortepianos von seltenen Hölzern mit wenigen Beilhieben zertrümmert, um in die Flammen geworfen zu werden, auf sammetnen Sophas lagerten sich Soldaten so wie sie eben von den Vorposten gekommen waren und die Fetzen von seidenen Gardinen dienten als Wischtücher. Nichts wie Verwüstung und wieder Verwüstung konnte man sehen, auch kein einziger Anblick des Friedens erfreute das Auge auf dieser ganzen dreitägigen Fahrt. Es war der Krieg in seiner wildesten und schrecklichsten Gestalt. Daß Paris wohl niemals wieder werden wird, was es bisher war, die Königin der Mode, des Geschmacks, und des üppigen Lebensgenusses, zu der wie nach einem Mekka, alle reichen Freunde des Luxus, aus der ganzen Welt, die sich so recht vergnügen wollten, hinströmten, konnte man schon im September gar deutlich erkennen. Besonders die Umgegend selbst, die so ungemein viel dazu beitrug, die Annehmlichkeiten der Hauptstadt zu erhöhen, wird sich in Decennien nicht von den Verwüstungen, welche jetzt wenige Wochen ihr zufügten, zu erholen im Stande sein. Es ist ein zwar furchtbar hartes aber wohl nicht unverdientes Strafgericht, was jetzt über diese Hauptstadt der Franzosen, von der aus seit zwei Jahrhunderten so viele Kriege, Revolutionen und Laster aller Art, über ganz Europa verbreitet wurden, ausgebrochen ist. Und doch wird es

deren Hochmuth, Eitelkeit, Frivolität und den komischen Wahn, das erste Volk der Welt zu sein, durch welchen besonders die Pariser selbst sich so widerlich hervorthun, auch jetzt noch immer nicht vernichtet haben. Diese Eigenschaften sind bei den echten Parisern zu unvertilgbar und sie können eher untergehen, als sie aufgeben. Da auf Befehl der provisorischen Regierung alle Lebensmittel der Umgegend in die Stadt selbst gebracht, oder wenn dies nicht anging, möglichst vernichtet waren, so fanden unsere Truppen als sie die Cernirungslinie bezogen, in den verlassenen Ortschaften nicht mehr viele Nahrungsmittel. Obst und Gemüse in den Gärten, Kartoffeln auf den Feldern und auch Weinvorräthe in den Kellern, wurden jedoch noch häufig entdeckt. Dieses gewaltsame Durchsuchen der verlassenen Ortschaften nach Lebensmitteln, führte leider auch allmählich zu andern Unordnungen und Plünderungen, und hatte manche Uebelstände im Gefolge. Auch zahlloses Gesindel strömte als Marketender, Lieferanten oder unter dem Vorwande, als Krankenpfleger zu dienen, jetzt immer mehr aus ganz Deutschland nach Frankreich und besonders zu dem Cernirungskorps vor Paris, stahl, plünderte, betrog die Franzosen auf alle mögliche Weise oder suchte die Soldaten zu Plünderungen zu verleiten, indem sie ihnen die gestohlenen Sachen zu Spottpreisen wieder abkauften. Auch auf den Eisenbahnen, in den Depots, bei den Liebesgaben wurde jetzt nur zu viel gestohlen und betrogen, und zwar selten von Franzosen, sondern größtentheils von Deutschen; kurz es zeigten jetzt sich immer mehr die Anzeichen der Verwilderung, die ein Krieg von längerer Dauer so leicht erzeugt. Grade die Leichtigkeit der Fahrt mit der Eisenbahn und die unverantwortliche Leichtfertigkeit, mit welcher manche Civil- und Militairbehörden oder einzelne Privatleute vornehmen Standes, Personen die sie weiter gar nicht kannten, Legitimationspapiere als Marketender, Krankenwärter, Handelsleute, Zeitungskorrespondenten; kurz unter allen möglichen Vorwänden nach Frankreich ausstellten, bewirkte, daß nur zu viele Vagabonden, Schwindler und sonstiges arbeitsscheues Gesindel dahin strömte. So geschah von jetzt an leider nur zu Vieles, was dem deutschen Namen wahrlich nicht zur Ehre gereichte und worüber die Franzosen mit vollem Recht empört sein und uns der Rohheit und Barbarei beschuldigen können. Zwar suchte die deutsche Feldgensdarmerie nach besten Kräften diesem gräulichen Unfug zu steuern und Dutzende von Personen wurden arretirt,

ausgewiesen, oder selbst wenn sie so dumm waren, daß sie gestohlene Sachen bei sich finden ließen, von den Gerichten bestraft, allein allzuviel wollten diese Bestrebungen gerade nicht helfen. Es waren theils zu wenig Feldgensdarmen, theils waren sie nicht gewandt und erfahren genug und größtentheils wurden sie mehr gegen die Franzosen selbst, als gegen das deutsche Gesindel verwandt.

Sehr vieler Unfug, den man fälschlicher Weise den Franzosen zur Last legte, ist entschieden von Deutschen verübt worden.

Es war nur ein Glück, daß wir die wichtige Eisenbahnlinie, welche von Nancy aus nach Deutschland führte, stets in unserm Besitz behielten und auch die Einnahme von Toul Ende September, den Eisenbahnbetrieb bis Nogent, ungefähr 6 Meilen von Paris, gestattete, sonst würde es schon im ersten Monat ganz unmöglich geworden sein, die kolossalen Vorräthe an Lebensmitteln aller Art, welche unsere Truppen, und die Tausende von Centnern Hafer, welche die Pferde der Cernirungsarmee um Paris täglich gebrauchten, immer in der genügenden Menge und Beschaffenheit herbeizubringen. So fuhren täglich sehr lange Eisenbahnzüge mit Lebensmitteln jeder Art, aus Deutschland nach Nogent und später nach Nanteuil, und viele Hunderte von Wagen, die theils in Fuhrwesenskolonnen vereinigt waren, theils weit und breit gewaltsam aus der ganzen Umgegend von den Bauern requirirt wurden, holten sie von dort zu den einzelnen Truppentheilen ab. So hat die Verpflegung eigentlich niemals gestockt, und Mangel an Lebensmitteln haben die Truppen höchstens nur auf einzelne Tage gehabt. Ja im Gegentheil, die Verpflegung war größtentheils sehr gut und reichlich und sehr viele Soldaten haben während des Feldzuges besser gelebt, als dies je zuvor zu Hause der Fall war und später in ihrem ganzen Leben noch sein wird. Auch für warme Kleidung, gutes Schuhzeug, Flanellhemden, wollene Socken und Unterbeinkleider, ward theils durch den Staat und häufiger noch durch Privatvereine und Liebesgaben sehr reichlich gesorgt. Es geschah übrigens mit diesen Liebesgaben, oft vielfacher Mißbrauch und Tausende von Flaschen Wein und Hunderttausende von Cigarren, die für die Kranken und Verwundeten bestimmt waren, blieben unterwegs und kamen in unrechte Hände. Trotzdem fehlte es in den Hospitälern niemals an dem Nothwendigsten und sowohl der Staat wie in noch reicherer Weise die Privatwohlthätigkeit, wetteiferten mit einander, den

Kranken und Verwundeten ihr hartes Schicksal so weit als möglich erleichtern zu helfen. Da die Sicherheit unseres Cernirungskorps vor Paris stets in etwas gefährdet war, man auch nicht wissen konnte, ob nicht Seuchen die Zahl der Kranken vergrößern, Schlachten die der Verwundeten sehr bedeutend vermehren würden, so war man unausgesetzt eifrig bestrebt, alle Verwundeten und Kranken, die den Transport nur irgendwie vertragen konnten, aus den Lazarethen in Frankreich und gar aus denen in der Gegend von Paris, nach Deutschland fortzuschaffen. Auch hierbei leistete die Eisenbahn die wichtigsten Dienste und ohne deren Hülfe wäre eine solche tägliche massenhafte Beförderung nach Deutschland, gar nicht durchführbar gewesen. Mit wahrhaft musterhafter Ordnung und Schnelligkeit ward auch jetzt das Feldpostwesen immer mehr organisirt. Es ist der höchsten Anerkennung werth, was alle unsere deutschen Feldposten in diesem Kriege leisteten, und mit welcher Thatkraft, Gewandtheit und Tüchtigkeit besonders vorzugsweise die norddeutschen Beamten, die zahllosen Schwierigkeiten aller Art, welche sich natürlich immer mehr steigerten, je weiter unsere Heere in Frankreich eindrangen, stets zu besiegen wußten. Mit der Post wetteiferte die Feldtelegraphie in Thätigkeit und Umsicht, und wo nur irgend ein größeres Truppenkommando einige Tage verweilte, da hatte der Telegraph auch sicherlich seine Drähte sehr bald hingeleitet. Zwar wurden solche häufig von Franktireurs, aufrührerischen Bauern und häufiger noch von unseren eigenen Soldaten aus Dummheit oder bloßer roher Zerstörungsluſt, wieder zerstört, mit unermüdlichem Eifer und jeder Gefahr trotzend, wußten die wackern Feldtelegraphen-Beamten aber solche stets in oft unglaublich kurzer Zeit wiederherzustellen. So sind während des ganzen Feldzuges wirklich wichtige Telegraphenlinien, kaum auf einige Tage unterbrochen gewesen.

Während unsere Heere um Paris somit über Posten und Telegraphen sehr gut verfügen konnten und stets in der schnellsten Verbindung mit Deutschland blieben, war man in der Stadt selbst so ziemlich von jeglicher Verbindung mit dem übrigen Frankreich abgeschnitten. Zwar konnte bei der Weitläuftigkeit unserer Cernirungslinie, deren Umkreis an 22 deutsche Meilen betrug, es niemals verhindert werden, daß sich nicht im Schutz der nächtlichen Dunkelheit, ortskundige und unternehmende Personen durch die deutsche Vorpostenlinie schlichen und Briefe aus und in die Stadt brachten, allein solch Durchschleichen

war doch stets gefährlich und unsicher. So bedienten sich die Pariser denn bald des Luftballons, um Nachrichten aus der Stadt hinaus, und der Brieftauben, um solche wieder hinein zu bekommen. Es sind während der ganzen Dauer der Belagerung, wohl einige 60 Luftballons in Paris aufgestiegen. Vier oder fünf davon fielen in Deutschland oder in solchen Theilen von Frankreich, die von unseren Truppen besetzt waren, nieder und geriethen so mit allen ihren Briefschaften und den Personen welche sie trugen, in unsere Gewalt; ein Ballon kam in Norwegen, ein anderer in England zur Erde, die übrigen erreichten alle glücklich ihr Ziel. Mit einem solchen Luftballon verließ auch Gambetta, der Minister des Innern, die Hauptstadt und gelangte glücklich nach Tours, wohin bei der Annäherung der deutschen Truppen vor Paris, der Sitz der provisorischen Regierung verlegt war. Es befanden sich nun in Tours fast sämmtliche Mitglieder derselben, mit Ausnahme von Jules Favre, der in Paris zurückgeblieben war. So sollte das Land von zwei Regierungen, die getrennt und nur in höchst unsicherer und unregelmäßiger Verbindung mit einander waren, regiert werden. Daß die Anarchie, die ohnehin schon herrschte, und die Unsicherheit und Rathlosigkeit in allen Verhältnissen, durch eine solche doppelköpfige Regierung noch mehr gesteigert werden mußte, war selbstverständlich. Es war wirklich als wolle das Schicksal dem französischen Volke jetzt keine Prüfung ersparen und ein zwar wohlverdientes, aber auch furchtbar hartes Strafgericht über dasselbe verhängen. Das diplomatische Korps hatte sich getrennt, und zwar waren die Gesandten von England, Italien und Oesterreich der Regierung nach Tours gefolgt, während die von Holland, Schweden, Nordamerika und der Schweiz und noch einiger anderer Staaten in Paris zurückgeblieben. Da der Graf Bismarck sich aber mit vollem Recht und großer Entschiedenheit, jede fremde diplomatische Einmischung verbat und sehr bestimmt erklärte, da die neutralen Mächte sich nicht darum bekümmert hätten, die ungerechte Kriegserklärung Frankreichs an Preußen zu verhindern, so sollten sie sich auch jetzt nicht in die Friedensverhandlungen einmischen, und er wünsche ihre Rathschläge gar nicht zu erfahren, so ruhte die diplomatische Thätigkeit aller dieser Herren während des ganzen Krieges fast gänzlich. Es war dies auch entschieden das Beste, denn so konnten die Federn doch nicht wieder verderben, was unsere Schwerter mühsam und mit vielem deutschen Blute errungen hatten, wie

dies 1814 auf dem berüchtigten Wiener Kongreß, und 1815 leider nur zu sehr der Fall gewesen war. Zwar versuchten der englische Gesandte mit frecher Zudringlichkeit, und auch der Fürst Metternich, der Vertreter Oesterreichs, mit bekannter Arroganz, wiederholt ihre Rathschläge dem Grafen Bismarck aufzudringen, allein sie erhielten zuletzt von diesem eine so wohlverdiente derbe Abfertigung, daß sie schon dadurch zum Schweigen gebracht wurden.

Beinahe wäre es übrigens unseren Posten gelungen, den Luftballon, in welchem Gambetta Paris verließ, in ihre Gewalt zu bekommen. Für Deutschland und mehr wohl noch für Frankreich, wäre diese Gefangennehmung von Gambetta ein großes Glück gewesen, denn der Krieg würde wahrscheinlich um einige Monate früher dadurch beendet worden sein. Mit einer ungeheuren Thatkraft, die man auch bei einem Feinde anerkennen muß, und wilder Rücksichtslosigkeit, die von einem fanatischen Hasse gegen uns Deutsche getrieben, alles Uebrige schonungslos opferte, wenn es galt irgend ein Mittel zur Fortführung des Kampfes zu gewinnen, wußte Gambetta den Krieg fortzuführen. Er war entschieden die leitende Kraft der Regierung in Tours, und in seiner Person concentrirte sich die gesammte wilde Kriegsführung, die von nun an gegen uns begann. Von dem Tage an daß er die Dictatur in Frankreich übernahm, denn dies war unleugbar der That, wenn auch nicht dem Namen nach der Fall, entstanden die großen Volksheere, die der gesammte preußische Generalstab selbst für unmöglich gehalten hatte, und Frankreich entfaltete noch 4 Monate hindurch eine Zähigkeit des Widerstandes und eine Kraft der Vertheidigung, welche Alle in Erstaunen, Preußens politische Gegner aber in Bewunderung versetzte. Er wich und wankte bis zum letzten Augenblick nicht, dieser Gambetta, und war unerschöpflich, immer von Neuem und wieder von Neuem, Hülfsmittel zu entdecken, durch welche er den Krieg bis zur äußersten Erschöpfung des Landes, fortzuführen vermochte. Und dennoch konnte er die Entscheidung wohl noch mit unendlichen Opfern Frankreichs, auf Monate verzögern, nun und nimmermehr aber verändern. Unsere Heere waren im September zu stark, zu fest disciplinirt, zu wohlgeführt und zu siegesbewußt, als daß die rohen, undisciplinirten Haufen, die Gambetta immer wieder gegen uns aussandte, sich selbst bei der größten Aufopferung, irgendwie nennenswerthe Erfolge zu erkämpfen vermochten. Was half es weiter,

wenn die Franktireurs auch einzelne Posten tödteten, kleine Detachements überfielen, tückische Eisenbahnzerstörungen verübten; kurz unseren Truppen den Dienst auf alle Weise erschwerten? Die Entscheidung konnte durch solchen Krieg doch nicht mehr verändert werden. Der Kampf ward nur grausamer und wilder, die Erbitterung der deutschen Truppen stieg immer mehr, das Brennen und Sengen oft in gänzlich unschuldigen Dörfern, aus denen von fremden Franktireurs auf unsere Soldaten geschossen war, riß immer mehr ein und Frankreich selbst was zum Kriegsschauplatz dienen mußte, auf dem diese Hunderttausende von gegenseitig fanatisirten Kriegern hüben und drüben monatelang mit wilder Wuth gegen einander rangen, ward dadurch in manchen weiten Landstrichen, fast zu einer großen Wüste gemacht und auf ganze Generationen hin vernichtet. Daß es so gekommen, ist zum Theil das Verschulden des Herrn Gambetta und seiner Genossen, bei denen die Leidenschaft mit dem Verstand durchging und der Haß die Augen so trübte, daß sie die Verhältnisse in ihrem vollen Umfange wie sie nun einmal waren, auch nicht im Entferntesten mehr zu übersehen vermochten. Wer Krieg führen will, der muß vor Allem die Zustände nehmen wie sie nun einmal sind, und darf nur mit gegebenen Größen rechnen. Daß sie dies nicht vermochten, hat 1866 die Fürsten von Hannover, Kurhessen und Nassau und 1871 Herrn Gambetta in das Verderben gestürzt, obgleich Letzterer freilich sonst an Talent und Thatkraft das erste unglückliche Triumvirat ganz unendlich weit überragte.

Dabei ward der Krieg von den Franzosen auch jetzt noch nach wie vor, auf eine ungemein planlose, ungeschickte Weise und mit einer wirklich oft fabelhaften Unkenntniß ihres eigenen Landes geführt. Sie thaten alles mögliche, vollständig Nutzlose, wohin z. B. auch der heftige sehr schlecht geleitete Ausfall, der am 30. September von Paris wieder unternommen wurde, gehört, und versäumten dabei das für ihre Sache wirklich Nützliche. Zu Letzterem gehört unbedingt, daß sie nicht dahin strebten, unsere Eisenbahnlinie von Nogent über Versailles nach Deutschland, gründlich zu zerstören. Dieselbe war für uns, wie schon angeführt, von der höchsten Wichtigkeit und wir hätten vielleicht die ganze Cernirung von Paris aufgeben müssen, solche jedenfalls aber nicht mit der nöthigen Energie durchführen können, wenn wir diese Eisenbahn nur auf einige Wochen entbehren mußten. Und wie leicht

wäre es den Franzosen im September gewesen, solche so zu zerstören, daß unsere Feldeisenbahn-Abtheilungen sie auch in Wochen nicht wieder herzustellen vermochten. Es fehlte uns damals, da Metz, Straßburg, Toul und andere Festungen noch mit bedeutenden Truppenmassen belagert wurden, wir auch an der Ost- und Nordseeküste noch zum Schutz gegen etwaige Landungsversuche der Flotte, einen großen Theil der Landwehr zurückgelassen hatten, theils sehr an Mannschaften, um die ganze lange Bahnstrecke genügend zu bewachen, theils war auch eine große Sorglosigkeit und eine gewisse geniale Verachtung der Feinde und ihrer Hülfsmittel allzusehr bei uns eingerissen. So wurden die wichtigsten Bahnhöfe oft nur mit kleinen Detachements von 30—50 Mann besetzt und wenn man des Nachts vor einen Tunnel gar einen Doppelposten stellte, so glaubte man ein Ueberflüssiges gethan zu haben. Wie leicht hätten die Feinde dies benützen können! Wenn von Langres aus, was stets in französischem Besitz blieb und im September noch gar nicht cernirt wurde, ein Trupp von 3—400 kühnen, gewandten Franktireurs, mit einigen Ingenieuren an der Spitze, sich heimlich an die Tunnels der Bahn durch die Vogesen schlich, die dortigen schwachen Wachen in der Nacht überfiel und nun diese Tunnels sprengte, so wäre dies gar nicht ein so schwieriges und gefährliches und doch für uns höchst schädliches Unternehmen gewesen. Und wo möglich in gleicher Nacht, hätte man von Langres aus, was sich so trefflich zum Mittelpunkt für alle diese Unternehmungen eignete, die Moselbrücke bei Fontenay und den Tunnel hinter Toul sprengen müssen, was ebenfalls damals gar nicht so sehr schwierig gewesen sein würde. Durch diese Sprengungen wäre die Bahn von Deutschland über Nancy nach Nogent so gründlich vernichtet worden, daß sie vielleicht in Monaten nicht mehr zu benützen gewesen. Der Transport von Lebensmitteln, Geschützen und Munition zu unsern Truppen vor Paris wie vor Toul, wäre dadurch fast unmöglich geworden, und alle unsere Arbeiten vor diesen Städten, hätten mindestens eine ganz unendliche Störung erlitten. Die Franzosen hätten dadurch Zeit gewonnen, ihre neuen Heere an der Loire und im Norden und Westen des Landes zu organisiren und die Lage der 220,000 Mann, mit denen wir Paris cernirten, wäre eine überaus bedenkliche geworden. Aber nichts, gar nichts von alledem geschah, und wenn man den ganzen Verlauf dieses Krieges ruhig überlegt, so wird man sich der Ansicht, daß wir ganz unendlich viel Glück in Allem und

Jedem dabei hatten, und unsere Gegner stets möglichst ungeschickt gegen uns verfuhren, nicht verschließen können. Was an heimlichem Aufreißen der Schienen oder um einen Zug zum Entgleisen zu bringen, wie dies wiederholt vorkam, geschah, war stets das Werk rachsüchtiger französischer Bahnbeamten, die ihres Dienstes entlassen waren und sich nun dafür rächen wollten. Es führte dies von deutscher Seite, nur zu oft zu der grausamen Härte, Dorfschaften in der Nähe, die gewöhnlich vollständig unschuldig an solchen Zerstörungen waren, mit fast unerschwinglichen Strafcontributionen zu belegen oder selbst die Häuser niederzubrennen. Auch verfiel man auf das vollständig nutzlose komisch-grausame Mittel, daß stets Notabilitäten aus den betreffenden Städten, auf der Locomotive fahrend, die Züge begleiten mußten. Es hat dies Mittel, was die Russen 1863 in Polen angewandt haben sollen, nur nutzlos erbittert und auch nicht im Allermindesten genutzt, denn die Personen welche die Schienen aufrissen, kümmerten sich verzweifelt wenig darum, ob irgend ein Maire oder eine andere Notabilität dabei verunglückte.

Als man im Januar durch Franktireurs von Langres aus, die Moselbrücke bei Fontenay sprengte, wofür dann das Dorf Fontenay, obgleich die Schuld von dessen Einwohnern nicht im Allermindesten bewiesen war, niedergebrannt wurde, da war diese Zerstörung der Bahn viel zu spät und konnte das Schicksal von Paris auch keinen Tag mehr aufhalten.

Der Umstand, daß die Eisenbahn von Nancy nach Nogent durch die Festung Toul gesperrt wurde, gab dieser eine Bedeutung, welche sie sonst entschieden nicht gehabt hätte. Schon im August als die Armee des Kronprinzen von Preußen, von Nancy nach Epernay marschirte, hatte man versucht Toul zu überrumpeln, was aber damals entschieden mißlang und einigen Regimentern vom IV. Armeekorps, die damit beauftragt waren, recht unnützer Weise einen empfindlichen Verlust zuzog. Seitdem war die Festung von verschiedenen Truppen cernirt und auch wohl hie und da mit Feldgeschützen beschossen worden, ohne daß dies, wie es eigentlich auch erwartet werden konnte, nur den mindesten Erfolg hatte. Man hatte auch alte glatte französische Festungsgeschütze, die in der kleinen Vogesenveste Marsal vorgefunden waren, hier anwenden wollen, doch war auch dies Bombardement nur sehr kläglich ausgefallen. So hatte man hier immer getrödelt und

nichts Rechtes war geschehen. Als jedoch unsere Truppen die Cernirung von Paris begannen, war der Besitz von Toul von der größten Wichtigkeit und so ertheilte der General von Moltke den Befehl, daß die Belagerung alsbald mit einer Energie welche zum Ziele führe unternommen werden solle.

So wurden denn schwere gezogene Festungsgeschütze aus Cöln und Magdeburg herbeigeschafft, und da der Großherzog von Mecklenburg, inzwischen mit der 17. Division vom IX. Armeekorps, welche bisher zum Küstenschutz in Schleswig-Holstein zurückgeblieben, auch in Frankreich eingerückt war, ward er mit dieser Belagerung beauftragt.

Am 12. September traf diese Division in den Kantonnements bei Toul ein und von da an begann die Belagerung ernsthaft. Die Festung selbst war klein und konnte durch Batterien mit weittragenden Geschützen, von einem hohen Bergkegel Mont St. Michel, der unfern davon aus der Ebene aufstieg, sehr leicht zusammengeschossen werden. Ein mit Wasser gefüllter Wallgraben und hohe Mauern sicherten sie jedoch gegen jeden Handstreich.

Am 18. September erfolgte die erste Beschießung vom St. Michel aus, durch 5 mecklenburgische und preußische Batterien; doch war das Kaliber der Feldgeschütze zu leicht, um sonderlichen Schaden zuzufügen.

Am 20. September trafen aber 26 schwere Belagerungsgeschütze ein, und nun erst konnte die Belagerung wirklich ernsthaft anfangen.

In der Nacht zum 22. September begann der Bau der Batterien, der von den Feinden seltsamer Weise gar nicht gestört wurde und nun ward am folgenden Tage ein sehr heftiges Feuer auf die Stadt eröffnet. Schon um 9 Uhr ging die Kaserne von Toul in Flammen auf und bald sah man auch, daß viele Gebäude in der Stadt arg beschädigt waren. Glücklicher Weise wurde die schöne Kathedrale von Toul, ein Meisterwerk gothischer Baukunst, von den deutschen Kugeln nur wenig getroffen, so daß die Beschädigungen bald wiederhergestellt werden können.

Der Kommandant von Toul sah ein, daß die ganze Stadt bald vollkommen nutzlos zu einem Trümmerhaufen zusammengeschossen sein würde, wenn er den Widerstand noch länger fortsetzte und verlangte um 4 Uhr Nachmittags zu kapituliren. Die Kapitulation wurde in der Nacht von dem Oberst von Krenski, Generalstabschef des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, abgeschlossen und schon am nächsten

Morgen konnte Letzterer an der Spitze der mecklenburgischen Brigade seinen Einzug in der eroberten Festung halten. Es fielen 197 bronzene Geschütze, 3000 Gewehre, viel sonstiges Kriegsmaterial und 119 Officiere nebst 2240 Mann, zu zwei Drittheilen Mobilgardisten, bei dieser Einnahme von Toul in unsere Hände. Die Belagerung selbst hatte den deutschen Truppen kaum ein Dutzend Todte und Verwundete gekostet.

Der Besitz von Toul war, wie schon erwähnt, deshalb für das deutsche Heer von so besonderer Wichtigkeit, weil dadurch die ganze Eisenbahn von Nancy bis nahe vor Paris in unsere Gewalt kam.

XI. Kapitel.

Die Kämpfe um Paris im Monat October. Sonstige Verhältnisse daselbst. Die Einnahme von Soissons. Die Formation der XIII. und XIV. Armee. Der Vormarsch letzterer in die Vogesen. Das Garibaldische Korps. Kämpfe. Einnahme von Dijon. Eroberung von Schlettstadt und Neu-Breisach.

Wenn es auch unserer Ansicht nach, ein schwer verzeihlicher Fehler des Generals Trochu war, nicht einen Massenausfall mit Anwendung aller nur irgendwie verfügbaren Kräfte gegen Versailles, zu unternehmen, so ließen es die Franzosen dafür an kleinen Ausfällen nicht fehlen. Freilich konnten diese mit den geringen Kräften mit denen sie ausgeführt wurden, niemals zu einem Resultate führen. So fand ein ziemlich heftiger Ausfall am 30. September statt, der mit 2 Divisionen vom Korps des Generals Vinoy unternommen wurde. Die Franzosen brachen am frühen Morgen in 3 verschiedenen Kolonnen auf. Die eine Kolonne ging vom Fort Issy und traf auf Truppen vom VI. preußischen Armeekorps, mit denen es bald zu einem heftigen Gefecht kam, die zweite Hauptkolonne stürmte von den Forts Montrouge und Bicêtre aus gegen die Ortschaften Choisy und Villejuif, ward aber dort nach heftigem Kampfe ebenfalls von Truppen dieses Korps zurückgeworfen, während die dritte Kolonne mit Truppen vom XI. Armeekorps in ein Gefecht gerieth. Gegen 11 Uhr Morgens

waren die Franzosen überall wieder zurückgeworfen und ließen an 200 Todte und Schwerverwundete auf dem Schlachtfeld. Unter ersteren befand sich der französische General Guilielm. Auch auf deutscher Seite betrug der Verlust an Todten und Verwundeten, einige hundert Mann. Ein anderes Ausfallgefecht fand ebenfalls von Truppen des Vinoy'schen Korps am 5. October statt. Das Fort Mont Valérien, unbedingt das stärkste aller Pariser Forts, eröffnete an diesem Tage eine ungemein heftige Kanonade auf die Verschanzungen, welche die preußischen Truppen zwischen Sèvres und St. Cloud anlegten. Unter dem Schutz dieses Kanonenfeuers, gingen an diesem Tage starke französische Truppenabtheilungen aus dem Mont Valérien vor, um sich wo möglich der von uns neu angelegten Verschanzungen zu bemächtigen, kehrten aber bald wieder um, als sie auf lebhaften Widerstand dabei stießen. Es schien fast, als wollten die französischen Befehlshaber ihre jungen, fast durchweg neu formirten und sehr schlecht disciplinirten Truppen, durch alle solche kleine Gefechte erst an das Feuer gewöhnen und kampftüchtig machen; einen andern Zweck konnten solche mit so äußerst geringen Mitteln unternommene Ausfälle, wohl nicht haben.

Die französische Besatzung von Paris Anfang October, bestand nun, so weit man eine zuverlässige Kenntniß über ihre Stärke und Beschaffenheit einziehen konnte, aus folgenden Truppen: An Linientruppen das XIII. Korps unter dem General Vinoy und das XIV. Korps unter dem General Renault. Jedes Korps hatte 3 Infanteriedivisionen und betrug die Stärke jeder Infanteriedivision 8—9000 Mann, so daß beide Korps zusammen wohl 50,000 Mann stark sein konnten. Diese Liniendivisionen bestanden aus den Regimentern die früher in Rom gestanden hatten, einigen Regimentern, die nach der Schlacht bei Wörth aus dem Süden gekommen waren und den Depots der Garde- und Linienregimenter, welche früher die Garnisonen von Paris, Versailles und den umliegenden Orten gebildet hatten. Viele Reconvalescenten, die nach den ersten Schlachten, nach Paris zur Heilung gekommen waren, wurden in diese Linienregimenter eingereiht, ebenso traten altgediente Soldaten, die jetzt in der Hauptstadt lebten, als Freiwillige darin ein. So hat die Stärke dieser Truppen, die den Kern der ganzen Besatzungsarmee bildeten, während der Dauer der Belagerung niemals unter 50,000 Mann betragen. Die Kavallerie zählte an 6000 Mann, und bestand größtentheils aus den anfänglich zurückgebliebenen fünften

Schwadronen der Gardekavallerieregimenter und einiger anderer Linienregimenter, die in der Nähe gestanden hatten. Versprengte und wieder genesene Kavalleristen aller möglichen Regimenter, und auch Freiwillige traten stets hier ein, und so nahm die Stärke niemals ab.

Ein sehr gutes Korps waren die Infanteristen und Artilleristen der Marine, deren Zahl wohl an 10,000 Mann betrug. Man hatte solche im Monat September nach der Kapitulation von Sedan, als die Gefahr der Belagerung von Paris sehr nahe gerückt war, noch in größter Eile aus Brest und Cherbourg in die Hauptstadt kommen lassen. Diese Marinetruppen bildeten größtentheils die Besatzung der Forts, hielten strenge Disciplin, schlugen sich gut und bildeten weitaus den gefährlichsten Feind, den wir hier zu bekämpfen hatten. Besonders die Artilleristen der Marine, zeichneten sich durch ihre geschickte Bedienung der Geschütze sehr aus.

Die Stärke der Mobilgardisten betrug an 100,000 Mann. Sie bestanden theils aus Mobilgardisten einiger nördlicher Departements, theils aus denen der Stadt. Unter Ersteren befanden sich mehrere tüchtige Bataillone, denen zwar die Waffengeübtheit und erfahrene Führer, keineswegs aber Muth, Disciplin und guter Wille mangelten. Weit schlechter waren im Allgemeinen die Mobilgardisten der Hauptstadt selbst, bei denen Indisciplin, Renommisterei und Maulheldenthum häufig vorherrschten. Sie renommirten zwar viel, leisteten aber nur wenig und waren stets geneigt, alle gefährlichen und besonders beschwerlichen Dienste, ihren Kameraden von der Linie oder aus der Provinz zuzumuthen.

Die Pariser Nationalgarde betrug 194 Bataillone, die neu formirt wurden, und 60 alte Bataillone, die schon früher bestanden hatten. Die Stärke der einzelnen Bataillone war sehr verschieden und abwechselnd. Da zuletzt fast jeder Mensch von 20—40 Jahren, der gesund und kräftig war, theils freiwillig, theils gezwungen in diese Nationalgarde eingereiht wurde, so betrug deren Gesammtstärke eher über als unter 200,000 Mann. In einzelnen Gefechten haben sich mehrere Bataillone dieser Nationalgarde zwar nicht geübt und gut ausgebildet, aber doch sonst sehr muthig geschlagen, im Allgemeinen aber bildete sie den unzuverlässigsten Theil der Pariser Besatzung. Indisciplin, geringe Lust an Strapazen und Gefahren theilzunehmen, Ungeschicklichkeit selbst in den Elementargegenständen aller militairischen

Disciplinen, dagegen Hang zum Renommiren und Politisiren und sich auf den Boulevards als Helden bewundern zu lassen, waren die Haupteigenschaften zahlloser Officiere und Soldaten dieser Nationalgarde-Bataillone. Der übermüthig frivole Charakter der Pariser Bevölkerung, der diesen Krieg so wesentlich mit verschuldet und Frankreich dadurch in so tiefes Unglück und Verderben gestürzt hat, charakterisirte sie auf die widerlichste Weise. Auch an mehreren phantastischen Truppen unter allen möglichen abenteuerlichen Benennungen, als Franktireurs der Presse, Rächer von Paris, Kinder des Todes, ja selbst an einem weiblichen Amazonenkorps, großentheils aus Damen der Demimonde bestehend, fehlte es nicht. Alle diese Korps renommirten zwar sehr viel, leisteten aber ungemein wenig, wie dies stets bei ihnen der Fall sein wird, und haben dem General Trochu durch ihre Indisciplin oft mehr Schaden wie der Stadt Paris, welche sie mit ihrem Blute vertheidigen wollten, auch nur den mindesten Nutzen geschafft.

Alles in Allem, betrug Mitte October die Zahl der Vertheidiger der Stadt, welche gegen uns unter den Waffen standen, wohl an 400,000 Mann. Da unser ganzes Cernirungskorps damals aus dem IV., V., VI., XI. und XII. norddeutschen Bundesarmeekorps, der preußischen Garde, dem I. und II. bairischen Korps und der würtembergischen Division bestand, die meisten dieser Korps zu jener Zeit aber nur schwach waren, denn die Verluste von Wörth, Vionville, Gravelotte und Sedan waren noch nicht wieder ergänzt und die neuen Ersatzmannschaften noch nicht eingerückt, so konnte man deren Stärke auf höchstens 240,000 Mann unter den Waffen anschlagen. Es war daher wie schon erwähnt ein sehr kühnes, nur auf die Unfähigkeit der feindlichen Generale, größere gemeinsame Pläne zu machen und durchzuführen, berechnetes Unternehmen, mit solchen 240,000 Mann eine an 14 Meilen lange Cernirungslinie um Paris mit seinen 400,000 Vertheidigern zu ziehen und zugleich den sich an der Loire und im Nordosten bei Amiens allmählich immer mehr formirenden neuen feindlichen Armeekorps, welche zum Entsatz der Hauptstadt des Landes heranrücken wollten, die Spitze zu bieten. Was hätten die Franzosen im Monat October noch Alles erreichen können, wenn sie schneller, energischer und besonders auch einmüthiger, und einer festen, geschickten Hand unbedingt gehorchend, gewesen wären und weniger geredet und halb verrückte Proklamationen erlassen, und dafür mehr gehandelt hätten!

Der General von Moltke hat besonders in der zweiten Hälfte des October, als die Bildung einer starken Loire-Armee immer weiter vorschritt, gewiß oft sehnsüchtig auf die Nachrichten von Metz geharrt, ob diese Festung denn noch immer nicht kapituliren wollte, und somit mindestens 150,000 Mann vortrefflicher Feldtruppen des dortigen Cernirungskorps, zu weiteren Operationen verfügbar wurden. Ein Glück war es unter diesen Umständen, daß Ende September durch die Kapitulation von Straßburg, der größte Theil des daselbst thätigen Belagerungskorps zu weiteren Operationen im freien Felde verfügbar wurde. Die Garde-Landwehrdivision, die bis dahin vor Straßburg gestanden hatte, ward nun in Eile nach Versailles befördert, um so mit die Lücke füllen zu helfen, welche durch den Abmarsch des bairischen Korps unter dem General von der Tann, und der 22. Infanteriedivision vom XI. Armeekorps nach Orleans entstanden.

Eine recht nutzlose That, wie solche die Franzosen in diesem Kriege so häufig verübten, war die Inbrandschießung des berühmten Schlosses St. Cloud, am 13. October durch die Kanonen des Mont Valérien. Die deutschen Truppen hatten im Allgemeinen von dem Besitz von St. Cloud nur einen äußerst geringen Vortheil, außer daß sie in dem oberen Stock des berühmten, großartigen Schlosses, einen sehr bequemen Observationsposten errichteten. Vielleicht nicht so bequem und comfortabel für die damit beauftragten Officiere, aber im Allgemeinen ebenso zweckmäßig, konnte dieser Observationsposten auch auf einem der vielen Hügel, an denen die schöne Umgegend von Paris so reich ist, aufgestellt werden. Sei es der Wunsch, die Deutschen von diesem Observationsposten zu vertreiben, oder kopflose Dummheit und bloße rohe Zerstörungslust, wie solche in jedem Kriege allmählich leider immer mehr bei allen Truppen einzureißen beginnt, oder wollte die republikanische Regierung St. Cloud deshalb vorzugsweise gern der Vernichtung preisgeben, weil es ein napoleonisches Schloß war und besonders viele Erinnerungen des Geschlechtes der Napoleoniden enthielt, und dieses, zur Veränderung einmal für den Augenblick, jetzt in Frankreich äußerst unpopulär war, bis seine Zeit auch wieder daselbst kommen wird; kurz die Kanonen des Mont Valérien schossen am 13. October das ganze große Schloß St. Cloud, mit Brandraketen in Brand, so daß es vollständig in Flammen aufging und eine formlose Ruine wurde. Es war dies ein Akt recht nutzloser Barbarei. Auf

ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen von Preußen, der sich nach der Brandstätte begab, mußten preußische Soldaten einen Theil der Bibliothek, des kostbaren Mobiliars und der reichen Kunstschätze des Schlosses, aus den Flammen retten und vorläufig in Sicherheit bringen, während ein großer Theil aber verbrannte, sonst verloren ging und theilweise auch in den Händen der Retter hängen blieb. Ueber diese Rettung von Sachen aus dem brennenden Schloß St. Cloud, ward später von mancher officiösen preußischen Feder, ein wirklich lächerliches Ruhmgeschrei erhoben und solches als die größte That der Humanität gepriesen. Wenn nicht zufällig der Kronprinz an Ort und Stelle gekommen, dessen ausdrücklicher Wille es stets war, daß dieser Krieg stets so human als nur irgend möglich geführt und jede nutzlose Zerstörung entschieden vermieden werden sollte, so würde diese Rettung sicherlich nicht geschehen sein, denn leider nahm die Freude am Zerstören als am Retten von französischem Eigenthum, im Allgemeinen bei den deutschen Truppen jetzt immer mehr zu. Auch die berühmte Porzellanmanufactur von Sèvres, wollten die Franzosen anfänglich in Brand schießen, unterließen dies jedoch später vernünftiger Weise. Auch hier mußten auf ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen von Preußen, der überhaupt wo er erschien, als der gute Genius des Landes und der strenge Unterdrücker von Barbarei und Roheit, so viel er dies nur vermochte, betrachtet werden kann, die werthvollsten Sachen von preußischen Soldaten gerettet werden. So wetteiferten jetzt Franzosen und Deutsche mit einander, die Umgegend von Paris, viele Stunden in der Runde, auf eine mitunter vollständig nutzlose und zwecklose Weise möglichst zu zerstören und zu verheeren, und man muß leider bekennen, daß Beiden solch edles Werk häufig nur zu gut gelungen ist.

Gänzlich ohne Sinn und Nutzen, unterhielten die schweren Geschütze der Pariser Forts, sehr häufig ein furchtbares Feuer auf unsere Vorposten. Lange Stunden krachten mitunter die Kanonen, als würde die größte Feldschlacht geschlagen und häufig wurde dabei durch all dies ziellose Feuern, auch kaum ein einziger deutscher Soldat getödtet oder nur verwundet. Wenn man nur annimmt, daß ein jeder solcher Schuß aus den schweren Kanonen des Mont Valérien, durchschnittlich an Pulver und Blei mindestens 2 Thaler kostet, so haben die Franzosen Millionen vollständig nutzlos in die Luft verknallt. Es war überhaupt in der ganzen Leitung der Vertheidigung von Paris, ein

überaus planloses Wesen und der gänzliche Mangel an einem bestimmten System, nicht zu verkennen. Im Innern der Stadt mußte nichts weniger als Einigkeit herrschen, verschiedene Partheien sich mit ihren Plänen und Absichten durchkreuzen und jedes einmüthige energische Handeln verhindern; dies ging während der ganzen Belagerung immer mehr aus Allem hervor. Von deutscher Seite ward dies nutzlose Artilleriefeuer fast niemals erwiedert und nur wenn es galt etwaige Ausfälle der Pariser Garnison zurückzutreiben, donnerten unsere Kanonen ebenfalls, sonst schwiegen sie fast gänzlich. Mit den Feldbatterien konnten wir ohnehin nichts gegen die Forts ausrichten und schweres Belagerungsgeschütz fehlte im October noch gänzlich. Man hatte sich wie schon erwähnt, im deutschen Hauptquartier wohl anfänglich mit der Hoffnung geschmeichelt, auch ohne eine eigentliche Belagerung den Einzug in Frankreichs Hauptstadt feiern zu dürfen und so war im September noch keine Anstalt getroffen, schweres Geschütz für das Cernirungsheer hertransportiren zu lassen. Die schon angeführten Unterhandlungen, welche Graf Bismarck mit Jules Favre hatte, vernichteten aber diese Hoffnungen eines baldigen Friedens gänzlich, und so sah man im Hauptquartier bald ein, daß ohne die beredte Sprache der schweren Kanonen, Paris schwerlich zur Uebergabe geneigt sein würde. Es ward daher in einem Kriegsrathe der Entschluß gefaßt, schweres Belagerungsgeschütz kommen zu lassen und dies nun auch mit der großen Energie, welche alle Maßregeln der preußischen Heeresführung in diesem Kriege so äußerst vortheilhaft kennzeichnet, ausgeführt. Der Transport von einigen hundert Geschützen schwersten Kalibers, denn so viel bedurfte man wenn ein irgendwie wirksames Feuer auf die Kette der Forts begonnen werden sollte, machte aber ungemeine Schwierigkeiten. Bis Nogent und Nanteuil und später bis Lagny konnten diese Geschütze wohl mit der Eisenbahn befördert werden, von da an mußten sie 6—8—10—12 Meilen auf von zahllosem Fuhrwerk total zerfahrenen Landstraßen, mit Pferden gefahren werden. Oft mußten 8—12 Pferde vor eine einzige Kanone gespannt werden und wenn dann ein Stück an der Lafette zerbrach, so stockte der ganze Transport oft Tage lang, bis der Schaden wieder auf improvisirten Feldschmieden hergestellt war. Es gab unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden, und selbst bei der rastlosesten Thätigkeit vergingen lange Wochen, bevor die Geschütze herbeigeschafft waren. Und noch mehr Arbeit erforderte es

fast die Hunderttausende von Centnern mit Munition, welche diese Geschütze erforderten, herbeizuschaffen. Man sah ein, daß es unbedingt nothwendig war, das Bombardement von Paris, wenn es einmal angefangen hatte, dann auch ununterbrochen bis zu einem entsprechenden Ende fortzusetzen und dazu mußte ein Vorrath von Munition vorhanden sein, der nöthigenfalls einige Wochen ausreichte. So vergingen die Monate October und November, ohne daß man selbst beim besten Willen im Stande gewesen sein würde, eine Beschießung der Forts auf eine kräftige und ihrem Zweck vollkommen entsprechende Weise zu beginnen. Es gab schon in diesem Herbst viele ungeduldige Stimmen in Deutschland, welche sich unterfingen es hart tadeln zu wollen, daß das Bombardement der Stadt Paris nicht alsbald beginne. Hätten diese nur eine Ahnung von der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens gehabt und was es bedeuten wolle, den Mont Valérien und die lange Kette der übrigen Forts um Paris wirklich kräftig zu beschießen, sie würden mit ihrem gänzlich unbegründeten Tadel wohlweislich geschwiegen haben.

Nachdem die Franzosen am 13. October das schöne Schloß St. Cloud so vollständig nutzlos gänzlich zerstört hatten, unternahmen sie am 21. October, vom Mont Valérien aus, einen neuen heftigen Ausfall.

Nach einer starken Kanonade setzten sich 14 französische Infanterie-Bataillone, gegen die Ortschaft Bougival in Bewegung. Da gleichzeitig mehrere auf der Seine stationirte französische Kanonenboote ein heftiges Feuer auf die deutschen Truppen eröffneten, so gelang es den Franzosen, im ersten Anlauf Bougival zu nehmen. Es gingen jetzt aber 40 preußische Feldgeschütze vor und eröffneten ein sehr gut gerichtetes Feuer auf die Feinde. Unter diesem Schutz stürmten Regimenter der 9. und 10. Infanteriedivision und das 1. Gardelandwehr-Regiment, kräftig vor. Die Franzosen gingen alsbald aus Bougival wieder zurück und in und um Malmaison kam es noch zu einem lebhaften Kampfe, bei dem die Feinde aber bald zurückgeworfen wurden, gegen 5 Uhr Nachmittags das Gefecht abbrachen und hinter den Mont Valérien, der noch $^1/_2$ Stunde länger feuerte und dadurch die Verfolgung unserer Truppen hemmte, zurückgingen. Die Franzosen hatten einige hundert Gefangene und 2 Geschütze, die vom preußischen 50. Regiment weggenommen wurden, verloren. Da sie ihre Todten und Verwundeten größtentheils mit zurücknahmen, so ist deren Zahl

unbekannt geblieben, mochte aber immerhin einige hundert Mann betragen. Der deutsche Verlust an Todten und Verwundeten, belief sich auf 150 Mann.

Was man mit diesem Ausfallgefecht von französischer Seite eigentlich bezwecken wollte, dürfte schwer zu sagen sein. Daß man mit 9 Infanteriebataillonen doch keine wichtigen Erfolge erreichen und gar einen Durchbruch und eine Sprengung des Cernirungskorps erzwingen konnte, mußte man doch selbst einsehen. Und wenn es nun auch wirklich geglückt wäre, Bougival und Malmaison auf kurze Zeit zu behaupten, so wäre dies auch weiter kein sonderlicher Nachtheil für die deutsche Sache gewesen. Sehr wahrscheinlich hätten wir diese Ortschaften doch über kurz oder lang wieder genommen. Wollten die französischen Generäle aber durch diese häufigen kleinen Ausfallgefechte ihre neuformirten Truppen an das Feuer gewöhnen und kampftüchtig machen, wie man wirklich annehmen muß um eine Erklärung derselben zu finden, so waren dies freilich sehr kostbare Lectionen, denn es gingen immer Hunderte von Menschen dabei verloren.

Ein heftiges Ausfallgefecht fand am 28. October statt. Es gingen mehrere französische Bataillone sehr rasch und unbemerkt gegen das Dorf le Bourget, im Nordosten der Stadt gelegen, vor, erstürmten solches und warfen ein Bataillon der preußischen Garde, welches die Besatzung bildete, zurück, wobei dieses mehrere Gefangene verlor. Es war dies eine kleine Schlappe die wir erlitten, wenn sie auch weiter von keiner sonderlichen Bedeutung war, und das Siegesgeschrei, welches man darüber in Paris erhob, ungemein lächerlich erscheinen mußte. Man versuchte nun am 29. October von preußischer Seite, die Feinde durch eine lebhafte Kanonade aus Bourget zu vertreiben, jedoch ohne Erfolg. Im Gegentheil konnte man bemerken, daß diese sich in dem Orte zu verschanzen anfingen und die Straßen verbarrikadirten, in den Häusern Schießscharten brachen; kurz Alles anwendeten, ihre neue Eroberung so fest als möglich zur Vertheidigung zu machen.

Da man deutscher Seits die Feinde in dem Besitze von le Bourget nicht lassen wollte, und es besonders die preußische Garde verdroß, daß grade sie daraus verdrängt war, so erhielt der General von Budritzky den Befehl mit der 2. Gardeinfanterie-Division zu dessen Wiedereroberung. In der Nacht vom 29. auf den 30. October, wurden alle Anstalten zu diesem Angriff getroffen.

Der Sturm auf le Bourget, was von 8 französischen Bataillonen besetzt war, sollte in drei Kolonnen erfolgen. Vier Bataillone der Regimenter Königin Auguste und Königin Elisabeth, bildeten das Centrum und rückten über Pont Talon vor, um das Dorf im Norden anzugreifen, 2 Bataillone vom Kaiser-Franz-Grenadierregiment, bildeten den linken, 2 Bataillone vom Kaiser-Alexander-Grenadierregiment den rechten Flügel. Die übrigen Bataillone dieser Regimenter blieben in Reserve.

Unter dem Schutz eines sehr starken Artilleriefeuers der Batterien der preußischen Gardeartillerie, setzten sich am 30. October um 8 Uhr Morgens die Sturmkolonnen in Bewegung. Es kam bald auf verschiedenen Seiten und besonders im Dorfe le Bourget selbst, zum heftigsten Kampfe. Begünstigt durch ihre feste Stellung leisteten die Franzosen einen sehr hartnäckigen Widerstand und die preußischen Gardebataillone konnten längere Zeit nicht vorwärts kommen. Mit der Fahne in Hand, ward der General von Budritzky selbst, vor der Front eines Bataillons vom Regiment Königin Elisabeth, welches er zum neuen Sturme vorwärts führen wollte, schwer verwundet. Die Franzosen schossen aus den Fenstern der Häuser mit großer Sicherheit und so verloren die Gardebataillone an diesem Tage auch vorzugsweise viele Officiere, so z. B. die 4 Bataillone der Regimenter Auguste und Elisabeth, allein 30 Officiere, darunter die Obersten Graf Waldersee und Zalukowsky. Während der Kampf in der Mitte von le Bourget längere Zeit hin und her schwankte, griffen die beiden Flügelkolonnen das Dorf jetzt mit großem Ungestüm rechts und links an. Auch die preußischen Granaten fielen jetzt zündend in die Häuser von le Bourget und so vermochten die Franzosen den Ort nicht länger zu halten, und fingen des Mittags um 12 Uhr an, solchen zu räumen und anfänglich in guter Ordnung, zuletzt aber ziemlich ungeordnet, hinter ihre festen Stellungen bei St. Denis zurückzugehen. Es wurden bei diesem Kampfe an 1500 französische Gefangene gemacht, größtentheils Mobilgardisten, die sich in den Häusern überraschen ließen, und auch sonst sollen die Franzosen an 400 Todte und Verwundete verloren haben. Der preußische Verlust an Todten und Verwundeten betrug an 500 Mann, darunter wie erwähnt vorzugsweise viele Officiere.

Daß es für die Franzosen von Wichtigkeit gewesen sein würde, wenn sie le Bourget für immer behalten und in ihre Befestigungen mit hineinziehen konnten, ist gewiß. Zu diesem Zweck aber mußten

sie am 29. October eine viel stärkere Besatzung hineinlegen als dies geschehen war und auch am folgenden Tage zahlreiche Reserven nachsenden, was unbegreiflicher Weise von ihnen versäumt wurde. Da der General Trochu ja über sehr bedeutende Menschenmassen verfügen konnte, so mußte er auch, falls er überhaupt etwas erreichen wollte, einen energischen Gebrauch davon machen. Er mußte seine Ausfälle stets mit mindestens 50—60,000 Mann auf einen Fleck machen, statt daß jetzt immer nur 10—12,000 Mann höchstens vorgeschickt wurden, die ganz unmöglich Erfolge erreichen konnten. Die planlose Zersplitterung der Kräfte, dies Kämpfen mit kleinen Truppenmassen ohne Zusammenhang, was die französische Kriegsführung in diesem ganzen Feldzug auf so eigenthümliche Weise charakterisirt, zeigte sich auch bei dieser Vertheidigung von Paris wieder recht bemerkbar. Als Feldherr hat der General Trochu sich wahrlich keinen bessern Ruf als die Marschälle Mac-Mahon und Bazaine erworben und seine Fähigkeit, über ein Heer von 400,000 Mann die Oberleitung zu führen, keineswegs gezeigt. Freilich kann man bis jetzt noch kein klares Urtheil darüber abgeben, welche Hindernisse ihm im Innern der Stadt selbst entgegenstanden und was für Schwierigkeiten er dabei zu besiegen hatte.

Daß es in Paris selbst äußerst ungeordnet zugehen mußte und die Anarchie daselbst immer weiter um sich griff, wie dies auch bei den vielen unruhigen Köpfen und der jede Autorität der Kirche, des Staates, der Sitte und der Moral verhöhnenden zahlreichen Masse von äußerlich vornehm sein wollendem und niederm Pöbel, den diese unglückliche Stadt enthielt, gar nicht anders zu erwarten stand, bewies ein Aufstand, der am 31. October im Innern ausbrach. Die Nachricht, daß le Bourget wieder von den deutschen Truppen besetzt sei, hatte große Aufregung in Paris verursacht, und die Schreier und Hetzer der extremen rothen Parthei, benutzten dies, um einen argen Tumult dort herbeizuführen. Diese erbärmlichen Wichte, die stets nur hetzten und aufregten, von jedem Kampfplatz aber, auf dem ihr theures Leben nur im Mindesten gefährdet war, sich wohlweislich fern hielten, beschuldigten die Mitglieder der provisorischen Regierung der Feigheit, Rathlosigkeit, Verrätherei und Gott weiß was für noch anderer Verbrechen. Da in Paris jede Revolution und jeder Putsch, mag solcher auch noch immer so erbärmlich und niederträchtig sein, stets viele Tausende von Anhängern finden wird, so zog auch jetzt eine große

Menschenmasse vor das Stadthaus, und nahm die Mitglieder der provisorischen Regierung Trochu, Arago und Favre gefangen. Die noch einigermaßen vernünftigen Bürger der Stadt, die sich nicht ganz willenlos der Herrschaft des rothen Gesindels unterwerfen wollten, ergriffen aber bald Maßregeln zu deren Befreiung.

Das 106. Bataillon der Nationalgarde, trieb die Rothen nach leichtem Kampfe auseinander, besetzte das Stadthaus wieder und befreiete die daselbst gefangen gehaltenen Mitglieder der provisorischen Regierung. So konnte diese Stadt Paris, während sie vom Feinde rings umgeben war und alle Schrecken einer Belagerung erdulden mußte, nicht einmal auf wenige Monate Ruhe und Einigkeit in ihrem Inneren erhalten. Ein schlimmes Zeichen für die zukünftige französische Republik.

In Folge dieses Aufstandes am 31. October, ließ man mit der in Frankreich üblichen wahrhaft kindischen Spielerei der allgemeinen Volksabstimmung, auch am 1. November in Paris darüber abstimmen, ob die dort befindlichen Mitglieder der provisorischen Regierung, noch fernerhin das Vertrauen der Bevölkerung besäßen oder solches schon verloren hätten. Es ergab sich daß 557,000 Stimmen dies bejahten, 62,000 aber verneinten. Auf solche große Majorität gestützt, konnten die Herren Arago, Favre und Trochu denn auch noch fernerhin die schwere Dornenkrone ihres jetzigen Amtes fort tragen. Allzugroße Stütze fanden sie aber bei ihren Anhängern trotzdem nicht; im Gegentheil wurden ihre Befehle sehr häufig nicht befolgt, ihre Einrichtungen verspottet, und sie selbst waren kaum vor persönlichen Beleidigungen geschützt. Um ihre schwankende Popularität zu erhalten und die Hoffnungen der leichtgläubigen Pariser Bevölkerung stets von Neuem wieder zu beleben, ließen Trochu und Jules Favre nun fast täglich die wahrhaft ungeheuerlichsten Lügenberichte verbreiten. Es stand danach für die französische Sache fortwährend gut und die deutschen Truppen erlitten in Frankreich stets Niederlagen über Niederlagen. Fast täglich wurde verkündet, daß an der Loire und bei Amiens große französische Heere bereits gebildet und jetzt im Anrücken auf die Hauptstadt wären, um solche von den sie umgebenden preußischen Barbarenhorden zu befreien. Daß der vollständige Untergang aller deutschen Truppen in Frankreich gewiß sei und das französische Volk zuletzt als vollständiger Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen würde, ward in diesen officiellen Bulletins

der Regierung, stets als eine unzweifelhafte Wahrheit verkündet. Es ist traurig, daß selbst Männer von sonst unzweifelhaft edlem Charakter wie Arago und Jules Favre sind, zu solch einem erbärmlichen Lügensystem ihre Zuflucht nahmen und täglich fast Erfolge verkündeten, an deren Möglichkeit sie selbst kaum glauben konnten, wenn auch nur ein Funken von gesunder Urtheilskraft noch in ihrem Kopfe übrig geblieben war. Wahrhaft lächerlich war aber daß die Pariser immer von Neuem und stets von Neuem wieder, diese Nachrichten glaubten, trotzdem daß sie unausgesetzt darin die ärgsten Täuschungen erfahren hatten. Es ist überhaupt ein eigenthümliches aber recht trauriges Zeichen, daß die allerunsinnigsten Lügen, die ärgsten Verläumdungen, die niederträchtigsten Bosheiten, stets bei der übergroßen Mehrheit des französischen Volkes, willige Ohren und gläubige Anhänger finden, die einfache Stimme der Wahrheit, Rechtlichkeit und gesunden Vernunft, aber daselbst niemals durchzudringen vermag. Und mit welchen unsäglichen Opfern an Gut und Blut hat gerade das französische Volk, diese grenzenlose Verlogenheit seiner fast gesammten Zeitungspresse und fast aller seiner Herrscher und angeblichen Staatsmänner ohne Ausnahme, nun schon bezahlen müssen ohne dadurch im Mindesten gebessert zu sein.

Leider verschlimmerte sich von jetzt an auch die Glaubwürdigkeit unserer deutschen officiellen Berichte. Nicht daß sie gerade mit Siegen prahlten die nicht errungen waren, aber man war nicht offen darin, einzelne kleine Unglücksfälle und Mißerfolge, die wir hie und da erlitten hatten, auch unumwunden einzugestehen, wie dies billiger Weise ebenfalls hätte geschehen müssen. Man verschwieg und vertuschelte Manches was vielleicht hohen Persönlichkeiten nicht angenehm sein würde, zu erfahren. Dieser Mangel an Wahrheitsliebe oder richtiger Vollständigkeit, der nach Sedan sehr oft in den officiellen Berichten aus dem Hauptquartier, und oft mehr noch in den Rapporten einzelner Armeekorpskommandanten sich zeigte, entsprang aus doppelten Gründen. Man schämte sich fast es einzugestehen, daß man sich in der Widerstandsfähigkeit des französischen Volkes getäuscht und solche bei weitem unterschätzt hatte. Ferner war es aber auch vielen Militairs von Fach, höchst peinlich einzugestehen, daß selbst Franktireurs und Mobilgardisten den Soldaten der regulären Armee gegenüber, kleine Erfolge [große wichtige Gefechte haben sie niemals gewonnen] erringen und uns

Verluste zufügen konnten. Gerade deshalb war man so eifrig bemüht solche kleine Schlappen zu verschweigen und besonders auch die erlittenen Verluste zu verringern. Bis Sedan hätte man nach den officiellen Rapporten recht gut eine wahrheitsgetreue Geschichte des Feldzuges schreiben können, nach Sedan aber wäre solche höchst einseitig und unvollständig geworden wenn man lediglich nur die officiellen deutschen Berichte dazu benutzen wollte.

Während die Infanterie der Cernirungsarmee um Paris, größtentheils in einem ziemlich angestrengten Vorpostendienst thätig war, und die Artillerie Schanzen für die künftige Aufstellung der zu erwartenden Belagerungsgeschütze baute, machte ein Theil unserer zahlreichen und trefflichen Reiterei, weite Streifzüge in das Land hinein. Es galt einerseits feindliche Franktireursbanden die sich immer häufiger zu bilden anfingen, zu zersprengen und dabei zu recognosciren ob sich wirklich schon bedeutende Korps zum Entsatz der Hauptstadt bildeten, größtentheils aber ausgedehnte Requisitionen an Schlachtvieh, Wein, Hafer und sonstigen Lebensmitteln zu machen. Dies Requisitionssystem ward jetzt immer mehr eingeführt und äußerte gerade keinen vortheilhaften Einfluß auf die deutschen Truppen selbst, die sich dadurch leider immer mehr an Verwilderungen und Rohheiten aller Art gewöhnten. So entstand denn jetzt theilweise eine Kriegsführung von unserer Seite, wie eine civilisirte Armee in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, sie nicht mehr hätte führen dürfen und die auf Humanität wahrlich keinen Anspruch machen konnte. Es ging von jetzt an leider oft recht wild und hart, ja selbst roh und grausam zu, und der Krieg nahm immer mehr den Charakter der Zerstörung und Verheerung an, den er im Anfang lange nicht in dem Grade gehabt hatte. Zwar tragen die Franzosen durch das viele Unwesen was die Banden ihrer Franktireurs verübten, selbst den größten Theil der Schuld hieran und haben häufig das Unheil, welches sie so hart traf, selbst heraufbeschworen, doch kamen leider auch Fälle vor, wo nicht allein von rohen Soldaten, sondern selbst von höheren Officieren, denen man wahrlich mehr Bildung und Humanität hätte zutrauen sollen, ein Vandalismus gezeigt wurde, der dem deutschen Namen entschieden nicht zur Ehre gereichte. Im Willen des Königs von Preußen, des Kronprinzen, ja selbst aller Armeekorpskommandanten, lag diese rohe und barbarische Kriegsführung nicht im Mindesten, sondern im Gegen-

theil, sie suchten solche sehr entschieden zu verhindern, allein das Heer war zu groß, als daß jene hohen Herren alle solche Fälle erfahren konnten. Auch trug der bedeutende Mangel an Officieren, der immer mehr einriß, sehr viel zur Förderung der Verwilderung bei den Truppen bei. Im norddeutschen Bundesheer ist ohnehin die Zahl der Officiere verhältnißmäßig kleiner als in irgend einer anderen europäischen Armee, und von diesen Officieren waren sehr viele getödtet, verwundet oder erkrankt. So kam es häufig vor, daß ein Hauptmann ein Bataillon, ein Seconde-Lieutenant eine Kompagnie führte, und ein ganzes Bataillon nicht mehr als 8—9 Officiere im Dienst hatte, während Vice-Feldwebel und Sergeanten die übrigen Stellen versehen mußten. Auch waren unter den zur Verwendung kommenden Landwehr- und Reserve-Officieren manche Männer die stets zwar Muth und Hingebung bewiesen, denen aber doch Fähigkeiten und Uebung fehlte, die strenge Disciplin unausgesetzt aufrecht zu erhalten und der Verwilderung der Mannschaft, die ohnehin im Kriege so leicht einreißt, immer kräftig entgegenzutreten.

So ward denn jetzt — sehr oft zum eigenen Schaden der Truppen selbst, sehr vieles recht muthwillig zerstört und man mußte nur zu häufig ein Augenzeuge von Scenen sein, wo sich die Bestialität auf eine äußerst rohe Weise zeigte. Am Meisten wegen ihres schonungslosen Requirirens, waren übrigens bei der französischen Landbevölkerung, die bairischen und dann die hessen-darmstädtischen Truppen gefürchtet; am bescheidensten und höflichsten traten aber entschieden die königlich sächsischen auf.

Von den vielen kleinen Gefechten und Streifzügen, machte der Ueberfall in Ablis auf der Straße von Versailles nach Orleans, viel Aufsehen. Eine Schwadron des 16. preußischen Husarenregiments ward dort Anfangs October in der Nacht von Franktireurs überfallen und größtentheils getödtet oder gefangen genommen. Obgleich es niemals fest bewiesen ist, daß die Einwohner des Orts sich bei diesem Ueberfall betheiligt haben, ward solcher einige Tage später von preußischen Truppen besetzt, an allen vier Ecken angezündet und vollständig niedergebrannt.

Diese Praxis des Niederbrennens von Ortschaften, ohne gerade recht gründliche Untersuchungen darüber anzustellen, ob die Einwohner sich wirklich am Kampfe betheiligt hatten, griff jetzt leider immer mehr

um sich. Es genügte oft, daß während eines Kampfes aus einigen Häusern geschossen war, gleichviel ob dies nun Einwohner oder Soldaten gewesen waren, und der Ort ging später dafür gar häufig in Flammen auf.

Auch wurde den Franktireurs sehr oft gar kein Pardon gegeben, sondern sie ohne Weiteres zusammengeschossen, ja in einzelnen — glücklicher Weise aber nur seltenen und dann auch scharf gerügten Fällen, ging die Roheit sogar so weit, gefangene Franktireurs an den Bäumen aufzuknüpfen. Zur Entschuldigung aller solcher Vorkommenheiten muß jedoch auch angeführt werden, daß die Franktireurs häufig nur als Bauern in der Blouse gekleidet, erschienen, ihre Flinten versteckten und dann unbefangen ihren Arbeiten nachgingen, sobald sie aber einen heimlichen Ueberfall machen konnten, plötzlich wieder in bewaffneten Schaaren auftraten. Es war der fanatische Volkskrieg, der viel hundertjährige Rassenhaß zwischen der romanischen und germanischen Nationalität, der jetzt immer mehr aufflammte und auf beiden Seiten solche Erbitterung hervorrief. Auch trug die infame französische Zeitungspresse mit ihrem steten Verläumden, Hetzen, Schüren und Lügen, sehr viel zu dieser steigenden Erbitterung mit bei, unter welcher leider so viele Tausende gänzlich unschuldiger Familien zu Grunde gerichtet und weite blühende Landstrecken fast vollständig verwüstet wurden.

Ein ziemlich lebhaftes Gefecht hatte am 26. October auch ein würtembergisches Streifkommando bei Montereaux mit einer starken Schaar Franktireurs und Mobilgardisten, denen eine Mitrailleuse und 100 Gefangene abgenommen wurden. Solche kleine Gefechte und Ueberfälle von Streifkommandos und Patrouillen, kamen jetzt täglich fast vor, und es würde weit den Raum dieses Werkes übersteigen, wollte ich auch nur die Hälfte derselben hier anführen. In Specialgeschichten einzelner Truppentheile, mögen sie immer ihren Platz finden, denn häufig zeigten sich gerade bei diesen Einzelgefechten, ganz hervorragende Thaten von Muth und Kriegstüchtigkeit, in eine Geschichte dieses Krieges in seinem ganzen und großen Charakter, gehören sie aber entschieden nicht. Manche Kavallerieregimenter, die in Hauptschlachten kaum zur Thätigkeit gekommen waren, fanden in diesem kleinen Kriege eine angestrengte Thätigkeit und büßten auch viele Leute und Pferde ein.

Von Wichtigkeit für die deutschen Waffen war es auch, daß am

16. October die Festung Soissons, nachdem sie ein viertägiges heftiges Bombardement ausgehalten hatte, vor dem Großherzog von Mecklenburg kapitulirte. Es wurden in dieser Festung 99 Officiere und 4600 Mann, zum größten Theil Mobilgardisten, gefangen genommen und 128 Geschütze und ein übriges reiches Kriegsmaterial erbeutet, während unser Verlust bei dieser ganzen Belagerung, nur ein sehr geringer war. Ein Theil der bei Soissons verwendeten schweren preußischen Belagerungsgeschütze, ward jetzt mit vor Paris benutzt, ein anderer Theil kam mit zur Verwendung gegen Mézières.

Der Großherzog von Mecklenburg - Schwerin, erhielt jetzt das Oberkommando über die sogenannte XIII. Armee, die besonders für ihn formirt wurde. Den Stamm derselben bildete die 17. Division vom IX. Armeekorps mit den hanseatischen und mecklenburgischen Regimentern Nr. 75, 76, 89, 90, das 14. Jägerbataillon, das 17., 18. Dragoner-, 11. Uhlanenregiment, und die 22. Division vom XI. Armeekorps mit den thüringischen und hessischen Regimentern Nr. 32, 84, 94 und 95, dann 5 Batterien mecklenburgischer Artillerie. Als diese XIII. Armee noch mit zur Cernirung von Paris gehörte, ward die würtembergische Division ihr zugetheilt, später aber bei der Vorrückung gegen Orleans, wieder fortgenommen und das bairische Korps unter dem General von der Tann, trat dafür an deren Stelle. Auch die 4. Reservekavallerie-Division gehörte später zu dieser XIII. Armee.

Die Festung Soissons wird in Frankreich zu den befestigten Plätzen erster Klasse gerechnet. Ihre Lage an mehreren Eisenbahnen und daß durch sie die von Rheims nach Paris führende Bahn in unseren Besitz gelangte, gab ihr eine besondere Wichtigkeit. Die Stadt, welche 12,000 Einwohner zählt, liegt auf dem linken Ufer der Aisne und bildete 1814 bei dem Feldzug in Frankreich, wiederholt den Schauplatz heftiger Kämpfe. Gegen das frühere Festungsgeschütz sind die Werke von Soissons sehr stark, bei unseren jetzigen sehr weit tragenden schweren gezogenen Kanonen, kann die Stadt jedoch, die durch keine Außenwerke geschützt ist, in wenigen Tagen in einen Trümmerhaufen zusammengeschossen werden. Bei diesem jetzigen Bombardement hat sie sehr bedeutend gelitten und wird sich in Jahrzehnten kaum erholen können.

Außer dieser XIII. Armee unter dem Großherzog von Mecklenburg ward nun durch eine Kabinetsordre vom 30. September noch eine

XIV. Armee unter dem General von Werder errichtet. Mit Ausnahme der Gardelandwehr-Division, die wie schon angeführt, zum Cernirungskorps vor Paris kam, gehörten zu dieser XIV. Armee, alle vor Straßburg in Thätigkeit gewesenen Truppen, also die gesammte badische Division, die preußischen Linienregimenter Nr. 30 und 34, später auch Nr. 67, was eine Zeit lang nach Mainz gesandt gewesen war, um dort nach harten Verlusten reorganisirt zu werden, und Nr. 25, was bisher auf der Insel Alsen gestanden hatte, dann 4 pommersche und westpreußische Landwehrinfanterieregimenter und mehrere preußische Reservekavallerieregimenter. Die Aufgabe dieser XIV. Armee war nun, theils die Festungen Schlettstadt, Breisach und Belfort im Elsaß zu belagern, theils aber die Vogesen zu besetzen und die Ansammlung von Franktireurs die sich daselbst sehr zahlreich zu bilden anfingen, zu verhindern und dann auch Dijon einzunehmen.

Zur Belagerung der angeführten Festungen, ward auch bairische, badische und würtembergische schwere Artillerie und badische Pioniere, die theilweise ebenfalls schon mit vor Straßburg thätig gewesen waren, verwandt.

Am 5. October marschirte die Avantgarde dieser XIV. Armee, aus Straßburg, dessen Garnison von jetzt an größtentheils aus Landwehr gebildet wurde, fort und überschritt bald die Vogesen. Bei Etival kam die badische Brigade Degenfeld, am 6. October zuerst in ein lebhaftes Gefecht mit feindlichen Schaaren, deren Stärke, wohl übertrieben, auf 12,000 Mann angegeben wurde. Es waren größtentheils Mobilgarden und Marschbataillone aus dem Süden, unter dem General Cambriels, welche zur Armee gehörten, die auf Befehl der provisorischen Regierung, jetzt in Lyon formirt werden sollte. Dieser Kampf bei Etival dauerte fast sieben Stunden und die Franzosen, die sich in entschieden großer Ueberzahl befanden, kämpften zwar muthig, aber äußerst undisciplinirt und ungeschickt und wurden zuletzt von der badischen Brigade zurückgeworfen, wobei 6 Officiere und 583 Mann Gefangene in unsere Hände fielen. Der französische Verlust an Todten und Verwundeten, soll officiellen Angaben nach, an 1400 Mann, der deutsche aber nur 57 Todte und 317 Verwundete betragen haben. Daß letztere Zahlen richtig sind, bezweifele ich nicht im Mindesten, dagegen scheint die Zahl der französischen Streitkräfte, und deren Verluste entschieden zu hoch angegeben zu sein. Es

bestand wie schon erwähnt, bei vielen deutschen Heerführern jetzt die üble Gewohnheit, wenn sie gegen die Franktireurs und Mobilgardisten hartnäckige Kämpfe gehabt hatten, sowohl die Stärke der Feinde als auch die Zahl der Gefallenen oft sehr bedeutend zu überschätzen, gleichsam zur Entschuldigung, daß sie so lange Zeit zu deren Besiegung bedurft hätten. Der General Cambriels giebt an, er habe bei Etival kaum 6000 Mann im Gefecht gehabt und nur 300 Mann eingebüßt, was aber entschieden sehr falsch ist.

Am 8., 9. und 10. October überschritten die mobilen Feldtruppen des Werderschen Korps, die nicht zur Belagerung der Festungen im Elsaß zurückgeblieben waren, nun sämmtlich die Päffe der Vogesen. Am 9. October hatte ein Bataillon des 30. preußischen Infanterie-Regiments, ein Gefecht bei dem Städtchen Rambervillers, was von den Franktireurs zur Vertheidigung eingerichtet war. Ein Sturmversuch der preußischen Truppen, an dem Abend ward abgeschlagen, wobei der preußische Major von Berkefeld schwer verwundet wurde, in der Nacht räumten aber die Franktireurs freiwillig das Städtchen und die deutschen Truppen konnten ohne Widerstand daselbst einrücken. Am 10. October hatte das 5. badische Infanterieregiment bei Arnould und am 11. October das 1. und 2. badische Grenadierregiment bei Brouvelieures Gefechte mit den französischen Schaaren, die zwar muthig aber ungeschickt kämpften und stets zurückgeworfen wurden.

Auch die Stadt Epinal, Hauptsitz des Departements der Vogesen, war von den Franzosen in Vertheidigungszustand gesetzt worden und es schien anfänglich als sollte es zu einem harten Kampfe daselbst noch kommen.

Ein heftiges Feuer der deutschen Artillerie, vertrieb den Feind aber bald aus diesen Positionen bei Epinal und er benutzte die dortige Eisenbahn zu einem schnellen Rückzug nach Süden. So konnten unsere Truppen mit geringen Verlusten diese Stadt besetzen, wo dann auf einige Tage das Hauptquartier der XIV. Armee aufgeschlagen wurde.

Am 15. October ward der Marsch weiter angetreten und ohne daß es zu Gefechten kam, am 18. in Vesoul eingerückt. Die Brücken, Straßen und Eisenbahnen hatte der Feind bei seinem eiligen Rückzug so viel als möglich, zerstört. Ein wichtiger Fang in Vesoul war der einer französischen Feldpost, aus welcher man zuerst nun die wirklich verbürgte Nachricht erhielt, daß der alte, einst so berühmte Freischaaren-

führer Garibaldi, wirklich in Besançon angekommen sei. Wenn es zwar schon längst bekannt war, daß bei Garibaldi die Phantasie stets mit dem Kopfe durchzugehen pflegte und er zwar ein persönlich rechtschaffener, ja selbst edler Charakter, ein äußerst muthiger Soldat und in seinen früheren Jahren, als Körper wie Geist durch Alter und stete Strapazen noch nicht ihre Spannkraft eingebüßt hatten, auch ein sehr geschickter Guerilla-Führer, aber dabei auch ein äußerst verschrobener Politiker war, so hatte ihm doch Niemand in Wirklichkeit die Narrheit zugetraut jetzt nach Frankreich zu kommen und für die Republik gegen Deutschland zu kämpfen. Auch nicht im Allerentferntesten ging ihn dieser Krieg an, auch nicht das mindeste Recht besaß er, sich unbefugt in diesen Kampf mit einzumischen. Frankreich hatte Deutschland den Fehdehandschuh hingeworfen, es war ein reiner Kampf zwischen den Deutschen und Franzosen und ebenso wenig wir es duldeten, daß irgendwie Fremde in unsere Reihen eintraten und mit uns kämpften, durften die Franzosen solche bei sich aufnehmen. Dazu war der alte Garibaldi bisher stets gegen Frankreich aufgetreten und hatte hart getadelt daß Nizza und Savoyen 1859, demselben einverleibt wurden. Und nun hatte allein der Umstand, daß die Franzosen zeitweilig einmal wieder eine Republik errichteten und Gambetta und Genossen so und so viele schwülstige Proklamationen mit so und so viel abgedroschenen Phrasen erließen, ihn zu der tollen Idee gebracht, dieser Republik seinen Degen anzubieten. Nur ein Mensch der jeglicher geographischen, historischen und politischen Kenntnisse so gänzlich entbehrt wie dies bei Garibaldi der Fall ist, konnte auf solchen verrückten Einfall gerathen.

Mit dem Alten kamen auch seine abenteuerlustigen Söhne Ricciotti und Menotti Garibaldi, und noch einige Dutzend italienische Freischaarenführer als höhere Officiere.

Es war die reine Rauf- und Abentheuerlust, welche diese Männer hieher trieb, wo sie auch nicht das mindeste Anrecht zum Erscheinen hatten. Ebenso kamen auch polnische, ungarische, wallachische, griechische Freischaarenführer jetzt nach Besançon geströmt, und in hellen Haufen folgten ihnen die Abentheurer, verlorene Söhne, wahnwitzige Demokraten und überspannte Phantasten aus aller Herren Ländern. Es gab so leicht keine Nation die nicht zuletzt in dieser Garibal-di'schen Schaar, deren Stärke im December bis auf 18—20,000 Mann

gestiegen war, gefunden werden konnte. Die bunteste Gesellschaft der Welt war darunter vertreten. Dänische und norwegische Studenten, die nur der Deutschenhaß hieher getrieben hatte, standen neben italienischen Räubern aus den Abruzzen, welche bei dieser Gelegenheit gute Beute zu machen suchten, ehemalige Zuaven des Papstes, die jetzt entlassen waren und nicht wußten wo sie ihr Söldnerhandwerk augenblicklich treiben sollten, neben italienischen Freischärlern, gegen welche sie noch vor Kurzem bei Mentana grimmig gefochten hatten. Wie es in allen diesen bunt zusammengewürfelten Freischaaren der Neuzeit stets der Fall sein wird, so fehlte auch diesen jetzigen Garibaldianern in Frankreich, jegliche Disciplin und somit Tüchtigkeit. Es gab zwar viele muthige und verwegene Gesellen darunter, die bei einzelnen Gelegenheiten auf das Hartnäckigste kämpften und den deutschen Truppen auch manche schwere Verluste beibrachten; allein im Großen und Ganzen haben diese Garibaldi'schen Schaaren äußerst wenig geleistet und gehörten entschieden zu den schlechtesten Truppen welche das große Frankreich gegen uns gesandt hat. Ihr wirklicher Werth stand wenigstens in keinem Verhältniß mit den Kosten, welche sie verursachten und noch viel weniger mit den bombastischen Lobeserhebungen die über sie in französischen, italienischen, ja selbst deutschen demokratischen Zeitungen, ausposaunt wurden. Der alte Garibaldi, der wenn er zur Feder greift, wirklich als ein halb Wahnsinniger betrachtet werden muß, erließ aber auch bei dieser Gelegenheit Proklamationen über Proklamationen, wie solche kaum verrückter gedacht werden können.

Von der provisorischen Regierung in Tours, war es aber ein arger Fehlgriff, daß sie die Bildung dieser Garibaldi'schen Freischaaren nicht allein gestattete, sondern sogar beförderte. Da Garibaldi stets gegen die Herrschaft des Papstes gewüthet hatte, so war er der streng katholischen Geistlichkeit in den Departements der Vosges, Haute Saône, Côte d'or und Doubs, äußerst verhaßt und sein Erscheinen in ihrer Mitte erregte ihren Zorn. So bemühten sich die Landgeistlichen, welche in allen diesen Gegenden einen äußerst großen Einfluß auf die gesammte untere Bevölkerung ausüben, gegen ihn zu wirken und ihr Bestreben gelang ihnen auch vollkommen. So haben die Garibaldianer nirgends Unterstützung bei der Landbevölkerung gefunden, und viele Bauern sind deshalb nicht zu den Franktireurs

gegangen weil ihre Pfarrer ihnen verboten hatten, unter einem Menschen wie Garibaldi, den der Bannstrahl des Papstes getroffen hatte, zu dienen. Aber auch die Officiere der regulären französischen Armee, und gar die Generäle und Obersten waren dem Garibaldi und anderen Freischaarenführern entschieden feindlich gesinnt und wollten nichts mit diesen gemein haben und noch viel weniger ihnen gehorchen. Der alte Freischärler hatte sein ganzes Leben hindurch über die regulären Truppen geschimpft und vor Allem den Kaiser Napoleon und dessen Heer, stets auf das Bitterste angegriffen, und verlangte nun plötzlich, daß alte bewährte Officiere, welche der französischen Fahne in Algerien, Italien, dem Orient und Mexiko, schon manche Siege erfochten hatten, sich plötzlich unter ihn, und die anderen herbeigeströmten Abentheurer stellen sollten. So etwas konnte unmöglich gelingen, und so herrschte gleich am Anfang eine große Uneinigkeit in dieser bei Lyon zusammengezogenen französischen Armee, viele tüchtige Officiere traten bald aus und auch der General Cambriels, der die regulären Truppen befehligen sollte, überwarf sich alsbald mit Garibaldi und seinen Genossen. Dabei traten diese Freischaaren sogleich hochmüthig auf, wollten besser sein als die anderen Truppen, erhoben mehr Ansprüche auf reichlichere Verpflegung, höheren Sold; kurz thaten als wenn sie in Allem bevorzugt werden müßten und leisteten doch dabei ungleich weniger.

Daß das XIV. Korps stets mit geringen Kräften, so außerordentliche Erfolge zu erringen vermochte, hat mit seinen Grund in dieser Uneinigkeit und schlechten Organisation der gegen dasselbe kämpfenden Heeresschaaren.

Von Vesoul aus, wo der General von Werder längere Zeit sein Hauptquartier aufschlug, ging die badische Division unter dem Generallieutenant von Beyer, in einer Reihe kleiner und größerer Gefechte, über den Oignonfluß. Besonders am 22. October kam es in der Nähe der Dörfer Rioz und Etuz, zu einem lebhaften Kampfe mit einem Theil der Armee des Generals Cambriels. Die drei badischen Brigaden Degenfeld, Prinz Wilhelm und von Keller, kämpften den ganzen Tag sehr hartnäckig mit französischen Brigaden, welche ihnen den Uebergang über den Oignon streitig machen wollten, vertrieben zuletzt den Feind aus seinen Positionen und forcirten den Uebergang. Auch das preußische 30. Infanterieregiment kam an diesem Tage in

das Gefecht. Den Franzosen wurden bei diesem Gefecht an 2000 Gefangene abgenommen. Im Uebrigen war wohl der Verlust an Todten und Verwundeten auf beiden Seiten ziemlich gleich, und betrug etwas über 100 Mann. Durch den Gewinn des Ueberganges über den Dignon, stand den deutschen Truppen der Weg nach Dole, Besançon und auch nach Dijon offen.

Auch sonst kam es hier in den folgenden Tagen noch an mehreren Stellen wiederholt zu kleinen Gefechten, deren Anführung jedoch einer Specialgeschichte der Kriegsführung des XIV. Armeekorps vorbehalten bleiben muß. Begünstigt durch das sehr bergige Terrain was sich für den kleinen Guerillakrieg vortrefflich eignet, leisteten die feindlichen Schaaren überall den hartnäckigsten Widerstand und konnten oft nur mit Mühe vertrieben werden.

Am 26. October ward nun der Marsch in der Richtung nach Besançon angetreten und am folgenden Tage nach einem lebhaften Gefecht, wobei durch eine geschickt ausgeführte Umgehung, an 500 bewaffnete Bauern gefangen genommen wurden, die wichtige Stadt Gray besetzt. Am 30. October traten zwei badische Brigaden den Weitermarsch auf Dijon an. Die umliegenden Höhen dieser alten reichen Hauptstadt des ehemaligen Burgunds, waren von französischen Streitkräften stark besetzt und schon am Morgen um 10 Uhr, stieß die badische Avantgarde zuerst auf den Feind, der jedoch bald vertrieben wurde. Ernsthafter sollte jedoch der Kampf auf den Höhen von St. Apollinaire, der Vorstadt von Dijon werden. Die badische Feldartillerie eröffnete hier zuerst den Kampf, konnte anfänglich aber keine sonderlichen Erfolge erringen. Unter dem Schutz des Artilleriefeuers drang nun das 1. badische Grenadierregiment lebhaft vor und warf die Franzosen aus dem Park des Schlosses von Mont Musard, der von ihnen besetzt war, nach hartnäckigem Widerstand zurück. Während hier in der Mitte ihrer Stellung, die Franzosen entschieden zurückgeworfen wurden, gelang es ihnen anfänglich auf ihrem linken Flügel Boden zu gewinnen, so daß zuletzt die gesammte Infanterie der Brigade Wilhelm, in das Gefecht kam, ohne ebenfalls sonderliche Vortheile zu erringen.

Es wurden nun 36 Geschütze aufgefahren und diese eröffneten ein solch wirksames Feuer auf die Franzosen, daß sie gegen Abend ihre Stellungen aufgaben und langsam nach St. Apollinaire, der Vorstadt

von Dijon, zurückgingen. Es kam noch wiederholt in der schon eingetretenen Dunkelheit in einzelnen Häusern der Vorstadt zu einem wüthenden Kampfe, Mann gegen Mann. Die badische Artillerie beschoß dabei unausgesetzt Apollinaire mit Granaten, so daß viele Häuser daselbst in Flammen aufgingen.

Da der General von Beyer vernünftiger Weise einen Straßenkampf in der nächtlichen Dunkelheit, in einer großen Stadt vermeiden wollte, so ließ er am Abend um 7 Uhr das Gefecht abbrechen und nahm mit seinen Truppen eine Aufstellung um St. Apollinaire, bereit am anderen Tage den Kampf von Neuem zu beginnen. Der Flammenschein aus der brennenden Vorstadt, beleuchtete die nächtliche Dunkelheit.

Da die Municipalität in Dijon mit Recht fürchten mußte, daß am nächsten Tage die badische Artillerie auch die eigentliche Stadt mit Granaten beschießen und dadurch ungemein zerstören würde, so bewogen die Bürger die französischen Truppen, deren Befehlshaber Oberst Fauconnays gefallen war, die Nacht zum ungehinderten Abzug zu benutzen. So ward denn schon am späten Abend die Parlamentärflagge in Dijon aufgezogen und am 31. October früh ein Vertrag mit dem General von Beyer abgeschlossen, wonach dieser unter gewissen sehr milden Bedingungen, seinen ungehinderten Einzug in die Stadt halten konnte. Dieser Vertrag hatte für beide Theile gleich Vortheilhaftes. Die badischen Truppen entgingen dadurch einem blutigen Straßenkampf der selbst im Fall des Gelingens, ihnen viele unnöthige Verluste zugezogen haben würde, den Bürgern von Dijon wurde aber dadurch ein gewaltsamer Sturm mit allem dabei unvermeidlichen Gräuel erspart. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß solch Beispiel in diesem Kriege häufig die verdiente Nachahmung gefunden hätte und recht viele solche Verträge abgeschlossen worden sein würden. Leider gab es aber einzelne Befehlshaber, denen es gar nicht wild und blutig genug zugehen konnte, und die den Wahn hegten, ihre militairische Ehre würde dadurch erhöht und ihr Ruhm vermehrt werden, wenn sie recht viele blutige Erstürmungen mit prahlenden Worten verkünden konnten. Die Verblendeten!

So hielt um 10 Uhr Morgens der General von Beyer seinen Einzug in das eroberte Dijon, dessen Besitz für uns von großer Wichtigkeit war, denn die damals noch vielfachen Hülfsmittel dieser reichen

Stadt, kamen dadurch zu unserer Verfügung. Später freilich war in dem armen Dijon, was zweimal von den Franzosen und zweimal von den deutschen Truppen erobert wurde, und dessen Bewohner unendlich hart in diesem Kriege leiden mußten, nicht mehr viel zu holen, und das grausige Bild der Zerstörung von Allem und Jedem was das Leben eines friedlichen Volkes beglücken kann, war überall daselbst nur zu sehr fühlbar. Als ich persönlich Mitte November einige Tage daselbst verweilte, war dies noch nicht in so hohem Grade der Fall und mit Ausnahme von St. Apollinaire, wo es freilich sehr wüst aussah, konnte man in Dijon noch nicht mehr Spuren dieses Krieges entdecken, als dies in Nancy, Rheims und den andern großen Städten wo kein eigentlicher Kampf stattgefunden hatte, der Fall war.

Der badische Verlust an Todten und Verwundeten, betrug etwas über 300 Mann und ebenso groß soll der französische gewesen sein. Die Franzosen die in der Minderzahl waren und besonders nur sehr wenige Geschütze hatten, schlugen sich an diesem Tage sehr gut, da sie größtentheils aus regulären Truppen bestanden. Ohne ihre zahlreiche und gute Artillerie, hätten die Badenser schwerlich die Stadt erobert.

So hatte das XIV. Armeekorps in wenigen Wochen große Resultate erreicht und die wichtige Kette der Vogesen nicht allein in Besitz genommen, sondern auch einen Theil des Departements der Côte d'or und Haute-Saône für uns erobert. Es war dies deshalb von so großer Bedeutung, weil dadurch der Plan eines Durchbruches von Besançon aus nach Nancy, um sich somit dieser wichtigen Stadt zu bemächtigen und die Verbindungslinie der deutschen Truppen vor Paris mit Deutschland zu unterbrechen, vereitelt wurde. So lange in Epinal und Vesoul starke deutsche Truppen standen, konnten sich wohl einzelne kleine Banden von Franktireurs bis nach Lüneville oder Nancy oder Toul durchschleichen, einer größeren französischen Armee war aber der Weg dahin entschieden versperrt. So bildeten schon im October diese Operationen der XIV. Armee zu welchen der Hauptplan vom General von Moltke ausgegangen war, dessen Ausführung aber vom General von Werder mit großer Geschicklichkeit geleitet wurde, ein wichtiges Glied in der Kette der militairischen Bewegungen, durch welche die deutschen Truppen das nördliche und östliche Frankreich, immer mehr wie mit einem riesigen eisernen Netz überspannten.

Um seine Operationen aber bis Besançon ausdehnen und auch

diese wichtige Festung cerniren zu können, dazu besaß der General von Werder nicht Truppen genug. Das von ihm okkupirte Gebirgsland eignete sich ohnehin nur zu sehr zum kleinen Guerillakrieg und bot den Franktireurs-Schaaren überall vortreffliche Gelegenheit zu ihren Thaten. So hörte der kleine Krieg daselbst gar nicht auf und besonders die Etappenstraßen nach Dijon ja selbst nach Vesoul, waren niemals recht sicher.

Alle diese Orte zu besetzen erforderte stets viele Mannschaften und so blieben dem General von Werder keine genügenden Truppen zur freien Verfügung mehr übrig. Mußte eigentlich doch schon Dijon als ein sehr vorgeschobener Posten betrachtet werden, der bei energischen Angriffen einer feindlichen Armee, nicht lange zu halten war, wie er denn auch später wieder geräumt wurde.

Für die Besetzung des Elsasses war auch die Einnahme der kleinen Festung Schlettstadt, ein wichtiges Ereigniß. Da es sich inzwischen immer mehr herausgestellt hatte, daß unsere deutschen Ost- wie Nordseeküsten vor den Angriffen der französischen Flotte ganz gesichert waren, wir auch Schlesien jetzt nicht mehr vor einem etwaigen Einmarsch der Oesterreicher, zu sichern brauchten, da dieser wie schon angeführt, wohl vor Sedan aber nun und nimmermehr nach Sedan zu befürchten stand, so wurden jetzt allmählig immer mehr preußische Landwehrtruppen nach Frankreich befördert. So ward auch eine neue Landwehr-Division unter dem General von Schmeling formirt und diese ging am 2. October bei Neuenburg nicht weit von der Schweizer-Grenze, über den Rhein und besetzte zuerst die große Stadt Mühlhausen, nächst Straßburg entschieden der wichtigste Ort des ganzen Elsaß. Ebenfalls wurde Colmar besetzt, und auch die Festung Neu-Breisach zur Uebergabe aufgefordert. Wie zu erwarten stand, gab der Kommandant derselben eine entschieden abschlägige Antwort und da es für den Augenblick noch an schwerem Belagerungsgeschütz fehlte, so ward Breisach vorläufig nur cernirt. Auch der Kommandant von Schlettstadt, lehnte die Uebergabe mit der echt französischen Phrase ab: „Mes conditions sont les canons“. Die Festung ward nun umschlossen und in Eile das zu ihrer Belagerung erforderliche schwere Geschütz von Straßburg herbeigeschafft, und preußische, bairische und badische Artilleristen zu dessen Bedienung verwandt.

Mit großer Energie wurden nun alle Belagerungsarbeiten be-

gonnen; bereits in der Nacht vom 22. auf den 23. October konnte die erste Parallele eröffnet werden, und am folgenden Tage ward aus 6 Belagerungsbatterien, welche mit schweren Geschützen armirt waren, ein sehr wirksames Feuer auf Schlettstadt begonnen. Die Festung antwortete aus 30 Geschützen anfänglich sehr lebhaft, doch nahm das Feuer bald an Kraft ab.

Schon am 24. October gegen 9 Uhr Morgens, wurde auf dem Thurme von Schlettstadt, die weiße Parlamentärflagge aufgezogen. Der Kommandant verlangte einen 24stündigen Waffenstillstand, doch ward ihm solcher nur bis 2 Uhr Mittags bewilligt. Es herrschte unter der Besatzung von Schlettstadt eine große Indisciplin und der Kommandant Graf Reinach hatte alle Gewalt über seine Truppen verloren. Wesentlich dies bewog ihn mit dazu, die Kapitulation noch am Nachmittag desselben Tages zu unterzeichnen, denn sonst hätte er die Festung wohl noch einige Tage länger zu halten vermocht. Es wurden in Schlettstadt 100 Officiere und 2000 Soldaten, darunter zwei Drittheile Mobilgardisten, gefangen genommen und 120 Geschütze nebst ansehnlichem Kriegsmaterial aller Art, erbeutet.

Am 25. October hielt unter dem Geläute aller Glocken, der General von Schmeling seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt, von deren Wällen fortan für alle Zeiten die deutschen Fahnen wehen sollen. Die Stadt hat ziemlich, doch verhältnißmäßig nicht so sehr als manche andere kleine der von uns beschossenen französischen Festungen, gelitten. Die deutschen Verluste während dieser ganzen Belagerung waren nur gering.

Nach Zurücklassung einer genügenden Garnison in Schlettstadt, marschirte der General von Schmeling bereits am 26. October gegen Breisach. Diese Festung, die in den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts, einen bekannten Namen erworben hat, war entschieden viel stärker und daher schwerer zu nehmen als Erstere. Besonders das Fort Mortier, hart am Rhein gelegen, war sehr schwierig zu beschießen. Es wurden zur Beschießung dieses Forts 3 badische Batterien auf dem rechten Rheinufer errichtet, was aber leider die Franzosen bewog in das kleine badische Städtchen Alt-Breisach, nun ebenfalls vom Fort Mortier aus, Geschosse zu senden.

Am 2. November eröffnete die Belagerungs-Artillerie ihr Feuer und ein heftiger Geschützkampf begann nun von beiden Seiten. In

der Nacht vom 7. auf den 8. November, sollte Fort Mortier, dessen Wälle bereits ganz zerschossen waren, erstürmt werden, als dessen Kommandant, der Capitain Casteli eine Kapitulation begehrte. Von seinen 7 Geschützen waren bereits 6 montirt. Es fielen im Fort Mortier 5 Officiere und 215 Mann in unsere Gefangenschaft. Die französische Besatzung hatte sich mit dem größten Muthe vertheidigt und alles Mögliche gethan, was nur von guten Soldaten verlangt werden kann.

Nach dem Fall des Forts Mortier, konnte Neu-Breisach selbst, sich auch nicht mehr lange halten. Es ward jetzt von allen Seiten mit der größten Heftigkeit von uns beschossen und man bediente sich dabei auch mit französischer Mörser, die in Straßburg erbeutet waren. Am 10. November Nachmittags 2 Uhr, steckte der Kommandant der Festung die Parlamentärfahne auf und am Abend ward die Kapitulation unter den gleichen Bedingungen wie bei Schlettstadt abgeschlossen. Es fielen in Neu-Breisach an 5400 französische Soldaten, darunter über die Hälfte Mobilgardisten, nebst 106 Officieren, dann 108 Geschütze und sonstiges reiches Kriegsmaterial in unsere Hände. Der Kommandant, Oberstlieutenant de Kerhor, hatte bis zum Aeußersten Widerstand geleistet und die Festung war entschieden nicht länger mehr zu halten. Die Stadt war zum Theil sehr arg zerstört und man sah weit mehr Verwüstungen in den Straßen als in Schlettstadt, da ja auch das Bombardement länger gedauert hatte. Hoffentlich werden sowohl Schlettstadt als Breisach, die jetzt ja zu Deutschland gehören, als Festungen gänzlich eingehen und ihre Mauern und Wälle geschleift werden. Hat die Erfahrung in diesem jetzigen großen Kriege, doch nur zu sehr gezeigt, daß Festungen ohne weitentlegene und wo möglich auf hohen Felsen angelegte Außenforts, nur sehr geringe Vertheidigungskraft gegen unsere weit schießenden und sicher treffenden gezogenen schweren Festungsgeschütze besitzen und die armen Städte selbst in wenigen Tagen stets in Schutt und Trümmer geschossen werden können.

Auch vor Breisach waren die deutschen Verluste verhältnißmäßig nur sehr gering und haben an Todten und Verwundeten, nur einige 20 Mann betragen.

Mit Ausnahme der starken Festung Belfort, deren Felsenforts noch Monate lang den erfolgreichsten Widerstand leisteten und auf

deren Belagerung ich später noch ausführlicher zurückkomme, war jetzt der ganze Elsaß in deutschem Besitz, um dies hoffentlich bis in die fernste Zukunft nun auf immer zu bleiben.

Die großen Erfolge, welche die deutschen Waffen auch in den letzten Wochen wieder errungen hatten, veranlaßten den König von Preußen am 28. October den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Carl zu General-Feldmarschällen zu ernennen und den General von Moltke, in den Grafenstand zu erheben. Wahrlich diese Erhöhungen waren von allen drei Männern redlich verdient.

Auch erließ der König an demselben Tage von Versailles aus, folgenden Armee-Befehl:

„Soldaten der verbündeten deutschen Armeen! Da wir vor 3 Monaten in das Feld rückten gegen einen Feind der uns zum Kampfe herausgefordert hatte, sprach ich zu Euch die Zuversicht aus, daß Gott mit unserer gerechten Sache sein würde. Seit dem Tage von Weißenburg wo Ihr zum Erstenmal dem Feind entgegentratet, bis heute wo ich die Kapitulation von Metz erhalte, sind zahlreiche Namen von Schlachten und Gefechten in die Kriegsgeschichte unvergänglich eingetragen worden. Ich erinnere an die Tage von Wörth und Saarbrücken, an die blutigen Tage um Metz, an die Kämpfe bei Sedan, Beaumont, bei Straßburg und Paris; jeder ist für uns ein Sieg gewesen. Wir dürfen mit dem stolzen Bewußtsein auf diese Zeit zurückblicken, daß noch nie ein ruhmreicherer Krieg geführt ist, und ich spreche es Euch gerne aus, daß Ihr Eures Ruhmes würdig seid. Ihr habt alle die Tugenden bewährt die den Soldaten besonders zieren, den höchsten Muth im Gefecht, Gehorsam, Ausdauer, Selbstverleugnung bei Krankheit und Entbehrung.

Mit der Kapitulation von Metz ist nun die letzte der feindlichen Armeen welche uns bei dem Beginn des Feldzuges entgegentraten, vernichtet worden.

Diesen Augenblick benutze ich um Euch Allen und jedem Einzelnen vom General bis zum Soldaten, meinen Dank und meine Anerkennung auszusprechen. Ich wünsche Euch Alle auszuzeichnen und zu ehren indem ich heute meinen Sohn den Kronprinzen von Preußen und den General der Kavallerie Prinzen Friedrich Carl von Preußen, die in dieser Zeit Euch wiederholt zum Siege geführt haben, zu General-Feldmarschällen befördere.

Was auch die Zukunft bringen möge, ich sehe dem ruhig entgegen, denn ich weiß, daß mit solchen Truppen der Sieg nicht fehlen kann und daß wir unsere bisher so ruhmreich geführte Sache auch ebenso ruhmreich zu Ende führen werden.

Wilhelm."

XII. Kapitel.

Die Gefechte zwischen Versailles und Orleans. Die Einnahme von Orleans. Das Flußgebiet der Loire. Weitere Gefechte daselbst. Die Erstürmung von Chateaudun. Die Schlacht bei Coulmiers und deren übele Folgen. Die Bildung der XIII. Armee und ihre Operationen im Monat November. Vergebliche Unterhandlungen über den Waffenstillstand. Französische Rüstungen. Die Einnahme von Verdun.

Mit einer rastlosen Energie, die man nicht leugnen sondern anerkennen muß, wenn sie freilich unter den gegebenen Verhältnissen ganz unmöglich ihren Zweck erfüllen konnte, strebten die Mitglieder der provisorischen Regierung in Tours, und vor Allem Gambetta nun immerfort, ein so starkes Heer als nur irgend möglich an der Loire zu versammeln. Alles was nur hierzu führen konnte, ward benutzt, kein Mittel verschmäht, und kein Mißerfolg, und mochte solcher auch noch so groß sein, konnte diese rastlose Thätigkeit verringern. Aus ganz Frankreich wurden alle jungen Leute aufgefordert in die Mobilgarden-Bataillone zu treten, und mit einem Patriotismus den man auch am Feinde ehren muß, eilte die übergroße Mehrheit der französischen Jugend aller Stände, solchem Rufe Folge zu leisten. Auch zahlreiche Freikorps, oft freilich unter lächerlich phantastischen Benennungen, wurden errichtet. Ebenso wurden alle unbestimmt beurlaubten oder schon in die letzten Altersklassen der Reserve entlassenen Soldaten, so schnell als möglich wieder unter die Fahnen gerufen und auch aus Algerien und allen übrigen französischen Kolonien so viele Soldaten man nur irgendwie dort entbehren konnte, nach Frankreich zurückbeordert. Auch die Flotte, die für den Winter ohnehin unnütz

war, wenn sich freilich auch während des ganzen Sommers ihre Thätigkeit nur darauf beschränkt hatte circa 50—60 harmlose unbewaffnete deutsche Kauffahrer zu kapern, gab jetzt den größten Theil ihrer Marinesoldaten und Matrosen, an das Landheer ab. Besonders für die französische Artillerie waren diese Verstärkungen aus der Mannschaft der Flotte, ein sehr bedeutender Vortheil. Waffen aller Art erzeugte theils die sehr tüchtige französische Industrie, die ihre Thätigkeit fast ausschließlich darauf richtete, selbst in großer Menge, theils lieferten England und Nordamerika für schweres Geld solche in unbeschränkter Zahl und theilweise auch trefflicher Beschaffenheit.

So begannen denn von Anfang October, sich zahlreiche französische Heereshaufen an der Loire zu sammeln, die nur einer festen Formation und besseren Disciplin bedurften, um unter Umständen unseren Cernirungskorps vor Paris nicht blos sehr unbequem, sondern selbst sogar überaus gefährlich zu werden.

Es erhielten nun mehrere preußische Kavalleriedivisionen, die zunächst durch bairische Bataillone verstärkt wurden, den Befehl ihre Streifzüge immer weiter bis gegen die Loire hin auszudehnen. Unter den vielfachen Gefechten die hierbei vorfielen und welche wie schon im vorigen Kapitel angeführt, die deutschen Truppen leider vielfach zu einer so wilden Kriegsführung veranlaßten, wie solche nun und nimmermehr und unter keinen Umständen zu billigen ist, war ein Kampf den der General von Alvensleben, Führer der 15. Kavallerie-Brigade am 4. October bei Epernon gegen französische Franktireurs zu bestehen hatte, von Bedeutung. Die Franzosen wurden dabei trotz ihrer Ueberzahl zurückgeworfen. Der Verlust auf jeder Seite betrug an Todten und Verwundeten ungefähr 100 Mann. Ein anderes heftiges Gefecht fand bei les Alluets und Herbeville statt, wobei beide Ortschaften fast gänzlich niedergebrannt wurden.

Die I. Kavallerie-Division, welche nach Ueberschreitung der Seine in südlicher Richtung gegen Orleans vorgegangen war, stieß am 5. October bei Toury auf so bedeutenden feindlichen Widerstand, daß sie nicht weiter vordringen konnte und mit Verlust sich nach Etampes zurückziehen mußte. Auch bei anderen Gelegenheiten stießen die deutschen Kavallerieschwadronen jetzt häufig auf größere feindliche Abtheilungen, gegen welche sie in dem durchschnittenen Terrain, nicht allzu

viel ausrichten konnten. Alles dies und auch wiederholte andere Nachrichten ließen immer mehr erkennen, daß an der Loire die feindlichen Streitkräfte im Zunehmen begriffen waren und ein neuer Kampf nur zu wahrscheinlich in diesen Gegenden bevorstände.

In Folge dieser Nachrichten, befahl der General von Moltke, daß das I. bairische Korps unter dem General von der Tann, verstärkt durch die 22. Infanterie-Division vom XI. norddeutschen Armeekorps, und die 2. norddeutsche Kavallerie-Division nach Arpajon marschiren solle, um die 4. Kavallerie-Division aufzunehmen. Solchen Kräften waren die Franzosen hier noch nicht gewachsen und gingen deshalb zurück, worauf die deutschen Truppen ihnen folgten. So kam es am 10. October bei Artenay zu einem heftigen Gefecht.

Der Feind in der Stärke von 25,000 Mann unter dem General von Motte-Rouge, zur Hälfte aus neu formirten Marschregimentern, die aus den Depots der Linientruppen gebildet waren, zur anderen Hälfte aus Mobilgardisten und Franktireurs bestehend, hatte eine sehr feste Stellung in Weinbergen und am Rande eines Waldes eingenommen, und erwartete hier den Angriff der deutschen Truppen, deren Stärke einige 30,000 Mann betrug. Gegen 10 Uhr Morgens begann der Kampf durch die 4. bairische Brigade und die 22. norddeutsche Infanterie-Division, und es dauerte lange Zeit, bevor die deutschen Truppen vorwärts dringen konnten. Besonders die französischen Zuaven hielten sehr hartnäckig Stand und drängten die Baiern wiederholt zurück, so daß diese zuletzt auch ihre Reserven in das Feuer bringen mußten. Die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie, entschied auch hier wieder das Gefecht. Die Franzosen, deren alte Truppen sich sehr gut, deren Mobilgardisten aber äußerst schlecht schlugen, konnten ihre Stellung nicht länger halten und traten um 5 Uhr Nachmittags den Rückzug an.

Die Dunkelheit und das sehr durchschnittene Terrain wie auch der Umstand, daß seine Truppen größtentheils alle im Gefecht gewesen und deshalb sehr ermüdet waren, gestatteten dem General von der Tann keine weitere Verfolgung und er schlug sein Bivouak auf den Höhen bei Artenay auf.

Die Verluste werden auf beiden Seiten so ziemlich gleich sein und belaufen sich auf einige hundert Mann an Todten und Verwundeten. Wir hatten aber außerdem noch den Vortheil, den Feinden

an 2000 unverwundete Gefangene abzunehmen; größtentheils junge Mobilgardisten die aus Ermüdung, Ungeschicklichkeit und oft auch aus Ueberdruß am Kampfe, sich mitunter zu Hunderten, oft von schwachen deutschen Abtheilungen ziemlich widerstandslos gefangen nehmen ließen. Die Folge dieses entschieden für unsere Waffen glücklichen Gefechtes bei Artenay, obgleich die Franzosen die wirklich komische Unverschämtheit besitzen, auch diesen Sieg uns bestreiten zu wollen, war die Einnahme von Orleans.

Am 11. October um 6 Uhr Morgens, brach der General von der Tann mit seinen Truppen aus den Bivouaks bei Artenay auf und marschirte gegen Orleans. Die 22. norddeutsche Division unter dem General von Wittich, marschirte über Briey auf Boulay, neben ihr die 4. norddeutsche Kavallerie-Division, während die bairischen Brigaden über Chevilly ihre Richtung nach Orleans nahmen. Die 2. norddeutsche Kavallerie-Division, sandte zahlreiche Streifkorps durch den sogenannten Wald von Orleans. Wahrscheinlich um ihren Rückzug aus der Stadt Orleans, deren hartnäckige Vertheidigung französischer Seits zuerst beabsichtigt war, dann aber auf Bitten der Bürgerschaft der Stadt, welche befürchtete daß sie dadurch großen Schaden erleiden konnte, unterblieb, zu verbergen, hatten die Franzosen bei dem Dorfe Ormes Batterien aufgefahren, aus denen sie ein heftiges Feuer eröffneten.

Die gesammte Artillerie, über welche der General von der Tann verfügen konnte, mußte jetzt allmählich hier in das Gefecht gebracht werden und der Artilleriekampf dauerte fast an 2 Stunden. Die Franzosen welche eine gute Stellung hatten, leisteten den hartnäckigsten Widerstand und verließen erst ihre Gefechtslinie, als das 32. preußische Regiment ihre Flanke umging und ihnen in den Rücken zu fallen drohte. Ohne weiteren Aufenthalt drangen jetzt die bairischen und norddeutschen Truppen bis Orleans selbst vor. In der Vorstadt von Orleans, kam es noch einmal zum Kampfe und die Kavallerieregimenter der 4. preußischen Kavallerie-Division, wie auch die Regimenter der 1. bairischen Infanterie-Brigade, die später dann durch die 4. Brigade noch verstärkt wurde, konnten anfänglich nicht recht vorwärts kommen. Als jetzt aber einige Batterien auffuhren und die Vorstadt mit Granaten zu bewerfen anfingen, wobei einige Häuser in Brand geschossen wurden, räumten die Franzosen alle Straßen und nahmen ihren Rückzug über die Loire.

Es erschien nun eine Deputation der Bürgerschaft von Orleans mit dem Maire an der Spitze, und bat den General von der Tann um Schonung der Stadt, die auch zugesagt wurde.

Um 5 Uhr Nachmittags, hielt unter schmetternder Feldmusik der General von der Tann an der Spitze seiner Truppen, seinen Siegeseinmarsch in Orleans. Die Verluste welche wir an diesem Tage gehabt hatten, waren ziemlich bedeutend und ebenso groß als die der Franzosen. Es waren größtentheils frische französische Truppen, die erst am Tage zuvor mit der Eisenbahn von Tours gekommen waren, welche hier kämpften. Der General Motte-Rouge trat seinen Rückzug in guter Ordnung an und nahm eine Stellung bei La Ferté, 4 Meilen von Orleans. Hätte dieser General am 10. October ein besseres Führertalent besessen, und nur alle Truppen über welche er verfügen konnte, in ihrer vollen Stärke in das Gefecht gebracht, so wäre unser Sieg sehr zweifelhaft gewesen. So verfiel auch er in den großen Fehler, dessen sich fast alle französischen Generäle in diesem Kriege stets schuldig machten, seine Truppen zu verzetteln, und sie nie in gehöriger Stärke beisammen zu haben.

Er hatte am 10. October bei Artenay kaum 20,000—22,000 Mann wirklich im Kampfe, während der General von der Tann ihm über 35,000 Mann entgegenstellte. Und doch standen noch einige 20,000 Mann französische Truppen zwischen Orleans und Tours, die nun erst am 11. October in das Gefecht kamen, nachdem ihre Kameraden schon am vorigen Tage geschlagen waren. Hätte der General Motte-Rouge seine gesammte Heeresstärke von circa 40,000 Mann, in der festen Stellung bei Ormes concentrirt und nun den Angriff des Generals von der Tann abgewartet, so würde der Kampf wahrscheinlich eine ganz andere Wendung genommen und Letzterer seinen Einzug in Orleans nicht zu feiern vermocht haben. Diese schädliche Lust stets mit vereinzelten schwachen Truppen anzugreifen, klebte den französischen Generälen in diesem Feldzug aber unvertilgbar an, und selbst durch die steten Niederlagen welche sie dabei erlitten, konnten sie nicht davon geheilt werden.

Der General von der Tann erließ nun in Orleans folgende Proklamation:

„Französische Bürger. Da ich so weit es in meiner Macht steht, das Loos der durch die Kriegsleiden betroffenen Bevölkerung zu er-

leichtern wünsche, so wende ich mich an deren gesunden Sinn in der Hoffnung, daß die Aufrichtigkeit meiner Worte nicht verfehlen werde, ihr die Augen über den Zustand der Dinge zu öffnen und sie zu bestimmen, sich der verständigen und zum Frieden geneigten Parthei anzuschließen. Eure Regierung hat Deutschland den Krieg erklärt. Nie hat es eine leichtsinnigere Kriegserklärung gegeben. Die deutschen Heere konnten nichts Anderes thun als darauf zu antworten, daß sie die Grenze überschritten. Sie trugen einen Sieg nach dem andern davon und Eure Armee, das Opfer eines Systems der Lüge und der Entsittlichung, wurde fast vollständig vernichtet. Eine andere Regierung folgte, man hoffte, sie würde Frieden schließen, doch sie that es nicht. Und weshalb? Sie fürchtete sich unmöglich zu machen und zog es vor unter dem Vorwande daß die von der deutschen Armee vorgeschlagenen Bedingungen nicht annehmbar wären, einen Krieg fortzuführen, der nur zum Verderben Frankreichs gereichen kann. Und welches sind die Bedingungen der siegreichen Armee, welche man nicht annehmen zu können geglaubt hat? Die Zurückgabe der Provinzen die Deutschland gehört haben und in welchen die deutsche Sprache noch heute diejenige ist, welche in den Städten, so wie auf dem flachen Lande herrscht, — Elsaß und Deutsch-Lothringen. Ist diese Forderung übertrieben?! Welche Forderungen würde das siegreiche Frankreich gestellt haben? Man hat Euch gesagt daß das Ziel des Kampfes der deutschen Armee darauf hinausliefe, Frankreich hinunterzubringen. Das ist einfach eine Lüge, dazu erfunden, die Leidenschaft der großen Masse zu erregen. Im Gegentheil ist es Eure Regierung die durch ihre Handlungsweise die deutschen Heere mit Gewalt in das Herz Frankreichs zieht, ihm den Untergang bringt und die dahin gelangen wird wenn sie darauf besteht, in der That das schöne Frankreich herunterzubringen, welches der beste Freund derselben Nation sein könnte, die es gezwungen hat es zu bekämpfen.

Orleans, den 13. October.

Der General der Infanterie, Frhr. von der Tann."

So gut und vernünftig diese Proklamation auch war und so viele Wahrheiten sie enthielt, so verfehlte sie damals leider größtentheils ihren Zweck. Die Leidenschaften waren zu entflammt, die Lügenhaftigkeit der provisorischen Regierung in Tours, stachelte die leicht bewegliche französische Nation zu einem immer fanatischeren Hasse

gegen das siegreiche Deutschland an und der furchtbare Kampf sollte noch 3 Monate toben und unsägliches Elend über Frankreich verbreiten. Leider war freilich die Kriegsführung gerade in diesem Theile von Frankreich, nicht dazu geeignet, den deutschen Truppen sonderliche Sympathien bei der Bevölkerung zu erwecken. Verbrannte Ortschaften gab es überall, die Requisitionen aller Art wollten nicht enden, und der kleine Krieg der immer mehr zunahm, steigerte die Erbitterung der deutschen Truppen bis zum höchsten Grade; kurz, wer im October und November in Orleans und an der Loire verweilen mußte, der war leider nur zu oft gezwungen ein Augenzeuge von Scenen zu sein, die Jeden, der nur noch den mindesten Anspruch auf Humanität machte, tief betrüben mußten. Es ging oft nothgedrungen recht wild und grausig in diesen Gegenden zu und noch in Decennien wird man an der Loire die Deutschen auf das Bitterste hassen.

Die Einnahme von Orleans war übrigens eine ebenso erfreuliche wie wichtige Begebenheit für die deutsche Kriegsführung.

Die Lage der Stadt verleihet ihr eine große strategische Bedeutung. Die wichtigen Eisenbahnen von Nantes, Bordeaux und Toulouse, vereinigen sich in ihr mit der französischen Centralbahn, welche Paris mit Lyon verbindet. So lange diese Stadt in deutschem Besitz war, wurde die Eisenbahnverbindung von Tours, dem Sitz der provisorischen Regierung, mit einem großen Theil von Frankreich abgeschnitten und die Zusammenziehung eines großen Heeres an der Loire, ungemein erschwert.

Ein anderer wichtiger Umstand ist, daß bei Orleans zwei große Brücken über die Loire führen. So lange diese im Besitz der deutschen Truppen sich befinden, vermag ein feindliches Heer, welches von Lyon oder Tours kommt, nicht in der Richtung auf Versailles zu marschiren, und unser deutsches Cernirungskorps vor Paris, war daher gegen jeden Angriff von dieser Seite vollständig gesichert. Dazu bot Orleans, eine wohlhabende Stadt mit einigen 50,000 Einwohnern die im October noch nicht so hart mitgenommen war, wie dies später geschah, den deutschen Truppen vielfache Hülfsmittel aller Art, und eignete sich vortrefflich zu dem Sitz eines Hauptquartiers für alle an der Loire operirenden Truppen, wenn der Krieg noch lange fortdauern sollte. Die Umgegend nordwärts von Orleans, die wegen ihres milden Klimas, ihres vortrefflichen Bodens, und ihrer Wohlhabenheit be-

rühmte „Beauce“ die später freilich gründlich verheert wurde, bot den deutschen Truppen damals große Hülfsquellen und es konnte eine große Menge von Fourage, Schlachtvieh und sonstigen Lebensbedürfnissen, für unsere Korps vor Paris von dort her bezogen werden. Im scharfen Gegensatz zu dieser berühmten Beauce, erstreckt sich südlich von Orleans, eine öde unfruchtbare, kaum von wenigen Straßen durchzogene Gegend, die wohl an 20 Quadrat-Meilen enthält, die berüchtigte Sologne, welche jedem operirenden Heere die größten Schwierigkeiten bereitet.

Diese Wichtigkeit von Orleans, rechtfertigte auch die große Bestürzung, welche die Besetzung der Stadt durch das Tann'sche Korps in ganz Frankreich hervorrief. Es war dies ein sehr harter Schlag für die französische Kriegsführung und selbst die Lügenberichte der provisorischen Regierung in Tours, welche die Frechheit hatte, öffentlich zu verkünden, Orleans sei freiwillig und aus strategischen Gründen geräumt und der Besitz desselben von gar keiner Bedeutung, vermochten nicht die Gemüther zu beruhigen. Der General de la Motte-Rouge fiel diesem Unwillen zum Opfer. Der Dictator Gambetta warf ihm militairische Unfähigkeit vor und er ward seines Postens enthoben.

Da das Flußgebiet der Loire von nun an der Schauplatz häufiger Kämpfe zwischen den deutschen und französischen Truppen sein sollte, so dürfte eine kurz zusammengedrängte Schilderung desselben hier wohl am richtigen Platze sein.

Das Tiefland der Loire liegt so ziemlich in der Mitte von Frankreich und scheidet den Norden von dem Süden des Landes. Es bildet die Grenzmark von Gebieten, die in Klima, Producten, Volkscharakter und Geschichte, so ziemlich verschieden von einander sind. Die Loire, der mächtigste und schönste rein französische Strom, entspringt in den Cevennen und fließt zuerst in nördlicher Richtung zwischen den Gebirgen von Lyonnais und Forez. Das vortreffliche Kanalsystem von Frankreich, welches den Binnenhandel so sehr fördert, hat besonders auch die Loire mit anderen Flüssen zu verbinden gesucht. Der Kanal du Centre verbindet die Loire die bei Raonne schiffbar wird, mit der Saône. Da jedoch der Fluß hier im Hochsommer oft wasserlos ist und der Schiffahrt Schwierigkeiten verursacht, so läuft von Raonne ein Kanal neben dem Flußbette noch bis Chatillon sur Loire. Von dort aus geht die Loire, die nun schon 400—500 Schritt breit ist, bis Orleans in nordwestlicher und von dort bis Tours in südwestlicher

Richtung. Bei Orleans verbindet der Loingkanal in der Länge von 9 Meilen, die Loire mit der Seine. Von Tours aus wendet sich der Fluß, der nun schon über 1000 Fuß breit wird, entschieden westlich, nach Nantes. Er nimmt auf dieser Strecke eine große Menge kleiner Nebenflüsse auf, so daß er bei Nantes schon einen Tiefgang besitzt, um größere Seeschiffe bequem tragen zu können. Von Nantes, wo der Kanal St. Nazaire nach Brest führt, bis zur Mündung der Loire bei St. Nazaire, in den Atlantischen Ocean, sind noch 7 Meilen. Die directe Entfernung der Quelle bis zur Mündung beträgt 80, die Stromlänge selbst der Loire aber 130 deutsche Meilen. Das ganze Loiregebiet mit seinen Nebenflüssen, umfaßt 2400 Quadrat-Meilen und gehört im Allgemeinen zu den fruchtbarsten, angebautesten und wohlhabendsten Theilen von ganz Frankreich. So war es also für unsere ganze fernere Kriegsführung von der höchsten Bedeutung, daß wir unsere Operationslinie bis zur Loire ausdehnen konnten.

Die Einnahme von Orleans, wo der General von der Tann vorläufig sein Hauptquartier aufschlug, hatte nun weitere Operationen unserer Truppen im Gefolge. Ueber die Loire nach Tours zu rücken, dazu war das Tannsche Korps zu schwach und mußte sich vorläufig darauf beschränken auf dem rechten Loireufer nach Westen hin, das Gebiet von den Feinden zu säubern. So marschirte der General von Wittich mit der 22. norddeutschen Division, am 16. October von Orleans aus und vereinigte sich in Peravy mit einer preußischen Kavallerie-Division welche der Prinz Albrecht kommandirte.

Am 18. October marschirten die Truppen auf Chateaudun, ohne bisher vom Feinde belästigt zu sein. So wie sich aber die preußische Vorhut diesem Orte näherte, erhielten die Husaren plötzlich aus den Häusern und Gehöften der Vorstadt, ein lebhaftes Gewehrfeuer. Sie gingen zurück und statt der Kavallerie trat preußische Infanterie und Artillerie in das Gefecht. Die Häuser wurden erstürmt und die darin befindlichen Mobilgardisten und Franktireurs entweder gefangen genommen, häufiger aber in der Hitze des Kampfes getödtet. Die Gebäude wurden größtentheils angezündet.

Die Stadt Chateaudun selbst war stark verbarrikadirt, auch sonst auf jegliche Weise zur Vertheidigung eingerichtet und mit 4000 französischen Mobilgardisten, größtentheils aus dem Süden, besetzt. Der General von Wittich ließ sogleich die beiden Seiten der Stadt, nach

Osten und Westen, von starken Infanteriekolonnen angreifen während gegen die Hauptfront, Artillerie auffuhr.

Von besonderer Wichtigkeit war die Besetzung des Bahnhofes, der auf der Ostseite den Schlüssel der Stadt bildete. Von dem Feuer einiger Batterien gedeckt, erstürmte eine norddeutsche Infanterie-Brigade alsbald den Bahnhof während das 32. Regiment von der Westseite in die Stadt drang. Längere Zeit konnte die Infanterie aber nicht recht vorwärts kommen, da das Feuer aus den Häusern die förmlich zur Vertheidigung eingerichtet waren, ihr weiteres Vordringen sehr hemmte. Es war ein sehr lebhaftes Gefecht, was den deutschen Truppen große Verluste kostete. Eine bairische Batterie fuhr nun auf 800 Schritte Entfernung auf und beschoß die Häuser mit Granaten, sodaß die meisten bald in vollen Flammen standen. Verstärkt durch ein Bataillon vom 94. Regiment, drang nun zuletzt aber das 32. Regiment doch noch vor und erstürmte ein hier gelegenes Schloß, was dann auch der Zerstörung preisgegeben wurde. Je weiter man aber in das Innere der Stadt vordrang, desto heftiger wurde der Widerstand. Sämmtliche Straßen und Querstraßen waren durch Barrikaden gesperrt, die auf das kunstverständigste erbaut waren. Sie bestanden auf der Außenseite aus dicken Faschinenbünden, dann kam eine Steinlage, während der Boden mit einer 3—4 Fuß breiten Sandlage bedeckt war, in welche sich die Granaten einwühlten um so deren Springen zu verhindern. Um diese Vertheidigung zu zerstören, mußten 30 Geschütze unausgesetzt mehrere Stunden die Stadt mit aller Kraft beschießen. Um 9 Uhr Abends in vollständiger Dunkelheit, welche jedoch durch die brennende Stadt auf schaurige Weise erhellt wurde, ertheilte der General von Wittich den Befehl, daß Chateaudun mit dem Bajonnet erstürmt werden solle. Es kam nun zu einem wilden Kampf, und viel Blut floß in den Häusern, denn an Pardongeben ward zuletzt nicht häufig mehr gedacht. Mit der Kraft der Verzweiflung vertheidigten sich die Franzosen, mit der äußersten Wuth stürmten die Deutschen vor, Haus bei Haus mußte im Einzelkampf genommen werden und nur das Feuer konnte häufig die Vertheidiger daraus vertreiben. Erst gegen 3 Uhr Morgens war Chateaudun, was bei dieser Gelegenheit zu zwei Dritteln in Flammen aufging, von den deutschen Truppen erstürmt und die wenigen Franzosen die dem Tode entgangen waren, suchten ihr Heil in der Flucht. Auch die Verluste der deutschen Truppen

waren bei diesem Kampfe sehr groß und man hat sie officiell niemals recht genau bekannt gemacht, was überhaupt jetzt immer häufiger unterblieb. Von den vielen schaurigen Kämpfen und Scenen an denen dieser furchtbare Krieg leider so überreich war, bildet diese Erstürmung von Chateaudun, wohl mit eine der wildesten und blutigsten Thaten. Der große Haß welcher zwischen den Franzosen und Deutschen bestand, und der sich immer mehr steigerte, je länger der Kampf dauerte, zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder so recht in seiner vollen Wildheit. Das sonst gewiß sehr freundliche Städtchen Chateaudun, bot noch nach Wochen den Anblick einer einzigen großen Brandruine dar, und war auch von seinen Einwohnern fast vollständig verlassen. Es waren bei dem Kampfe auch hunderte von Frauen und Kindern, theils in den brennenden Häusern umgekommen, theils von den Granaten getödtet worden. Wer den Krieg so recht als mit das größte Strafgericht welches ein Volk nur treffen und ein Land verheeren kann, kennen lernen wollte, dem bot dieser Kampf bei Chateaudun und der spätere Anblick der Trümmer dieser unglücklichen Stadt, die beste Gelegenheit hiezu dar.

In strategischer Hinsicht war der Besitz von Chateaudun von weiter gar keiner Bedeutung, denn es wurde später doch wieder geräumt und nur zeitweise von deutschen Truppen besetzt. Ob überhaupt dieser ganze wilde Kampf eine Nothwendigkeit war und man nicht das gleiche Resultat hätte durch eine Umgehung der Stadt mit ungleich geringeren Opfern erreichen können, wird vorläufig wohl noch zu den offenen und unentschiedenen Fragen gehören, wie denn überhaupt alle diese Kämpfe im Loire-Gebiet, noch zu den unaufgeklärtesten Theilen der Geschichte dieses Krieges, gerechnet werden müssen.

Der Schrecken den die Zerstörung von Chateaudun erzeugte, hatte übrigens die guten Folgen, daß sich die Stadt Chartres in den nächsten Tagen ohne Widerstand unseren Truppen ergab.

Am 20. October verließen die 22. Division und ein Theil der 4. Kavallerie-Division, die rauchenden Ruinen von Chateaudun und traten den Weitermarsch nach Chartres an. Auf dem Marsch dahin fand noch ein leichtes Gefecht bei Linsane mit Franktireurs statt, die jedoch nur einen schwachen Widerstand leisteten und sich bald zerstreuten. Gegen 1 Uhr Mittags, kamen die Spitzen der Kolonnen vor Chartres an, welche Stadt auch verbarrikadirt und zu einem lebhaften Widerstand ent-

schlossen war. In der Municipalität siegte jedoch bald der vernünftige Entschluß die Stadt ohne Kampf zu übergeben um sie nicht dem Schicksal von Chateaudun auszusetzen. So kam denn eine Deputation der Bürgerschaft nach dem Hauptquartier der Division und trug die Kapitulation an, die auch am Abend abgeschlossen wurde. Die französischen Franktireurs zogen in der Stärke von 1500 Mann ab, an 2000 Mobilgardisten von Chartres legten die Waffen nieder und gegen Abend konnten die deutschen Truppen ihren friedlichen Einzug in die Stadt halten. Es war dies auch für beide Theile entschieden das Beste; denn bei unseren weit tragenden und sicher schießenden Schußwaffen der Neuzeit, ist jeder Widerstand einer Stadt, die nicht durch weitentlegene Außenforts geschützt wird, eine Thorheit, die stets hart gebüßt werden muß. Eine solche Stadt kann sich doch nur eine sehr kurze Zeit vertheidigen und wird dabei jeden Falls zusammengeschossen und arg zerstört. Die deutschen Truppen rasteten drei Tage in Chartres und setzten am 23. October ihren Weitermarsch nach Dreux fort, was ebenfalls bald in unsere Gewalt fiel.

Kleine Kämpfe zwischen einzelnen deutschen Detachements und Franktireurs-Schaaren, die größtentheils mit großer gegenseitiger Erbitterung geführt wurden und beiden Theilen viele Opfer kosteten, fanden jetzt fast täglich in allen diesen Gegenden statt. Es war der Volkskrieg mit allen seinen Schrecken, der hier jetzt herrschte. So viele Tapferkeit und Gewandtheit auch häufig einzelne deutsche Soldaten in diesem kleinen Krieg zeigten, so würde auch nur eine kurze Anführung aller dieser Einzelgefechte, weit den Zweck dieses Buches übersteigen.

Ein schwereres Ungewitter sollte sich aber allmählig bei Orleans über die deutschen Truppen zusammenziehen. Durch die Absendung der 22. Division und der Kavallerie-Divisionen war das I. bairische Armeekorps unter dem General von der Tann, nur ziemlich schwach in dieser Stadt zurückgeblieben. Es kam dazu, daß unter allen deutschen Truppen die bairischen vorzugsweise, weitaus den größten Abgang durch Kranke und Marode erlitten und daher stets den schwächsten Bestand unter den Waffen aufweisen konnten. Es soll in dieser Angabe kein Vorwurf für die bairische Armee liegen, aber die Wahrheit erfordert es daß wir sie hier anführen. Der Grund dieses ungewöhnlich starken Abganges der bairischen Truppen an Kranken und

Maroden, der sich während dieses ganzen Feldzuges stets wiederholte, ist ein mehrfacher. Die neue Militairorganisation ist in Baiern erst seit einigen Jahren eingeführt und hat sich noch lange nicht so im Volke eingelebt als dies im norddeutschen Bunde der Fall ist. Da nun die Baiern mit rühmlichem Eifer eine möglichst starke Armee in das Feld stellen wollten, und auch im Laufe dieses Feldzuges an 120,000 Mann unter den Waffen hatten, so waren sie gezwungen eine Menge von ungeübten Soldaten, Unterofficieren und selbst Officieren einzureihen. Diese waren den Strapazen des Feldzuges aber nicht so gewachsen als die meisten norddeutschen Truppen, und auch ihre Disciplin war lange nicht so fest und stramm und besonders der kleine Dienst ward nicht mit gleicher Strenge als bei Letztern dies stets glücklicher Weise geschah, gehandhabt. So etwas erzeugt bei einer Truppe die einen angestrengten Feldzug bestehen muß, aber sofort einen größeren Abgang an Kranken und besonders auch an Maroden.

Das Königreich Baiern besitzt ein vorzügliches Material an Mannschaft, und da es jetzt dem deutschen Bunde beigetreten ist und die straffe preußische Militairorganisation angenommen hat, so wird auch dieser Mangel ganz entschieden schon in sehr kurzer Zeit völlig beseitigt sein. Wenn die bairischen Truppen erst einige Jahre im Frieden ebenso unausgesetzt geübt werden als die preußischen und besonders auch an die bairischen Officiere, Unterofficiere und Militairärzte, die gleich strengen Anforderungen als an ihre preußischen Kameraden gemacht werden, so wird dieser erwähnte Uebelstand auch bald beseitigt sein.

In Folge dieses großen Abgangs hatte der General von der Tann Anfang November in seinem ganzen Korps nicht mehr als höchstens 18,000 Mann wirklich unter den Waffen stehen. Diese Schwäche war natürlich in Tours bekannt, und da, wie schon angeführt, der Besitz von Orleans von der größten Wichtigkeit blieb, so faßte man daselbst den richtigen Entschluß, diese Stadt wieder zu erobern.

In Folge unausgesetzter Anstrengungen und eines nicht zu läugnenden Patriotismus des französischen Volkes, den wir Alle wie schon wiederholt in diesem Buche angeführt wurde, im September sehr weit unterschätzten, betrug die sogenannte Loire-Armee Anfang November mindestens 100,000 Mann und ihre Stärke nahm noch täglich

durch neue Zuzüge, die besonders aus dem Süden Frankreichs massenhaft erfolgten, zu. Zwar befanden sich viele ungeordnete und nicht im Mindesten in den Waffen geübte Schaaren unter dieser Zahl und die ganze Organisation und besonders auch Disciplin dieser französischen Loire-Armee ließ stets sehr viel zu wünschen übrig. Der Fanatismus war jedoch bei Allen groß und mußte Manches wieder ausgleichen. An alten Truppen aus Marschregimentern, dann einigen bisher in Algerien garnisonirenden Regimentern bestehend, mochten ungefähr 50—60,000 Mann in dieser sogenannten Loire-Armee sich befinden. Den Oberbefehl führte der General Aurelles de Paladine. Es war dies ein älterer verdienter General des Kaiserreiches, der wegen seines hohen Alters bereits einige Jahre in Disponibilität lebte, dabei aber noch als ein tüchtiger energischer Mann sich zeigte. Wäre die Disciplin seiner Armee besser gewesen und hätten besonders nicht auch die Befehle des Herrn Gambetta seine Pläne stets durchkreuzt, so würde er entschieden noch weit mehr geleistet haben.

In den ersten Tagen des Novembers, ward nun der Entschluß zur Offensive und besonders zur Wiedereinnahme von Orleans in Tours gefaßt und die französischen Truppen brachen demgemäß aus ihren Stellungen auf. Es war den Franzosen gelungen die anfänglich zerstörte Brücke über die Loire bei Beaugency wieder herzustellen, so daß sie solche zum Uebergang benutzen konnten. Daß diese Wiederherstellung der Loire-Brücke nicht verhindert wurde, ist entschieden ein Fehler, den man der deutschen Heeresleitung vorwerfen kann. Wir hatten so viele treffliche Kavallerie auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes, daß wir das ganze Loire-Ufer bis Beaugency stets beobachten und jede Wiederherstellung der Brücke entschieden verhindern konnten. Durch diese Brücke gewannen die Franzosen nun die Möglichkeit über die Loire zu gehen und zwischen Tours und Chartres auf das rechte Ufer durchzubrechen. Es war ihr Plan den General von der Tann in Orleans zu umgehen und dann vom Rücken mit großer Uebermacht anzugreifen und wo möglich zu vernichten. War dies geglückt, so sollte die gesammte französische Loire-Armee alsdann gegen Versailles vormarschiren und dort die Pariser Cernirungsarmee angreifen, während zu gleicher Zeit ein Massenausfall aus Paris stattfinden mußte. Daß dieser Plan Vieles für sich hatte, war gar nicht zu leugnen. Er hätte nur vier Wochen früher gefaßt und dann mit

größerer Schnelligkeit und Kraft als dies jetzt geschah, durchgeführt werden müssen.

Der General von der Tann, der mit seiner Hauptmacht ruhig in Orleans stand, hatte häufig größere Detachements auf das linke Loire-Ufer ausgesandt, die selbst bis Blois vorgegangen waren. Durch diese Recognoscirungen wie auch durch Spione hatte er erfahren, daß die Franzosen den Abschnitt von Mer bis Morée und namentlich den großen Wald von Marchenoir bereits stark mit Mobilgardisten und Franktireurs besetzt hatten und am 8. November auch starke Abtheilungen regulärer Truppen bei Beaugency auf das rechte Ufer übergegangen waren. Die Zahl dieser Truppen wurde am Morgen des 8. November, auf einige 40,000 Mann geschätzt. Der General von der Tann erkannte nun die Absicht des Feindes ihn in Orleans zu umzingeln und da er zu schwach war dies zu verhindern, faßte er den richtigen Entschluß diese Stadt wieder zu räumen. Es war dies zwar ein schweres Opfer, doch mußte es unter den betreffenden Umständen nothgedrungen gebracht werden.

Am 8. November um 9 Uhr Abends, rückte die Hauptmacht des Tann'schen Korps aus Orleans fort um in der Richtung nach Artenay zu marschiren. Er hatte die 22. norddeutsche Division, die in Chartres stand, von der Absicht des Feindes wie auch von seinem Ausmarsch aus Orleans in Kenntniß gesetzt und hoffte sich bei Toury vier Meilen entfernt, mit dieser und der 4. Kavallerie-Division vereinigen zu können. War diese Vereinigung erst glücklich geschehen, so konnten alle diese deutschen Truppen stark genug sein, um unter günstigen Umständen den Franzosen die Spitze zu bieten. Die deutschen Lazarethe und manches Heergeräth, mußten aber nothgedrungen in Orleans zurückbleiben. Zur Deckung des Transports vieler Sachen, welche nicht am Abend des 8. November mit fortgenommen werden konnten, blieb auch ein bairisches Infanterieregiment die Nacht über noch in Orleans und konnte erst am Morgen des 9. Novembers fortmarschiren. Es war dies gleichsam ein verlorener Posten und das Regiment konnte leicht geopfert und vollständig aufgerieben oder gefangen genommen werden. Glücklicher Weise geschah dies nicht, die Bevölkerung von Orleans verhielt sich sehr ruhig und hinderte den Abzug dieses Regiments nicht im Mindesten und französische Truppen rückten am 9. November erst mehrere Stunden nach dem Abmarsch dieses Regiments

in die Stadt ein. Warum dies geschah und die Franzosen nicht schneller einmarschirten, ist unbegreiflich.

Am Morgen des 9. Novembers, stieß das Korps des Generals von der Tann bei Coulmier, ungefähr zwei Meilen von Orleans, auf die französische Vorhut die von dem General Polhés kommandirt wurde. Der General von der Tann erkannte daß der Feind ihn mit Macht angreifen würde und suchte deshalb so gut dies in der Eile ging, eine feste Stellung zu nehmen. Nachdem zuerst einige Kavallerieabtheilungen mit einander geplänkelt hatten, griffen die Franzosen unter dem Schutz zahlreicher Batterien, mit sechs Bataillonen alter Linientruppen, den rechten Flügel der Baiern sehr kräftig an. Zwar leisteten Letztere einen hartnäckigen Widerstand und mehrere Stunden konnten die feindlichen Angriffe nicht vorwärtsdringen, zuletzt aber mußten sie doch ihre Stellungen räumen und in guter Ordnung langsam zurückgehen. Besonders auch das Feuer aus 70—80 französischen Geschützen, erwies sich den bairischen Truppen sehr verderblich und fügte ihnen viele Verluste zu. Es war ein Glück, daß die Dunkelheit des langen Novemberabends so früh eintrat, daß der Kampf um 5 Uhr aufhören mußte, und der General Aurelles de Paladine von der Ueberlegenheit seiner Truppen nicht den richtigen Gebrauch machte, sonst hätte das bairische Korps leicht umzingelt und zur Kapitulation gezwungen werden können. So gelang es dem General von der Tann noch am Abend, sich in guter Ordnung bis Peravy zurückzuziehen, wohin ihm leicht der Weg hätte versperrt werden können. Auch machten die Franzosen von ihrer Kavallerie, die in sieben Regimentern, wohl an 4000 Mann zählte, nicht den mindesten kräftigen Gebrauch und führten sie kaum in das Feuer.

So ward auch der nächtliche Rückzug des Generals von der Tann weiter nicht gestört, wie dies ebenfalls hätte geschehen können. Der bairische Verlust an Todten und Verwundeten, betrug nach officiellen Angaben 42 Officiere und 667 Mann, doch wurden außerdem am andern Morgen noch einige hundert bairische Nachzügler gefangen genommen. Ebenso erbeuteten die Franzosen am nächsten Tage zwei Geschütze, von einer bairischen Kolonne, welche den officiellen deutschen Berichten nach, die aber über dies Gefecht sehr bemerkliche Lücken lassen, sich verirrt haben sollte. Im Ganzen kann man die bairischen Verluste an diesem Tage und den nächstfolgenden, auf

2000 Mann berechnen, und fast ebenso groß dürfte der französische Verlust sein.

Eine unpartheiische Geschichte wird es nicht leugnen können, daß sowohl die gezwungene Räumung von Orleans als auch dies Gefecht bei Coulmier, entschiedene Niederlagen für die deutschen Waffen waren. Zwar hatten die bairischen Truppen sehr muthig gekämpft, allein sie mußten zuletzt doch das Schlachtfeld räumen und den Franzosen ihre Stellungen überlassen. Daß sie eine große feindliche Uebermacht gegen sich hatten, ist entschieden, denn von den 60,000 Mann mit denen der General Aurelles de Paladine über die Loire gegangen war, fochten am 9. November bei Coulmier an 25—28000 Mann, während der General von der Tann kaum mehr als 15,000 Mann im Gefecht gehabt haben dürfte.

Diese Niederlage und besonders die gezwungene Räumung von Orleans, waren die ersten irgendwie bedeutenden Mißerfolge, welche die deutschen Truppen bisher in diesem ganzen großen Kriege erlitten hatten. In strategischer Hinsicht war dies leicht wieder gutzumachen, denn unsere Truppenzahl, die wir jetzt nach der Kapitulation von Metz, zur freien Verwendung im Felde benutzen konnten, war so bedeutend, daß die Franzosen auf die Länge keinen erfolgreichen Widerstand dagegen mehr zu leisten vermochten, allein die moralischen Folgen dieser Ereignisse, übten leider eine sehr ungünstige Wirkung. Hatten die Franzosen ihre entschiedenen Niederlagen bisher schon häufig in Siege verwandelt, so ward dieser wirkliche Sieg nun von ihnen auf das Uebertriebenste ausgebeutet und entflammte die französische Leichtgläubigkeit zu Hoffnungen, die damals nun und nimmermehr noch erfüllt werden konnten. Die Kunde von unserer Räumung der Stadt Orleans, dem Rückzug der deutschen Truppen und dem Siege bei Coulmier, drang mit Blitzesschnelle durch ganz Frankreich, ward überall auf das Uebertriebenste vergrößert und entflammte die leicht beweglichen Gemüther zu den phantastischsten Hoffnungen. Viele welche die Sache Frankreichs schon für verloren gegeben hatten, schöpften neues Vertrauen und besonders in Paris war man durch die Kunde von diesem Siege, weit entschlossener zu dem hartnäckigsten Widerstand bis zum Aeußersten, als dies früher der Fall gewesen war. Auch viele Tausende von jungen Leuten aus allen Ständen, strömten jetzt mit vermehrtem Eifer zu den Fahnen, die von der provisorischen

Regierung errichteten großen Uebungslager füllten sich mit Freiwilligen und das Franktireurs-Wesen ward jetzt zahlreicher denn je. Der Krieg wäre vielleicht ohne diese Räumung von Orleans, einige Wochen früher beendet gewesen und hätte jeden Falls Tausende von Menschenleben und Millionen von Thalern weniger gekostet, so gewaltig war der Eindruck hiervon in ganz Frankreich.

Wäre diese Niederlage einige Wochen früher, als Metz noch nicht gefallen war, erfolgt, so hätte wie schon angeführt, unser Cernirungskorps bei Versailles, einen schweren Stand bekommen können, jetzt aber wo ein Theil der Truppen, welche die Armee des Prinzen Friedrich Carl bisher gebildet hatten, in Eile anmarschirte und das II. Armeekorps schon bei der Cernirungsarmee vor Paris eingetroffen war, konnte diese Gefahr nicht mehr eintreten. Auch war der General Aurelles de Paladine nicht kühn und energisch genug, wußte die Ueberzahl der Truppen, die er augenblicklich hier hatte, nicht zu benutzen, und verfolgte seinen Sieg nicht so rastlos wie er dies hätte thun müssen.

So marschirte der General von der Tann am 10. November ohne weiter auf diesem Rückzug verfolgt zu werden, nach Toury und vereinigte sich dort mit der 22. norddeutschen Division und der 4. Kavallerie-Division, ohne daß dies weiter gehindert wurde. So konnte er schon weiteren feindlichen Angriffen, die jedoch vorerst nicht erfolgten, mit Ruhe entgegensehen.

Von der Cernirungsarmee von Versailles war inzwischen die 17. Infanterie-Division [hanseatische Infanterieregimenter Nr. 75, 76, mecklenburgische Regimenter 89, 90, 14. Jägerbataillon, 17. und 18. mecklenburgische Dragoner, 11. Uhlanen und vier mecklenburgische Batterien] unter dem interimistischen Befehl des Generals von Treskow, aufgebrochen und hatte sich in Eilmärschen dem Tann'schen Korps genähert. Die Vereinigung mit demselben erfolgte auch glücklich ohne weitern feindlichen Widerstand. Das I. bairische Korps unter dem General von der Tann, die 22. norddeutsche Infanterie-Division unter dem General von Wittich, die 17. norddeutsche Infanterie-Division unter dem General von Treskow, und die 2. und 4. norddeutsche Kavallerie-Division bildeten von nun an die sogenannte XIII. Armee, deren Oberkommando der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin erhielt.

Diese Armee, deren Stärke auf einige 50,000 Mann unter den Waffen Mitte November berechnet werden kann, operirte nun auf dem rechten Loire-Ufer von Orleans bis Le Mans und hatte die Aufgabe zu verhindern, daß die französische Loire-Armee unter dem General Aurelles de Paladine, der aber später durch den General Chanzy ersetzt wurde, von hier aus nach Versailles durchbrach.

Am 17. November griff die 17. Division die bisher noch nicht viel im Gefecht gewesen und daher ungleich stärker als die anderen Truppentheile der XIII. Armee war, die schon so sehr viel gelitten hatten, den Feind bei Dreux an, und warf ihn mit geringen Verlusten aus dieser Stadt hinaus.

Es waren größtentheils französische Mobilgarden-Bataillone, die hier kämpften und die sich nur sehr mäßig schlugen, daher der ganze Verlust der Division auch nur 3 todte und 35 verwundete Soldaten betrug. Bedeutender war ein Gefecht der 22. Division am 18. November bei Chateauneuf, $2^1/_2$ Meilen von Dreux in der Richtung nach le Mans. Die deutschen Truppen verloren darin über 100 Mann, die Franzosen, größtentheils Mobilgardisten, die sich nur sehr mäßig schlugen, aber an 200 Todte und Verwundete und einige hundert Gefangene. Da diese ganze Gegend schon sehr verheert und von den Truppen ausgesogen war, dazu die Witterung sich sehr ungünstig zeigte und Schneegestöber, Frost und schauderhafte Wege das Marschiren ungemein erschwerten, so hatten die Truppen der beiderseitigen Armeen jetzt sehr viel von den Beschwerden dieses Winterfeldzuges zu leiden und mußten bei den angestrengten Märschen, die fast täglich stattfanden, große Strapazen ausstehen. So viel wie irgend möglich, suchte man die deutschen Truppen aus den Magazinen von Versailles zu verpflegen; endlose Wagenzüge mit Lebensmitteln waren stets unterwegs und viele hundert Pferde wurden in den grundlosen Wegen dabei zu Tode gefahren. Oft freilich blieben diese Kolonnen mit Lebensmitteln aus, dann waren die Truppen auf's Requiriren angewiesen, und dies geschah denn auch in der ausgedehntesten Weise, so daß die ganze unglückliche Gegend total dabei verheert wurde. In Folge der vielen Märsche, der häufigen Bivouaks selbst in kalten Winternächten auf Schnee- und Eisfeldern und der unregelmäßigen Verpflegung, wo oft Tage lang der größte Mangel herrschte, dann die Truppen wieder große Weinvorräthe erbeuteten und unmäßig Wein tranken, rissen

bald viele Krankheiten unter dieser XIII. Armee und besonders gar unter den bairischen Truppen ein. Die Verluste durch Krankheiten waren entschieden weit bedeutender als in den Gefechten, die gewöhnlich nicht allzu blutig abliefen. Ungleich mehr als die deutschen Truppen, litten die französischen, die sehr schlecht uniformirt und verpflegt, und mit Allem, was ein Heer zu einem Winterfeldzug bedarf, mangelhaft ausgerüstet waren. Hunderte von jungen Mobilgardisten und Franktireurs, arme Kerle die soeben aus den Fabriken genommen, aller Strapazen gänzlich ungewohnt, dabei äußerst schlecht verpflegt und gekleidet und auch nicht im Mindesten in den Waffen geübt waren, fielen vor Ermattung und Kälte um, oder ließen sich freiwillig von den deutschen Truppen gefangen nehmen, um wenigstens nothdürftig verpflegt zu werden. Es sind Tausende von Franzosen in diesem Winterfeldzug auf die elendeste Weise zu Grunde gegangen und eine noch größere Zahl wird für ihr ganzes ferneres Leben niemals wieder die volle Gesundheit erlangen. Gerade dieser schlechte Zustand seiner Armee und der Mangel an Lebensmitteln, Ambulanzen und allem sonstigen Armeematerial, verhinderte den General Chanzy auch daran, seinen anfänglichen Plan auszuführen und über le Mans zu gehen und sich so zwischen die Armee des Großherzogs von Mecklenburg und das Cernirungskorps von Versailles zu werfen. Er hoffte, daß ein französisches Korps, was sich im Westen bildete, zu ihm stoßen und er so die bedeutende Uebermacht haben würde. In der Theorie war dieser Plan auch gar nicht schlecht, zu seiner praktischen Ausführung bedurfte es aber ungleich besser disciplinirter und verpflegter; kurz weit kriegstüchtigerer Truppen, als die sogenannte französische Loire-Armee stets gewesen ist. Was half es, wenn deren Stärke auch bis auf 120,000 Mann gebracht wurde, da die Hälfte davon aus Schaaren bestand, die auch nicht im Allermindesten zu wirklich kriegstüchtigen Truppen gezählt werden konnten.

Am 21. November fanden verschiedene kleine siegreiche Gefechte bei la Loupe, ungefähr 4 Meilen von Chartres, statt, wobei das 83. Regiment ein Geschütz erbeutete. Am 22. November wurde Nogent von den deutschen Truppen besetzt. Kleine Vorpostengefechte und Scharmützel mit Franktireursbanden, fanden übrigens fast täglich in allen diesen Gegenden statt.

So rückte das XIII. Armeekorps auf der ganzen Linie gegen die

Sarthe vor und drängte die Feinde fortwährend zurück. Für die Behauptung von Chartres und die Sicherheit der Straße, welche von diesem Ort über Rambouillet auf Versailles läuft, waren diese Operationen von der größten Wichtigkeit und es war dadurch den Feinden unmöglich gemacht, diese zu gewinnen und somit unsere Cernirung zu bedrohen. Da sich stets viele Franktireursbanden heimlich in den Dörfern versteckten und dann auf unsere Truppen schossen, so wurden noch fortwährend bei diesem kleinen Kriege viele Ortschaften entweder ganz oder doch theilweise niedergebrannt.

Während in dem Flußgebiet der Loire der Krieg mit allen seinen Schrecken wüthete und das Land auf Decennien verheerte, machte der alte Thiers in Versailles einen Versuch zum Frieden. Freilich war der französische Uebermuth noch sehr groß und Frankreich hatte auch jetzt noch immer den wahrhaft komischen Wahn, es sei kein von uns besiegtes Land und die Sache stände gar nicht so schlecht, so daß Thiers Bedingungen stellte, die ganz unmöglich von dem Grafen Bismarck angenommen werden konnten. Es mußten noch ungleich härtere Schläge kommen, um die Eitelkeit der Franzosen zu brechen und ihnen die so sehr untergeordnete Stelle, welche sie fortan einnehmen mußten, klar zu machen.

Bei diesen Unterhandlungen hatte Thiers, dem auf seine Bitte es gestattet wurde, sich durch die preußische Cernirungslinie von Tours nach Paris zu begeben, um dort Rücksprache mit den Mitgliedern der daselbst befindlichen provisorischen Regierung zu halten, dem Grafen Bismarck erklärt, daß Frankreich auf Wunsch der neutralen Mächte bereit sei, sich auf einen Waffenstillstand einzulassen.

Obgleich ein solcher Waffenstillstand für die deutsche Armee eher Nachtheile wie Vortheile brachte, so genehmigte der König von Preußen jedoch, daß solcher unter sehr mäßigen Bedingungen auf die Dauer von 28 Tagen abgeschlossen werden durfte. Mit vollem Rechte mußte daher der Graf Bismarck erstaunt sein, als nun plötzlich Thiers mit der wahrhaft unverschämten Forderung hervortrat, die erste Bedingung dieses Waffenstillstandes solle darin bestehen, die ungehinderte Verproviantirung von Paris während dieser Zeit zu besorgen. Wir hätten dadurch mit einem Schlage alle die Vortheile, welche uns die mühevolle Cernirung und dadurch Aushungerung von Paris seit Mitte September schon gebracht hatte, wieder aufgegeben.

Als Aequivalent für solche unerhörte Bedingung, wollte Thiers uns zugestehen, daß in Frankreich während dieser Zeit eine Constituante gewählt werden solle, mit welcher alsdann der König von Preußen über einen abzuschließenden Frieden unterhandeln könne. So lief eigentlich die ganze Forderung darauf hinaus, wir sollten den Parisern Gelegenheit geben, sich innerhalb 28 Tagen recht gemächlich zu verproviantiren, um dann später die Belagerung desto länger aushalten zu können und den verschiedenen französischen Heeresführern während dieser Zeit die Muße lassen, ihre Truppen in den verschiedenen Lagern zu vermehren und besser zu organisiren und zu discipliniren; kurz kriegstüchtiger zu machen, als sie sich bisher bewiesen hatten. So wäre den Franzosen durch solch einen Waffenstillstand, während dessen Dauer wir nutzlos mit unserem großen Heere Gewehr bei Fuß, in Frankreich gestanden hätten, der größte Vortheil, uns hingegen auch nicht der allermindeste Nutzen gewährt worden. Solch ein Antrag, den Thiers am 4. November dem Grafen Bismarck in Versailles zu stellen die Frechheit hatte, war eigentlich noch unverschämter als die schon früher angeführten Forderungen, welche Jules Favre im September zu stellen wagte. Es war selbstverständlich, daß der Graf Bismarck auf solche Forderung einen kurzen und bündigen unbedingten Abschlag ertheilte und Thiers unverrichteter Sache wieder nach Paris zurückfahren mußte. Er hatte dann noch am 5. November, eine kurze Unterredung mit den Mitgliedern der provisorischen Regierung, diese zeigten sich von Verblendung und Eitelkeit strotzend wie immer, und so mußte Thiers am 7. November wieder nach Tours zurück. So zerschlugen sich diese Waffenstillstandsverhandlungen, wie dies auch eigentlich bei der wahnsinnigen Verblendung eines Theiles der Pariser Bevölkerung, der französischen Presse und der Mitglieder der provisorischen Regierung, vorauszusehen war, alsbald wieder und führten zu keinem Resultat. Es war somit der eigene Wille der Franzosen, die Leiden dieses furchtbaren Krieges noch fast an 4 Monate vollständig nutzlos zu ertragen. „Wer nicht hören will, der muß fühlen", sagt ein altes gutes deutsches Sprüchwort mit vollem Recht.

Vor Paris selbst fielen in der ersten Hälfte des Novembers übrigens weiter keine Ereignisse von Bedeutung vor. Es wurde von den Forts noch sehr häufig ein zwar äußerst heftiges, aber gewöhnlich höchst unschädliches Bombardement unterhalten und vollkommen zweck-

los ungemein viele Munition vergeudet. Von deutscher Seite ward dies Feuer fast niemals erwiedert und nur hin und wieder, wenn die Pariser Garnison größere Ausfälle versuchen wollte, was übrigens jetzt auch nur selten geschah, kamen unsere Kanonen in Thätigkeit. Dagegen war man deutscher Seits mit rastloser Anstrengung bemüht, die Stellungen der Cernirungsarmee noch immer mehr zu verstärken und sich dadurch sowohl gegen einen Ausfall der Pariser Garnison, wie auch gegen etwaige Angriffe einer Armee, die von der Loire oder von Amiens herrückte, möglichst zu sichern. In dieser Hinsicht geschah gerade in der ersten Hälfte des Novembers sehr viel. Auch die Herbeischaffung des schweren Belagerungsgeschützes, der dazu erforderlichen ungeheuren Munitionsmassen, und die Vorbereitungen zum Bau der Batterien, wurden im November mit rastlosem Eifer betrieben und machten trotz aller Ungunst der Witterung rasche Fortschritte.

Aber auch in Paris verstärkte man die schon vorhandenen Befestigungen mit großem Eifer und vielem Geschick, und that Alles, um die ungeheure Stadt in eine Riesenfestung ersten Ranges zu verwandeln. Auch die Truppen in Paris wurden fortwährend vermehrt, organisirt und so weit dies gelingen wollte, auch disciplinirt. So nahm der Kampf um Paris eine immer furchtbarere Gestalt an und es war gerade im November dessen Ende noch gar nicht abzusehen.

Es waren zuletzt daselbst 3 verschiedene Armeen gebildet worden. Die erste Armee unter dem General Clement Thomas, bestand aus 260 Bataillonen Nationalgarde, deren Organisation aber niemals vollständig vollendet wurde. Die zweite Armee unter dem General Ducrot bestand aus 3 Korps, von zusammen 8 Infanterie-Divisionen und 1 Kavallerie-Division. Die dritte Armee, welche unter dem Specialbefehl des Generals Trochu stand und größtentheils zur Besetzung der Forts verwandt wurde, zählte 7 Divisionen, unter denen die Marinemannschaften inbegriffen waren. Gouverneur von Paris war der General Trochu, Chef seines Generalstabs General Schmitz, Unterchef General Foy, Oberkommandant der Artillerie General Guyon, Oberkommandant des Geniewesens General Chaban la Tour.

Diese Angaben zeigen, daß es keine geringe feindliche Macht war, welche wir in Paris zu bekämpfen hatten, und die Belagerung und endliche Besiegung dieser Stadt, wohl mit das größte militairische Un-

ternehmen ist, welches die Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker jemals gesehen hat.

Eine eigentliche Hungersnoth herrschte in Paris im Monat November noch nicht, denn die Stadt war ungleich reichlicher verproviantirt, als man dies im deutschen Hauptquartier eigentlich erwartet hatte, doch fingen die Leiden der Belagerung sich schon immer fühlbarer zu machen an. Das Fleisch von Rindern, Schafen, Schweinen und andern Hausthieren, ging im Laufe dieses Monats schon gänzlich aus oder stieg zu so unerhörten Preisen, daß nur die Reichsten sich solches verschaffen konnten. Pferdefleisch wurde von jetzt an ziemlich allgemein genossen und die Regierung gab alle überflüssigen Pferde zum Schlachten her und ordnete auch die Vertheilung einer bestimmten Ration Pferdefleisch, an die untere Bevölkerung an. An Mehl und Wein war in der Stadt noch kein eigentlicher Mangel, doch durften zuletzt die Bäcker auch nur eine bestimmte Quantität Brod an jede Familie verkaufen. Die Preise der übrigen Lebensmittel, als Milch, Gemüse, Geflügel u. s. w., begannen jetzt von Woche zu Woche zu steigen und erhielten zuletzt fast unerschwingliche Preise. Ebenso stieg der Preis des Brennmaterials immer höher, wozu noch kam, daß Ende November eine in Frankreich sonst ungewöhnliche Kälte eintrat. Da die Steinkohlen zur Gasbereitung kaum mehr genügten, so wurden im November nur die Hälfte der öffentlichen Gasflammen angezündet, und diese durften auch nur bis Abends 10 Uhr brennen. Auch die Sterblichkeit steigerte sich schon bedeutend und besonders viele kleine Kinder starben aus Mangel an Milch und anderer passender Nahrung; kurz die sonst so leichtsinnige und übermüthige Bevölkerung, lernte die Leiden einer Belagerung in immer steigender Weise empfinden. Will man aber ein unpartheiisches und gerechtes Urtheil fällen, so muß man bekennen, daß die sonst so leichtsinnigen, frivolen und vergnügungssüchtigen Pariser, hierbei in ihrer Mehrheit eine Standhaftigkeit zeigten und einen Heroismus entwickelten, den ihnen eigentlich früher Niemand zugetraut hatte. Freilich gaben sie sich noch unausgesetzt den ausschweifendsten Hoffnungen hin, täuschten sich selbst und wurden von ihren infamen Zeitungen und von der provisorischen Regierung unausgesetzt auf das Aergste belogen und betrogen. Tagtäglich fast ward ihnen verkündet, eine mächtige Ersatzarmee rücke bald von Osten oder Westen, bald von Norden oder Süden zur Befreiung von Paris an und in wenigen

Tagen oder höchstens doch Wochen, würde keine deutsche Armee mehr vor den Forts der Stadt befindlich sein. Im besten Falle würden alle deutschen Truppen einen eiligen Rückzug aus Frankreich antreten müssen, wahrscheinlich aber sämmtlich umschlossen, gefangen genommen oder von der erbitterten Bevölkerung getödtet sein. Dies Lügensystem ward mit seltener Beharrlichkeit bis wenige Tage vor der Kapitulation fortgesetzt und trotz zahlloser Täuschungen glaubte mit einer wahrhaft kindischen Naivetät, die große Masse der Bevölkerung stets von Neuem und immer von Neuem wieder. Ist der Mensch doch überhaupt so sehr leicht dazu geneigt, das was er so gerne wünscht auch leicht zu glauben. Auch der Haß gegen alle Deutschen ward fortwährend geschürt und erfuhr, wenn dies überhaupt noch möglich war, eine immer größere Steigerung, und gerade dieser Fanatismus ermuthigte die Bevölkerung von Paris, alle Leiden der Belagerung geduldig zu ertragen.

Aber nicht allein in Paris, sondern im ganzen übrigen Frankreich, so weit solches nicht von den deutschen Truppen besetzt war, wurde im Monat November noch unausgesetzt gerüstet. Die Kapitulation von Metz, schien den Fanatismus zum Kampfe bis auf das Aeußerste, nicht gelähmt, sondern wo möglich noch gesteigert zu haben. Auf Befehl der provisorischen Regierung in Tours, deren treibende Kraft stets der energische Gambetta war und blieb, ward das Land in vier große besondere Generalgouvernements getheilt, deren Sitz in Lille, Mans, Bourges und Besançon war. Mit der Leitung der Organisation der Streitkräfte dieser Departements, wurden die Generale Bourbaki, Fiéreck, Polhés und Cambriels beauftragt. Unabhängig von diesen vier Militairdistricten ward nun in Lyon noch eine Armee unter dem General Walsin-Esterhazy, an der Loire eine Armee unter dem General Aurelles de Paladine, der jedoch, wie schon angeführt wurde, später durch den General Chanzy ersetzt ward, und in Dôle ein Freischaarenkorps unter dem alten Garibaldi gebildet. In der Bretagne ward bei Conlie ein großes Lager unter dem General Grafen Kératry, einem früheren Marineofficier, gebildet, dessen Truppenzahl die Stärke von 30,000 Mann erreicht haben soll. Auch im Süden von Frankreich wurden mehrfache Lager errichtet. Es ist jetzt noch ganz unmöglich, eine genaue Uebersicht der Menschenzahl, welche Mitte November in Frankreich gegen die deutschen Truppen unter den Waffen standen, zu geben, und ganz richtig wird dies schwerlich jemals bekannt werden, da

genaue Listen und regelmäßige Rapporte fehlen, und die Zahlen auch täglich und zwar oft recht bedeutend wechselten. Es kam sehr häufig vor, daß ganze Mobil- und Nationalgarde-Bataillone wegen Indisciplin und schlechtem Benehmen im Gefecht aufgelöst wurden, während andere wieder sich von selbst auflösten, und die mit Mühe zusammengebrachte Mannschaft wieder auseinanderlief, weil sie kein Vertrauen zu ihren Officieren hegten, nicht verpflegt wurden oder zu schlecht ausgerüstet waren, um die Beschwerden eines Winterfeldzuges bestehen zu können. Vergleicht und prüft man aber alle in französischen und belgischen Zeitungen enthaltenen Angaben über die Stärke der französischen Heerschaaren, so ergiebt sich, daß Mitte November ungefähr außerhalb Paris 380,000—400,000 Mann gegen uns unter den Waffen stehen mochten. Ungefähr die Hälfte dieser Zahl, konnten wohl einigermaßen gut ausgerüstete, halbwegs disciplinirte und fest organisirte und daher zum Kampfe tüchtige Truppen sein, die übrigen bildeten so lose, undisciplinirte Schaaren, daß sie kaum zu etwas Anderem gebraucht werden konnten, als mit großer Ueberzahl kleine deutsche Detachements anzugreifen, Patrouillen abzufangen; kurz den kleinen Krieg auf eine recht wilde Weise, wodurch wieder die Erbitterung der deutschen Truppen immer mehr gesteigert ward, zu führen. Wäre solch großes Volksheer schon Mitte October, als Metz noch nicht kapitulirt hatte, gegen uns in den Waffen gewesen, so hätte es leicht uns äußerst gefährlich werden und dem ganzen Krieg eine völlig andere Wendung geben können, jetzt nach der Kapitulation von Metz war es zu spät damit. Der Krieg konnte wohl durch alle solche Anstrengungen noch um einige Monate verlängert werden, wie dies ja auch zum eigenen unermeßlichen Unglück von Frankreich leider geschehen ist, nun und nimmermehr aber in seinem Endresultat noch eine wesentliche Aenderung erhalten. Immerhin bleibt aber der Patriotismus und die Kraft der französischen Bevölkerung, daß sie solche Heeresmassen noch aufzustellen vermochte, sehr anzuerkennen.

Das stärkste active Heer, welches Mitte November gegen uns im Felde stand, war die sogenannte Loire-Armee, bevor sie später in zwei Hälften getheilt wurde.

Sie bestand aus dem 15., 16., 17. und 18. Armeekorps und zählte nach französischen Berichten 9 Infanteriedivisionen mit 24 Brigaden = 144,000 Mann, 2 Kavalleriedivisionen = 9000 Mann und

300 Geschütze mit 6000 Artilleristen, zusammen also an 160,000 Mann. Es muß aber sehr bezweifelt werden, daß diese Stärke wirklich jemals erreicht wurde, und jeden Falls befand sich eine große Zahl gänzlich undisciplinirter Schaaren darunter. Wenn der Kommandant dieser Loire-Armee wirklich 100,000 Mann für eine größere reguläre Feldschlacht hätte verwenden können, so dürfte dies jeden Falls das Höchste gewesen sein.

Ein für die deutschen Waffen erfreuliches Ereigniß war die Kapitulation der Festung Verdun, am 8. November. Diese Festung, deren Lage ihr eine besondere Wichtigkeit gab, wurde seit dem 25. September von deutschen Truppen cernirt und seit dem 13. October förmlich belagert. Da es aber anfänglich an schwerem Belagerungsgeschütz fehlte, so machte diese Belagerung keine rechten Fortschritte und erst im November konnte ein kräftiges Bombardement begonnen werden, was einen Theil der Festungswerke total zerstörte und auch in der Stadt manche Verwüstungen anrichtete. Da der General von Gayl, der Befehlshaber der deutschen Belagerungstruppen, so vernünftig war, dem Kommandanten von Verdun, General Marmier, sehr günstige Kapitulationsbedingungen anzubieten, so kapitulirte dieser einige Tage früher, als er dies sonst wohl eigentlich nöthig gehabt hätte. Es ward durch diese Kapitulation unnützes Blutvergießen auf beiden Seiten vermieden und die Stadt Verdun ward lange nicht so zerstört, als dies bei vielen anderen kleinen Orten, welche das Unglück hatten, befestigt zu sein, der Fall war. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß manche deutsche Generäle, welche französische Festungen belagerten, dem guten Beispiel des Generals von Gayl gefolgt und dem Kommandanten die Kapitulation auch so erleichtert hätten, wie dies hier geschah, es würden dann nicht so viele Hunderte von Privathäusern nutzlos zusammengeschossen und unschuldige Frauen und Kinder getödtet worden sein, wie dies leider in einigen von uns eroberten Festungen geschehen mußte, bevor deren Kommandanten sich entschließen konnten, die ihnen auferlegten harten Kapitulationsbedingungen anzunehmen. In dieser Kapitulation von Verdun wurde ausdrücklich bestimmt, daß die Festung mitsammt ihrem Kriegsmaterial, nach wiederhergestelltem Frieden an Frankreich zurückgegeben werden sollte. Ferner sollte die Stadt Verdun mit jeder Kriegscontribution oder Requisition verschont bleiben. Auch war den Officieren der Besatzung, welche die Stärke von 4500 Mann

betrug, freigestellt, ob sie mit dem Ehrenwort, in diesem Kriege keine feindlichen Handlungen gegen die deutschen Truppen zu begehen, in Frankreich bleiben oder in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland gehen wollten.

Die Besatzung, aus zwei Drittel Mobilgardisten und einem Drittel Liniensoldaten verschiedener Regimenter bestehend, kam in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland.

XIII. Kapitel.

Der Vormarsch der II. Armee gegen die Loire. Ueberfall bei Chatillon. Gefechte bei Beaune la Rolande. Die Gefechte der XIII. Armee am 2. und 3. December bei Loigny, Artenay und anderen Orten. Die Schlacht bei Orleans am 4. December. Die Einnahme von Orleans. Große Wichtigkeit dieser Einnahme. Die blutigen Kämpfe am 29., 30. November und 2. December vor Paris. Die Eroberung von Thionville, Pfalzburg und Montmédy. Der Eintritt der deutschen Südstaaten in das deutsche Reich. Die Annahme der deutschen Kaiserwürde von König Wilhelm von Preußen.

In dem Kapitel über die Kapitulation von Metz, hatte ich zum Schlusse angeführt, daß sogleich nach der Uebergabe der Festung die meisten Armeekorps, welche das Belagerungskorps bildeten, ihren Marsch in die verschiedenen Theile von Frankreich antraten. So hatte die zweite Armee unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Carl, welche fortan aus dem III. Armeekorps, dem X. Armeekorps und dem IX. Armeekorps, mit Ausschluß der 17. Infanteriedivision, für welche die hessen-darmstädtische Division eintrat, gebildet wurde, den Befehl, über Troyes gegen die Loire vorzurücken. Diese Armee sollte die große Lücke, welche zwischen der XIII. Armee unter dem Großherzog von Mecklenburg in Chartres und Dreux, und der XIV. Armee unter dem General von Werder in Dijon und Vesoul bestand, ausfüllen und durch die Kavallerie wo möglich nach rechts oder links Verbindungen mit diesen beiden Armeen zu erhalten suchen. Wie das

Glück die deutschen Waffen in diesem Kriege überhaupt auf eine so wunderbare Weise begünstigte, so traf auch diese Armee des Prinzen Friedrich Carl, die an 90,000—95,000 Combattanten, darunter eine sehr zahlreiche Kavallerie, zählte, gerade zur rechten Zeit in diesen Gegenden ein. Die Räumung von Orleans durch die deutschen Truppen hatte, wie schon erwähnt, eine große Aufregung und vermehrte Hoffnung unter einem bedeutenden Theil der Bevölkerung von Frankreich erzeugt. Besonders in den Departements der Haute-Marne, Haute-Saône, des Vosges, dann in einzelnen Theilen der Champagne und an der Seine, zeigten sich offene Widersetzlichkeiten gegen die deutschen Truppen, die Contributionen wurden verweigert, den Behörden der Gehorsam aufgesagt und zahlreiche Franktireursbanden bildeten sich überall, welche manchen Unfug anstifteten. So war es denn für die deutsche Sache sehr erwünscht, daß ein so starkes Korps vortrefflicher Truppen in diesen Gegenden einrückte, und dadurch jeden Widerstand sogleich erstickte.

Das erste Gefecht hatten Truppen dieser Armee bei Bologne und Chaumont an der Marne, am 7. November. Die 9. Infanteriebrigade vom III. Armeekorps, stieß auf ihrem Vormarsch bei Bretenay auf einen starken Haufen französischer Mobilgarden und warf solche nach einem lebhaften mehrstündigen Kampfe, wobei die Franzosen an Todten und Verwundeten und Gefangenen an 180 Mann verloren, bis nach Chaumont zurück.

Kurze Zeit später, sollte in diesen Gegenden ein für uns ungünstiger Ueberfall erfolgen, den wir hier gleich anführen wollen. Es war einer Abtheilung des Garibaldi'schen Streifkorps unter Menotti Garibaldi, dem Sohne des alten Freischaarenführers, gelungen, durch einen kühnen Eilmarsch sich in der breiten Lücke, welche zwischen der II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Carl und der XIV. Armee unter dem General von Werder, niemals vollständig ausgefüllt wurde, durchzudrängen. So gelangte dies Garibaldi'sche Korps in der Stärke von 1200—1500 Mann im Schutz der Dunkelheit und von ortskundigen Führern geleitet, am 19. November Morgens 4 Uhr nach Chatillon sur Seine, ungefähr in der Mitte von Troyes und Dijon im Departement der Côte d'or gelegen. Das schwache Landwehrbataillon Unna, kaum 600 Mann stark, und 2 Schwadronen von dem 4. westphälischen Reserve-Husarenregiment, bildeten die Besatzung von Chatillon. Keinen

Feind so weit im Rücken der deutschen Heere vermuthend, hatten diese Landwehrtruppen, die stets im feindlichen Lande so dringend gebotene Vorsicht sehr vernachlässigt und sich nicht durch Vorposten und Patrouillen gesichert. So gelang es den Garibaldianern, unbemerkt in Chatillon hineinzukommen und am frühen Morgen um 5 Uhr, die deutschen Soldaten meist noch in ihren Quartieren zu überraschen. An 150 Mann derselben wurden getödtet oder größtentheils gefangen genommen, die Uebrigen entwischten einzeln oder in kleinen Abtheilungen, und kamen zu anderen deutschen Truppentheilen. Ebenso verloren die Husaren einige 70 Pferde. Dieser kleine gelungene Ueberfall gab Garibaldi Gelegenheit, wieder eine jener lächerlich-schwülstigen Proklamationen zu erlassen und sein Unternehmen als eine der größten Heldenthaten der ganzen Kriegsgeschichte darzustellen. Das arme Chatillon mußte später für diesen Ueberfall hart büßen, denn obgleich die Betheiligung seiner Einwohner daran niemals überzeugend nachgewiesen ist, wurden dennoch so und so viele Häuser darin niedergebrannt. Es war nun einmal das unglückliche System eingerissen, jeden Ort, in welchem deutsche Truppen durch französische Franktireurs überfallen wurden, zur Strafe dafür gänzlich oder doch theilweise durch Feuer zu zerstören; eine Härte die größtentheils ihren Zweck vollständig verfehlte. Im Gegentheil sogar viele Bauern, denen ihre Besitzungen vernichtet waren, wurden aus Rache und Verzweiflung und weil sie nun doch nichts mehr zu verlieren hatten, jetzt erst recht Franktireurs, nahmen eine alte Flinte in die Hand und lauerten in den Büschen und Wäldern den deutschen Patrouillen auf, um sie wo möglich zu ermorden.

Der Prinz Friedrich Carl setzte nun seinen Weitermarsch mit solcher Eile fort, daß er bereits am 10. November seinen Einzug in Troyes halten konnte. Es war dies von großer Bedeutung, da Troyes eine sehr wichtige Stadt ist, welche unsern Truppen viele Hülfsmittel gewährte. Am 14. November brach das Hauptquartier wieder von Troyes auf und marschirte nach Sens. Die ganze Bevölkerung dieser Gegend war sehr aufgeregt, überall zeigten sich Anstalten zur Vertheidigung. Die Wege waren häufig durch Verhaue gesperrt, Barrikaden errichtet; kurz alles zu einem Volkskrieg in großem Maßstab eingerichtet. Die bedeutende Truppenmasse, welche plötzlich hier erschien, schüchterte aber die Einwohner so ein, daß sich nirgends ein Widerstand zeigte.

Auch die Franktireurs gingen größtentheils zurück und nur hin und wieder wurde auf einzelne Patrouillen geschossen.

Heftige Gefechte hatte jedoch das X. Armeekorps zuerst am 24. November und folgenden Tage bei Beaune la Rolande, 13 Meilen von Paris, mit Truppen der Loire-Armee zu bestehen. Nach der Verfügung Gambetta's, der immer mehr mit dictatorischer Willkühr in alle militairischen Verhältnisse eingriff, war in der Zeit vom 15. bis 20. November die Loire-Armee in zwei Hälften, die abgesondert von einander operiren sollten, getrennt worden. Die eine Hälfte sollte nach le Mans gehen, um sich dort mit der bretagnischen Armee unter Kératry zu vereinigen und dann wo möglich die XIII. deutsche Armee im Rücken zu fassen. Die andere stärkere Hälfte unter dem General Aurelles de Paladine, aber über Beaune la Rolande, gegen Fontainebleau nach Paris vorbrechen. Dieser Plan wäre auch insoweit ganz gut gewesen, wenn man ihn um einige Wochen früher, bevor die Armee des Prinzen Friedrich Carl anrückte, zur Ausführung gebracht hätte. Wie aber die Verhältnisse jetzt waren, konnte er nur ein gänzlich verfehlter genannt werden. Wenn die Franzosen überhaupt noch, nur die Möglichkeit eines Sieges gewinnen wollten, so konnten sie dies nur dadurch erreichen, daß sie alle ihre Truppen in ein einziges großes Heer vereinigten und nun mit dieser Uebermacht rücksichtslos vorstürmten. Statt dessen verfiel auch jetzt die Heeresleitung der französischen Republik, wieder in den gleichen Fehler, den Napoleon III. begangen hatte, nämlich mit vielen einzelnen kleinen abgesonderten Heeren operiren zu wollen.

Der General von Moltke konnte bei der Trefflichkeit des preußischen Generalstabes, der festen Oberleitung des Ganzen und der musterhaften, so genau wie die beste Maschine arbeitenden Organisation des deutschen Heeres, ein so künstliches Operationssystem mit verschiedenen abgesonderten Armeen wohl zur Anwendung und vollkommenen Durchführung bringen, denn er durfte fest überzeugt sein, daß — wenn nicht ganz unberechenbare große Hindernisse eintreten würden, alle diese verschiedenen Operationen wie ein Uhrwerk so genau in einander greifen würden. Etwas Anderes war es aber mit den ungeordneten, schlecht disciplinirten und unordentlich manövrirenden Heereshaufen der jetzigen Republik. Die konnten nur dann den Sieg sich erfechten, wenn sie mit sehr großer numerischer Ueberzahl auf einem Platz erschienen und

nun, unbekümmert um alle Verluste, rücksichtslos vorwärts stürmten. Man beging aber den ungeheueren Fehler, gerade das Gegentheil zu thun, theilte das Heer in 4—5 einzelne Armeen, die wegen Unkenntniß und Uneinigkeit ihrer Führer, niemals nach einem gemeinsamen Plane operirten, wenn solcher auch vielleicht immerhin von Gambetta und seinen militairischen Rathgebern festgestellt sein mochte, hatte somit niemals ein so gewaltiges numerisches Uebergewicht, wie dies nothwendig war, um die mindere Qualität der Truppen dadurch wieder auszugleichen, an einem Platze vereinigt, und wurde somit, wie dies auch gar nicht anders sein konnte, stets entschieden von den deutschen Truppen geschlagen.

So war es eine entsetzliche Thorheit nur mit einem Theile der sogenannten Loire-Armee die II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Carl anzugreifen, statt sich mit der ganzen Uebermacht derselben, unbekümmert um alles Andere auf diese zu werfen und sie dadurch vielleicht zu erdrücken. Die ersten Gefechte des X. Armeekorps und der großherzoglich hessischen Reiter-Brigade in der Gegend von Beaune la Rolande, begannen am 24. November gegen 3 Divisionen des 20. französischen Armeekorps. Das Gefecht dauerte fast den ganzen kurzen Novembertag, doch gelang es zuletzt den deutschen Truppen, die anfänglich in einzelnen Brigaden gefochten hatten, ihre Vereinigung zu bewirken und somit den Plan des Feindes der sie auseinander bringen wollte zu vereiteln. Die deutschen Verluste beliefen sich an Todten und Verwundeten auf 230 Mann und ebenso viele Verluste werden ungefähr auch die Franzosen erlitten haben. An unverwundeten Gefangenen machten die Deutschen 180 Mann. Auch an den folgenden Tagen fanden noch verschiedene kleine Einzelgefechte in diesen Gegenden statt.

Weit bedeutender und besonders auch in seinen Folgen wichtiger, sollte der Kampf sein, den das gesammte X. Armeekorps unterstützt von der 5. Division des III. Armeekorps, und der 1. Kavallerie-Division am 28. November ebenfalls bei Beaune la Rolande zu bestehen hatte. Das ganze 20. und Theile des 15., 16. und 18. Armeekorps in der Stärke von circa 60,000 Mann fochten hier gegen die deutschen Truppen, deren Zahl sich auf etwas über 40,000 Mann belaufen mochte. Der Kampf begann schon am Morgen und das X. Armeekorps hatte anfänglich einen schweren Stand gegen die feind-

lichen Angriffe, die zwar sehr ungeschickt aber mit vielem Ungestüm ausgeführt wurden. Da es jedoch eine feste Position besetzt hielt, und die braven Westphalen und Hannoveraner, ihre Ruhe und Kaltblütigkeit nicht verloren, so gelang es alle Angriffe der Franzosen stets zurückzuweisen. Gegen 3 Uhr Nachmittags, griff die vortreffliche 5. Infanterie-Division des III. Armeekorps, die in Eilmärschen herangerückt war, mit in das Gefecht ein und auch die Reiterregimenter der 1. Kavallerie-Division, betheiligten sich, soweit das Terrain dies erlaubte, jetzt lebhaft am Kampfe. Obgleich die deutschen Truppen stets bedeutend in der Minderzahl waren, so gingen sie doch unter dem Schutz ihrer starken Artillerie jetzt bald energisch zur Offensive über. Der Feind der anfänglich noch sich recht muthig vertheidigte, ward zuletzt entschieden zurückgeworfen und räumte um 5 Uhr Nachmittags seine letzten Stellungen. Ein Theil der französischen Truppen die aus alten Regimentern bestanden, zog sich in guter Ordnung zurück, während manche Mobilgarden-Bataillone in wilder Flucht von dannen eilten. Die bald eingetretene tiefe Dunkelheit der Novembernacht, die Unkenntniß des zum Theil sehr durchschnittenen Terrains, das schlechte Wetter und die noch schlechtere Beschaffenheit der zum Theil fast grundlosen Wege, und auch die große Ermüdung unserer Truppen, verhinderten eine lebhafte Verfolgung der Feinde, die sonst gewiß noch viel Erfolge gegeben haben dürfte. So wurden an dem Abend nur ungefähr 15—1600 unverwundete Franzosen gefangen genommen. Diese Zahl vermehrte sich aber am anderen Tage noch bedetuend, da viele Mobilgardisten aus Ermattung oder Unlust am Kampfe zurückblieben und sich von kleineren Kavallerie-Abtheilungen oft freiwillig gefangen nehmen ließen.

Die Verluste der deutschen Armee an Todten und Verwundeten, waren nicht unbedeutend und betrugen zwischen 11—1200 Mann. Abgerechnet von den Gefangenen, werden die Franzosen auch nicht viel mehr verloren haben. Ein deutsches Geschütz dessen sämmtliche Bespannung erschossen war, wurde am Morgen von den Feinden erbeutet, am Abend aber wieder auf dem Schlachtfelde gefunden.

Die Folgen dieser gewonnenen Schlacht bei Beaune la Rolande am 28. November, waren sehr bedeutend. Es ward dadurch der Plan der Franzosen nach Fontainebleau durchzubrechen und so zum Entsatz von Paris mitzuwirken, entschieden vereitelt. Wie sehr man in der

Hauptstadt gehofft hatte, daß dies geschehen würde, zeigten die bedeutenden Ausfälle die am 29. November stattfanden und auf welche ich später ausführlicher zurückkommen werde. Andererseits war jetzt dem Prinzen Friedrich Carl der Weg offen, um sich mit der XIII. Armee unter dem Großherzog von Mecklenburg zu vereinigen und so mit vereinten Kräften Orleans wieder einzunehmen und die feindlichen Korps über die Loire zurückzuwerfen.

Hätte der General Aurelles de Paladine am 28. November statt 60,000 Mann nur 80—90,000 Mann unter seinem Befehl gehabt, so würde er wahrscheinlich sich einen vollständigen Sieg erfochten haben, statt daß nun das Gegentheil eintrat. Er hätte das X. deutsche Armeekorps mit seiner gewaltigen Uebermacht so kräftig angreifen können, daß er es aus seiner Stellung verdrängte, bevor die Truppen des III. Armeekorps zu Hülfe kamen. Es würde dann die Armee des Prinzen Friedrich Carl von ihm getheilt und einzeln besiegt worden sein. Ein Sieg am 28. November hier bei Beaune la Rolande, hätte den Franzosen aber den Weg nach Fontainebleau geöffnet und würde alsdann am 29. oder 30. November von Paris aus ein Massenausfall stattgefunden haben, so würde unser Cernirungskorps zwischen zwei Feinde gerathen und sehr leicht in eine übele Position gekommen sein.

Jetzt aber wo die Schlacht entschieden verloren war, blieb dem General Aurelles de Paladine nichts Anderes übrig als nach Orleans zurückzugehen und dort eine feste Stellung zu nehmen.

Nach dem erfochtenen Siege folgte die Armee des Prinzen Friedrich Carl nun so schnell als es das Terrain und die Schwierigkeiten der Verpflegung nur zuließen. Besonders die Passage des großen Orleans-Waldes war sehr schwierig und erforderte viele Zeit. Die ohnehin schlechten Straßen waren von den Franzosen auf ihrem Rückzug durch Gräben und Verhaue gesperrt und auch sonst auf jegliche Weise unfahrbar gemacht worden und es kostete viel Zeit und Mühe um sie soweit wieder herzustellen, daß sie mit Artillerie und Munitionswagen passirt werden konnten. Dazu war die ganze Gegend verheert, in den Quartieren waren keine Lebensmittel mehr zu finden und da es selbst bei der größten Anstrengung unmöglich war, die Wagen mit Proviant so schnell als dies erforderlich war, nachkommen zu lassen, so litten die Soldaten oft an dem Nothwendigsten Mangel. Und doch

galt es rastlos vorwärts zu marschiren, um die so dringend erwünschte Vereinigung mit der XIII. Armee unter dem Großherzog von Mecklenburg zu bewerkstelligen.

Diese Armee hatte nach ihrer schon angeführten Einnahme von Dreux am 17. November, ihren Weitermarsch auf le Mans fortgesetzt, um wo möglich den Feind in seiner linken Flanke zu umfassen, eine Absicht, die freilich von diesem rechtzeitig erkannt und nun nicht ohne Geschick vereitelt wurde. So hatte die XIII. Armee eine Menge zum Theil sehr angestrengter Märsche in der letzten Hälfte November machen müssen und war so ziemlich in einem weiten Bogen umher marschirt, bis ihr linker Flügel am 30. November die Verbindung mit dem rechten Flügel des Armeekorps unter dem Prinzen Friedrich Carl gewonnen hatte. Die Stellung dieser Armee war nun am 1. December folgende: Am weitesten östlich, also auf dem äußersten linken Flügel stand die 22. Division bei Toury an der großen Straße die von Etampes nach Orleans führt, in der Mitte die 17. Division bei Allaines an der Straße von Artenay nach Chartres, rechts stand das I. bairische Korps unter General von der Tann bei Orgéres an der Chaussee von Allaines nach Chateaudun, die 4. Kavallerie-Division hatte ihre Stellung auf dem rechten Flügel, die 2. Kavallerie-Division deckte die Straße von Artenay.

Am 2. December kam es nun hier an mehreren Stellen zu wiederholten heftigen Gefechten.

Das französische 16. Korps stieß unweit Loigny auf die bairische Vorhut und wurde von dieser anfänglich bis Loigny zurückgeworfen. Hier aber leisteten die Franzosen einen hartnäckigen Widerstand, brachten neue Truppen in das Gefecht und drängten die Baiern wieder bis zu den Orten Villeprost und Goury-Chateau zurück, wo der General von der Tann seine letzten Reserven in das Gefecht brachte und so lange sich hielt, bis die 17. norddeutsche Infanterie-Division nach hartem Kampfe mit feindlicher Uebermacht, das Dorf Loigny wieder genommen hatte. Zwar wollten die Franzosen anfänglich das Dorf nicht räumen und vertheidigten sich sehr hartnäckig, allein die Angriffe der kräftigen Mecklenburger und Hanseaten aus denen die 17. Infanterie-Division bestand, waren zu unaufhaltsam als daß ein Widerstand dagegen möglich gewesen wäre. Als die 17. Division Loigny erst genommen hatte, bekamen die Baiern auch wieder Luft,

und da nun auch Regimenter der 4. Kavallerie-Division mit in das Gefecht eingriffen, so wurden die Franzosen überall zum Rückzug gezwungen, den sie auch schon um 1 Uhr Mittags in ziemlich guter Ordnung antraten.

Während die Baiern und die 17. Division bei Loigny sehr hartnäckige Kämpfe zu bestehen hatten, war die 22. Division von Toury aus in der Richtung auf Baigneaux vorgegangen, hatte den Feind aus diesem Orte vertrieben und drang nun auf Poupry vor. In einem kleinen Gehölze unweit von diesem Dorfe, kam es zu einem sehr lebhaften Gefecht, wobei besonders das 94. norddeutsche Infanterieregiment (Großherzogthum Sachsen-Weimar) viele Mannschaften verlor. Die 22. Division, die von preußischer Kavallerie kräftig unterstützt wurde, erreichte zuletzt jedoch ihren Zweck, versperrte dem Feinde die Straße und drängte ihn endlich am Abend bis hinter Artenay zurück. Es war das XV. französische Armeekorps, was hier kämpfte. Aber auch bei Loigny brachten die Franzosen am Nachmittag, nachdem die Waffen eine Zeit lang schon geruht hatten, plötzlich ihr XVIII. Armeekorps auf's Neue in das Gefecht, und es kam hier abermals zu heftigen Kämpfen, bis am Abend endlich Loigny vollständig von der 17. Division besetzt werden konnte. Die Verluste der Franzosen waren sehr bedeutend und betrugen an Todten und Verwundeten ungefähr 1500 Mann, an Gefangenen, großentheils Mobilgardisten, aber 2000 Mann. Auch wurden von der 17. und 22. Infanteriedivision 11 Geschütze im Feuer genommen. Auf deutscher Seite wurden über 1100 Mann getödtet oder verwundet und hatten besonders das mecklenburgische Füsilierregiment Nr. 90, bei Loigny und das weimarsche Regiment Nr. 94 bei Poupry harte Verluste. Diese Kämpfe am 2. December drängten nun die Franzosen immer mehr auf Orleans zurück und machten es möglich, daß am 3. December die gesammte deutsche Linie gemeinsam vorgehen konnte. Der Prinz Friedrich Carl warf mit dem IX. und III. Korps den Feind bei Chilleurs in den Orleans-Wald hinein, während der Großherzog von Mecklenburg die 17. Division vorsandte, um die Dörfer Gidey, Janony und Pruns mit Sturm zu nehmen, was nicht ohne harte Kämpfe und mit gegenseitigen bedeutenden Verlusten, aber zuletzt mit glücklichem Erfolg geschah.

So war Alles am 4. December bereit, Orleans mit Sturm zu nehmen. Zwar hatten die Franzosen die Zeit von einigen Wochen,

während welcher sie in dem Besitz von Orleans gewesen waren, sehr eifrig dazu benutzt, die Stellungen vor dieser Stadt, durch Verhaue und Schanzen möglichst zu befestigen, allein trotzdem befand sich der General Aurelles de Paladine, der hier das letzte Mal die Loire-Armee befehligte, in einer ungünstigen Lage. Er mochte nach den harten Verlusten der letzten Tage, wohl noch 110,000 Mann unter den Waffen haben; allein hierunter befanden sich kaum 60—70,000 Mann, auf welche er in einem heftigen Kampfe mit Zuversicht zählen konnte, das Uebrige waren sehr undisciplinirte und besonders auch noch durch die steten Niederlagen der letzten Zeit, arg demoralisirte Schaaren. Ihm gegenüber befanden sich aber 4 preußische und 1 bairisches Armeekorps und 6 Reserve-Kavalleriedivisionen, die zwar in der letzten Zeit auch schon sehr geschwächt waren, aber doch noch mindestens 110—120,000 Mann vortreffliche und siegesbewußte Truppen zählten.

Am Morgen des 4. December begann der Kampf; das IX. preußische Armeekorps stürmte unter heißen Gefechten den von den Franzosen stark befestigten Eisenbahndamm vor Orleans, wobei besonders die Division des Generals von Wrangel sich sehr auszeichnete. Die beiden schleswig-holsteinschen Regimenter, die sich darin befanden, kämpften an diesem Tage wie die besten altpreußischen Truppen. Auch die hessen-darmstädtische Division kam hier lebhaft in das Feuer. Während das IX. Armeekorps die Hauptarbeit dieses Tages verrichtete und auch starke Verluste erleiden mußte, hatten andere Truppentheile ebenfalls sehr lebhafte Gefechte. Besonders auch das 1. und 6. preußische Uhlanenregiment machten eine sehr gelungene Attake auf 2 französische intacte Infanteriebataillone, die vollständig zusammengeritten wurden, während das 4. Husarenregiment eine französische Batterie eroberte. Ueberhaupt zeigte dieser Tag des 4. December vor Orleans, eine Reihe sehr muthiger Einzelgefechte und gab vielen Truppen Gelegenheit sich auszuzeichnen. Die Franzosen, welche den Vortheil vortrefflicher Stellungen hatten, aus denen sie sehr schwierig und nur nach harten diesseitigen Verlusten vertrieben werden konnten, kämpften sehr verschieden. Mehrere reguläre Regimenter leisteten das Aeußerste an Gegenwehr und ließen sich lieber von den deutschen Geschützen zusammenschmettern als daß sie wichen, während wieder ganze Schaaren von Mobilgardisten kaum eine Salve abwarteten, sondern gleich die

Gewehre fortwarfen und in wilder Flucht davonliefen. Am Abend um 5 Uhr, waren die deutschen Truppen Herren des Eisenbahndammes und der Vorstadt St. Jean von Orleans. Es wurden diese Stellungen sogleich mit Batterien besetzt, um am andern Morgen die Stadt Orleans heftig zu beschießen, was von hier aus mit dem besten Erfolg geschehen konnte, wenn der Feind den Versuch machen sollte, sich auch noch in der Stadt selbst vertheidigen zu wollen. Glücklicher Weise kam es nicht zu dieser Beschießung, wobei die schöne Stadt Orleans, die in diesem furchtbaren Kriege ohnehin schon so viel gelitten hatte, wohl arg verheert wäre. Der General Aurelles de Paladine hielt in der Nacht noch einen Kriegsrath, in welchem sowohl er, wie auch alle Korpsgenerale seines Heeres, die Ueberzeugung aussprachen, daß eine Vertheidigung der Stadt unter den betreffenden Umständen doch nur noch auf wenige Stunden möglich sein würde und dabei so große Opfer erforderte und besonders Orleans selbst so unermeßlichen Schaden zufügte, daß die dadurch gewonnenen Vortheile weit aufgewogen würden. So ward denn noch in der Nacht die Räumung von Orleans von den französischen Truppen beschlossen und auch ausgeführt und eine Deputation des Magistrats konnte sich sogleich in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl begeben, um diesen davon zu benachrichtigen und zur abermaligen Besetzung dieser Stadt aufzufordern. Es rückten nun die deutschen Truppen ohne weiteren Kampf am Frühmorgen des 5. December zum zweiten Mal in Orleans ein. Mit vollem Rechte fügte der König von Preußen in seiner Siegesdepesche über diese Einnahme, die Worte hinzu: „Orleans noch in dieser Nacht besetzt worden, also ohne Sturm. Gott sei gedankt!“ Eine Beschießung der Stadt und eine nächtliche Erstürmung würde Hunderte von friedlichen Familien um all ihr Hab und Gut gebracht und nur zu viele unschuldige Menschen getödtet oder arg verstümmelt und manche andere Verwüstungen unabänderlich nach sich gezogen haben. Zu viel unschuldiges Blut war aber schon in diesem furchtbaren Kriege geflossen und zu viele Verheerungen sind verübt worden, um es nicht als ein frohes Ereigniß betrachten zu müssen, daß es diesmal wenigstens, vermieden werden konnte. Freilich Gambetta und seine fanatisirten Parteigenossen, die in wahnsinniger Verblendung den Krieg bis auf das Aeußerste wollten, theilten solche vernünftige und humane Ansicht keineswegs. Im Gegentheil, sie machten dem General Aurelles de

Paladine die heftigsten Vorwürfe aus dieser Räumung, die nach ihrer Ansicht nicht nothwendig gewesen sei, und Gambetta enthob ihn sogar des Oberbefehls über die Loire-Armee und gab solchen dem General Chanzy. Und doch hat vielleicht bisher kein einziger französischer General in diesem ganzen Kriege so geschickt manövrirt, als gerade der General Aurelles de Paladine, und nur die Theilung der Loire-Armee in zwei Hälften, ist der einzige bedeutende strategische Fehler, den man ihm mit Recht vorwerfen kann. Französischen Nachrichten zufolge, soll diese Theilung aber auf ausdrückliches Verlangen von Gambetta erfolgt sein. Es ist stets ein Unglück gewesen und wird dies auch für alle Zukunft bleiben, wenn Advokaten, Literaten und Volksredner sich unterfangen wollen, strategische Operationen zu leiten und militairische Angelegenheiten, von denen sie nichts verstehen, zu beurtheilen.

Die Beute, welche die deutschen Truppen bei Orleans machten, war sehr bedeutend. Ueber 17,000 französische unverwundete Gefangene wurden in den Tagen vom 2.—5. December gemacht und an 80 französische Geschütze, dann 4 kleine Kanonenboote, die zur Vertheidigung der Loire dienen sollten, niemals aber recht im Kampfe gewesen sind, und zahlloses Heeresgeräth aller Art, fielen jetzt abermals in unsere Gewalt. Freilich waren die deutschen Verluste an Todten und Verwundeten nicht unbedeutend und beliefen sich in allen diesen verschiedenen Gefechten, immerhin auf ungefähr 10,000 Mann. Viel größere Verluste an Todten und Verwundeten dürften die Franzosen in allen diesen Kämpfen auch nicht eingebüßt haben, da sie feste Positionen vertheidigten, deren Erstürmung von unserer Seite stets viele Opfer erforderte.

Aber ungleich wichtiger als diese gemachte Beute an Kriegsgefangenen und Kanonen, von denen wir ohnehin in diesem ganzen Kriege den Franzosen schon eine fast übergroße Zahl abgenommen hatten, war die Wiedereinnahme von Orleans in strategischer und auch moralischer Hinsicht. So lange diese Stadt in unserem Besitz blieb, war der Anmarsch einer feindlichen Armee von Tours und dem Süden von Frankreich, zum Entsatz von Paris, eine Unmöglichkeit und mit voller Sicherheit konnten jetzt unsere Artilleristen und Ingenieure die mühevollen Vorarbeiten treffen, welche nothwendig waren, wenn die Südforts dieser Stadt auch mit nur einigem Erfolg beschossen werden sollten.

In moralischer Hinsicht drückte aber dieser nochmalige Verlust von Orleans, alle nur einigermaßen urtheilsfähigen und nachdenkenden Franzosen ungemein darnieder und lähmte sehr ihre Spannkraft. Als wir diese Stadt das erste Mal aufgeben mußten, hatte dies, wie schon früher angeführt, viel dazu beigetragen, die Hoffnungen zahlreicher Franzosen auf einen für sie glücklichen Ausgang des Krieges, auf's Neue zu beleben, und eine große Menge junger Leute veranlaßt, als Freiwillige in die verschiedenen französischen Korps einzutreten. Desto größer und schmerzlicher war jetzt aber die Enttäuschung, als wir nach kurzer Frist Orleans zum zweiten Mal eroberten und die Loire-Armee, auf welche man so große Hoffnungen gesetzt hatte, theils aufrieben, theils weit über die Loire zurückwarfen. Daß die Sache Frankreichs jetzt verloren sei und die Deutschen unter allen Umständen als vollständige Sieger aus diesem ihnen so frivol aufgedrungenen Kriege hervorgehen würden, sahen nach dem Verlust von Orleans, plötzlich eine Menge von Franzosen ein, die noch wenige Tage vorher, sich auf das Eifrigste gegen diese Wahrheit gesträubt haben würden. Wäre der Fanatismus und damit verbunden die entschiedene Thatkraft, von Gambetta nicht gewesen, so würde Frankreich Mitte December entschieden um Frieden gebeten haben. Es war ein großes Unglück für das Land, aber auch für Deutschland, daß dies damals verhindert wurde.

Nachdem vor Paris außer einem sehr heftigen, und dabei, wie schon angeführt, größtentheils erfolglosen Bombardement von den Forts, und fast täglichen mehr oder minder bedeutenden Plänkeleien der Vorposten, die Waffen mehrere Wochen größtentheils geruht hatten, fanden am 29. und 30. November wieder die ersten größeren Ausfälle statt. Diese Ausfälle hingen, wie schon angeführt, mit den Operationen des Generals Aurelles de Paladine zusammen. Der Ausfall am 29. November fand in der Richtung der Ortschaften l'Hay, Chevilly, Thiais und Choisy le Roi, unter dem Schutz der Kanonen der Forts Montrouge, Bicêtre, Ivry und Choisy gegen Truppen des VI. preußischen Armeekorps statt. Nachdem diese Forts ein mehrstündiges heftiges, aber wie gewöhnlich ziemlich resultatloses Feuer unterhalten hatten, brachen plötzlich starke französische Kolonnen gegen Choisy le Roi vor, dessen Bahnhof von Pariser Nationalgarde besetzt wurde. Zu gleicher Zeit wurden die auf der Straße nach Fontainebleau gelegenen Dörfer Thiais und Chevilly, in Angriff genommen. Die

Truppen des VI. Armeekorps, welche hier die Cernirungslinie bildeten, traten den Franzosen sogleich entschieden entgegen und verhinderten deren weiteres Vordringen. Der Kampf dauerte wohl an 6 Stunden ohne daß es den Ausfallenden gelungen war, während dieser ganzen Zeit auch nur das mindeste Terrain zu gewinnen. Am Abend kehrten die Franzosen wieder hinter ihre Forts zurück, nachdem sie einige hundert Gefangene verloren hatten. Der deutsche Verlust an Todten und Verwundeten betrug über 100 Mann.

Von weit größerer Bedeutung war der Ausfall am 30. November den der General Trochu persönlich kommandirte. Nach einem 24stündigen sehr heftigen Feuer, entwickelte der Feind plötzlich sehr bedeutende Streitkräfte, welche zwischen Seine und Marne in das Vorterrain der Insel von St. Maur ausbrachen. Es waren zu diesem Ausfall zwei starke Kolonnen verwandt worden, von denen die eine vom Fort Charenton aus südöstlich auf Bonneuil, die andere vom Fort Nogent aus auf Champigny vorbrach. Beide Kolonnen zählten wohl an 60,000 Mann Truppen. Diese Hauptstöße trafen zunächst die würtembergischen Truppen, welche sich zwar tapfer vertheidigten, zuletzt aber doch die Dörfer Villiers, Champigny, Bonneuil und Conilly räumen mußten.

Auch Truppentheile des VI. und XII. norddeutschen Armeekorps, die den Würtembergern zur Hülfe eilten, konnten sich nicht behaupten und wurden von den Franzosen zurückgedrängt, so daß diese sich am Abend in den genommenen Dörfern festsetzen und mit vollem Recht als entschiedene Sieger ansehen konnten. Das Feuer mehrerer französischer Kanonenboote auf der Seine und dann auch mit Eisenplatten gepanzerte Eisenbahnwagen auf denen schwere Geschütze aufgestellt waren, und die nun auf der Pariser Gürtelbahn fuhren, fügten den deutschen Truppen große Verluste zu. Als die Dunkelheit anbrach, blieben die Franzosen in den eroberten Dörfern und suchten sich daselbst möglichst zu verschanzen. Man hätte nun eigentlich erwarten sollen, daß der General Trochu am 1. December, die am Tage vorher gewonnenen großen Vortheile weiter verfolgen und mit bedeutender Stärke vorwärts marschiren würde, doch unterblieb dies in unbegreiflicher Weise. Wahrscheinlich hatten die Franzosen in den Kämpfen am 29. und 30. November selbst so bedeutende Verluste erlitten, daß sie für den Augenblick nicht mehr gefechtstüchtig waren und ihre Truppen erst

wieder von Neuem organisiren mußten. Und doch hätte General Trochu sich frische Bataillone aus Paris nachkommen lassen müssen, und — wollte er wirklich sich durchschlagen und mit der Loire-Armee vereinigen, am 1. December rücksichtslos weiter vorwärts stürmen müssen. Die Truppen welche ihm auf dieser Stelle der Cernirungslinie entgegentreten konnten, waren am 1. December nur schwach und auch von dem Kampfe sehr mitgenommen, so daß er die große Wahrscheinlichkeit des Gelingens eines solchen Durchbruches für sich gehabt hätte. Allein der stete Fehler aller französischen Generale während dieses ganzen Krieges, ihre Kraft nicht gehörig zu concentriren, zeigte sich auch hier. In Paris überließ man sich einem überschwenglichen Jubel über den gewonnenen Sieg, wußte aber solchen nicht zu benutzen, ließ den 1. December zwecklos vorübergehen und so gingen schon am 2. December alle erlangten Vortheile wieder gänzlich verloren.

Daß die Franzosen aber in den gewonnenen Dörfern sich festsetzen sollten, lag nicht in dem Plane des Generals von Moltke und so erhielten die würtembergischen, sächsischen und preußischen Truppen Befehl, am 2. December wieder anzugreifen und die Dörfer welche sie verloren hatten, auch wieder zu nehmen. Zur Unterstützung der Würtemberger wurden auch Truppen des II. pommerschen Armeekorps, die früher vor Metz gestanden hatten, mit verwandt.

Der Angriff der Truppen des XII. Armeekorps erfolgte am 2. December um 7 Uhr früh gegen die jetzt von den Franzosen besetzten Dörfer Brie sur Marne und Champigny. Gegen letzteres Dorf war auch der Angriff der 1. würtembergischen Brigade gerichtet. Es kam hier zu sehr heißen Kämpfen. Die genannten Ortschaften wurden zuerst von den deutschen Truppen gestürmt, und die Franzosen zurückgedrängt, dann sammelten diese sich wieder und drängten die Deutschen zurück, bis Letztere in einem zweiten Hauptsturm endlich die Feinde so kräftig warfen, daß sie den Kampf aufgaben und alles am 30. November eroberte Terrain, wieder vollständig räumten und hinter die Forts zurückgingen. Es waren sehr blutige Kämpfe in allen diesen Orten und allein das XII. norddeutsche Armeekorps, verlor an den Tagen des 30. Novembers und 2. Decembers an Todten, Verwundeten und 400 Gefangenen die am ersten Tage eingebüßt wurden, über 1700 Mann. Auch der Verlust der Würtemberger betrug an diesen

beiden Tagen über 1000 Mann. Der Zufall hatte es gefügt, daß die würtembergische Division bisher während dieses ganzen Feldzuges noch niemals recht heftig im Feuer gewesen war und an diesem Tage ihre erste und auch wieder letzte, der besonderen Erwähnung werthe Waffenthat ausführte. Auch die preußischen Truppen vom II. unt VI. Armeekorps, hatten am 2. December heftige Gefechte gegen die Franzosen und warfen diese ebenfalls wieder zurück, so daß Letztere am Abend dieses Tages sämmtliche Vortheile welche sie am 30. November sich unter schweren Verlusten erwarben, vollständig wieder verloren hatten. Die Verluste der Franzosen an Todten und Verwundeten während dieser beiden Tage, waren sehr bedeutend und lassen sich immerhin auf 4—5000 Mann veranschlagen. Es befanden sich mehrere Generale und höhere Stabsofficiere hierunter. Auch wurden von den deutschen Truppen abermals an 2000 Gefangene gemacht. Letztere waren vielfach Mobilgardisten, die sich freiwillig gefangen nehmen ließen um dadurch dem Hunger und den vielen Gefahren des ferneren Aufenthaltes in Paris zu entgehen.

Ueberhaupt befanden sich unter den vielen Tausenden von Gefangenen, welche die deutschen Truppen jetzt stets machten, fortwährend viele Mobilgardisten und zwangsweise ausgehobene Soldaten die es vorzogen lieber gefangen zu sein, als noch fernerhin den großen Entbehrungen aller Art ausgesetzt zu sein, welche die französischen Soldaten jetzt in immer zunehmender Weise fortan ertragen mußten. Fing doch schon im Monat December die Zahl der Deserteurs der Pariser Garnison, welche sich freiwillig bei unseren Vorposten meldeten, in so bedeutender Zahl zu steigen an, daß sie zuletzt gewaltsam abgewiesen werden mußten. Man wollte die Zahl der hungrigen Menschen in Paris nicht vermindern und so wurden keine Deserteurs von unserer Seite mehr angenommen. Im Gegentheil aber zu dieser zunehmenden Demoralisation unter der Pariser Besatzung, hatte sich ein großer Theil der Linientruppen und auch einzelner Mobilgarden-Bataillone mit denen der General Trochu die Kämpfe vom 29., 30. November und 2. December führte, sehr muthig geschlagen. Besonders manche französische Officiere hatten förmlich den Tod gesucht und auch häufig gefunden.

Man erwartete im Hauptquartier zu Versailles, daß der General Trochu am 3. December abermals angreifen und versuchen würde, alle

Vortheile, die er am 2. December verloren hatte, wieder zu gewinnen. Es unterblieb dies aber und außer der gewöhnlichen nutzlosen Kanonade und gelegentlicher kleiner Vorposten- und Patrouillen-Scharmützel, wie solche fast jeden Tag an irgend einer Stelle der weit ausgedehnten Cernirungslinie stattfanden, ruhten die Waffen für die nächsten Wochen hier so ziemlich. So waren alle die vielen Opfer welche diese Tage den Franzosen gekostet hatten, vollständig nutzlos gewesen. Wahrscheinlich hatte der General Trochu durch die geheimen Boten, welche sich in den dunkeln Winternächten stets durch unsere Cernirungslinie schlichen und den Verkehr von Paris mit der Regierung in Tours unterhielten, jetzt schon von dem mißlungenen Plan mit einem Theile der Loire-Armee nach Fontainebleau durchzubrechen, Nachricht erhalten und sah somit die vollständige Nutzlosigkeit aller dieser Ausfallsversuche selbst ein. Da über diese Belagerung von Paris bisher aber von französischer Seite noch kein Werk erschienen ist, ja nicht einmal Rapporte veröffentlicht sind, welche nur den mindesten Anspruch auf Vollständigkeit wie Glaubwürdigkeit machen können, so ist es unmöglich anzugeben, was überhaupt eigentlich die Pläne des Generals Trochu gewesen sind, welche wahren Absichten ihn stets bei diesen häufigen vereinzelten Ausfällen leiteten und was für Zwecke er dadurch zu erreichen hoffte. So ist also auch noch kein richtiges und gerechtes Urtheil über seine ganze Oberleitung bei dieser Vertheidigung zu fällen und muß dies einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

Jetzt kann man häufig die Ansicht nicht unterdrücken, daß der General Trochu und sein ganzer Generalstab, überhaupt gar keinen festen Plan gehabt und nicht nach einem bestimmten System gehandelt, sondern Alles so ziemlich dem Zufall überlassen haben. Auch mischte sich die sogenannte öffentliche Meinung von Paris, und die Urtheile, welche die Zeitungen der Hauptstadt, mit ungleich größerer Unverschämtheit als irgendwie nur der mindesten Sachkenntniß und richtigen Einsicht in die militairischen Verhältnisse, fällten, gewiß sehr häufig in die ganze Kriegsführung ein und beeinflußten solche auf die ungehörigste Weise. Ebenfalls waren politische Partheiungen und die vollständige Indisciplin des größten Theiles der Nationalgarde, die grade nur so viel Dienst that und mit in den Kampf zog, als sie Lust und Belieben dazu hatte, gewiß jedem festen und vernünftigen Plane sehr hinderlich.

Die Franzosen hätten nun einmal nicht die leichtgläubige, sich jeder sanguinischen Hoffnung stets mit aller Lebhaftigkeit hingebende und aller gesunden und vernünftigen Urtheilskraft vollständig entbehrende Nation sein müssen, wie sie dies in ihrer großen Mehrzahl nun einmal sind, wenn der glückliche Ausgang des Ausfalls am 30. November, sie nicht sogleich mit den übertriebensten Hoffnungen erfüllen mußte. Daß alle an diesem Tage unleugbar errungenen Vortheile alsbald wieder vollständig verloren gingen und ihrer Sache auch nicht den allermindesten Nutzen brachten, kümmerte sie dabei weiter nicht sonderlich. Sie hatten einmal wieder den Deutschen wenn auch nur auf einen Tag, ein paar Dörfer genommen; das war reichlicher Grund zu den renommistischsten, wahrhaft lächerlich-verächtlichen Siegesbülletins, den unverschämtesten Prahlereien und der ausschweifendsten Siegeshoffnung. Hierin werden die Franzosen nun einmal völlig unverbesserlich bleiben und man wird sie stets als kleine, unzurechnungsfähige Kinder behandeln müssen.

Die Leiden der Pariser Bevölkerung steigerten sich übrigens im December immer mehr. Es trat eine für Frankreich ganz ungewöhnlich strenge Kälte schon am Beginn des Monats ein, und da es in der belagerten Stadt sehr an Brennmaterial fehlte, und die Kohlenzufuhr gänzlich abgeschnitten war, so mußten nur zu viele Bewohner außer Hunger, jetzt auch noch Frost leiden und waren zu einem wahrhaft kläglichen Leben verurtheilt. Außer Pferdefleisch war jetzt kaum noch anderes Fleisch zu haben, und Hunde, Katzen und Ratten wurden schon als Leckerbissen betrachtet, und die Preise für einzelne Lebensmittel waren so hoch, daß z. B. ein Kaninchen mit 40 — 50 Franks und eine Gans mit 60 — 80 Franks bezahlt wurden. Auch das Gas war jetzt gänzlich ausgegangen und mußte überall durch Petroleum ersetzt werden. Unter diesen Verhältnissen war die Sterblichkeit in Paris während des Decembers in fortwährender Zunahme begriffen.

Die glänzenden Erfolge der deutschen Waffen in den letzten Wochen, denn auch die Armee unter dem General von Manteuffel hatte gegen di französische sogenannte Nordarmee, wiederholte Erfolge erkämpft, auf welche wir später in ihrem Zusammenhange zurückkehren werden, bewogen den König von Preußen am 6. December von Versailles aus, folgenden Armeebefehl zu erlassen:

„Soldaten der verbündeten deutschen Armeen!

Wir stehen abermals an einem Abschnittt des Krieges. Als ich zuletzt zu Euch sprach, war mit der Kapitulation von Metz, die letzte der feindlichen Armeen vernichtet worden, welche uns beim Beginn des Feldzuges gegenüberstanden. Seitdem hat der Feind durch die außerordentlichsten Anstrengungen uns neu gebildete Truppen gegenübergestellt, ein großer Theil der Bewohner Frankreichs hat seine friedlichen, von uns nicht gehinderten Gewerbe verlassen um die Waffen in die Hand zu nehmen. Der Feind war uns an Zahl oft überlegen, aber dennoch habt Ihr ihn wiederum geschlagen, denn Tapferkeit und Mannszucht und das Vertrauen auf eine gerechte Sache sind mehr werth als die Ueberzahl. Alle Versuche des Feindes die Cernirungslinie von Paris zu durchbrechen, sind mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden, oft zwar mit vielen blutigen Opfern wie bei Champigny und le Bourget, aber auch mit einem Heldenmuth wie Ihr ihn überall beweiset. Die Armeen des Feindes, welche zum Entsatz von Paris von allen Seiten anrückten, sind sämmtlich geschlagen. Unsere Truppen die zum Theil noch vor wenigen Wochen vor Metz und Straßburg standen, sind heute schon über Rouen, Orleans und Dijon hinaus, und neben vielen kleinen siegreichen Gefechten sind zwei neue große Ehrentage, Amiens und die mehrtägige Schlacht von Orleans, den früheren hinzugetreten. Mehrere Festungen sind genommen und vieles Kriegsmaterial ist erobert worden; somit habe ich nur Anlaß zur größten Zufriedenheit und es ist mir eine Freude und ein Bedürfniß Euch dies auszudrücken. Ich danke Euch Allen, vom General bis zum gemeinen Soldaten. Beharrt der Feind bei einer weiteren Fortsetzung des Krieges, so weiß ich daß Ihr fortfahren werdet dieselbe Anspannung aller Kräfte zu bethätigen, welcher wir unsere bisherigen großen Erfolge verdanken, bis wir einen ehrenvollen Frieden erringen, der würdig der großen Opfer ist, die an Blut und Leben gebracht worden.

Versailles d. 6. December 1870.

Wilhelm."

Wohl konnte der König von Preußen mit vollem Rechte wieder eine solche Ansprache erlassen, denn in der That, es war auch nichts Geringes was in den letzten Wochen wieder erreicht war.

Aber immer noch blieb sehr Vieles zu thun übrig, denn ungebeugt durch alle bisher erlittenen Niederlagen, setzte Frankreich den Kampf mit der Kraft der Verzweiflung fort. Es ward jetzt immer mehr der Nationalitätskampf zwischen zwei sich auf das Tödtlichste hassenden Völkern. Die Regierung in Tours erließ ein allgemeines Massenaufgebot und befahl allen Franzosen vom 18.—40. Lebensalter zu den Waffen zu greifen um die „deutschen Barbaren" von dem geheiligten Boden Frankreichs zu vertreiben. Es sollten zum Zweck der militairischen Ausbildung dieser großen Massen, nach einem Decret der provisorischen Regierung zu Tours vom 27. November, 10 große Heereslager errichtet werden, die zusammen 1,117,000 Mann fassen konnten. So viele Menschen hoffte Gambetta nämlich unter die Waffen zu treiben.

Diese Lager sollten errichtet werden zu St. Omer, Cherbourg und la Rochelle zu je 250,000 Mann und bei Conlie, Nevers, Clermont, Ferrand, Lyon, Bordeaux, Pas de Lanciers und Toulouse zu je 60,000 Mann. Daß solche riesige Pläne in Wirklichkeit niemals ausführbar waren und daher auch nicht ausgeführt wurden, ist selbstverständlich. Zwar ward kein Mittel gescheuet um den Haß der Franzosen gegen uns immer mehr zu entzünden und Alles was nur irgendwie die Waffen tragen konnte, wurde in diesen Lagern zusammengebracht. Dennoch aber enthielten alle 10 zusammen, niemals mehr als 250—260,000 Mann. Ein Drittheil von Frankreich befand sich im December schon in der Gewalt der deutschen Truppen und hier war die Rekrutirung doch schon schwierig, wenn sich auch trotz aller noch so strengen Verbote der deutschen Behörden, und der sorgfältigsten Aufsicht der Feldgensdarmen und Truppen, fortwährend besonders aus den Städten junge Leute fortschlichen um sich unter die Heeresschaaren der Republik einreiben zu lassen und auch in den noch nicht von uns besetzten Theilen des Landes, hatte die Landbevölkerung im Allgemeinen geringe Lust zum Waffendienst. Besonders im Norden Frankreichs war auf dem flachen Lande ein geringer kriegerischer Enthusiasmus, während in dem mehr aufgeregteren Süden, wo die Bevölkerung stets lebhafter und reizbarer sich zeigt, auch die Bauern zu Tausenden zu den Mobilgarden-Bataillonen strömten. Das zahlreichste Kontingent sandten stets die Städte und besonders auch die Fabrikstädte. So sollen z. B. aus Lyon an 30,000 Männer im Heere gestanden haben. Während man nun in Frankreich auf das Eifrigste rüstete, und immer

neue Schaaren unter die Fahnen trieb, erhielten unsere deutschen Heerestheile im December auch sehr bedeutende Verstärkungen aus der Heimath nachgesandt. Es war dies auch nothwendig, denn die vielen Schlachten und zahllosen größeren oder kleineren Gefechte und mehr noch die Strapazen des Feldzuges in einem Winter, der fortwährend mit ungewöhnlicher Strenge auftrat, hatten die Reihen sehr gelichtet. Es gab einzelne Bataillone, in denen nur noch 7—8 Officiere dienstfähig waren und wo die Kompagnien kaum noch mit 100 Mann statt der etatsmäßigen Stärke von 250 Mann, unter den Waffen standen. Besonders auch das I. bairische Armeekorps unter dem General von der Tann, soll Mitte December nicht viel mehr als 8000 Mann noch unter den Waffen gehabt haben, so stark war der Abgang durch Kranke und Marode. Sind doch allein in Nancy von Ende September bis Mitte Januar, an 102,000 deutsche Verwundete und weit mehr noch Kranke, auf dem Wege nach Deutschland durchpassirt. Um diese vielen Lücken zu ersetzen, erhielten die meisten Truppentheile im November und December sehr zahlreichen Ersatz. Es waren dies größtentheils junge Leute, die im August als Rekruten eingetreten waren und nun nach dreimonatlicher Ausbildung zu den Feldtruppen nachgesandt wurden. Auch viele geheilte Verwundete aus den blutigen Schlachten des August- und Septembermonats, kehrten jetzt zu ihren Regimentern zurück. Aber auch viele neue Landwehr-Bataillone und neu errichtete Reserve-Kavallerie-Regimenter, rückten in den Monaten November und December in Frankreich ein. Je weiter unsere Truppen jetzt in das Innere von Frankreich eindrangen, und je größer das Operationsfeld wurde, auf dem die deutschen Heere kämpften, desto zahlreichere Korps mußten zur Sicherheit der Etappenstraßen und als Garnisonen in den eroberten Festungen und größeren Städten, verwandt werden.

Besonders die vielen Franktireurs-Banden die überall umher streiften und kleine Transporte aufzufangen suchten, machten es nothwendig, daß alle Bahnhöfe und Militairstraßen stark besetzt wurden. So befanden sich im December an 150,000 Mann deutsche Truppen, größtentheils der Landwehr angehörend, auf französischem Boden, die fast ausschließlich nur zum Garnisonsdienst verwandt wurden.

Unter diesen Umständen war es recht sehr erfreulich, daß die Festung Thionville am 25. November nach einem kurzen aber sehr heftigen Bombardement, durch Truppen des VII. Armeekorps die von

Metz aus dahin gerückt waren, kapitulirte. Es fielen bei dieser Gelegenheit an 4000 französische Gefangene, zur Hälfte Mobilgardisten, zur Hälfte aber Liniensoldaten aus allen möglichen Regimentern, welche von Sedan und Metz dahin geflüchtet waren, in unsere Gewalt. Ebenso wurden an 200 Geschütze daselbst erbeutet. Die arme kleine Stadt Thionville theilte das Schicksal aller französischen Festungen ohne Außenforts, die von uns bombardirt wurden und ward größtentheils von den Kugeln in Trümmer oder in Brand geschossen. Auch so und so viele Kinder und Frauen wurden bei dieser Gelegenheit getödtet oder verstümmelt. Es war nun einmal in diesem harten Kriege der Gebrauch eingerissen, daß die Belagerungsgeschütze ebenso sehr, ja eigentlich oft noch mehr auf die Gebäude der Stadt selbst, als nur blos auf die Festungswerke gerichtet wurden, wie dies besonders in oft recht harter Weise bei Straßburg geschehen und auch bei Schlettstadt, Neu-Breisach und Thionville wiederholt ward. Und doch sollten alle diese Festungen später zu Deutschland gehören, und so zerstörten deutsche Kugeln jetzt oft in wenigen Tagen ja selbst Stunden, was deutsche Hände später in langen Jahren erst mühsam wieder aufbauen müssen. Wir wollen hier weiter gar nicht von der Humanität sprechen, die es eigentlich hätte verhindern sollen, daß die Kugeln auch absichtlich in das Innere der Städte gesandt wurden, denn in diesem Kriege mußte solche nur zu sehr immer mehr und mehr verstummen, aber die einfachsten nationalökonomischen Grundsätze hätten es entschieden verhindern sollen, daß Städte, welche man die Absicht hatte, für Deutschland zu erwerben, jetzt größtentheils vernichtet wurden, blos weil man hoffte, die Dauer der Belagerung dadurch vielleicht um einige Tage zu verkürzen. Frankreich haben wir weiter nicht dadurch geschädigt, daß so und soviel hundert Häuser in Straßburg, Schlettstadt, Breisach, Thionville und Pfalzburg zusammengeschossen wurden und alle diese Städte dadurch auf Decennien hin vollständig verarmt sind, sondern allein Deutschland, welches sie jetzt in Besitz genommen hat, und aus der Steuerkraft aller dieser verwüsteten Orte gerade nicht allzugroßen Nutzen haben dürfte.

Am 12. December kapitulirte auch die kleine Festung Pfalzburg in den Vogesen, die sich, durch ihre hohe Lage sehr geschützt, bis so lange gehalten hatte. Auch hier wurden wieder an 2000 französische Kriegsgefangene gemacht und 65 Geschütze erbeutet. Daß Pfalzburg,

dessen Belagerung man eigentlich etwas vernachlässigt hatte, jetzt in deutsche Gewalt kam, konnte unter Umständen von Wichtigkeit sein. Diese Bergfestung lag mitten in dem wichtigsten Vogesenpaß, durch welchen die Eisenbahn führte und so hätte deren Besatzung immerhin einen kühnen Ausfall machen und sich der nahen großen Tunnels der Bahn bemächtigen können, um solche zu zerstören. Wie schon früher angeführt, hätte aber gerade die Zerstörung der Tunnels auf der Eisenbahn durch die Vogesen, welche die Franzosen unbegreiflicher Weise versäumten, allen unseren Operationen in Frankreich ganz unendlichen Schaden bereitet. Mit Ausnahme der kleinen Bergfestung Bitsch, unfern der deutschen Grenze, welche sich, durch ihre hohe Lage auf steilen Felsen geschützt, überhaupt gar nicht ergeben hat, waren mit der Einnahme von Thionville und Pfalzburg, jetzt alle Festungen in Elsaß-Lothringen, welche Deutschland später behalten wollte, in unserem Besitz. Bei den Friedensverhandlungen war dies von großer Wichtigkeit, denn Frankreich brauchte uns nun weiter keine Festungen abzutreten, die wir nicht ohnehin schon besaßen.

Die 14. Infanterie-Division nebst der schweren Belagerungs-Artillerie, welche Thionville genommen hatte, marschirte nach dessen Kapitulation nach Montmédy und begann dessen Belagerung. Auch diese Festung die keine Außenforts hatte, hielt das Bombardement mit den schweren gezogenen Belagerungsgeschützen, nur einige Tage aus, ward dann ebenfalls bis über die Hälfte zerstört, und der Kommandant mußte am 14. December kapituliren. Es fielen hiebei 3000 Franzosen, größtentheils Mobilgardisten, und 65 Geschütze in unsere Gewalt. Durch den Besitz von Montmédy konnte das Unwesen der Franktireursbanden in diesen Gegenden an der belgischen Grenze besser verhindert werden, und es ward nun ebenfalls ein Belagerungskorps wieder disponibel.

Mitten in alle diese kriegerischen Erfolge, die unsere deutschen Waffen auch in der ersten Hälfte des December wieder in so reichem Maße erfochten, fiel nun ein Ereigniß von der größten und erfreulichsten Wichtigkeit für unser ganzes deutsches Volk bis in seine fernste Zukunft, nämlich die Einheit Deutschlands zu einem Kaiserreiche und die Ernennung des Königs von Preußen zum erblichen Kaiser von Deutschland. Wie gleich vom Beginn dieses großen Krieges die Einheit sämmtlicher deutschen Stämme, mit Ausnahme aller derjenigen,

welche zum Kaiserreich Oesterreich gehören und die deshalb von uns getrennt sein müssen, so lange dessen Bestand überhaupt ein gesicherter bleiben soll, sich so glänzend zeigte, so gewann im Verlauf des ganzen Feldzuges diese Einheit noch immer größere Fortschritte. Auch durch nichts erlitt solche nur die mindeste Störung, keine auch noch so geringe Uneinigkeit zwischen den Truppen oder deren Führern, trübte diese seltene Eintracht. Daß mit dem ersten Kanonenschuß, der gegen Frankreich donnerte, auch die Scheidung, welche der Main bisher zwischen dem norddeutschen Bunde und den deutschen Südstaaten gebildet hatte, fortfallen würde, war eine Sache die allgemein als ziemlich selbstverständlich angesehen wurde. Hatten alle Deutschen im Kriege gemeinsam gefochten, so mußten sie fernerhin auch im Frieden ein gemeinsames Reich bilden, denn das Gegentheil hievon, wäre ein zu greller Contrast zu dieser Kriegseinheit gewesen. Das Großherzogthum Baden, mit seinem wahrhaft patriotischen Fürsten an der Spitze, machte den Anfang und trat unbedingt dem norddeutschen Bunde bei. Ja der Großherzog von Baden, in richtiger Erkenntniß, daß ein abgesondertes kleines Kontingent in unserer jetzigen Zeit, überhaupt ein Unding ist, welches alle militairischen Kräfte vollständig nutzlos lähmt, schloß eine Militairconvention ab, durch welche die badischen Truppen fast vollständig mit in das preußische Heer aufgingen, und auf alle die kleinlichen Sonderrechte verzichteten, wie solche z. B. die braunschweigischen und königlich sächsischen Truppen bisher noch besitzen.

Daß das Großherzogthum Hessen die wahrhaft lächerliche Doppelstellung, nach welcher die Provinz Oberhessen, dem norddeutschen Bunde angehörte, die anderen beiden Landestheile aber davon ausgeschlossen blieben, nun ebenfalls aufgeben mußte, war selbstverständlich. Es mochte zwar manches partikularistische Herz in Darmstadt, sich darüber sehr erzürnen, aber es ging nun doch einmal nicht anders, und auch dies kleine Ländchen trat insgesammt dem deutschen Reiche bei; wie dies hätte vernünftiger Weise eigentlich schon 1866 geschehen sollen. Das Königreich Würtemberg folgte ebenfalls nach. Zwar versuchten die sogenannten würtembergischen Patrioten, im Verein mit den würtembergischen Demokraten, mit die wunderlichste und eigentlich komischste Sorte von Politikern, welche überhaupt Gottes Sonne auf dieser Erde bescheint, gegen diesen Eintritt auf alle mögliche Weise anzukämpfen, allein es gelang nicht, der gesunde, echt deutsche Sinn der großen

Mehrheit des würtembergischen Volkes, war doch zu kräftig und besiegte jeglichen Partikularismus in der Ständekammer. Auch im Königsschlosse zu Stuttgart, war man zu vernünftig, um nicht gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und selbst die schöne und stolze Königin Olga beugte sich so weit, um ihrem Oheim, dem König Wilhelm von Preußen, als Kaiser von Deutschland zu huldigen. So und so viele, theils in der Lage des Landes wirklich berechtigte, theils auch recht unnütze und oft wirklich lächerliche Ausnahmen, besonders auch bei seinen Truppen, wußte sich Würtemberg übrigens doch noch zu erringen.

Das Königreich Baiern, nächst Preußen der weitaus größte deutsche Staat, zeigte sich reich an Schwierigkeiten beim Eintritt in das neue deutsche Reich. Die besonders in einigen Landestheilen sehr mächtige klerikale Parthei schloß ein unnatürliches Bündniß mit der demokratischen Parthei, und Beide vereint kämpften mit Anwendung aller und jeder Mittel, nun auf das Eifrigste in der Ständekammer und einem Theil der Presse, um den Eintritt Baierns in das deutsche Reich, oder die „Verpreußung des Landes", wie es in ihrer Sprache hieß, zu verhindern. Aber auch hier war trotz aller Hemmnisse und Hindernisse, der Geist der deutschen nationalen Einheit zu mächtig und die Ständekammern zu München, stimmten für den Eintritt des Landes in das deutsche Reich. Eine Menge theils begründeter, theils aber auch wirklich nur schädlicher und selbst lächerlicher Ausnahmsrechte, wußte sich aber auch Baiern bei diesem Eintritt vorzubehalten. So soll es z. B. auch späterhin noch eine eigene bairische Diplomatie geben, wie es auch noch eine sächsische Diplomatie giebt, obgleich so ein kleinstaatlicher Gesandter an einem auswärtigen Hofe, in der Regel doch nur eine komisch-klägliche Rolle neben dem Gesandten des deutschen Kaisers spielen wird. Die Zeit wird sicherlich auch noch dergleichen kleinliche Privilegien beseitigen; darüber darf man ganz beruhigt sein.

Am 9. December nahm der Reichstag des norddeutschen Bundes zu Berlin, die zu Versailles mit den süddeutschen Staaten Baden, Würtemberg und Hessen-Darmstadt wegen ihres Eintritts in den bisherigen norddeutschen Bund, geschlossenen Verträge mit allen Stimmen gegen 5 Stimmen, den Vertrag mit Baiern aber mit 195 Stimmen gegen 32 Stimmen an.

In der Sitzung am 10. December nahm der Reichstag die Vorlage des Bundesrathes an, nach welcher der bisherige norddeutsche Bund,

fortan den Namen „Deutsches Reich“ und der König von Preußen als Bundespräsident die Benennung deutscher Kaiser führen sollte.

So war das langjährige Streben des deutschen Volkes nach seiner Einheit, denn fortan in voller Wirklichkeit und in einer Großartigkeit, wie noch vor wenigen Monaten selbst die kühnsten Hoffnungen dies nicht erwartet hätten, erfüllt worden. Es dürfte dies mit als die edelste Frucht anzusehen sein, welche aus dem auf allen Schlachtfeldern dieses mörderischen Kampfes vergossenen deutschen Blut, hervorgegangen war.

Nun und nimmermehr hätte König Wilhelm von Preußen aber die deutsche Kaiserwürde angenommen, wenn ihn nicht der einstimmige Wunsch sämmtlicher deutscher Fürsten dazu bewogen. Als im Frühling 1849 die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt am Main, in unbefugter Weise dem König von Preußen die Kaiserkrone Deutschlands antrug, da lehnte dieser mit edlem Stolze solche Würde ab. Zum deutschen Kaiser durften nur die deutschen Fürsten und Volksstämme in voller Einheit, den König von Preußen erheben, nicht aber eine bloße Nationalversammlung allein aus eigener Machtvollkommenheit, denn eine Krone nur von ihr empfangen wäre stets ein revolutionäres Unding gewesen, hätte ihren unwürdigen Ursprung niemals verläugnet, und ihrem Träger mehr zur Schande als wahren Ehre gereicht. Es würde eine gar klägliche Kaiserwürde gewesen sein, die König Friedrich Wilhelm IV. damals aus den Händen der Frankfurter Nationalversammlung empfangen, machtlos und verspottet im Auslande und verachtet von dem wirklichen Kerne des deutschen Volkes, der es mit Recht verschmäht, dem Treiben der Barrikadenpolitiker und Bierhausschwätzer zu folgen. Wie so viele Schöpfungen der Jahre 1848 und 49, würde auch eine damals errungene deutsche Kaiserkrone nur zu bald wieder in ihr Nichts verschwunden sein, sobald der ganze damalige revolutionäre Schwindelgeist wieder verflogen war.

Etwas ganz Anderes war es aber mit dieser jetzigen Krone. Mit ihrem Blute hatten die deutschen Heere sie erkämpft, und in vollkommener Freiheit und Einheit die deutschen Fürsten, mit ihren Völkern vereint, den König Wilhelm von Preußen um ihre Annahme gebeten. Sie war aus einem edlen, vollkommen gesunden Stamme hervorgegangen, und ist daher ein kraftvoller Baum, der allen Stürmen zu

trotzen und gegen alle Unwetter einen gar gedeihlichen Schutz zu geben vermag. So lange wir eine deutsche Geschichte kennen, ist noch niemals ein Kaiser von Deutschland mit so seltener Einmüthigkeit gewählt und mit so vollem, ungetheiltem Jubel allgemein begrüßt worden, als dies jetzt mit dem König Wilhelm I. von Preußen geschah. Das edle Geschlecht der Hohenzollern hat seine historische Aufgabe nunmehr erfüllt und die Kaiserwürde sich errungen, und der stolze Staat Preußen sein Ziel erreicht, er ist der kräftige, gesunde Mittelpunkt des machtvollen deutschen Reiches geworden. Noch nach Hunderten von Jahren werden Enkel und Urenkel es preisen und segnen, was ihre Vorfahren in jenen ewig denkwürdigen Wochen des Decembers des großen Jahres 1870 gethan und vollbracht haben.

Stimmten auch sämmtliche deutsche Fürsten mit seltener Eintracht in die Bitte ein, daß der König von Preußen als der weitaus mächtigste von ihnen, die Kaiserkrone Deutschlands annehmen möge, so ging die erste Anregung hiezu doch von dem jungen König Ludwig von Baiern aus. Gerade er als König des zweitmächtigsten deutschen Staates, brachte in der dadurch entschieden erfolgenden bedeutenden Schmälerung seiner Souveränität, weitaus mit das größte persönliche Opfer, und um so dankenswerther ist es, daß vorzugsweise er zuerst zu dieser That sich entschloß und mit feuriger Begeisterung die übrigen Fürsten aufforderte, solch gutem Beispiele zu folgen. So lange es überhaupt eine Dankbarkeit in der Geschichte geben wird, darf man dem Könige Ludwig II. von Baiern, diese That niemals vergessen und muß ihn stets dafür ehren und preisen.

Der Reichstag des bisherigen norddeutschen Bundes beschloß nun, eine Deputation von 30 seiner Mitglieder zu wählen, damit solche unter Führung seines ersten Präsidenten Simson, sich nach Versailles zum König von Preußen begebe und diesen um Sanction des Geschehenen ersuche. Ueberall freudig begrüßt, traf diese Deputation auch in Versailles ein, um dem Könige in feierlicher Audienz die Adresse des Reichstags zu überreichen, was durch den Präsidenten Simson in einer angemessenen Rede geschah.

Sichtlich gerührt von dem Vertrauen, welches die deutschen Fürsten und Völker durch die Bitte zur Annahme einer so hohen Würde, wie die eines Kaisers von Deutschland ist, bewiesen, beantwortete der König Wilhelm diese Ansprache mit folgender wahrhaft klassischen Rede:

„Geehrte Herren!

Indem ich Sie hier auf fremdem Boden, fern von den deutschen Grenzen, empfange, ist es mir das erste Bedürfniß, meiner Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung Ausdruck zu verleihen, deren wunderbare Fügung uns hier in der alten französischen Königsstadt zusammenführt. Gott hat uns Sieg verliehen in einem Maße, wie ich es kaum zu hoffen und zu bitten wagte, als ich im Sommer dieses Jahres zuerst Ihre Unterstützung für diesen schweren Krieg in Anspruch nahm. Diese Unterstützung ist mir in vollem Maße zu Theil geworden und ich spreche Ihnen den Dank dafür aus in meinem Namen, im Namen des Heeres, im Namen des Vaterlandes. Die siegreichen deutschen Heere, in deren Mitte Sie mich aufgesucht haben, fanden in der Opferwilligkeit des Vaterlandes, in der treuen Theilnahme und Fürsorge des Volkes in der Heimath, in der Einmüthigkeit des Volkes und des Heeres, ihre Ermuthigung in schweren Kämpfen und Entbehrungen. Die Gewährung der Mittel, welche die Regierungen des norddeutschen Bundes noch in der eben geschlossenen Session des Reichstags für die Fortsetzung des Krieges verlangten, hat mir einen neuen Beweis gegeben, daß die Nation entschlossen ist, ihre volle Kraft dafür einzusetzen, daß die großen und schmerzlichen Opfer, welche mein Herz wie das Ihre tief bewegen, nicht umsonst gebracht sein sollen, und die Waffen nicht aus der Hand zu legen, bis Deutschlands Grenze gegen künftige Angriffe sichergestellt ist. Der norddeutsche Reichstag, dessen Grüße und Glückwünsche Sie mir überbringen, ist berufen gewesen, noch vor seinem Schlusse zu dem Werke der Einigung Deutschlands entscheidend mitzuwirken. Ich bin demselben dankbar für die Bereitwilligkeit, mit welcher er fast einmüthig seine Zustimmung zu den Verträgen ausgesprochen hat, welche der Einheit der Nation einen organischen Ausdruck geben werden. Der Reichstag hat gleich den verbündeten Regierungen diesen Verträgen in der Ueberzeugung beigestimmt, daß das gemeinsame staatliche Leben der Deutschen sich um so segensreicher entwickeln werde, als die für dasselbe gewonnenen Grundlagen von unseren süddeutschen Bundesgenossen aus freier Entschließung, nach Maßgabe ihrer eigenen Würdigung des nationalen Bedürfnisses, bemessen und dargeboten sind. Ich hoffe, daß die Vertretungen der Staaten, denen jene Verträge noch vorzulegen sind, ihren Regierungen auf dem betretenen Wege folgen werden. Mit tiefer

Bewegung hat mich die durch Se. Majestät den König von Baiern an mich gelangte Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten deutschen Reiches erfüllt. Sie, meine Herren, bringen mir im Namen des norddeutschen Reichstags die Bitte, daß ich mich dem an mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge. Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des norddeutschen Reichstags entgegen. Aber Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage, nicht mein eigenes Gefühl, auch nicht mein eigenes Urtheil meinen Entschluß bestimmen kann; nur in der einmüthigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter, werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf. Es wird Ihnen wie mir zur Genugthuung gereichen, daß ich durch Se. Majestät den König von Baiern die Nachricht erhalten habe, daß das Einvernehmen aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht."

Es bedarf kaum der weiteren Erwähnung, daß diese Rede des Königs von Preußen allgemein in ganz Deutschland mit der größten Begeisterung aufgenommen wurde. Die wahrhaft seltene Bescheidenheit, die den König Wilhelm stets so sehr auszeichnet, und die einfach würdevolle Sprache aller seiner Reden und Proklamationen, zeichnen auch dies historische Aktenstück wieder in der vortheilhaftesten Weise aus und verleihen ihm einen bleibenden Werth.

Während der König von Preußen in Versailles diese Worte sprach, und damit den stolzen Bau der deutschen Einheit fest begründete, donnerten die französischen Kanonen des mächtigen Forts Valérien so laut, daß ihre Klänge ganz vernehmbar in den Straßen der Stadt wurden. Es war gleichsam als müßten die Franzosen unsere deutsche Einheit mit den Freudensschüssen ihrer Kanonen begrüßen. Haben sie doch auch durch ihre freche Kriegserklärung im Juli 1870, nicht wenig mit dazu beigetragen, daß wir jetzt weit schneller und dabei ungleich einmüthiger ein deutsches Kaiserreich erlangt haben, als dies sehr wahrscheinlich sonst jemals geschehen sein würde.

Jetzt, wo die Thaten so gewichtig waren, verloren die Reden ungemein an Werth, und so wurden auch in den verschiedenen süddeut-

schen Ständekammern wie im norddeutschen Reichstage, bei dieser wichtigen Gelegenheit lange nicht so viele unnütze Worte gemacht, als dies sonst ohne Zweifel der Fall gewesen.

Die Deputation des norddeutschen Reichstags blieb noch einige Tage in Versailles und reiste dann froh der gewonnenen Entscheidung, wieder in die Heimath zurück und mit ihr theilte der bessere Theil des deutschen Volkes diese so sehr gerechtfertigte Freude.

Es war dies eine ganz andere Kaiserreise gewesen, als die so gänzlich verunglückte Fahrt, welche die Frankfurter Deputation im Jahr 1849 nach Berlin unternommen.

XIV. Kapitel.

Die französische Nordarmee. Der Marsch der preußischen I. Armee. Die Einnahme von La Fère. Die Schlacht von Amiens am 27. November. Die Besetzung von Amiens. Die Einnahme von Rouen und Dieppe. Die Schlacht an der Hallue am 23. December. Weitere Kämpfe der Nordarmee im Anfang Januar. Die Schlacht bei St. Quentin am 19. Januar und deren weitere Folgen. Die Kämpfe der II. Armee an der Loire. Die Besetzung von Blois, Vendôme und Tours. Die Schlacht bei Le Mans und deren Folgen. Die Auflösung der Chanzy'schen Armee.

In einem früheren Kapitel habe ich bereits angeführt, daß nach der Kapitulation von Metz, das dort verwandt gewesene Belagerungskorps, seine Auflösung erhielt und die verschiedenen Armeekorps in besondere Armeen neu formirt und für specielle Zwecke verwandt wurden. Während das VII. Armeekorps mit der einen Division vorläufig in Metz selbst zurückblieb, hatte die 14. Infanterie-Division desselben, die Belagerung der Festungen Thionville, Longwy, Montmédy, Mézières und theilweise Verdun, zu übernehmen. Das I. und VIII. Armeekorps wurden aber zu der I. Armee vereinigt und unter den Befehl des Generals von Manteuffel gestellt. Das Ziel dieser I. Armee war der Nordosten Frankreichs, wo der General Bourbaki, früher Befehlshaber der kaiserlichen Garde, der sich heimlich aus

Metz geschlichen hatte, bei Lille eine neue französische Nordarmee mit vielem Eifer und nicht ohne Erfolg organisirte. Diese französische Nordarmee zählte manche sehr tüchtige Bestandtheile. Es gehörten an 10—12,000 Marinesoldaten und Matrosen der französischen Kriegsflotte, die in den großen Kriegshäfen Cherbourg und Brest gewesen waren, dazu. Alle diese Seeleute waren wüthend über die klägliche Rolle, welche die gesammte französische Flotte während aller ihrer Fahrten in der Ost- wie Nordsee gespielt hatte, und kämpften daher jetzt im Winter, wo die Schiffe abgetakelt in den Häfen lagen, mit vermehrtem Eifer zu Lande, um diese Schmach mit ihrem Blute zu tilgen. Von allen Truppen der Republik, welche uns in dem Winterfeldzug gegenübertraten, haben sich die Matrosen und Marinesoldaten der Kriegsflotte, stets am Besten geschlagen. Einen ferneren sehr tüchtigen Bestandtheil dieser französischen Nordarmee, bildeten die Marschbataillone der Linienregimenter, welche früher in Lille, Arras, Cambrai, Douay, Brest, Cherbourg und Havre in Garnison gestanden. Man hatte alle älteren Soldaten, dann auch Truppen die in den französischen Kolonien in Westindien und am Senegal gewesen waren, in diese neuformirten Marschregimenter eingestellt, und so deren Stärke in der Nordarmee bis auf 30—35,000 Mann gebracht. So zählte diese Armee ungefähr 45—50,000 Mann gut disciplinirte zuverlässige Truppen. Der Rest bestand aus Nationalgarden- und Mobilgarden-Bataillonen, und ungefähr 6—8000 Franktireurs. Diejenigen Nationalgarden-Bataillone, die in den großen Fabrikstädten des nordöstlichen Frankreichs formirt waren, hatten für den Kampf geringen Werth, liefen gewöhnlich bei den ersten Kanonenschüssen auseinander und verführten durch ihre Indisciplin nur noch die anderen Truppen. Im Gegensatz zu diesen ungeordneten Haufen, zeichneten sich mehrere Mobilgarden-Bataillone aus der Bretagne und Vendée, durch ihre feste Organisation, große Kaltblütigkeit und unerschütterlichen Muth sehr vortheilhaft aus. Wären diese Bretagner und Vendéer besser in den Waffen geübt gewesen, als dies der Fall war, sie hätten sehr gefährliche Feinde für die deutschen Truppen abgegeben. Das feste Band, welches diese kräftigen Landleute vereinigte, war ihre tiefe Religiosität. Man hatte ihnen den falschen Wahn beigebracht, die Preußen wollten den Katholicismus in Frankreich ausrotten, und dies trieb sie nun unter die Waffen und ließ sie bis auf das Aeußerste gegen uns kämpfen.

Durch unermüdliche Thätigkeit war es dem General Bourbaki gelungen, diese Nordarmee Ende November auf eine Stärke von 120—130,000 Mann zu bringen. Sie zählte dabei eine sehr starke und gute Artillerie, größtentheils von Matrosen und Artilleristen der Flotte bedient, aber eine höchst mittelmäßige und äußerst schwache Kavallerie, wie dies bei allen neu formirten Heeren der französischen Republik der Fall war. Ein ungemein großer Vortheil für diese französische Nordarmee, waren die starken Festungen Arras, Cambrai, Douay und besonders Lille, auf welche sie sich bei allen ihren Operationen stützen konnte. Sie hatte dadurch nach einer verlorenen Schlacht stets einen gesicherten Rückzug, und brauchte nur in die Festungen zu gehen, wohin unsere deutschen Truppen nicht nachfolgen konnten, um sich dort in aller Ruhe auf's Neue zu formiren. Der General Bourbaki hatte übrigens im November das Kommando über diese Nordarmee an den General Faidherbe abgegeben und den Befehl über eine in Lyon neuformirte Armee, welche wichtige Zwecke erfüllen sollte, übernommen. Der General Faidherbe, ein früherer Marine-Officier, der sich besonders auch schon als Gouverneur vom Senegal sehr ausgezeichnet hatte, bewies sich übrigens als ein tüchtiger General, wenn freilich seine späteren steten Siegesbulletins, auf Glaubwürdigkeit keinen sonderlichen Anspruch machen konnten. In dieser Armee dienten auch vorzugsweise viele höhere und niedere Marine-Officiere.

Es war ein großes Glück, daß die Organisation der französischen Nordarmee nicht früher als Mitte November vollendet war; sie hätte sonst der Nordseite unseres Cernirungskorps um Paris, sehr gefährlich werden können. Jetzt aber, wo sie in den Kampf trat, konnten auch die beiden Armeekorps unter dem General von Manteuffel und die 3. Kavallerie-Division unter dem General Graf Gröben, ihr schon gegenübergestellt werden. Auch ein Theil der sächsischen Kavallerie und der preußischen Gardekavallerie, die sich bei der Cernirung von Paris, wo sie größtentheils zu einer unthätigen Rolle verurtheilt waren, doch nur langweilten, nahmen später an diesen Kämpfen gegen die französische Nordarmee einigen Antheil.

Am 7. November trat die I. norddeutsche Armee ihren Marsch von Metz auf zwei Hauptstraßen an. Das I. Armeekorps auf dem rechten Flügel, marschirte über Briey, Rethel nach Laon, das VIII. Armeekorps über Verdun, Rheims, Soissons nach Compiègne. Einige

Kavallerie- und Infanterie-Abtheilungen marschirten voraus um den Argonner-Wald von feindlichen Franktireurs-Banden zu säubern, wobei es zu vielfachen kleinen Patrouillen-Gefechten kam.

Am 20. November erreichten beide Abtheilungen die Oise-Linie bei Noyon und Compiègne. Die kleine Festung La Fère, welche hier lag, wurde von der Brigade des Generals Ziglinitzky cernirt und dann auch bombardirt. Sie hielt, wie alle diese französischen Festungen ohne Außenforts, das Bombardement nur einige Tage aus, wobei die Stadt halb zerstört wurde und kapitulirte dann am 27. November. An 2000 Mann französische Gefangene, größtentheils Mobilgardisten und 70 Geschütze fielen hiebei in unsere Gewalt. Die preußischen Belagerungsgeschütze welche hier benutzt waren, wurden nun größtentheils zur Beschießung von Mézières verwandt.

Auch die nicht mehr vertheidigungsfähige Festung Ham, in welcher der Kaiser Napoleon mehrere Jahre als Gefangener gesessen hatte, ward auf diesem Marsch von den deutschen Truppen besetzt. Einige Tage später wurde in Ham eine preußische Feldeisenbahn-Abtheilung von circa 120 Mann, von Franktireurs überfallen, größtentheils gefangen genommen und nach Lille transportirt.

Am 23. November vereinigten sich nun die beiden Abtheilungen der I. Armee an der Oise und traten ihren Weitermarsch in der Richtung auf Amiens an. Kleine Gefechte der preußischen Vorhut mit französischen vorgeschobenen Abtheilungen, fanden in den nächsten Tagen in der Gegend von Quesnel und Mézières statt. Es ergab sich daraus und aus mehreren anderen Anzeichen, daß eine bedeutende feindliche Macht vor Amiens zusammengezogen war, und es dort wahrscheinlich zu einer Hauptschlacht kommen würde.

Es wurden daher alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, diese Schlacht am 27. November schlagen zu können. Die preußischen Recognoscirpatrouillen hatten dabei gemeldet, daß der Feind alle möglichen Vorbereitungen zur Vertheidigung getroffen hatte. Die Wege waren vielfach mit Verhauen gesperrt und die Dorfschaften mit Schanzen versehen. So durfte man einen hartnäckigen Kampf erwarten.

Die Truppen über welche der General von Manteuffel dabei verfügen konnte, bestanden aus dem gesammten VIII. Armeekorps und vom I. Armeekorps nur aus einer Infanterie-Brigade, der Korps-

artillerie und einiger Kavallerie, dann aus der 3. Kavallerie-Division.

Am Morgen des 27. Novembers, trat das VIII. Armeekorps den Vormarsch direct auf Amiens an, und gerieth bald mit dem Feinde in einen heftigen Kampf. Trotz hartnäckiger Gegenwehr wurden die Franzosen zwar langsam aber unaufhörlich zurückgedrängt und verloren viele Leute. Zwei Schwadronen des 9. preußischen Husarenregiments machten bei dieser Gelegenheit einen sehr gelungenen Angriff auf ein französisches Marine-Bataillon, welches größtentheils bei dieser Gelegenheit aufgerieben wurde.

Am Abend stand das VIII. Armeekorps mit seiner Vorhut schon eine halbe Meile von Amiens und hatte einige 1000 französische Nationalgardisten und Mobilgardisten zu Gefangenen gemacht und mehrere französische Geschütze die in den Verschanzungen zurückgelassen waren, erbeutet. Freilich waren die Verluste der Preußen auch nicht unbedeutend und betrugen an Todten und Verwundeten an 1300 Mann.

Das I. Armeekorps, unterstützt von der 3. Kavallerie-Division hatte die Aufgabe die Höhen von Gentelles und Villers-Bretonneux zu nehmen. Es wurde dabei von französischen Infanterie-Abtheilungen auf das Heftigste angegriffen und wiederholt kam es zu sehr hartnäckigen Kämpfen. Hätten die Franzosen nur einige Kavallerie gehabt, was nicht der Fall war, obgleich solche in der ebenen Gegend hier vortrefflich zu gebrauchen gewesen wäre, so würden die preußischen Truppen schwerlich vorgedrungen sein. Gerade das große Uebergewicht der preußischen Reiterei, die hier mit acht Regimentern in das Gefecht kam, entschied den Kampf. Am Abend räumten die Franzosen, deren Gesammtstärke an 50,000 Mann betragen hatte, so daß sie die preußische Stärke von circa 40,000 Mann wohl etwas überstieg, überall das Schlachtfeld und gingen nach Amiens zurück. Auch das I. preußische Armeekorps und die 3. Kavallerie-Division, hatten nicht unbedeutende Verluste erlitten, so daß diese Schlacht insgesammt den deutschen Truppen an 1700 Todte und Verwundete kostete. Der französische Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen läßt sich auf nahe an 3000 Mann berechnen. Ebenso büßten die Franzosen neun Geschütze und zwei Adler ein.

Die französischen Mobilgarden- und mehr noch die Nationalgarden-Bataillone, gingen zum Theil in wilder Auflösung auf Lille

und Arras zurück und waren vollständig desorganisirt, die Linienregimenter und Marinetruppen bewahrten ihre feste Haltung aber vollständig.

Am 28. November konnte der General von Manteuffel seinen Einzug in Amiens halten, welches sich ohne den mindesten Widerstand zu versuchen, sogleich vollständig ergab. Der Kommandant der Citadelle von Amiens, welche gegen das Feuer aus gezogenen Geschützen nicht im Mindesten widerstandsfähig war, wollte die ihm angebotene Kapitulation nicht annehmen. Es kam zu einem kurzen Feuergefecht in welchem der muthige Kommandant sogleich erschossen wurde, worauf die Citadelle mit einer Besatzung von 400 Mann und 30 größtentheils unbrauchbaren Geschützen, sofort kapitulirte.

Der Besitz von Amiens, einer ansehnlichen und wohlhabenden Stadt, war für uns von großer Bedeutung. Unsere Heere auf diesem Theil des sich nun immer mehr ausdehnenden Kriegsschauplatzes, konnten in Amiens sehr beträgliche Requisitionen an Lebensmitteln aller Art und vielfachem Armeematerial machen und den Franzosen wurden durch den Verlust der Stadt wieder vielfache Hülfsmittel entzogen. So lange wir Amiens auch im Besitz hatten, vermochte ein aus den französischen Nordfestungen vordringendes Heer, nicht gegen Paris zu marschiren um unser dortiges Cernirungskorps mit einem Angriff zu bedrohen.

Nach dem vielfach bewährten altpreußischen Grundsatz, jeden Sieg auch sofort mit möglichster Schnelligkeit und Kraft zu benutzen, ließ der General von Manteuffel, schon am 28. und 29. November verschiedene Abtheilungen seiner Armee aus Amiens wieder aufbrechen und den Feind in der Richtung auf Arras und Abbéville verfolgen. Das große Uebergewicht der deutschen Truppen an zahlreicher und trefflicher Kavallerie, kam uns hiebei sehr zu statten. Es wurden noch manche feindliche Abtheilungen eingeholt und viele Gefangene gemacht. Manche französische Nationalgarden-Bataillone hatten übrigens ihre Waffen schon fortgeworfen und waren auseinandergelaufen.

Mit seinem Hauptkorps brach der General von Manteuffel aber am 1. December aus Amiens auf und marschirte in der Richtung nach Rouen.

Um seinen Rücken zu decken, hatte er in der Stadt eine starke Besatzung zurückgelassen und auch die nach Arras und Lille führende Eisenbahn, gründlich zerstören lassen.

Das VIII. Armeekorps erhielt jetzt den rechten Flügel und marschirte über Forges und Buchy gegen Rouen vor. Das I. Armeekorps, welches inzwischen den größten Theil seiner bisher fehlenden Truppen von Mézières und la Fère her, an sich gezogen hatte, bildete den linken Flügel und ging über Breteuil und Gournay. Es war eine Meldung eingegangen, daß eine französische Armee in der Stärke von 45,000 Mann vor Rouen stände und die Absicht hege, dort eine Schlacht anzunehmen. Eine Stärke von einigen 40,000 Mann, mochten die deutschen Truppen hier auch ungefähr betragen.

Am 4. December erreichte das VIII. Armeekorps unter dem General von Göben, auf dem rechten Flügel zwischen Forges und Buchy, zwei französische Infanterie-Divisionen, welche anfänglich versuchten, einigen Widerstand zu leisten. Es kam zu einem Gefechte, worin die Franzosen, denen es hier sehr an Artillerie und gänzlich an Kavallerie fehlte, im Ganzen nur schwachen Widerstand leisteten, bald ihre sonst vortheilhafte Stellung räumten und in guter Ordnung zurückgingen. Einige hundert französische Nachzügler, größtentheils vollständig erschöpfte Mobil- und Nationalgardisten, wurden hiebei noch zu Gefangenen gemacht.

Am 5. December wurde der Weitermarsch angetreten. Das französische Korps, welches anfänglich Rouen vertheidigen wollte und sollte, zog sich ohne Widerstand zurück, da es sich zu schwach hiezu fühlte und außer einigen unbedeutenden Scharmützeln zwischen der preußischen Vorhut und der französischen Nachhut, kam es an diesem Tage nicht mehr zum Kampfe. So konnte schon am Abend der General von Göben seinen Einmarsch in Rouen halten und am 6. December hielt der General von Manteuffel seinen Festeinzug in diese alte ehrwürdige Hauptstadt der Normandie, mit der schönsten und reichsten Provinz von ganz Frankreich. In den um Rouen angelegten Verschanzungen wurden von den deutschen Truppen noch neun schwere Schiffskanonen vorgefunden, welche die Franzosen bei ihrem eiligen Rückzug nicht hatten mit fortbringen können.

Rouen, eine Stadt von 100,000 Einwohnern, neunzehn Meilen nordöstlich von Paris, auf dem rechten Seine-Ufer gelegen, gehört mit zu den bedeutendsten Handelsstädten von ganz Frankreich und ihr Besitz bot den deutschen Truppen reiche Hülfsquellen aller Art. Aber auch in strategischer Hinsicht war der Besitz dieser Stadt sehr wichtig,

da mehrere Eisenbahnen nach Havre und Dieppe, mit der von Paris kommenden Bahn sich hier kreuzen. Ebenso konnten wir jetzt die Schifffahrt auf der Seine, die bis Rouen für ziemlich bedeutende Seeschiffe schiffbar ist, sperren und so der französischen Armee in Lille und Arras die Zufuhren von Munition und Waffen, die aus England und Nordamerika kommend, bis hieher mit Dampfschiffen befördert wurden, sehr erschweren.

So konnte gerade die Einnahme dieser Stadt, mit zu den wichtigsten und erfreulichsten Ereignissen auf dem ganzen nördlichen Kriegsschauplatz gezählt werden. Von Rouen schickte der General von Manteuffel ein Korps nach dem Seehafen Dieppe, welches sich dieser Stadt ohne weiteren Widerstand dabei zu finden, bemächtigte. So standen die deutschen Truppen denn nun schon von Belfort an der Grenze der Schweiz, bis nach Dieppe am Kanal, ein Ereigniß was wohl Niemand beim Beginn dieses Krieges gehofft hatte. Auch der Vormarsch nach Havre, was zwölf Meilen von Rouen liegt, stand schon in Aussicht. Man wollte schon alle möglichen Vertheidigungsmaßregeln in Havre treffen und die wohlhabendsten Bewohner der Stadt, flüchteten aus Furcht vor dem nahen Kampfe mit ihren besten Habseligkeiten zu Schiff nach England. Zwar konnte Havre von der See aus durch die Kanonen der Kriegsschiffe kräftig vertheidigt werden, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Eroberung dieser Stadt den deutschen Truppen auch ohne allzugroße Opfer gelungen sein würde, wenn es wirklich in unserer Absicht gelegen hätte, dies zu unternehmen. Es gab auch einige Generäle, welche dies wünschten und zur Begründung ihrer Ansicht auf die Wichtigkeit von Havre aufmerksam machten. Daß wir aus dem Besitz dieser Stadt, nächst Bordeaux und Marseille, der wichtigste Seehandelsplatz von ganz Frankreich, sehr großen Vortheil gezogen haben würden, unterliegt keinem Zweifel. Besonders auch die Zufuhr von Waffen und Munition aus England und Nordamerika, welche größtentheils über Havre ging, wäre den Franzosen sehr erschwert worden. Auch hätten wir in der reichen Handelsstadt sehr bedeutende Kriegscontributionen aller Art erheben und viele für unsere Heere nützliche Requisitionen machen können. Auf der anderen Seite jedoch war es dringend geboten, unsere Operationen in Frankreich nicht zu weit auszudehnen, so lange wir zur Belagerung von Paris, noch eine so bedeutende Truppenmasse

bedurften. Der Hauptzweck sowohl unserer I. Armee unter dem General von Manteuffel, wie der II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Carl mußte sein zu verhindern, daß eine französische Armee zum Entsatz von Paris heranrücke, alles Uebrige hatte nur untergeordnete Bedeutung. Sollte dies aber vollkommen erfüllt werden, so durfte der Prinz Friedrich Carl, sich nicht allzuweit von der Loire und der General von Manteuffel von Amiens entfernen. Dazu kam, daß der Volkskrieg, den wir jetzt in Frankreich zu führen gezwungen waren, die Sicherheit unserer Etappenlinien immer schwieriger machte, und es immer mehr Truppen erforderte, solche nur einigermaßen genügend zu besetzen, je weiter wir in Frankreich eindrangen.

Alle diese Gründe bewogen nun den General von Moltke, von der Einnahme von Havre abzustehen und dem General von Manteuffel, der große Neigung hiezu gehabt haben soll, den Befehl zu ertheilen, nicht weiter vorzurücken. War Paris erst gefallen und wollte das französische Volk noch immer nicht zur richtigen Erkenntniß seiner Lage kommen und sich als vollständig besiegt ansehen, so hatten wir Truppen in überflüssiger Menge zur freien Verfügung, um nicht allein Havre, sondern auch Bordeaux und Lyon, ja selbst das ganze südliche Frankreich in sehr kurzer Zeit zu besetzen.

So gingen denn jetzt im December die deutschen Truppen nicht über Dieppe, was auch nur zeitweise von ihnen besetzt wurde, hinaus und Havre hatte die Freude, daß es nicht unsere Fahnen auf seinen Wällen flattern zu sehen genöthigt war.

Wie richtig aber der Plan des Generals von Moltke war, daß hier im Nordosten von Frankreich die deutschen Truppen sich möglichst bei Amiens concentrirt halten und ihre Operationen nicht zu weit ausdehnen sollten, zeigte die nächste Zeit schon. Mit nicht zu leugnender Energie und Tüchtigkeit hatte der General Faidherbe, sein geschlagenes Heer, unter dem Schutz der Festungen Lille und Arras wieder zu reorganisiren versucht. Er hatte aus der Bretagne neue Schaaren an sich gezogen und konnte somit Ende December schon immerhin wieder über 60—70,000 Mann für den Felddienst tüchtige Soldaten, verfügen. Zur Besatzung der Festungen ließ er die minder brauchbaren Nationalgarden zurück. An Artillerie, wie schon früher angeführt, größtentheils von Matrosen und Marine-Artilleristen bedient, besaß sein Heer eine genügende Menge, dahingegen war es ihm un-

möglich gewesen hinreichende und tüchtige Kavallerie zu bekommen, obgleich gerade diese Waffengattung in den Ebenen des nordöstlichen Frankreichs, von besonderer Bedeutung war.

Mit einem Heere von ungefähr 56,000 Mann unter den Waffen, ging der General Faidherbe am 21. December wieder zur Offensive über und rückte aus Lille und Arras aus. Der General von Manteuffel hiervon unterrichtet, hatte seine Hauptmacht zwei Meilen nordöstlich von Amiens concentrirt. Da die Besetzung von Rouen Truppen erforderte, auch der Winterfeldzug schon viele Lücken gerissen hatte, so mochte der General von Manteuffel nicht mehr als 40,000 Mann unter den Waffen stehen haben.

Am 23. December kam es an dem Flüßchen Hallue zu einem heftigen Kampfe. Die Franzosen hatten eine starke Position an diesem Flusse besetzt und leisteten anfänglich den Angriffen der vordringenden Preußen, den hartnäckigsten Widerstand.

Es wurden besonders auf dem rechten französischen Flügel, die Angriffe der Preußen wiederholt zurückgeschlagen und selbst nach einem siebenstündigen Kampfe, als der früh heranbrechende Abend den kurzen Decembertag endete, hatten diese keine recht namhaften Erfolge zu erreichen vermocht. Dahingegen wurde der linke französische Flügel von Beaucourt über Querrieux bis Port-Noyelles entschieden zurückgedrängt. In der Nacht lagerten die beiden Heere so ziemlich an den gleichen Stellen wo sie am Morgen gestanden hatten, obgleich die Franzosen entschieden Terrain verloren, die Preußen hingegen solches gewonnen hatten.

Man glaubte im preußischen Hauptquartier, daß der Kampf am anderen Morgen von Neuem beginnen würde, und traf alle nöthigen Anstalten hiezu. Der General Faidherbe hatte aber die Unmöglichkeit eingesehen, daß es ihm gelingen würde jetzt hier durchzubrechen, seine Truppen waren auch sehr mitgenommen und so trat er schon am Morgen in aller Frühe, seinen Rückmarsch nach Arras an. Sein Hauptheer befand sich in ziemlich guter Ordnung, von den Mobil- und Nationalgarden-Bataillonen waren aber wie dies stets der Fall bei ihnen war, manche vollständig aufgelöst.

Die Preußen setzten am 24. December die Verfolgung des sich zurückziehenden Feindes, besonders mit ihrer Kavallerie, sehr kräftig fort und nahmen noch einige tausend französische Gefangene. Die

preußischen Truppen erreichten am 25. December bereits Albert und am 26. die Gegend von Bapaume. Nach weiteren kleinen Gefechten wurde am 28. December die Cernirung der Festung Peronne begonnen. Der General Faidherbe ging mit seinem Hauptquartier nach Arras zurück und erließ von dort nach gewohnter französischer Sitte, eine lächerlich bombastische Proklamation, in welcher er sich den Sieg zuschrieb. Es war dies eine vollständige Unwahrheit, denn er hatte die Schlacht an der „Hallue", wie solche genannt wird, entschieden verloren, und den Rückzug antreten müssen. Ein ganz so glänzender Sieg wie es die ersten Depeschen des Generals von Manteuffel eigentlich erwarten ließen, war diese Schlacht für die Preußen freilich auch nicht gewesen, denn sie hatten am ersten Tage nicht allzuviel Terrain gewonnen. Die Verluste an Todten und Verwundeten waren, an dem ersten Schlachttag so ziemlich gleich und betrugen sowohl auf französischer wie preußischer Seite, ungefähr 800 Mann. Am zweiten Tage verloren wie schon angeführt, die Franzosen noch einige tausend Gefangene und ließen auch vier bis fünf Kanonen zurück, deren Bespannung gefallen war. Die ostpreußischen Regimenter, welche an diesem Tage besonders heftig im Feuer waren, hatten die starken Stellungen der Feinde mit vielem Muthe gestürmt. Die strenge Kälte und der tiefe Schnee machten diesen Decemberfeldzug übrigens für die Truppen sehr beschwerlich, obgleich die Verpflegung in der reichen Picardie und Normandie stets eine reichliche war und alle deutschen Truppen mit Unterkleidern, Socken, gutem Schuhzeug und vortrefflichen Mänteln hinreichend versehen waren. Eine Nacht bei acht bis zwölf Grad Kälte draußen auf dem Schnee im Bivouak zugebracht, bleibt aber freilich trotzdem eine sehr unangenehme Sache. Die französischen Truppen, die in jeder Hinsicht weit schlechter als die preußischen ausgerüstet waren, litten auch weit mehr als Letztere und Tausende von französischen Soldaten starben vor Kälte, Hunger und Erschöpfung. Der Fanatismus der Volksmasse war aber stets von Neuem angestachelt und so strömten stets frische Schaaren zu den Heeren der Republik.

Unter den vielen kleinen Gefechten, die in den Monaten December und Januar, wie überall in Frankreich, jetzt auch auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes stattfanden, verdient ein kühner Ueberfall des Oberstlieutenants von Pestel besondere Erwähnung. Er überfiel am 28. December bei Longpré mit einer fliegenden Kolonne von drei

Kompagnien und drei Eskadrons Uhlanen, mehrere französische Mobilgarden-Bataillone und erbeutete drei Fahnen, zehn Offiziere und einige hundert Gefangene.

Ebenso machte am 30. December der Oberst von Willich mit einer fliegenden Kolonne zwischen Arras und Béthune, einen Ueberfall und nahm einige hundert Franzosen gefangen.

Am 31. December marschirten fünf Bataillone der 1. Division von Rouen aus auf das linke Seine-Ufer, trieben französische Franktireurshaufen zurück und erstürmten das alte Schloß von Robert le Diable nach blutigem Kampfe.

Am letzten Tage dieses ereignißvollen Jahres, konnte man auch das Bombardement der Festung Mézières beginnen, wozu es mancher sehr schwieriger Vorarbeiten bedurft hatte. Wie alle diese kleinen französischen Festungen ohne Außenforts, vermochte auch Mézières dem alles vernichtenden Feuer der schweren gezogenen preußischen Festungsgeschütze keinen langen Widerstand zu leisten. Schon am 2. Januar war der größte Theil der Stadt zerstört und der Kommandant mußte nothgedrungen kapituliren. Es wurden in Mézières zwei Tausend französische Kriegsgefangene, darunter achtundneunzig Officiere, hundertundsechs Kanonen und vieles sonstige Kriegsmaterial erbeutet. Der Besitz von Mézières war in strategischer Hinsicht sehr wichtig für uns, denn wir erhielten dadurch eine zweite Eisenbahnverbindung über Thionville nach Paris, die uns bisher gefehlt hatte. Auch den Franktireurs in diesen Gegenden, wurde dadurch ein Stützpunkt entzogen und wir konnten die Grenze gegen Belgien besser schützen. Die deutschen Verluste bei dieser Belagerung waren nur sehr gering gewesen.

Am 2. und 3. Januar fanden wiederholte, lebhafte Gefechte in der Gegend bei Bapaume statt. Am 2. Januar wurde die 30. Brigade vom VIII. Armeekorps, am Mittag von an Zahl überlegenen französischen Truppen sehr lebhaft angegriffen, wies aber in einem mehrstündigen hartnäckigen Gefecht, welches bis zur Dunkelheit dauerte, alle diese Angriffe sehr entschieden zurück und behauptete ihre Stellungen. Noch lebhafter war der Angriff der Franzosen aber an dem folgenden Tage. Es kamen wohl an 15—16,000 Feinde, theilweise jedoch in sehr ungeordneten Schaaren, gegen die 15. preußische Division vom VIII. Armeekorps, die durch eine Kavallerie-Division unter dem

Prinz Albrecht Sohn verstärkt wurde, zum Angriff. Trotz ihrer entschiedenen Minderzahl wußten die preußischen Truppen sich jedoch den ganzen Tag in ihren Stellungen zu behaupten, ja gingen gegen Abend sogar zur Offensive über und erstürmten mit dem Bajonett ein von den französischen Truppen besetztes Dorf, so daß diese am nächsten Morgen in der Frühe ihren Rückzug wieder nach Arras und Douay antraten. Die preußische Kavallerie verfolgte ziemlich lebhaft, so gut dies bei den schlechten verschneiten Wegen möglich war und brachte einige hundert halb erfrorene und verhungerte Mobilgardisten als Gefangene ein. Der Verlust der preußischen Truppen an Todten und Verwundeten an diesen beiden Tagen, beläuft sich auf einige hundert Mann.

Am 4. Januar überfiel der General von Bentheim mit Truppen des I. Armeekorps ein feindliches Korps unter dem General Royer auf dem linken Seine-Ufer unten, trieb es auseinander und eroberte bei Monlineaux-Lalond 3 Fahnen, 2 Geschütze und 4—500 Gefangene.

Auf die zahlreichen Gefangenen, die bei allen diesen verschiedenen kleinen Gefechten gemacht wurden, darf man übrigens nicht allzuviel Gewicht legen. Sehr häufig bestanden solche aus halb erfrorenen, total erschöpften Mobil- und Nationalgardisten, welche ohne Weiteres ihre Waffen fortwarfen und sich freiwillig gefangen nehmen ließen.

Diese vielen wiederholten Angriffe der französischen Nordarmee bewiesen übrigens, daß solche doch noch nicht in dem gänzlich aufgelösten Zustand sein konnte, wie Jemand, der nur die ersten Siegesbulletins des Generals von Manteuffel gelesen hatte, dies eigentlich erwarten durfte. Wie schon angeführt, bestand diese Nordarmee zum Theil aus sehr guten und kräftigen Truppen, hatte von allen Heeren welche die französische Republik uns entgegenstellen konnte, entschieden die festeste Organisation und bildete daher den am Schwersten zu besiegenden Feind. Auch der Umstand, daß sie nach jeder verlorenen Schlacht stets wieder in die nördlichen Festungen Douay, Lille und Arras zurückkehren konnte, um sich dort ungestört auf's Neue zu organisiren, verschaffte ihr viele Vortheile. Auch kann man dem General Faidherbe, abgesehen von seinen schwülstigen Proklamationen und oft gänzlich falschen Siegesbulletins mit denen er sich bei allen vernünftigen Menschen geradezu lächerlich machte, ein gutes Organisationstalent und eine energische Führung nicht absprechen.

Am 13. Januar legte der General von Manteuffel den Oberbefehl über die I. Armee nieder und ward zum Oberbefehlshaber der aus dem II., VII. und XIV. Armeekorps neuformirten sogenannten Südarmee ernannt. An seiner Stelle übernahm der General von Göben, Befehlshaber des VIII. Armeekorps, den Oberbefehl über die I. Armee, welche fortan aus dem I. und VIII. preußischen Armeekorps, der 3. Kavallerie-Division, einer sächsischen Kavallerie-Division von vier Regimentern, welche von dem Cernirungscorps vor Paris, wo sie keine Dienste leisten konnte, abkommandirt war, und verschiedenen Landwehrtruppen die größtentheils zur Belagerung der Festungen verwandt wurden, bestand. Alle Truppen hatten in den letzten Monaten vielen neuen Ersatz bekommen und befanden sich größtentheils in einem sehr kriegstüchtigen Zustand. Besonders auch die Kavallerie, welche im Allgemeinen nicht viel gelitten hatte, war ebenso zahlreich wie trefflich.

Einzelne Recognoscirungsgefechte, sowohl der preußischen, wie sächsischen Kavallerie, besonders in der Richtung gegen Cambrai, fielen nun noch in der ersten Hälfte Januar wiederholt vor, zu größeren Kämpfen kam es jedoch vorläufig noch nicht wieder. Der General Faidherbe stand in Lille und Arras und bemühte sich, soweit dies überhaupt ihm möglich sein konnte, seinen Truppen eine feste Organisation wiederzugeben.

Am 16. Januar ging der General Faidherbe von Neuem wieder zur Offensive über, und es kam bei Beauvais zu einem heftigen Kampfe, in welchem die Franzosen unter starken Verlusten zurückgedrängt wurden. Am nächsten Tage stellten sich die Franzosen auf's Neue bei Vermond, es ward den ganzen Tag sehr lebhaft gekämpft, doch blieb trotz der großen feindlichen Uebermacht, der Sieg entschieden auf deutscher Seite.

Die Hauptschlacht sollte jedoch erst am 19. Januar bei St. Quentin stattfinden. Mit ungefähr 60,000 Mann Truppen nahm der General Faidherbe seine Stellungen vor dieser Stadt. Am Morgen griff ihn der General von Göben mit allen verfügbaren Truppen an, und es kam den ganzen Tag zu sehr heftigen Kämpfen. Die Franzosen vertheidigten sich anfänglich sehr hartnäckig und hielten die von ihnen besetzten Dörfer stundenlang trotz des ungestümsten Vorstürmens der Preußen. Der Mangel an Kavallerie hinderte jedoch ihren Widerstand

sehr, während die zahlreiche preußische Kavallerie, gut dabei von der sächsischen Kavallerie-Division, einer sächsischen reitenden Batterie und dem 1. sächsischen Jägerbataillon unterstützt, auf der freien Ebene mehrere sehr kräftige und erfolgreiche Attaquen machte. Am Abend erlahmte der Widerstand der Franzosen sehr, ihre alten Regimenter und die Marinetruppen behielten jedoch Festigkeit und Ruhe, während der größte Theil der National- und Mobilgarden-Bataillone sich auflöste und in wilder Flucht auseinanderlief. Zwar versuchte der General Faidherbe die Stadt St. Quentin noch zu halten, allein auch dies war unmöglich. Der stark verbarrikadirte Bahnhof ward von dem 19. preußischen Infanterieregiment mit großer Bravour erstürmt, während preußische Batterien vor der Stadt auffuhren und mit Brandraketen zu feuern anfingen. Auf Bitten der Einwohner, welche die Vernichtung ihrer Stadt fürchteten und weil er ohnehin die Unmöglichkeit sah, einen längeren erfolgreichen Widerstand hier noch zu leisten, räumte der General Faidherbe noch in der Nacht St. Quentin und die Preußen konnten am nächsten Frühmorgen ungehindert ihren Einzug daselbst halten.

Mit Ausnahme einiger Regimenter, die ihre Ordnung behielten, in vollständige Auflösung gerathen, gingen die Trümmer der Faidherbeschen Nordarmee wieder in ihre Festungen zurück. Die deutsche Kavallerie verfolgte lebhaft und einzelne Schwadronen machten oft Tausende von Mobilgardisten, welche die Waffen fortgeworfen hatten und sich widerstandslos gefangen nehmen ließen, zu Gefangenen.

Diese Schlacht bei St. Quentin war weitaus die bedeutendste und wichtigste, welche gegen die Nordarmee der französischen Republik geliefert wurde und machte deren Reorganisation für die Dauer des ferneren Krieges, unmöglich. Der General Faidherbe hatte in den Tagen vom 17.—19. Januar mindestens 5000 Todte und Verwundete und 14—15,000 Gefangene, ferner 6 Geschütze und den größten Theil seines Heergeräths eingebüßt.

Nur der schnelle Rückzug nach Arras und Lille, konnte ihn vor vollständiger Vernichtung retten; hätte er diese sicheren Zufluchtsorte nicht gehabt, so würde er von der nachrückenden deutschen Reiterei unzweifelhaft vollständig aufgerieben worden sein.

Aber auch für die deutschen Truppen waren diese drei Gefechtstage sehr verlustreich und kosteten ihnen an Todten und Verwundeten

an 4000 Mann, darunter sehr viele Officiere. Wird doch allein der preußische Verlust in der Schlacht von St. Quentin auf 3000 Todte und Verwundete, darunter 79 Officiere angegeben.

Am 5. Januar war auch die von den deutschen Truppen cernirte französische Festung Rocroy, durch einen kühnen Handstreich genommen worden, wobei wieder einige 1000 Mobilgardisten in unsere Hände fielen.

Durch die Auflösung der Faidherbeschen Armee, war nun die Hoffnung der Pariser, daß sie vom Nordosten Frankreichs her einen Entsatz bekommen könnten, vollständig vernichtet worden. Um mit Erfolg im freien Felde operiren zu können, war der General Faidherbe, der diesmal seine Niederlage bei St. Quentin auch nicht zu leugnen wagte, für die nächsten Monate entschieden viel zu schwach. Er hätte Mühe gehabt nur die Festungen in die er mit seinen Truppen geflüchtet war, auf die Länge zu vertheidigen, wenn der Krieg noch weiter fortgedauert haben würde. Daß diese Festungen im Nordosten Frankreichs uns noch einen energischen Widerstand geleistet haben würden, ist wohl nicht zu bezweifeln. Es sind 6 Festungen, welche hier in ziemlich naher Entfernung von einander die Grenze Frankreichs gegen Belgien vertheidigen helfen und die ohnehin so sehr bedeutende Defensivkraft des französischen Reiches, nicht wenig verstärken. Die südlichste Festung hiervon ist Peronne, ein Platz ersten Ranges, an der Somme, dessen wir uns durch einen Handstreich bemächtigten. Unfern davon liegt Cambrai, eine Stadt von 22,000 Einwohnern an der Schelde gelegen. Es ist eine Festung nach altem System ohne Außenforts, die einem Bombardement durch die gezogenen preußischen Belagerungsgeschütze, nicht lange Widerstand zu leisten vermocht haben würde. Arras, die Hauptstadt des Departements Pas de Calais, an der Scarpe gelegen, hat zwar auch keine Außenforts, wird aber durch ihre sumpfige Lage sehr geschützt und kann somit längeren Widerstand leisten.

Douay, Stadt an der Scarpe mit 24,000 Einwohnern, ist besonders auch durch seine großartigen Geschützgießereien, die an 7—800 Geschützröhre jährlich liefern können, bekannt.

Gegen eine Belagerung mit den früheren glatten Kanonen, wäre Douay sehr stark gewesen, einer Beschießung mit dem neuen gezogenen Belagerungsgeschütz würde es aber wahrscheinlich auf die Länge keinen

erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt haben, da es keine bedeutenden Außenforts besitzt.

Valenciennes, Stadt mit 24,000 Einwohnern an der Schelde, die hier für größere Schiffe fahrbar wird, gelegen, ist eine starke, durch eine Citadelle und mehrere Außenforts geschützte Festung, die bei einer Belagerung wahrscheinlich längere Zeit den erfolgreichsten Widerstand geleistet haben dürfte.

Ungleich stärker noch ist Lille, unbedingt der bedeutendste Platz von allen diesen Festungen. Die Stadt zählt 155,000 Einwohner, ist an der Deule gelegen und gilt als eine Festung I. Klasse. Früher hatte es enge, nach dem alten System angelegte Festungswälle und Gräben. Auf Befehl des Kaisers Napoleon, der die Wichtigkeit von Lille mit richtigem Blick erkannte, wurden 1858 diese alten Umwallungen niedergerissen und durch neue Außenwerke ersetzt, so daß jetzt mehrere Dorfschaften mit zu dem Festungsrayon gehören. Die Hauptstärke von Lille bilden aber sehr weit ausgedehnte Ueberschwemmungen, welche durch Aufstauung der Deule bewirkt werden können. Auf Befehl des Generals Faidherbe, der nach der Niederlage von St. Quentin mit den Haupttrümmern seiner Armee nach Lille zurückgegangen war, sollten eben diese Aufstauungen beginnen, als der abgeschlossene Waffenstillstand dies verhinderte.

Die Belagerung von Lille würde mindestens einige 20—30,000 Mann deutsche Truppen in Anspruch genommen haben und selbst bei der eifrigsten Anstrengung hätte es Monate bedurft, bevor wir diese Festung zur Kapitulation gezwungen.

So lag in diesen 5 von uns noch nicht bezwungenen Festungen im Nordosten Frankreichs, noch immer eine starke Defensivkraft, deren Bezwingung dem deutschen Heere noch viele Anstrengungen und nicht geringe Opfer an Menschen gekostet haben dürfte, wenn auch über das Endresultat kein Zweifel mehr bestehen konnte.

Die vollständige Niederlage der Faidherbeschen Nordarmee am 19. Januar, über welche selbst die Proklamationen von Gambetta und Genossen nicht mehr zu täuschen vermochten, hatte aber sehr abkühlend auf den Kriegseifer der Bewohner aller nordöstlichen Departements in Frankreich gewirkt. Der Nordfranzose, obgleich muthiger, kräftiger und ausdauernder als der Südfranzose, ist doch vernünftigeren Betrachtungen eher zugänglich und nicht so sanguinischer Natur als Letzterer.

So trat vorzugsweise in allen nördlichen und östlichen Departements die Sehnsucht nach Frieden fast bei den gesammten Klassen der Bevölkerung, die überhaupt nur noch etwas zu verlieren hatten, immer stärker hervor, und die Menschen wollten nicht ihr Gut und Blut vollständig nutzlos, für eine doch schon verlorene Sache mehr opfern. Namentlich in Lille fanden mehrfache friedliche Demonstrationen statt, und als es hieß, daß die Umgegend wegen der besseren Vertheidigung der Festung, unter Wasser gesetzt werden sollte, wollten sich die Bauern eine solche Verwüstung ihres Eigenthums nicht gefallen lassen. Auch die Nationalgarden-Bataillone aus mehreren nördlichen Departements warfen Ende Januar die Waffen fort und wollten nicht mehr kämpfen. Zwar begab sich Gambetta selbst nach Lille und versuchte durch seine Gegenwart den kriegerischen Eifer der Bevölkerung neu zu entflammen, allein es blieb dies vergeblich. Mit Ausnahme des Pöbels, der ihm seinen Beifall zubrüllte, ward er nur sehr kalt aufgenommen und mußte bald wieder abreisen, ohne seinen Zweck nur im Allermindesten erfüllt zu haben. Die gesunde Vernunft fing hier in den Norddepartements allmählich wieder an zurückzukehren. So fielen außer einigen kleinen Gefechten mit Franktireurs-Banden, in allen diesen Departements weiter keine Waffenthaten mehr vor und die I. Armee konnte ihre Aufgabe als beendet ansehen.

War doch auch schon genug, oder richtiger vielmehr schon überreichlich des Blutes hier vergossen worden. Die I. Armee besetzte nun Amiens, Rouen, und Dieppe nebst den umliegenden Departements, und wartete hier in aller Ruhe den Waffenstillstand ab.

Wir haben die II. deutsche Armee, die jetzt nach der Vereinigung des XIII. Armeekorps unter dem Großherzog von Mecklenburg mit dem III., IX. und X. Armeekorps unter dem gemeinsamen Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl stand, nach ihrer zweiten Einnahme von Orleans, verlassen und wollen jetzt wieder zu den ferneren Operationen derselben zurückkehren. Fanden doch auch auch hier an der Loire in den Monaten December und Januar eine Menge der wichtigsten kriegerischen Ereignisse, welche auf die schließliche Entscheidung des ganzen Krieges den größten Einfluß ausübten, statt.

Eine lange Ruhe und Rast ward den deutschen Kriegern in Orleans nicht gestattet, sondern es galt nun auch die gewonnenen Erfolge möglichst schnell zu benutzen und die geschlagene französische

Loire-Armee weiter zu verfolgen. Wie schon früher erwähnt, war der General Aurelles de Paladine, wegen dieser Räumung von Orleans, obgleich solche ebenso sehr von der Humanität wie auch von richtigen militairischen Grundsätzen geboten war, doch von Herrn Gambetta abgesetzt worden. Zum Nachfolger erhielt er den General Chanzy, der das Unmögliche möglich machen und mit den total demoralisirten, vielfach gänzlich unbrauchbaren Haufen, die in der französischen Loire-Armee noch mehr als in der Nordarmee enthalten waren, unsere in jeder Hinsicht trefflichen Heere schlagen sollte. Welche Resultate solch Bestreben haben mußte, zeigte sich auch schon in der nächsten Zeit.

Die französischen Heereshaufen der Loire-Armee, zogen nun nach der Räumung von Orleans in zwei verschiedenen Richtungen ab, der General Bourbaki marschirte mit dem XVIII., XX. und XXII. Korps, wozu später auch noch das XXIV. Korps stieß, in die Gegend von Bourges und Dijon, während der General Chanzy mit dem XV., XVI. und XVII. nach Tours und später nach le Mans sich wandte. Gegen diesen Theil der französischen Streitkräfte richtete der Prinz Friedrich Carl nun besonders seine Operationen.

Die Hauptrichtung des Marsches war gegen Blois, was am 13. December ohne weiteren erheblichen Widerstand von Seiten der Franzosen besetzt wurde. Mehrere Gefechte waren übrigens dieser Einnahme von Blois vorhergegangen. So traf am 9. December eine Abtheilung des IX. Armeekorps bei Montlivaut auf starke Schaaren von feindlichen Mobilgardisten und warf solche nach kurzem Gefecht zurück. Der linke Flügel des IX. Armeekorps aus der hessen-darmstädtischen Division bestehend, griff das von den Franzosen besetzte Schloß Chambord an, und warf die Feinde nach hartnäckiger Gegenwehr aus dem Schlosse hinaus, wobei die Franzosen 5 Geschütze im Stich ließen. Auch das III. Armeekorps hatte bei Nevoy am 8. December ein lebhaftes Gefecht mit den Feinden und warf solche bis über Briare hinaus. Noch eine Menge kleiner Gefechte und Scharmützel fielen hier vor, deren Beschreibung jedoch nur in eine specielle Geschichte des Feldzuges gegen die Loire-Armee, oder in einzelne Korps- und Regimentsgeschichten gehört, bei dem massenhaften Stoff der uns vorliegt, hier aber viel zu weit führen dürfte. Es waren sehr angestrengte Märsche in einer schon von Lebensmitteln erschöpften Gegend bei verschneiten Wegen und strenger Kälte, dabei fast unauf-

hörlich von Franktireurs-Banden angegriffen, welche die deutschen Truppen hier bestehen mußten. Dabei wurden die Uniformen und besonders auch die Stiefel schon sehr schlecht, viele Soldaten liefen fast barfuß, und so ward der freilich harte und zu allen möglichen Willkührlichkeiten führende, aber von der Nothwendigkeit dringend gebotene Befehl ertheilt, daß die deutschen Soldaten jedem Franzosen, der heiles Schuhzeug trug, solches ohne Weiteres ausziehen und für sich benutzen, und ihm dafür ihr eigenes zerrissenes Schuhzeug zurücklassen durften. Es ging hier jetzt oft sehr wild zu und mit Glaçeehandschuhen ward der Krieg wahrlich nicht geführt. Uebrigens waren die Verluste sehr groß; weniger in Folge der feindlichen Kugeln, denn da es größtentheils Mobilgardisten, Franktireurs und Nationalgardisten waren, die hier die französischen Armeekorps bildeten, so schossen die Franzosen meistens sehr schlecht, als in Folge von Krankheiten. Viele deutsche und besonders gar die bairischen Bataillone, schmolzen arg zusammen und das ganze I. bairische Armeekorps unter dem General von der Tann, soll zuletzt nicht viel mehr als 8000 Mann unter den Waffen gehabt haben. Ungleich bedeutender als bei den deutschen Truppen waren aber noch die Verluste bei den französischen. Diese Heereshaufen waren äußerst schlecht ausgerüstet und besonders mit Sanitätseinrichtungen und Aerzten nur sehr mangelhaft versehen. Bei dem oft sehr unordentlichen Rückzug, kümmerten sich die französischen Militairärzte häufig weiter nicht im Mindesten um die zurückgelassenen Verwundeten und allein auf dem Marsch von Orleans noch Blois, haben die deutschen Truppen über 6000 feindliche Verwundete hülflos am Wege liegend gefunden. Es sind viele Tausende von Franzosen in diesem Winterfeldzug verhungert, erfroren, oder sonst auf die elendeste Weise umgekommen, die bei nur einigermaßen zweckmäßiger Fürsorge, sehr leicht hätten gerettet werden können.

Die provisorische Regierung fühlte sich jetzt übrigens in Tours, wo der Einmarsch der deutschen Truppen bald zu erwarten stand, nicht mehr sicher und verlegte Anfang December ihren Sitz nach Bordeaux. Dort in guter Sicherheit vor den deutschen Bajonnetten und Schwertern, konnten die Herren Gambetta und Genossen und der ganze Schwarm von Schwätzern und Federhelden, der ihnen stets folgte, so recht ihre Wuth und Rache schnaubenden Proklamationen erlassen, den Krieg

bis auf das Messer proklamiren und damit über Tausende und abermals Tausende von armen, oft gänzlich unschuldigen Familien, Tod und Verderben bringen. Auch der größte Theil des diplomatischen Korps folgte von Tours nach Bordeaux, so daß letztere Stadt jetzt plötzlich eine früher nie geahnte politische Bedeutung erhielt.

Sehr heftige Gefechte hatte jetzt vor der Einnahme von Blois auch das XIII. Armeekorps unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zu bestehen, welches den rechten Flügel der II. Armee bildete. Bei dem Dorfe Meung $2^1/_2$ Meilen von Orleans und $8^1/_2$ Meilen von Blois, stieß die 17. Division auf ein französisches Korps, welches sich ihrem Weitermarsch widersetzte. Es kam zu einem heftigen Kampfe, bei dem die Franzosen zuerst hartnäckigen Widerstand leisteten, schließlich aber unter Zurücklassung von 1 Mitrailleuse und einigen hundert Gefangenen, geworfen wurden. Mehrere Truppen von dem I. bairischen Korps, kamen gegen Abend hier auch noch mit in das Gefecht und unterstützten die Hanseaten und Mecklenburger der 17. Division.

Auch die 3. Kavallerie-Division hatte an diesem Tage bei Salbris ein heftiges Gefecht.

Noch weit bedeutender aber war der Kampf, den das XIII. Armeekorps am 8. December bei Beaugency gegen an Zahl sehr überlegene französische Heereshaufen, bestehen mußte. Es ward den ganzen Tag mit zuerst abwechselndem Erfolge gefochten, und die 17. und 22. Division, unterstützt von den Baiern, hatten heiße Arbeit, bevor sie die mit vielem Muthe kämpfenden Feinde endlich zurückzudrängen vermochten. Die Franzosen verloren über 1500 Todte und Verwundete und 1000 Gefangene nebst 6 Geschützen, die von der 17. Division genommen wurden. Die deutschen Verluste sind übrigens auch nicht unbedeutend gewesen und belaufen sich in allen den verschiedenen Gefechten, die vom 6.—9. December in und um Beaugency vorfielen, mindestens auf 16—1800 Mann. Namentlich einige Regimenter der 17. Division hatten hier harte Einbuße, da sie zum Theil alten französischen Kerntruppen, die bisher in Algerien gestanden hatten, gegenüber kämpfen mußten. Auch undisciplinirte leichte arabische Reiterei, die sogenannten „Gums“ kamen jetzt hier häufig mit in das Gefecht.

Die französischen Zeitungen hatten früher sehr phantastische Schilderungen von der glänzenden Tapferkeit dieser Gums gemacht,

und daß sie es besonders verständen, im vollen Galopp ihrer leichten afrikanischen Rosse, dem Gegner auf 20—30 Schritte Entfernung eine Schlinge um den Hals zu werfen und so zu erwürgen, und wie sie niemals ohne die Köpfe der getödteten Feinde in ihr Lager zurückkehrten; doch waren dies alles nur leere Flunkereien und Aufschneidereien wie sie die Zeitungspresse Frankreichs jetzt täglich in wirklich oft fabelhafter Weise brachte, um den gesunkenen Muth der Bevölkerung immer von Neuem wieder zu beleben. Im Gegentheil leisteten diese Araber, die dazu noch durch die strenge, ihnen gänzlich ungewohnte Kälte größtentheils elend zu Grunde gingen, den französischen Heeren nur einen äußerst geringen Nutzen und haben uns gerade nicht allzu viele Soldaten getödtet.

Nach der Einnahme von Blois und Beaugency sollten die hart mitgenommenen deutschen Truppen eigentlich anfänglich einige Tage Ruhe haben, doch kam es nicht hierzu. Die Franzosen versuchten am 10. December unter dem Schutze sehr starker Artillerie, die größtentheils von Matrosen und Marinesoldaten aus den großen Kriegshäfen des Mittelmeeres, ganz geschickt bedient wurde, die Positionen bei Blois wieder zu nehmen; sahen aber bald die Unmöglichkeit dieses Unternehmens ein. Es kam fast den ganzen Tag zu einem heftigen gegenseitigen Artilleriekampfe, bei dem wir nur geringe Verluste erlitten, bis zuletzt die deutschen Truppen zur Offensive übergingen und die Feinde denen sie einige hundert Gefangene abnahmen, entschieden zurückwarfen. Französische Gefangene wurden überhaupt hier an der Loire täglich in noch weit größerer Zahl als im Nordosten von Frankreich gemacht. Besonders manche Mobilgarden-Bataillone, deren Leute sich vor Hunger und Kälte oft nur noch mühsam fortschleppen konnten, lösten sich sofort auf, wenn sie nur von den deutschen Kavallerie-Abtheilungen angegriffen wurden und die Leute warfen die Waffen fort und ließen sich freiwillig gefangen nehmen.

Am 11. December erhielt der Prinz Friedrich Carl, der sich mit seinem Hauptquartier in Briare befand, die Nachricht daß der General Chanzy sich mit seiner Hauptmacht nach rechts gewandt habe und am rechten Loire-Ufer, dem Großherzog von Mecklenburg gegenüber, befinde. Er änderte auf diese Meldung seinen Marsch und wandte sich mehr in der Richtung gegen Tours.

Die Vorhut des XIII. Armeekorps, zu der nun auch Truppen

des X. Armeekorps gestoßen waren, griff am 15. December die französischen Truppen vor Vendôme an. Es kam zu heftigen Kämpfen und die Franzosen, welche die entschiedene Uebermacht hier besaßen, vertheidigten sich anfänglich sehr hartnäckig. Am Morgen des 16. December räumten sie jedoch Vendôme und die Truppen des X. Armeekorps konnten ihren Einzug daselbst halten. Es wurden bei diesem Gefechte 6 Geschütze und 1 Mitrailleuse erobert und wieder mehrere hundert Gefangene gemacht. Die deutschen Verluste waren jedoch auch nicht unbedeutend. Schon am 17. December folgten die Truppen des X. Armeekorps den in Eile zurückgehenden Franzosen, holten sie bei einem Dorfe, 1½ Meile nordwestlich von Vendôme auf der Straße nach Mans gelegen, ein, griffen sie heftig an und erbeuteten mit geringen Verlusten 1 Geschütz und einige hundert Gefangene. Auch bei dem Dorfe Droue, 1½ Meile nordwestlich von Chartres gelegen, fand an diesem Tage ein lebhaftes Gefecht statt, bei dem die deutschen Truppen einen bedeutenden feindlichen Viehtransport und mehrere hundert Gefangene erbeuteten.

Aus Dienstbriefen des Generals Chanzy, die in Vendôme aufgefunden wurden, ergaben sich ganz unleugbar die ungeheuren Verluste, welche die französische Loire-Armee in diesem Winterfeldzug schon erlitten hatte. Der General Chanzy meldete selbst, daß sein Heer durch Todte, Verwundete, Gefangene und am Meisten durch solche Mobilgardisten und Nationalgardisten welche die Gewehre fortgeworfen und sich dann zerstreut hätten, um nach Hause zu laufen, fast zur Hälfte bereits zusammengeschmolzen sei. Er klagte darin sehr über die schlechte Ausrüstung und ungenügende Verpflegung seiner Truppen, und wie die gelieferten Stiefel und Uniformen so miserabel gearbeitet seien, daß sie schon in kurzer Frist vollständig unbrauchbar würden. Auch über die Unfähigkeit sehr vieler seiner höheren wie niederen Officiere und den Geist der Indisciplin, der sich besonders unter den Franktireurs-, National- und Mobilgarden-Bataillonen immermehr zeige, und sie zu größeren militairischen Actionen fast vollständig unbrauchbar mache, führte der General die bittersten Klagen. Es war ein ganz anderes Bild, was diese Rapporte und Beschwerdeschriften des kommandirenden Generals Chanzy von der Loire-Armee zeigten, als dasjenige, welches Gambetta der Nationalversammlung in Bordeaux stets schilderte.

Am 19. December verlegte der Prinz Friedrich Carl sein Hauptquartier vorläufig wieder nach Orleans zurück, da ein weiteres Vorrücken seiner Armee über die Loire, für die nächste Zeit nicht beabsichtigt war. Die Kolonnen des linken deutschen Flügels, setzten am 20. ihren Marsch auf Tours, die des rechten deutschen Flügels auf le Mans fort. Bei Azay hinter Vendôme fand ebenfalls noch ein Gefecht statt, wobei das 79. Regiment vom X. Armeekorps, eine französische Fahne eroberte.

Am 21. December rückte die 19. Division bis zu der Brücke, welche bei Tours über die Loire führt, vor. Diese Brücke war verbarrikadirt, und ein Haufe von bewaffnetem Pöbel aus der Stadt, hatte sich hinter der Barrikade aufgestellt, und machte Miene, solche zu vertheidigen. Einige 30 Granatschüsse aus den preußischen Batterien genügten aber, um alle diese Vertheidiger sogleich zu zerstreuen. Die Stadt Tours zog die weiße Fahne auf und bat um eine preußische Besatzung. Es rückten nun preußische Truppen durch Tours, zerstörten die von dort nach Bordeaux führende Eisenbahn, schrieben starke Requisitionen aus und gingen dann wieder über die Loire zurück, da es nicht in der Absicht des Generals von Moltke lag, daß die Operationen vorläufig noch über die Loire ausgedehnt werden sollten.

Der Hauptzweck der II. Armee, das Cernirungskorps von Paris vor jedem Angriff der französischen Loire-Armee zu schützen, war jetzt vollständig erreicht. So lange die deutschen Truppen die Brücken von Tours, Blois, Vendôme und Orleans besetzt hielten, war es ganz unmöglich, daß der General Chanzy den Parisern zu Hülfe eilen konnte. Mochten diese auch auf den Beistand der Loire-Armee, ebenso sehnsüchtig, wie auf den der französischen Nordarmee unter dem General Faidherbe hoffen, so waren doch beide Hoffnungen vollständig vergeblich. Der blutige Krieg mußte sich jetzt allmählich ganz ersichtlich seinem Ende zuneigen und selbst die verzweifeltsten Kraftanstrengungen vermochten das französische Volk nicht mehr aus den eisernen Banden zu reißen, welche unsere von Meisterhand geleiteten deutschen Heere in immer engeren und engeren Ringen um dasselbe gezogen hatten. Die Strapazen des Winterfeldzuges waren übrigens so groß gewesen, daß den Truppen jetzt eine mehrwöchentliche Rast dringend zu gönnen war. Die Reihen der Kämpfer hatten sich in wirklich erschrecklicher Weise gelichtet, die

Hospitäler aber angefüllt und manche Bataillone standen kaum noch mit mehr als 400 Mann unter den Waffen. So war denn eine längere Rast, in welcher Zeit auch die neuen Ergänzungen, die fort und fort aus Deutschland nachgeschickt wurden, einrücken konnten, um so die Lücken mehr auszufüllen, wirklich für die ganze II. Armee ein großes Bedürfniß. Das I. bairische Armeecorps unter dem General von der Tann, schied jetzt aus dem Verband der XIII. Armee und kehrte zum Cernirungskorps von Paris zurück. Dies Armeekorps hatte seit Anfang October, wo es Orleans zuerst einnahm, fast stets unausgesetzt gegen den Feind gestanden, große Strapazen bestanden und Verluste erlitten, und war wie bereits angeführt, schon sehr geschwächt worden. Eine Erholung war ihm deshalb auch dringend zu gönnen. Dazu kam, daß das II. preußische Armeekorps, welches seit der Uebergabe von Metz mit zur Cernirungsarmee vor Paris gehört hatte, jetzt in Eilmärschen in das Departement der Côte d'or rücken mußte, um dort im Verein mit dem VII. Armeekorps, das hart bedrohte XIV. Armeekorps des Generals von Werder zu unterstützen. An die Stelle dieses II. preußischen Armeekorps, rückte jetzt das I. bairische Armeekorps unter dem General von der Tann. Zum Zeichen der Zufriedenheit mit den Leistungen dieses Armeekorps, verlieh der König von Preußen, dem General von der Tann das eiserne Kreuz erster Klasse, und seinen Truppen ebenfalls eine beträchtliche Zahl von eisernen Kreuzen.

Mit einer Energie, welche man auch an dem Feinde ehren und anerkennen muß, war es inzwischen dem General Chanzy gelungen, die französische Loire-Armee nach den harten Verlusten, die sie im December erlitten hatte, möglichst wieder zu reorganisiren. Was nur in den südlichen Departements von Frankreich die Waffen irgendwie tragen konnte, war freiwillig oder gezwungen jetzt zu den Bataillonen gekommen, um so die ungeheuren Verluste der letzten Monate wenigstens einigermaßen wieder ausfüllen zu helfen. Auch sehr viele alte, längst ausgediente Soldaten des Landheeres und der Flotte, waren auf's Neue wieder unter die Waffen getreten und so konnte die Loire-Armee Anfang Januar wohl an 120—130,000 Mann wieder zählen. Freilich befanden sich sehr viele unbrauchbare, höchst locker organisirte und fast gar nicht disciplinirte Haufen, die für den eigentlichen Kampf gar nicht zu gebrauchen waren, darunter. Auch die Ausrüstung, mit Ausnahme der Geschütze, war sehr schlecht. Die Waffen waren

größtentheils aus Nordamerika und auch aus England gekommen, und die schlauen habgierigen englischen und nordamerikanischen Spekulanten, hatten diese günstige Gelegenheit dazu benutzt, allen Ausschuß und Schund von Flinten, Büchsen und Säbeln zu verkaufen. Auch die Kleidung der Truppen war größtentheils sehr schlecht. An Kavallerie fehlte es dieser Loire-Armee immer mehr und einige Depotschwadronen und einige aus Algerien gekommene Reiterschaaren bildeten die gesammte Kavallerie. Die Artillerie war verhältnißmäßig ziemlich zahlreich und auch ganz gut bedient, vermochte aber aus Mangel an brauchbarer Bespannung nur sehr langsam und ungeschickt zu manövriren.

Ende December standen die deutschen Truppen nun folgendermaßen: das III. und IX. Armeekorps nahmen die Linien Orleans-Beaugency und Orleans-Gien ein, das X. Korps stand an der Loire abwärts bei Blois, zunächst am Feinde. Große Kavalleriedetachements waren durch den öden Landstrich der Sologne, dessen Sümpfe jetzt größtentheils durch den Frost gehärtet waren, nach Vierzon vorgeschoben. Gerade hier brachte die Kavallerie einem Feinde gegenüber, der fast gänzlich ohne diese Waffengattung war, ganz außerordentliche Vortheile. Sie machte sich stets an den Feind und verdeckte diesem durch ihre fortgesetzten Beunruhigungen unsere Stellungen und Absichten, so daß der General Chanzy in dem Glauben war, die Armee des Prinzen Friedrich Carl sei in der Richtung nach Troyes hin in Bewegung, um der Bourbaki'schen Armee in den Rücken zu fallen, während die deutschen Truppen ruhig in ihren Kantonnements lagen um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Das XIII. Armeekorps stand jetzt in und um Chartres.

In den ersten Tagen des Januar faßten nun sowohl der Prinz Friedrich Carl, wie auch der ihm gegenüberstehende General Chanzy, den Entschluß, aus der Defensive der letzten Wochen, wieder zur Offensive überzugehen. Der Prinz Friedrich Carl hatte den Befehl hiezu vom General von Moltke erhalten, weil dieser glaubte, daß die französische Loire-Armee jetzt sehr schwach sein müsse, da ein Theil ihrer Truppen an die neu formirte Armee, mit welcher der General Bourbaki gegen Dijon gezogen sei, abgegeben war. Da man im Hauptquartiere zu Versailles die feste Ueberzeugung hatte, daß Paris noch im Januar kapituliren müsse und werde, und dies Ereigniß dann zu

Friedensunterhandlungen führe, so wünschte der Graf Bismarck, daß die deutschen Truppen alsdann schon Tours und le Mans besetzt hätten. Er konnte den französischen Unterhändlern kräftiger gegenübertreten, sobald diese beiden Städte in unserem Besitz waren und nichts uns hinderte, unverzüglich gegen Nantes und Bordeaux zu marschiren, falls wider alles Hoffen und Erwarten, der Friede dann noch nicht zu Stande kommen würde. Der General Chanzy wurde aber zu der Wiederaufnahme der Offensive bewogen, weil er glaubte, daß ein großer Theil der Armee des Prinzen Friedrich Carl dem General Bourbaki nachgezogen sei. So hielt er diese Gelegenheit für günstig, den Versuch eines Entsatzes von Paris zu machen. Daß der General Chanzy, dem es doch in einem Lande wo Jeder ohne Ausnahme die Deutschen auf das Tödtlichste haßte und alles, was in seinen Kräften stand, gerne that, um ihnen Abbruch zuzufügen, an sicheren Nachrichten nicht fehlen konnte, nicht besser von den Stellungen seines Gegners unterrichtet war, bleibt ein Vorwurf, den man ihm stets mit vollem Rechte wird machen können.

Es blieb nun in Orleans nur eine schwache Besatzung von 5 Bataillonen der hessischen Division zurück und alle anderen Truppen marschirten nach dem vom General von Moltke entworfenen vortrefflichen Plan vorwärts. Das X. Armeekorps marschirte von Blois aus in der Richtung nach Westen, das III. von Beaugency südlich des Waldes von Marchenoir, das IX. von Morée aus nördlich desselben, das XIII. brach von Chartres auf. Da diese 4 deutschen Armeekorps, außerdem vermehrt noch durch 4 treffliche Kavallerie-Divisionen, welche überhaupt nicht viel gelitten hatten, in den letzten Wochen wieder sehr verstärkt und gekräftigt waren, so zählten sie mindestens an 120—125,000 Mann unter den Waffen.

Der Prinz Friedrich Carl war daher sowohl an Zahl und weit mehr noch an trefflicher Beschaffenheit seiner Truppen, dem General Chanzy bedeutend überlegen und konnte mit ziemlicher Sicherheit entschieden auf vollständige Siege hier rechnen. Es waren die letzten Verzweiflungskämpfe der französischen Loire-Armee, welche hier geschlagen wurden.

Am 4. Januar rückte der Prinz Friedrich Carl mit seinem Hauptquartier von Orleans aus und traf am 6. Januar bei Oucques mit dem III. Armeekorps zusammen, worauf er nach Vendôme marschirte. Hier kam es am 7. Januar zu einem heftigen Gefecht mit den

Franzosen. Der General Chanzy war in kühner Offensivbewegung mit 2 Divisionen französischer Infanterie und verhältnißmäßig starker Artillerie auf der Straße von le Mans her nach Vendôme gerückt, um die deutschen Truppen daselbst anzugreifen. Die Franzosen kämpften mit entschiedener Bravour und machten den preußischen Brigaden des III. und X. Armeekorps, welche hier gegen sie im Feuer standen, anfänglich den Sieg sehr schwer. Endlich gewannen aber besonders die brandenburgischen Regimenter Terrain und drangen unter theilweise heftigen Gefechten bis Nogent le Rotrou, Savigny und la Chartre vor. Der französische Rückzug, der anfänglich in guter Ordnung geschehen war, löste sich allmählich in wilde Flucht auf und besonders die neuformirten Mobil- und Nationalgarden-Bataillone, zeigten abermals auch diesmal wieder, wie schon so häufig in diesem Feldzug, daß trotz alles Patriotismus, Enthusiasmus und selbst Fanatismus, eine undisciplinirte, nur locker organisirte Truppe, niemals streng disciplinirten, fest organisirten Bataillonen und Schwadronen gewachsen ist. Was half es vielen jungen französischen Officieren und den Freiwilligen aus den höheren Ständen, wenn sie aus Verzweiflung über das Unglück ihres Vaterlandes, sich den Preußen entgegenstürzten, um den Tod zu suchen, und auch gewöhnlich zu finden, wenn ihre übrigen Mannschaften ihnen doch nicht nachfolgten, sondern häufig die Gewehre fortwarfen und wie die Schaafe unter welche der Hund bricht, in regelloser Hast auseinander liefen, oder häufig sogar widerstandslos sich gefangen nehmen ließen? Gerade die Ungeübtheit der feindlichen Truppen bewirkte es besonders auch mit, daß die deutschen Verluste jetzt stets geringer waren, als dies im Anfang des Feldzuges, wo sie den alten regulären französischen Truppen gegenüberstanden, der Fall war.

So wurden denn auch an allen diesen Tagen wieder Tausende von französischen Gefangenen gemacht, während die deutschen Verluste verhältnißmäßig nur unbedeutend waren. Und doch war das Terrain für den kleinen Guerillakrieg der Franktireurs, so günstig als nur möglich. Die ganze Perche, so heißt die Gegend, welche sich von Vendôme nach le Mans erstreckt, besteht aus mit dichten Dornhecken eingefaßten einzelnen Feldern, ähnlich wie die Koppeln in Schleswig-Holstein mit ihren Knicks. Hier konnten sich die feindlichen Schaaren vortrefflich verbergen und ein sicheres Feuer aus dem Hinterhalt auf

die deutschen Kolonnen eröffnen. Dabei war das Wetter für größere kriegerische Operationen höchst ungünstig, und Schneegestöber wechselte mit Glatteis und heftigen Regenschauern ab. Namentlich der 9. Januar war in dieser Hinsicht ein sehr böser Tag für die deutschen Truppen, an dem ihre Ausdauer und ihre Marschfähigkeit stark auf die Probe gesetzt wurden. Das III. Armeekorps hatte an diesem Tage ein heftiges Gefecht bei Artenay mit den zurückziehenden Truppen des Generals Chanzy. Viele französische Soldaten, die lange nicht so gut verpflegt und bekleidet als die deutschen waren, blieben aus Ermattung und Kälte todt am Wege liegen, andere ergaben sich freiwillig, in der Hoffnung, dann doch etwas Nahrung und ein Unterkommen unter Dach und Fach zu finden. Freilich mußten die Gefangenen auch noch viel ertragen, denn man wußte mit ihrer großen Zahl nicht zu bleiben und sperrte sie in den kalten Januarnächten ohne Feuer und Stroh in Kirchen und anderen Gebäuden ein und gab ihnen kaum ein Stück trocknes Brod zur Nahrung. In den Gefechten des 10. Januars erbeuteten die deutschen Truppen unweit Bouloire auch zwei Mitrailleusen mit vollständiger Bespannung.

Am heftigsten waren die Kämpfe am 11. und 12. Januar auf den Anhöhen bei St. Hubert, zwischen Artenay und der kleinen Stadt Gore. Der General Chanzy, dem man das Lob einer ebenso muthigen wie geschickten Heeresführung in dieser Zeit nicht versagen kann, hatte seine besten Truppen hier aufgestellt und die Franzosen kämpften theilweise mit dem Muth der Verzweiflung, daher sie auch sehr große Verluste erlitten. Es half ihnen aber nichts, die deutschen Truppen waren jetzt hier nicht allein stärker an Zahl, sondern auch besser bewaffnet und disciplinirt, und drängten sie nach harten Kämpfen immer weiter zurück. Besonders das III. und später auch IX. Armeekorps waren hier sehr im Gefecht und erlitten auch bedeutende Verluste. Letzteres sollte die Verbindung zwischen dem Centrum und dem XIII. Armeekorps unter dem Großherzog von Mecklenburg offen halten. Dies Armeekorps war unter ebenfalls steten Kämpfen aus dem Norden her von Chartres angerückt und focht gegen das XXI. französische Armeekorps, welches den linken feindlichen Flügel bildete, dessen Stellung sich bis La Ferté erstreckte.

Während hier eine Division des III. Armeekorps und des IX. und XIII. Armeekorps nebst zahlreicher Kavallerie, welche aber in dem sehr

coupirten Terrain nicht recht zur Verwendung kommen konnte, und deren Thätigkeit durch das Glatteis auf den Wegen sehr gehemmt wurde, kämpften, hatte das X. Korps nebst der 5. Division des III. Armeekorps, den äußersten linken Flügel der deutschen Heeresstellung gebildet. Unter ebenfalls steten fortlaufenden heftigen Kämpfen war es dem General von Voigts-Rhetz, der das X. Armeekorps kommandirte, gelungen, bis le Mans vorzudringen und diese Stadt am Abend des 12. Januar zu besetzen. In den Straßen kam es noch zu einem Kampfe zwischen einigen Einwohnern von le Mans und den letzten Nachzüglern der Chanzy'schen Truppen, wofür dann nach der harten Weise, in welcher dieser Krieg nun einmal geführt wurde, die Stadt le Mans eine außerordentliche Kriegscontribution von 4 Millionen Franks bezahlen mußte, obgleich freilich deren Einwohner ziemlich unschuldig an dem ganzen Kampfe waren.

In le Mans, einer Stadt von einigen 20,000 Einwohnern, wurde eine reiche Beute an Lebensmitteln aller Art, Munition, Vorräthen für die Truppen, und sonstigem Heeresgeräth gemacht. Auch fielen 15 französische Feldkanonen und Mitrailleusen und einige Tausend französische Gefangene in unsere Gewalt. Freilich waren die Verluste der deutschen Truppen auch nicht gering und betrugen in den Tagen vom 8.—12. Januar an Todten und Verwundeten nahe an 4000 Mann. Eine ebenso große Zahl mußte wegen Krankheiten in Folge der erlittenen Strapazen in die Hospitäler.

Am 13. Januar hielt der Prinz Friedrich Carl seinen Einzug in le Mans, wo für die nächste Zeit sein Hauptquartier blieb.

Nach dem richtigen preußischen Grundsatz, einen erfochtenen Sieg auch gehörig zu benutzen, verfolgten die Truppen schon in den nächsten Tagen mit rastlosem Eifer die Trümmer der geschlagenen Chanzy'schen Armee.

Am 14. Januar besetzten preußische Truppen das von den Franzosen in aller Eile geräumte große befestigte Lager von Conlie, was zur Pflanzschule einer neuen Armee dienen sollte. Auch hier wurden noch sehr viele Lebensmittel, Waffen aller Art und Heeresgeräth erbeutet.

Die Trümmer der Chanzy'schen Armee, welche in den letzten Tagen an Todten, Verwundeten und Gefangenen, von denen allein einige 20,000 Mann in die Hände der deutschen Truppen fielen, über

30,000 Mann verloren hatte, zogen sich nun nördlich nach Alençon und westlich nach Laval hin. Es kam noch zu wiederholten kleinen Gefechten mit der französischen Nachhut, doch wollte diese jetzt nirgends mehr recht Stand halten. So griff am 14. Januar preußische Reiterei in Barry, $2^1/_2$ Meilen nordwestlich von le Mans, eine französische Division an, welche sich alsbald auflöste und in wilder Flucht zurückging, dabei an 6—700 Gefangene zurücklassend.

Auch Beaumont wurde nach leichtem Straßengefecht besetzt, wobei 40 Munitionswagen und 1000 Gefangene in unsere Hände fielen.

Ebenso hatte am 14. Januar eine Abtheilung der hessischen Division vom IX. Armeekorps unter dem General von Rantzau, ein Gefecht mit einer sehr überlegenen französischen Macht bei Briare, schlug sich aber mit geringen Verlusten durch.

Am 16. Januar drängte die Division des Generals von Schmidt ein französisches Korps auf Laval zurück und machte bei dieser Gelegenheit wieder an 2000 Gefangene.

Sehr wichtig war auch, daß in der Nacht zum 17. Januar nach leichtem Gefecht Alençon besetzt wurde, von dem auch die deutschen Truppen jetzt über die Loire gingen und Tours ohne Widerstand einnahmen.

So war diese mit so großer Mühe und unendlichen Kosten zusammengebrachte Loire-Armee des Generals Chanzy, von der sich Gambetta den Entsatz von Paris und dadurch die Rettung von Frankreich versprach, jetzt ebenso wie die französische Nordarmee, auseinander gesprengt und vollständig demoralisirt, so daß sie erst einer gründlichen Reorganisation bedurft hätte, um überhaupt wieder mit nur einiger Aussicht auf Erfolg den Kampfplatz von Neuem zu betreten.

An Todten, Verwundeten, Gefangenen und Versprengten hatte der General Chanzy im Januar einen Verlust von mindestens 60 bis 70,000 Mann erlitten. Zwar erhielt er in den letzten Tagen des Januars wieder aus Südfrankreich neuen Ersatz, doch kann man annehmen, daß er beim Abschluß des Waffenstillstandes kein Heer, was noch über 70—80,000 Mann Soldaten zählte, unter seinem Befehl zusammenzubringen vermochte. Und auch unter dieser Zahl befanden sich viele höchst unzuverlässige Menschen. So ruhmrednerisch der General Chanzy auch immer war, und so sehr er nach der übelen Gewohnheit aller französischen Generale es liebte, sich mit erdichteten Siegen zu schmücken, so mußte er seine letzten Niederlagen doch selber

eingestehen. Ein sehr charakteristischer Tagesbefehl, den er in dieser Hinsicht erließ, lautete: „Nach den glücklichen Kämpfen im Thal der L'Huisne, sowie an den Ufern der Loire und bei Vendôme, wo Ihr den Feind besiegtet (der General Chanzy rühmt sich stets eines Sieges, wenn er im Gefecht einmal auf kurze Zeit einen augenblicklichen Erfolg erringt), nach den Erfolgen am 11. Januar bei le Mans, wo Ihr mit Behauptung aller Positionen, den Angriffen der feindlichen Streitkräfte unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl und des Großherzogs von Mecklenburg Widerstand leistetet, ist plötzlich eine schmähliche Schwäche, eine unerklärliche Panik über Euch gekommen, welche theilweise das Aufgeben wichtiger Positionen herbeiführte und die Sicherheit der ganzen Armee gefährdete. Eine energische Anstrengung, dies wieder gut zu machen, ist nicht versucht worden, trotzdem die nöthigen Befehle sofort gegeben waren, und so mußten wir le Mans aufgeben. Frankreich richtet seine Blicke auf seine zweite Armee, wir dürfen nicht zögern. Die Jahreszeit ist streng, Eure Erschöpfung ist groß und Entbehrungen aller Art habt Ihr Euch auferlegen müssen, aber das Land leidet schwer und wenn eine letzte Anstrengung es zu retten vermag, so darf nicht gezögert werden. Wisset übrigens, daß auch für Euch selbst nur das Heil in einem kräftigen Widerstand und nicht im Rückzug liegt. Der Feind wird wieder vor unseren Positionen erscheinen, wir müssen ihn kräftig empfangen und seine Kräfte aufreiben. Schaaret Euch um Eure Anführer und zeigt, daß Ihr noch immer dieselben Soldaten seid, welche bei Coulmiers und Villebon, bei Josnes und Vendôme siegten."

Glücklicher Weise kam es außer einigen leichten Patrouillengefechten auch in diesem Theile Frankreichs zu keinen weiteren Kämpfen mehr. Das XIII. Armeekorps konnte ohne Widerstand jetzt seine Verbindung mit der I. Armee unter dem General von Göben, herstellen und in Rouen einmarschiren, und der Waffenstillstand machte allem ferneren Blutvergießen ein Ende.

Es sah auch schlimm genug hier aus, die Touraine, sonst der Garten Frankreichs, glich einer Wüste, und die fruchtbare Perce war total verheert. Ausgebrannte Dörfer sah man nur zu viele, Plünderungen aller Art hatten nur zu häufig stattgefunden und es war auch leider von deutschen Soldaten hier gar Manches geschehen, was zur Ehre des deutschen Namens besser hätte unterbleiben sollen.

Die entsetzliche Verwilderung des Krieges machte sich auch unter den Truppen zuletzt nur zu fühlbar.

XV. Kapitel.

Der Ausfall aus Paris am 21. December gegen le Bourget. Der Anfang des Bombardements. Die Beschießung des Mont-Avron und dessen Besetzung. Feierliche Proklamirung des deutschen Kaiserreiches zu Versailles. Fernerer Fortgang der Beschießung von Paris. Die Protestation der provisorischen Regierung wegen des Bombardements. Der große Ausfall am 19. Januar. Die Anwesenheit von Jules Favre in Versailles. Die Kapitulation von Paris. Kapitulation von Longwy.

Seit den letzten großen Ausfallgefechten Ende November und Anfang December hatte, wie schon angeführt, vor Paris einige Wochen eine verhältnißmäßige Ruhe geherrscht. Kleine Gefechte fanden zwar fast täglich statt und besonders trieb auch die in der cernirten Stadt immer mehr zunehmende Hungersnoth, die französischen Schaaren zu versuchen, ob sie nicht in den Dörfern, die unweit der deutschen Cernirungslinie lagen, noch einige Lebensmittel bekommen könnten, wobei sie dann stets mit blutigen Köpfen zurückgetrieben wurden; große fest organisirte Ausfälle geschahen aber nicht. Die Generäle Trochu, Vinoy und Ducrot benutzten diese Zeit, um so viel als möglich die verschiedenen Schaaren, welche die Garnison von Paris bildeten, zu organisiren und discipliniren. Freilich waren diese Bemühungen nur von einem theilweisen Erfolg begleitet, denn es gab in der belagerten Stadt noch immer viele Tausende von kräftigen Männern, welche nur politisiren, Revolutionen machen und überall Anarchie verbreiten, aber nicht kämpfen oder sich auch nur der mindesten Disciplin fügen wollten. Die aus der eigentlichen Arbeiterbevölkerung der Vorstädte Villette und St. Antoine vorzugsweise rekrutirten Bataillone der Pariser Nationalgarde waren, einzelne Abtheilungen abgerechnet, im Allgemeinen die allerunbrauchbarsten Truppen, über welche die französische Republik verfügen konnte. Die Kerle waren selbst die spärliche Ration Pferde-

fleisch und Kleienbrod nicht werth, welche sie erhielten und brachten dem General Trochu entschieden mehr Last als nur den mindesten Nutzen irgend einer Art. Wurden diese Nationalgardisten doch von den eigentlichen Linientruppen stets nur verächtlich „Blangueurs" genannt.

Das erste bedeutende Ausfallgefecht fand wieder am 21. December im Nordosten gegen die Positionen statt, welche das preußische Gardekorps besetzt hatte. Die Pariser hatten sich an diesem Tage der schönen Hoffnung hingegeben, die aber wie alle ihre derartigen Erwartungen eine arge Täuschung erfahren mußte, daß es der französischen Nordarmee unter dem General Faidherbe gelingen würde, die deutsche I. Armee bei Amiens zurückzuschlagen und sich nun von dieser Seite Paris zu nähern. Zur Unterstützung dieser vermeintlich vorrückenden Faidherbe'schen Armee, sollte nun dieser Ausfall am 21. December geschehen, denn einen anderen Zweck konnte er unmöglich haben.

Im Laufe des 20. Decembers kam an das Kommando des Gardekorps, was vor den Forts Noisy, Aubervilliers und Rosny, welche die sogenannte Vertheidigung von St. Denis bildeten, lag, die Meldung, daß große feindliche Truppenmassen aus St. Denis ausgerückt und nach dem Dorfe Aubervilliers marschirt seien. Ebenso wurde gemeldet, daß drei französische Brigaden durch mehrere Feldbatterien unterstützt, sich rechts von Bovilliers aufgestellt hätten. Da man in Folge dieser Meldungen auf einen Ausfall gefaßt sein konnte, so mußte die Garde-Division Budritzky, die den linken Flügel bildete, allarmbereit sein, während die Garde-Division Pape den Befehl erhielt, am 21. December in aller Frühe sich auf dem Wege von Gonesse nach Aulnays aufzustellen, um nöthigenfalls als Reserve nach allen bedrohten Punkten hinmarschiren zu können.

Die Nacht vom 20. auf den 21. December verlief noch in voller Ruhe, bis bei Tagesanbruch die Franzosen aus allen Forts und ihren vorgeschobenen Batterien ein heftiges Geschützfeuer begannen. Um 7 Uhr, als der Tag zu grauen anfing, machten die Franzosen einen heftigen Angriff auf le Bourget, was von einem Bataillon vom Regiment Elisabeth und einer Gardeschützenkompagnie besetzt war. Es gelang den Franzosen, sich eines Theiles von Bourget zu bemächtigen, wobei 125 preußische Grenadiere von ihnen gefangen genommen wurden. Die Südseite von le Bourget blieb aber trotz aller noch so

heftigen feindlichen Angriffe im Besitz der Preußen. Gegen 10 Uhr Morgens rückten aber zwei preußische Batterien und zehn Kompagnien von verschiedenen Garderegimentern gegen le Bourget vor und nach einem lebhaften Kampfe gelang es diesen Truppen die Feinde wieder aus den schon von ihnen besetzten Theilen dieses Dorfes zu vertreiben, so daß um 3 Uhr Nachmittags, auch die feste Position des Kirchhofes wieder von den Preußen besetzt wurde. Eine andere Angriffskolonne der Franzosen richtete sich gegen das Dorf Stains, was von einem Bataillon des 1. preußischen Garderegiments und noch einigen anderen Gardekompagnien besetzt war. Trotz ihrer numerischen Uebermacht gelang es den Feinden nicht auch nur ein einziges Haus von Stains zu erobern. Ein sehr heftiger Artilleriekampf entspann sich auch noch während des Tages auf verschiedenen Seiten der Kampflinie und die Franzosen feuerten mit den Geschützen der Forts, Feldbatterien und Mitrailleusen, daß die Erde förmlich zitterte ohne daß dies furchtbare Artilleriefeuer unseren Truppen verhältnißmäßig großen Schaden zufügte. Auch die gesammte Kriegsartillerie der preußischen Garde, mit ihren 96 Geschützen kam nach und nach in das Feuer und die dichten Wolken des Pulverdampfes verhüllten mitunter die ganze Gegend, so heftig ward von hüben und drüben gefeuert.

Gegen Abend fuhren die französischen Batterien wieder hinter die Forts, das Feuer der letzteren verstummte ebenfalls und der ganze Ausfall war als vollkommen mißglückt anzusehen.

Am Nachmittag hatten übrigens französische Kolonnen auch noch einen Vorstoß gegen die Stellung der Sachsen bei Villiers gemacht. Zwei preußische Gardebatterien richteten aber hier ein heftiges Feuer auf die vorstürmende französische Infanterie, so daß diese bald wieder umkehrte, ohne daß die sächsischen Truppen recht zum Kampfe kamen. Der Verlust der deutschen Truppen an Todten, Verwundeten und Gefangenen beläuft sich auf nahe an 500 Mann. Der des Feindes ist nicht bekannt, scheint aber sehr bedeutend gewesen zu sein. Einige hundert französische Gefangene fielen bei dieser Gelegenheit in die Hände der deutschen Truppen. Es waren größtentheils Marinesoldaten und Linieninfanteristen.

Daß es die Absicht des Generals Trochu gewesen ist, sich durch diesen Ausfall am 21. December der Straße von Paris nach Arras zu bemächtigen und dadurch mit dem General Faidherbe in Verbin-

dung zu treten, geht unzweifelhaft aus allen seinen Dispositionen hervor. Warum er aber dann zu diesem Zwecke nicht mit größeren Truppenmassen operirte, ist unerklärlich. Wollte der General Trochu wirklich Erfolge erringen, so mußte er den Ausfall mit mindestens 100,000 Mann unternehmen, statt daß er jetzt kaum 20,000 Mann dazu verwandte. Bewaffnete Menschen in genügender Menge waren in Paris vorhanden und wollte der General Trochu wirklich etwas erreichen, so durfte er sie wahrlich nicht schonen. Aber ebenso wie der Marschall Bazaine in Metz stets nur mit geringen Truppenmassen seine Ausfälle versuchte, statt alle Mannschaften, die er nur irgendwie verfügbar hatte, dazu zu verwenden, und deshalb niemals Erfolge erreichen konnte, so machte es auch jetzt der General Trochu in Paris. Es ist überhaupt stets der gleiche Fehler, den fast sämmtliche französische Heerführer während dieses ganzen Krieges begangen haben, daß sie es nicht verstanden die großen Truppenmassen über welche sie verfügen konnten, auf einen Fleck zu concentriren, sondern solche stets vereinzelten. Schien es doch wirklich, als sei in der ganzen französischen Armee, sowohl des Kaiserreiches wie der Republik, auch kein einziger Führer vorhanden gewesen, der die Fähigkeit besaß oder solche sich auch nur zutraute, mit einem Heer von 100,000 Mann operiren zu können.

Die Entscheidung vor Paris sollte aber endlich jetzt immer näher rücken. Mit musterhafter Sorgfalt und auch das scheinbar Unbedeutendste nicht dabei vernachlässigend, waren jetzt alle Anstalten so weit getroffen worden, um eine wirksame Beschießung der Forts sogleich beginnen zu können, sobald der König von Preußen den Befehl dazu gegeben hatte. Wie in einem früheren Kapitel bereits näher auseinandergesetzt, waren die Schwierigkeiten welche überwunden werden mußten, bevor das Bombardement mit wirklich nachhaltiger Kraft begonnen und fortgesetzt werden konnte, nicht gering. Die Waffengeübtheit und Tüchtigkeit der deutschen Artilleristen und Pioniere, hatten alle Hindernisse die sich entgegenstellten, aber zu beseitigen gewußt und die Ausdauer und unübertreffliche Thätigkeit aller ihnen zum Beistand gegebenen Soldaten der übrigen Truppengattungen, redlich dabei geholfen. So waren denn die Batterien vor den Forts in zweckmäßigster Weise erbauet und armirt worden, und am 24. December konnten der General Prinz Hohenlohe und der Oberst von Rief, welche die gesammte Belagerungsartillerie vor Paris befehligten, nach

Versailles melden, daß ihre Feuerschlünde bereit ständen, um das schaurige Werk der Beschießung einer Stadt wie Paris zu beginnen. Waren doch auch in Deutschland viele Stimmen laut geworden, welche mit theilweise höchst unverständiger Ungeduld darüber zu murren anfingen, daß das Bombardement noch nicht früher begonnen habe. Von den ungeheuren Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, hatten freilich diese Tadler und Kritiker kaum den mindesten Begriff.

Es gab aber im Hauptquartier zu Versailles mehrere gewichtige Stimmen, welche sich der Ansicht zuneigten, man solle das Bombardement von Paris überhaupt vermeiden, und dem Hunger überlassen die Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Daß letzterer schon immer mehr in Frankreichs Hauptstadt zu wüthen begann und mit der inzwischen eingetretenen starken Kälte, die Einwohnerschaft schon sehr plage und zu einer baldigen Kapitulation geneigt mache, war bekannt. Die Rationen Lebensmittel mußten immer mehr heruntergesetzt werden und bestanden Ende December, nur noch aus einem kleinen Stücklein Kleienbrod und etwas Pferdefleisch, kaum hinreichend einen erwachsenen Menschen nothdürftig am Leben zu erhalten, und die Preise für die übrigen Lebensmittel stiegen so sehr, daß zuletzt eine große Ratte bereits mit einem Thaler bezahlt werden mußte. Dabei war kein Brennholz mehr zu haben und aus Mangel an Steinkohlen, mußte die Gasbeleuchtung gänzlich aufhören. In Folge dessen war Ende December und im Januar die Sterblichkeit unter der Civilbevölkerung von Paris, schon auf das Doppelte der gewöhnlichen Zahl gestiegen und betrug an 4300 Personen in der Woche. Es mangelte schon sehr an Särgen für die Todten und an Fuhrwerk, um die Leichen auf den Kirchhof zu transportiren.

Ende Januar waren, wie man aus sicherer Quelle wußte, alle Vorräthe in Paris vollständig aufgezehrt und die Stadt mußte unter allen Umständen dann kapituliren. Da es unmöglich war, daß ganz Frankreich selbst bei der verzweifeltsten Kraftanstrengung, noch ein Heer zum Entsatz seiner Hauptstadt aufbringen konnte, die Deutschen aber durchweg eine gute Verpflegung und auch einen befriedigenden Gesundheitszustand hatten, so konnte es uns am Ende einerlei sein, ob Paris um vierzehn Tage früher oder später kapitulirte. Die Deutschen draußen hielten es schon leichter und bequemer aus, als die Franzosen drinnen. Auf der anderen Seite war es, ganz abgesehen von den ungeheuren

Schwierigkeiten und den Menschenverlusten, die ein Bombardement von Paris jeden Falls erforderte, doch auch ein Unternehmen was wohl bedacht sein sollte.

Die großartigsten Kunstschätze, die prächtigsten monumentalen Bauwerke der Welt, konnten gar leicht von den deutschen Kugeln getroffen werden und ihre Zertrümmerung wäre ein unermeßlicher Schaden für die ganze Civilisation gewesen. Hunderte von gänzlich unschuldigen Familien, darunter selbst viele deutsche, ja selbst nahe Angehörige unserer vor Paris stehenden Truppen, sollten jetzt Leib und Leben durch unsere Kugeln verlieren und das grausige Schauspiel des Bombardements einer Stadt mit Frauen und Kindern, wie wir solches nur zu oft schon in diesem furchtbaren Kriege gehabt hatten, jetzt von Neuem und in noch viel vergrößerter Weise beginnen. Es war eine ungeheure Verantwortlichkeit vor der Menschheit, den Befehl zum Bombardement von Paris zu ertheilen und leicht erklärlich ist die Scheu des Königs von Preußen, dies zu thun.

Auf der anderen Seite freilich, wandte man — und auch wohl nicht ganz mit Unrecht, dagegen ein, daß es gerade im Interesse der Humanität liegen müsse, diesen Riesenkampf, der Frankreich bis in sein tiefstes Mark verwüstete und auch Deutschland ganz unermeßliche Opfer an Gut und Blut kostete, die niemals wieder ersetzt werden konnten, so schnell als nur möglich zu Ende zu führen. Bevor Paris gefallen war, durfte man sich aber keiner Hoffnung zu diesem Ende hingeben und nur der Fall der Hauptstadt selbst, konnte den lächerlichen, oft wirklich bis in das Fratzenhafte verzerrten Nationaldünkel der Franzosen so weit demüthigen, daß sie sich als Besiegte ansahen und um Frieden baten. Keine Stadt der Welt, hatte aber auch eine so harte Strafe, wie sie jetzt erfolgen sollte, mit so vollem Rechte verdient, wie gerade Paris, mit der Mehrheit seiner frivolen, eiteln, charakterlosen Bevölkerung. Diese Stadt vorzugsweise war der Heerd der steten Revolutionen und vielen Kriege gewesen, welche seit fast einem Jahrhundert die Ruhe von ganz Europa auf die frevelhafteste Weise störten und in diesem Hexenkessel war viel Unheil zusammen gebraut worden, was mehr als ein Volk in unserem Welttheile, schon häufig in die ärgste Gefahr gebracht hatte. Aus Paris war auch dieser jetzige Krieg hervorgegangen, und die stete Revolutionssucht, Frivolität, Eitelkeit und oft geradezu wahnwitzige Verblendung der Pariser,

hatten wesentlich die Kriegserklärung Napoleons uns Deutschen aufgedrängt. Keine Strafe dünkte daher jetzt Vielen in Deutschland und besonders auch im deutschen Heer, für diese Stadt zu hart, sie wollten daß unsere Bomben das dort begangene Unrecht sühnten und mit Ungeduld harrten die Truppen des Befehles ihres obersten Kriegsherrn, die Beschießung zu beginnen.

In dem zuletzt in Versailles gehaltenen Kriegsrath, mußten die Gründe für den Beginn des Bombardements von Paris die überwiegendsten gewesen sein, und bei seinem edlen menschlichen Sinn, gab der König Wilhelm innerlich widerstrebend, den Befehl dazu.

Der Mont-Avront, ein von den Franzosen erst neuerdings mit in die Befestigung hineingezogener, jetzt mit Schanzen und Batterien wohlversehener Hügel im Osten der Stadt, sollte das erste Ziel für die deutschen Kugeln sein. Die Batterien des Mont-Avront hatten in letzter Zeit besonders die sächsischen Truppen, die zunächst davor lagen, häufig belästigt, und so war es sehr erwünscht, daß solcher bald in unseren Besitz gelangte.

Am 27. December in aller Frühe donnerten zuerst die deutschen Kanonen gegen den Mont-Avron. Die Beschießung wurde mit 76 Geschützen, meist 12- und 24-Pfündern unternommen, welche bei Raincy und Mont-Fermeil auf dem rechten, bei Noisy-le-Grand auf dem linken Marne-Ufer aufgestellt waren. Es war ein furchtbares Feuer, was von hier aus gegen den Mont-Avron donnerte. Die französischen Batterien antworteten anfänglich sehr lebhaft, ohne uns jedoch sonderlich Verlust zuzufügen, denn kaum ein Dutzend deutsche Soldaten wurden von ihnen getroffen. Desto verheerender wirkte aber unser Feuer und die große Ueberlegenheit der schweren preußischen gezogenen Belagerungsgeschütze über die französischen Kanonen, zeigte sich bei dieser Beschießung von Paris wieder recht auffällig. Schon am 28. December waren sämmtliche feindliche Batterien auf dem Mont-Avron zum Schweigen gebracht und antworteten nicht mehr.

Auch den Bahnhof von Noisy-le-Sec, unter dessen Schutz die Franzosen mehrere Batterien errichtet hatten, zerstörten unsere Kugeln so gründlich, daß die Feinde solchen räumen und sich zurückziehen mußten.

Schon am Vormittag des 29. Decembers, konnte das Plateau des Mont-Avron von Truppen des sächsischen Armeekorps, welches am Nächsten kantonnirte, ohne den mindesten Widerstand zu finden, besetzt

werden. Dieselben fanden in den Erdwerken, zwei 24Pfünder, Laffetten, viele fortgeworfene Waffen und selbst Leichen vor; ein Beweis, mit welcher Eile die Feinde den Berg geräumt haben mußten, um unserem Alles zerschmetternden Feuer zu entgehen.

Diese sehr leicht errungene Besetzung des Mont-Avron war für uns von der größten Wichtigkeit. So wie erst deutsche Batterien mit gezogenen Geschützen daselbst errichtet wurden, eine zwar sehr mühsame und selbst gefährliche Arbeit, mit welcher jedoch sogleich begonnen wurde, konnten wir von diesem Berge aus, die Vorstädte Belleville und Antoine, den Hauptsitz des unruhigsten Theiles der Pariser Arbeiterbevölkerung, vollständig beschießen. Wir waren somit der Aufgabe, Paris zur Uebergabe zu zwingen, jetzt schon wesentlich näher gerückt.

Am nächsten Tage begann nun auch das Bombardement der drei östlich gelegenen Forts Rosny, Nogent und Noisy. Es waren dies regelmäßig bastionirte, meist kasemattirte Vierecke, welche durch vorliegende Hornwerke verstärkt und je mit 52—54 Geschützen des schwersten Kalibers armirt waren. Die französischen Geschütze dieser Forts donnerten gewaltig gegen die deutschen Batterien, fügten aber so geringen Schaden zu, daß durchschnittlich kaum einige Mann täglich von der Bedienungsmannschaft getroffen wurden. Die Unpartheilichkeit erfordert übrigens die Angabe, daß auch unsere Kugeln anfänglich nur sehr geringen Schaden in diesen französischen Forts anrichteten.

Der Neujahrstag, der im königlichen Hauptquartier zu Versailles, glänzend gefeiert wurde, gab dem Könige Wilhelm von Preußen Gelegenheit folgende Anrede, die eigentlich mit an die gesammte Armee gerichtet war, an die anwesende Generalität zu halten.

Da diese Rede ein historisches Aktenstück ist, so wollen wir sie hier folgen lassen.

„Große Ereignisse haben geschehen müssen, um uns an diesem Orte und diesem Tage zu vereinigen und Ihrem Heldenmuthe, Ihrer Ausdauer, sowie der Tapferkeit der von Ihnen geführten Truppen, habe ich es zu verdanken, daß es bis zu diesen Erfolgen gekommen ist. Aber noch sind wir nicht am Ziele, noch liegen große Aufgaben vor uns, ehe wir zu einem dauerhaften und ehrenvollen Frieden gelangen können. Ein solcher Frieden ist uns gewiß, wenn

Sie gleiche Thaten, wie sie uns zu diesem Punkte geführt haben, auch weiter vollbringen. So können wir getrost in die Zukunft schauen und erwarten was Gott in seinem gnädigen Willen über uns entscheidet."

Bei dem darauf folgenden Festmahl hielt der König folgende Rede:

„Ich erhebe mein Glas um das neue Jahr zu begrüßen. Auf das vergangene blicken wir mit Dank, auf das beginnende mit Hoffnungen. Der Dank gebührt dem Heere, was von Sieg zu Sieg gezogen, mein Dank aber den anwesenden deutschen Fürsten, die theils Führer in diesem Heere gewesen sind, theils sich ihm angeschlossen haben. Die Hoffnungen richten sich auf die Krönung des Werkes — einen ehrenvollen Frieden."

Als ein historisches Ereigniß, was aus diesem Kriege hervorging, kann noch angeführt werden, daß am letzten Tage des so glänzend in der Geschichte Deutschlands dastehenden Jahres 1870, im Bundesgesetzblatt die Annahme des Titels: „Deutsches Reich" und „Deutscher Kaiser" publicirt wurde. Die Hoffnungen vieler Millionen Deutscher seit langen Decennien, erhielten hierdurch ihre glänzendste Erfüllung und was so Vielen stets nur als ein schöner Traum gegolten hatte, ward jetzt zur vollen und wahren Wirklichkeit.

Am 18. Januar fand mitten unter dem Donner der Kanonen von den französischen Forts um Paris, im Spiegelsaal zu Versailles die feierliche Proklamirung des deutschen Kaiserreiches statt.

Es war ein glänzendes, seiner hohen Bedeutung vollkommen entsprechendes Fest. Alle in Frankreich anwesenden deutschen Fürsten, Prinzen und hohen Officiere, die nicht durch den Dienst nothwendig bei den Truppen gefesselt waren, hatten sich in dem prächtigen Festsaal des großartigen Versailler Schlosses versammelt. Eine gerechte Fügung des Weltgerichtes mußte es genannt werden, daß gerade in diesen stolzen Räumen zu Versailles, wo Ludwig XIV., der erste Gründer der französischen Suprematie in Europa, den schmachvollen Raub des Elsasses und damit eine der tiefsten Demüthigungen, welche Deutschland nur jemals im Laufe seiner Geschichte erlitten hat, dekretirte, jetzt die feierliche Proklamirung des deutschen Kaiserreiches geschah. Deutschland ward von nun an, der erste und mächtigste Staat unseres Welttheiles, Frankreich dagegen hatte seine Macht, die es so oft zum unermeß-

lichen Unglück aller übrigen Staaten und Völker gemißbraucht, für immer eingebüßt. Während die deutschen Kanonen ihre Freudensalven über dies Fest in Versailles ertönen ließen, donnerten unfern davon unsere Batterien gegen das einst so übermüthige Paris, dessen Bewohner sich jetzt in die sichersten Schlupfwinkel ihrer Häuser zurückziehen mußten, um nicht von unseren Geschossen getroffen zu werden.

Der König-Kaiser Wilhelm, dessen imposante Persönlichkeit und einfach-würdevolles Wesen auch wieder bei diesem Feste den tiefsten Eindruck bei allen Anwesenden machte, erließ nun in Folge seiner neuen Würde, folgende Ansprache an das deutsche Volk:

„Wir Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen: Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des deutschen Reiches, die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiemit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Ruf der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußens, fortan den Kaiserlichen Titel in allen unseren Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit, das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermuthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone, wolle Gott verleihen allzeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des

Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben Hauptquartier zu
Versailles, den 17. Januar 1871.

Wilhelm."

Mit fast einstimmigem Jubel ward diese wahrhaft kaiserliche Proklamation in allen Gauen des nunmehr geeinten deutschen Kaiserreiches begrüßt und tausendstimmig war der Freudenruf der weithin über den Rhein bis nach dem fernen Versailles drang. Die Magistrate der bedeutendsten Städte Deutschlands und sämmtliche deutsche Universitäten richteten Dank- und Huldigungsadressen an den nunmehrigen deutschen Kaiser und ebenso wurde von den ständischen Vertretungen in den Einzelstaaten, so weit diese noch versammelt waren, diese Botschaft mit fast ungetheilter Freude empfangen.

Das neue deutsche Kaiserreich war aber wesentlich mit in dem Donner unserer siegreichen Schlachten entstanden und die verschiedenen deutschen Heerestheile hatten mit ihrem Blute die festesten Stützen seiner künftigen Macht und Größe gegründet. Es war daher nicht mehr als billig und gerecht, daß der neue Kaiser Wilhelm auch seinen besonderen Dank an das deutsche Heer richtete. Derselbe lautete:

„Mit dem heutigen für mich und mein Haus denkwürdigen Tage, nehme ich im Einverständniß mit allen deutschen Fürsten und unter Zustimmung aller deutschen Völker, neben der von mir durch Gottes Gnade ererbten Stellung des Königs von Preußen, auch die eines deutschen Kaisers an.

Eure Tapferkeit und Ausdauer in diesem Kriege, für welche ich Euch wiederholt meine vollste Anerkennung aussprach, hat das Werk der inneren Einigung Deutschlands beschleunigt, ein Erfolg, den Ihr mit Einsetzung Eures Blutes und Eures Lebens erkämpft habt.

Seid stets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradschaft, Tapferkeit und Gehorsam eine Armee groß und siegreich macht; erhaltet Euch diesen Sinn; dann wird das Vaterland immer wie heute mit Stolz auf Euch blicken, und Ihr werdet immer sein starker Arm sein.

Hauptquartier Versailles,
den 18. Januar 1871. Wilhelm."

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß dieser echt kaiserliche Dank in allen deutschen Heerestheilen, den lebhaftesten Enthusiasmus hervorrief.

Während aber so im alten stolzen Schlosse der früheren Könige Frankreichs zu Versailles, ein wahrhaft starker und dabei edler deutscher Fürst, das deutsche Kaiserreich neu entstehen ließ, mußten unsere Kanonen noch immer gegen die Stadt Paris donnern. Noch war der unbändige Trotz der Pariser Bevölkerung immer nicht gebrochen und die wildeste Leidenschaft entflammte die Herzen der Menschen daselbst so sehr, daß sie stets taub gegen alle Stimmen der Wahrheit und Vernunft blieben. Die einst so übermüthige und jetzt durch ihre eigene Schuld so tief von ihrer einstigen Höhe herabgesunkene Hauptstadt Frankreichs, mußte noch empfindlichere Züchtigungen wie ihr ohnehin schon zu Theil geworden waren, erhalten, bis sie sich in die demüthige Rolle einer gänzlich besiegten zu fügen begann. Es standen dem General Trochu, dem Oberbefehlshaber der Pariser Armee, noch immer sehr zahlreiche Truppenmassen zu Gebote, die bei geschickter Führung und muthiger Standhaftigkeit, uns den Sieg zwar nicht mehr entreißen — denn dies war nach unseren bisherigen Erfolgen jetzt gänzlich unmöglich, so doch noch sehr erschweren konnten.

Nach französischen Rapporten, deren Richtigkeit wir jedoch sehr bezweifeln möchten, sollte am 1. Januar die abermals neuformirte Armee in Paris, die Stärke von 525,000 Mann betragen und in drei verschiedene Hauptkorps eingetheilt sein.

Die I. Armee unter dem General Thomas, sollte 300,000 Mann stark sein und bestand aus Nationalgarde und Nationalgarde-sédentaire. Ein Theil der ersteren in neuformirten Regimentern zusammengestellt, war auch für den Gebrauch im freien Felde bestimmt, hatte aber nur fünf Batterien und keine Kavallerie. Die Garde sédentaire sollte die Posten in der Stadt und alle Wälle der Enceinte besetzen.

Die Bekleidung war dem Belieben überlassen, doch waren als Uniformsabzeichen eine Mütze mit rother Kokarde und blaue Pantalons mit rothen Streifen vorgeschrieben. Wenn von diesen angeblichen 300,000 Nationalgardisten, wirklich 100,000 Mann ernsthaft im Feuer gebraucht werden konnten, so war dies gewiß die höchste Zahl, welche

man annehmen durfte, das Uebrige war der unnützeste Haufen nichtsnutziger Bummler der nur gedacht werden konnte, und leistete weiter gar nichts als den Staat um die $1^1/_2$ Franks täglicher Löhnung, die sie erhielten, zu betrügen, allerlei Emeuten anzustiften, stets zu raisonniren und zu krakehlen und sonst mit den Händen in der Hosentasche umherzuflaniren.

Die II. Armee unter dem General Ducrot, sollte dem Etat nach bestehen, aus 150,000 regulären Truppen und Mobilgarden mit achtzig Feld- und Mitrailleusen-Batterien und zwei Kavallerieregimentern. Sie kampirte stets außerhalb der Stadt in Lagern und war besonders mit zu den Ausfällen bestimmt. Ihre Eintheilung war in drei Armeekorps. Nach zuverlässigen Angaben, hatte diese Armee des Generals Ducrot, aber niemals mehr als höchstens 110,000 Kombattanten unter den Waffen gehabt und war in letzter Zeit in Folge der großen erlittenen Verluste noch mehr zusammengeschmolzen.

Die III. Armee unter dem General Vinoy, war für die Besetzung der Forts bestimmt, und sollte die Stärke von 70,000 Mann haben, die aber auch niemals vollständig erreicht wurde. Sie bestand aus den Depotsbataillonen der früheren Garde, einigen Linienbataillonen, den Stadtsergeanten und Gensdarmen und den Marinetruppen. Sie zerfiel in sieben Infanterie-Divisionen, von denen zwei Divisionen Marinetruppen unter dem bekannten Admiral de la Roncière, die Besatzung von St. Denis bildeten. In dieser Armee des Generals Vinoy dienten entschieden die tüchtigsten und muthigsten Soldaten der ganzen Pariser Besatzung, und wenn alle übrigen Korps ihr gleich gewesen wären, so hätte uns die Cernirung der Stadt niemals gelingen können. Einige Tausend Matrosen der Kriegsflotte, die theils als Kanoniere in den Forts dienten, theils die Besatzung der gepanzerten Kanonenboote bildeten, welche auf der Seine sich befanden, waren noch außerdem vorhanden.

In den letzten Tagen des Decembers waren übrigens in Paris nach alter Gewohnheit wieder verschiedene Unruhen entstanden. Der Pöbel der Vorstädte, hatte Magazine mit Lebensmitteln geplündert und Zusammenrottungen gemacht und mit wildem Geschrei Massenausfälle verlangt. Auch einige Volksredner hatten sich aufgethan, denen die jetzige republikanische Regierung zu gemäßigt war und welche die Einführung der rothen socialen Republik verlangten.

Der General Trochu mußte die Aufrührer durch Waffengewalt auseinandertreiben lassen, bei welcher Gelegenheit einige Menschen getödtet oder verwundet wurden. So konnten die Pariser selbst nicht einmal während der Zeit, wo die deutschen Geschosse in ihre Stadt drangen, Ruhe und Frieden unter sich selbst bewahren, sondern mußten im blutigen Bürgerkrieg sich einander zerfleischen und so die Kraft ihres Widerstandes lähmen.

Diese Menschen sind nun einmal unverbesserlich und nichts, aber auch selbst nicht das größte Unglück, vermag sie zu bekehren. Ueberaus komisch war auch jetzt das Bestreben der Pariser in den Reihen der deutschen Soldaten Insubordination und Desertion zu verbreiten. Es fielen kleine Luftballons in den Stellungen der deutschen Truppen nieder, in denen Tausende von in deutscher, polnischer und französischer Sprache gedruckten Proklamationen enthalten waren, welche die Soldaten aufforderten zu den Franzosen überzugehen und mit ihnen vereint eine große europäische Socialrepublik zu gründen. Daß solche wahnwitzige Aufforderungen nur mit dem verdienten Spott aufgenommen wurden und auch nicht den mindesten Erfolg hatten, ist selbstverständlich. Der Geist der Ordnung und des Pflichtgefühls unter sämmtlichen deutschen Heerestheilen, war so vortrefflich, daß auch während des ganzen Krieges in dem ungeheuren Herr von über 900,000 Mann, kaum ein halbes Dutzend Desertionsfälle vorgekommen sein werden. Und dann geschahen diese Desertionen fast stets aus Furcht vor verdienten Strafen wegen anderer Vergehen; aber wahrlich nicht aus Sympathie für die Franzosen, gegen welche fast alle deutschen Soldaten eine Verachtung, die oft wirklich etwas zu weit ging, hegten.

Mit ruhiger Sicherheit, ohne die mindeste Uebereilung und streng nach dem vorher genau bestimmten Plane, wurde inzwischen von deutscher Seite die Beschießung von Paris fortgesetzt. Nun da man einmal damit begonnen hatte, mußte das Werk auch vollendet werden und die deutschen Kanonen durften nicht eher zu donnern aufhören, bevor Paris sich nicht ergeben hatte.

Bei einem kleineren Gefechte drangen am 30. December, auch zwei deutsche Kompagnien bis zum Dorfe Rosny vor und bemächtigten sich desselben. Der Besitz wurde aber später freiwillig wieder aufgegeben, da es zu weit vorgeschoben und dem feindlichen Feuer zu sehr preis-

gegeben lag, sodaß die Besetzung nur unnöthige Opfer gekostet haben würde.

Die Beschießung der östlichen Forts Nogent, Rosny und Noisy, welche am 30. December früh mit aller Kraft aus einigen achtzig schweren Belagerungsgeschützen begonnen, hatte einen so guten Erfolg gehabt, daß schon am nächsten Tage, den 31. December, das anfangs sehr lebhafte feindliche Feuer aus diesen Forts gänzlich verstummte. Nur ab und zu wurden von Nogent noch einzelne Granaten nach den sächsischen Batterien in der Nähe geworfen, sonst waren alle Geschütze zurückgezogen und die Geschützscharten festgeschlossen. Wahrscheinlich hatte das Feuer unserer Kanonen die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht, doch war es auch möglich, daß diese ihre Kräfte aufsparten und absichtlich nicht antworten wollten.

Am 4. Januar machte die 24. Infanterie-Division vom sächsischen Armeekorps, eine größere Recognoscirung gegen das Fort Nogent, ohne daß es dabei zu einem Gefechte kam; denn die Franzosen gingen sogleich aus ihren Vorpostenstellungen zurück und eine Erstürmung des Forts selbst, konnte natürlich noch nicht in der Absicht unserer Truppen liegen. Ebenso geschah am 5. Januar von der 23. Division desselben Korps, ein Angriff auf das Dorf Rosny, was von den Franzosen auch sogleich geräumt, von den Sachsen aber absichtlich nicht besetzt wurde, sodaß es auch hier weiter nicht zu einem irgendwie bedeutenden Gefecht kam. Diese größeren Recognoscirungen hatten besonders auch mit den Zweck, die Aufmerksamkeit der Franzosen von den Südforts mehr abzuleiten, zu deren Beschießung jetzt auch die umfassendsten Vorbereitungen getroffen wurden. Am 5. Januar begannen übrigens die Forts auf der Ostseite plötzlich wieder ein sehr lebhaftes Feuer auf unsere Belagerungsbatterien, ohne diesen jedoch sonderlichen Schaden zufügen zu können.

Am 5. Januar begann nun auch die Beschießung der wichtigen Südforts Issy, Vanvres, Mont-Rouge, so daß nun bald einige hundert Kanonen der schweren deutschen Belagerungsartillerie, auf der Süd-, Ost- und Nordfront ihr Feuer gegen die Forts richteten. Diese antworteten zwar anfänglich mit großer Lebhaftigkeit aber nicht mit sonderlichem Erfolg. Es sind in den deutschen Batterien nur sehr wenige Geschütze demontirt worden, und an keinem einzigen Tage wurden mehr als zwanzig Artilleristen getödtet oder verwundet,

oft aber betrug die Zahl der Verletzten in sämmtlichen Batterien, nur vier bis sechs Mann; ein ungemein geringes Verhältniß, da doch an 10,000 Artilleristen und Pioniere der deutschen Truppen jetzt in Thätigkeit waren. Die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie über die französische, zeigte sich auch bei dieser großartigen Beschießung von Paris, wieder auf recht bemerkliche Weise.

Schon am 6. Januar schwiegen die Kanonen der Forts Issy und Vanvres vorübergehend. Es mußten jeden Falls in diesen Forts sehr bedeutende Beschädigungen an den Gebäuden, Kasematten oder Batterien geschehen sein, so daß die französische Besatzung erst diese wieder herzustellen gezwungen war, bevor sie ihr Feuer fortsetzen konnte. Auch gegen die französischen Kanonenboote auf der Seine, und gegen die neu angelegten Verschanzungen bei Villejuif und dem Point de Jour, eröffneten die deutschen Batterien jetzt ein sehr kräftiges Feuer. Die Güte des Gußstahles, der aus der Kruppschen Fabrik in Essen bezogenen Gußstahlgeschütze, und die Stärke des vorzüglichen comprimirten Pulvers, gestatteten den deutschen Artillerieofficieren den Ladungen aus den großen Festungsgeschützen eine solche Kraft zu geben, daß die Geschosse an 10,000, ja selbst mitunter über 11,000 Schritt fortgeschleudert wurden. So wurden denn schon am 7. Januar einzelne südliche Stadttheile von Paris, die auf dem linken Ufer der Seine lagen, von den Bomben erreicht. Besonders die Gegend des Pantheons, des Luxembourgs, des Jardin des Plantes und des Faubourg St. Germain wurde hier und da von einzelnen Bomben getroffen. Ein eigentliches Bombardement der Stadt Paris selbst, was diese in wenigen Tagen in einen einzigen Trümmerhaufen verwandelt haben würde, hat jedoch niemals stattgefunden. Dies — wenn es überhaupt in der Absicht des Kaisers von Deutschland lag, daß solches im äußersten Nothfall als allerletztes Mittel geschehen sollte, konnte erst stattfinden, wenn einige Forts in unserer Gewalt und mit unseren Geschützen besetzt waren.

Von diesen aus konnte die Stadt vollständig beschossen und auch die einzelnen Straßen und Gebäude bezeichnet werden, welche den Geschossen zum Ziel dienen sollten. Aus dieser weiten Entfernung, in welcher jetzt unsere Batterien schossen, war dies jedoch nicht möglich und die Granaten mußten auf gut Glück und ohne daß dabei ein Zielen geschehen konnte, fortgeschleudert werden.

So übermüthig bisher die Pariser Bevölkerung sich gezeigt hatte, so kleinmüthig wurden plötzlich Viele, als die ersten Geschosse in ihre früher für heilig und unverletzlich gehaltene Stadt schlugen. So erließ am 9. Januar der Theil der provisorischen Regierung von Frankreich, der sich in Paris befand, eine besondere Note, in welcher unter den bei den Franzosen nun einmal zur zweiten Natur gewordenen schwülstigen Worten und leeren hochtönenden Phrasen, ein feierlicher Protest gegen die Beschießung von Paris erhoben wurde. Diese Note war eine entschiedene Lächerlichkeit und zeigte von Neuem wieder den einmal unausrottbaren Dünkel der Franzosen und besonders gar des schlechtesten Theiles der ganzen französischen Bevölkerung, der eigentlichen Pariser. Als der Minister Thiers die Stadt Paris im Jahr 1840 mit Forts umgab und somit zu einer Festung machte, mußte er sich auch über die Konsequenz dieses Schrittes, daß die Stadt von nun an auch als eine Festung behandelt und somit beschossen würde, klar sein. Und als Napoleon III. die Pariser Forts noch bedeutend verstärken ließ und gar besonders die provisorische Regierung der jetzigen Republik, seit dem September alles Mögliche anwandte, um diese Befestigungen zu vermehren, so wußten sie doch entschieden auch, daß sie dadurch Paris immer mehr in die Gefahr einer Belagerung und somit auch Beschießung bringen würden.

Ich selbst bin ein entschiedener Gegner des Princips, große Städte zu Festungen zu machen und halte solches im Interesse der Nationalökonomie wie Humanität für ein Unglück, sind sie jedoch einmal Festungen, so müssen sie es sich auch bei einer Belagerung gefallen lassen, daß die Feinde sie beschießen. Und nun gar jetzt hier bei Paris, wo die Forts seit Monaten ein heftiges Feuer auf die deutschen Truppen unterhalten hatten, wo hinter ihrem Schutz eine Armee von über 300,000 Mann bereit stand um über uns herzufallen, und der Hauptsitz des ganzen jetzigen, von den Deutschen wahrlich nicht begonnenen, sondern ihnen gewaltsam in der übermüthigsten Weise aufgedrungenen Krieges war, sollten wir plötzlich mit dem kaum angefangenen Bombardement aufhalten, bloß weil unsere Kugeln jetzt die Pariser in ihrer Sicherheit störten. Als beim Beginn des Krieges die französischen Kanonen gegen Saarbrücken, was eine entschieden offene Stadt war, feuerten und der Kommandant von Straßburg es im Interesse der Vertheidigung hielt, daß er fast ganz Kehl zusammen=

schießen ließ, da war dies in den Augen der Franzosen keine Grausamkeit und Barbarei, sondern eine einfache Nothwendigkeit; als aber jetzt die Stadt Paris an die längst verdiente Reihe kam, da konnte nicht genug über diese entsetzliche Ruchlosigkeit und Barbarei geschrieen werden, und in allen möglichen Tonarten wurde die Rache des Himmels über uns deutsche Barbaren, die solch unerhörtes Verbrechen zu begehen wagten, heraufbeschworen. Diese Pariser, die ihre Stadt nun einmal als ein unantastbares Heiligthum, als den Tempel der Civilisation von ganz Europa ansehen, sind zu lächerlich in ihrem Dünkel und man könnte eher einen Mohren weiß waschen, als so einen echten Pariser, besonders gar wenn er dem Stande der dortigen Literaten und Advokaten angehört, zu einem halbwegs vernünftigen Menschen machen.

Daß solcher Protest der provisorischen Regierung, gegen die Beschießung von Paris, im Hauptquartier zu Versailles auch nicht den mindesten Eindruck machte, sondern mit der verdienten Verachtung ohne Weiteres bei Seite gelegt wurde, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Eine ähnliche Note, betreffend die Grausamkeit und Härte der deutschen Kriegsführung in Frankreich, die der Graf Chaudordy, der interimistische Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux, an alle europäischen Regierungen erlassen hatte, fand eine ausführliche Erwiederung in einer Depesche, die der Graf Bismarck am 10. Januar an alle Vertreter der deutschen Regierung im Auslande erließ. Daß der Graf Chaudordy in seiner ebenfalls mit lächerlichem Pathos und übertriebener Schwülstigkeit abgefaßten Anklage, ganz entsetzlich übertreibt, und gar viele Thatsachen von Grausamkeit anführt, die nicht im Mindesten erwiesen sind, ist die volle Wahrheit. Wenn nun aber der Graf Bismarck so ganz besonders die Humanität der deutschen Kriegsführung hervorhebt, so möchte diese Angabe doch wohl etwas schwierig zu beweisen sein, oder man muß von Humanität ganz besondere Begriffe haben. Im Gegentheil erfordert es die Wahrheit und Unpartheilichkeit des Geschichtsschreibers, anzugeben, daß auch von deutscher Seite dieser entsetzliche Krieg häufig mit strenger Härte, die selbst einigemal in unnütze Grausamkeit und Roheit überging, geführt wurde.

Es ward in Frankreich nicht allein schonungslos requirirt und

der Bevölkerung, besonders auf dem flachen Lande, nicht blos oft das letzte Stück Vieh, oder der letzte Rest ihrer Lebensmittel fortgenommen, sondern auch geplündert, geraubt, und mitunter aus Nothwendigkeit, ja selbst auch aus bloßer roher Zerstörungssucht verwüstet und verbrannt. Es sind Hunderte von Häusern in diesem Kriege oft auf recht nutzlose Weise zerstört worden. Die tiefe nationale Erbitterung zwischen den Deutschen und Franzosen und auch die Wuth vieler Soldaten, daß der Kampf so geraume Zeit dauerte und sie deshalb so lange aus der Heimath fortbleiben mußten, trat bei dieser Gelegenheit recht bemerklich hervor. Wir wollen keine unverdienten Vorwürfe auf uns Deutschen sitzen lassen, aber besser machen als wir wirklich sind, wollen wir uns auch nicht, denn wir finden sonst bei allen fremden Völkern nur sehr geringen Glauben und wenn wir Behauptungen erheben, die nicht in der Wahrheit begründet sind, so glaubt man uns dann auch nicht, was wirklich wahr ist, und dies ist vom Uebel für uns Alle.

Eine höchst ungerechtfertigte Beschuldigung war die, welche der General Trochu unter dem 11. Januar erhob, daß unsere Geschütze die Hospitäler in Paris beschössen und somit die Convention von Genf nicht mehr achteten. Wie schon vorhin angeführt, war bei der sehr weiten Entfernung, in welcher alle deutschen Batterien noch von Paris standen, an ein bestimmtes Zielen auf irgend ein Gebäude überhaupt nicht zu denken, sondern man mußte sich begnügen, auf das Ungewisse die Kugeln mit möglichster Elevation der Kanonen, und verstärkter Ladung, in die Stadt zu senden. So konnte es leicht möglich sein, daß immerhin eine oder die andere Kugel auch ein französisches Hospital getroffen haben mag. Allzuvielen Schaden dürfte sie aber dort schwerlich gethan haben. Ebenso lächerlich war es auch, daß der Director des Gewächshauses im Jardin des Plantes, sich sehr pathetisch darüber beklagte, daß sein Etablissement von einigen deutschen Kugeln getroffen sei, ja zur Erinnerung daran sogar eine besondere Inschrift anbringen ließ. Wenn man ähnliche Anstalten der Kunst und Wissenschaft in einer Festung anlegt und nun den Feind zu deren Belagerung zwingt, so darf man sich dann auch nicht darüber beklagen, wenn solche hin und wieder von Kugeln getroffen werden. Der General von Moltke erwiederte daher auch dem General Trochu mit vollem Rechte, daß die deutschen Batterien noch zu fern ständen, um einzelne

Gebäude überhaupt erkennen zu können, würden sie aber erst näher der Stadt gerückt sein, so sollten alle Hospitäler selbstverständlich so viel als nur irgend möglich geschont werden.

Das anhaltend neblige und trübe Wetter in den ersten Tagen des Januars, was alle Gegenstände in nur einiger Entfernung kaum noch erkennen ließ, erschwerte übrigens die Thätigkeit der deutschen Geschütze gegen die Forts sehr. Freilich wurden die Franzosen bei ihrem Artilleriefeuer auf gleiche Weise dadurch gehindert, da sie unsere Batterien nicht erkennen konnten und in das Ungewisse hinein feuern mußten. So waren denn auch die deutschen Verluste nur sehr gering und betrugen an manchen Tagen kaum 5—6 Todte und Verwundete.

Am 6. Januar schwiegen die Kanonen der Forts Issy und Vanvres schon vorübergehend, da die Beschädigungen darin, welche unsere Kugeln angerichtet hatten, so groß geworden waren, daß sie erst wieder hergestellt werden mußten, bevor das Feuer weiter fortgesetzt werden konnte. Die Kasernen in dem Fort Mont-Rouge brannten in der Nacht vom 8. auf den 9. Januar vollständig nieder.

Dabei fielen die deutschen Kugeln jetzt immer häufiger in die südlichen Stadttheile von Paris auf dem linken Seine-Ufer. Einzelne Bomben erreichten bereits die Kirche St. Sulpice, andere das Pantheon und das Palais Luxembourg. Die am Entferntesten liegenden Stadttheile, welche überhaupt von den deutschen Kugeln getroffen wurden, waren die Rue Sufflet und die Avenue-Breteuil nahe dem Hôtel des Invalides. Wenn auch die einzelnen deutschen Wurfgeschosse in Paris manchen Schaden anrichteten, die Dächer der Häuser zertrümmerten und mit unwiderstehlicher Kraft durch alle Etagen schlugen, überall Tod und Verderben bereitend, so ist im Großen und Allgemeinen der Nachtheil, den die Stadt durch dies Bombardement gehabt hat, doch ein verhältnißmäßig nur geringer gewesen. Eigentlich größere Feuersbrünste kamen niemals vor, denn die durchweg massive Bauart der Pariser Häuser und die vortrefflichen Einrichtungen des Pompierskorps, verhinderten diese. Auch die Beschädigungen an sämmtlichen öffentlichen Gebäuden sind so gering, daß sie mit leichter Mühe wieder hergestellt werden konnten. Da die meisten Stadttheile, welche von den deutschen Kugeln besonders häufig getroffen wurden, von ihren Bewohnern verlassen waren und diese sich auf das noch unberührte rechte Seine-Ufer flüchteten, so blieb glücklicher Weise auch der Verlust

der Civilbevölkerung an Todten und Verwundeten ein verhältnißmäßig nur sehr geringer. Nach französischen Angaben sind während des ganzen Bombardements von der Civilbevölkerung durch deutsche Kugeln nur 89 Personen getödtet und 375 verwundet worden. Weit größer war natürlich die Zahl der getroffenen Soldaten in den Forts, welche dem Feuer am Meisten ausgesetzt wurden. Da während der ganzen Zeit des Bombardements, von sämmtlichen deutschen Geschützen im Durchschnitt per Tag 20,000 Wurfgeschosse geschleudert wurden, so ergiebt sich welch großer Theil von diesen unschädlich in der Luft zerplatzte oder auf das freie Feld fiel. Ganz anders wäre freilich die Wirkung des Bombardements auf die Stadt Paris gewesen, hätte man von den Forts selbst und vom Mont-Avron solche beschossen, denn dann hätte man bei der geringen Entfernung sie in kurzer Zeit in einen Trümmerhaufen zusammenschießen können.

Verhältnißmäßig weit mehr als von den deutschen Kugeln, litten die Pariser im Januar von der Kälte und dem Hunger. Die Lebensmittel nahmen immer mehr ab, und stiegen zum Theil auf eine solche Höhe, daß selbst ein Kaninchen bis zu 40 Franks bezahlt werden mußte. Die Sterblichkeit unter der Bevölkerung in Folge der Entbehrungen und der dadurch erzeugten Krankheiten, stieg deshalb immer mehr und erreichte schon die doppelte Höhe der sonst gewöhnlichen Zahl. Die Gerechtigkeit erfordert es übrigens den Parisern das Zeugniß nicht zu versagen, daß sie die vielen Opfer mancherlei Art, welche ihnen diese Belagerung auferlegte, größtentheils mit vieler Standhaftigkeit und selbst dem guten Humor, der ein so glückliches Erbtheil der Franzosen ist, und sie häufig über so viele Leiden tröstet, zu ertragen wußten. Sie gefielen sich darin zur Veränderung einmal die Rolle der Helden zu spielen und führten solche nun auch mit vielem Pathos und unleugbarem Anstand bis zum Ende durch.

Das heftigste Feuer unter allen Parisern Forts, unterhielt fast unausgesetzt der Mont-Valérien, mit seinen zum Theil sehr schweren Geschützen. Es war dies überhaupt das in jeder Hinsicht weitaus stärkste Fort, dessen Eroberung uns wahrscheinlich noch viel Blut gekostet haben würde, wenn es wirklich dazu gekommen wäre.

Auch die anderen Forts schienen ihre Zerstörungen größtentheils wieder hergestellt zu haben und feuerten in den Tagen vom 8. bis 15. Januar meistens mit vieler Lebhaftigkeit. Man muß der französischen

Besatzung in den Forts überhaupt das Zeugniß geben, daß sie muthig und ausdauernd und dabei mit vieler Gewandtheit ihre sehr schweren Pflichten verrichtete. Namentlich auch in der Wiederherstellung der durch die deutschen Kugeln erlittenen Schäden, wozu sie größtentheils die langen dunklen Winternächte benutzten, waren die Franzosen unermüdlich thätig und entwickelten dabei auch große Gewandtheit. Am 11. Januar brannten die Kasernen des Forts Issy, welches überhaupt nebst dem Fort Mont-Rouge wohl während der ganzen Belagerung am Meisten gelitten hat, nieder. Dies Fort liegt auf dem linken Ufer der Seine und ist ein reguläres Fünfeck von je 300 Schritt Seitenlänge. Da die Kaserne ein großes dreistöckiges Gebäude war, so verbreitete ihr Brand, der sich auch den nebenan liegenden kleineren Gebäuden, in denen viele Magazine und Militairwerkstätten waren, mittheilte, weit umher einen hohen Feuerschein. Es fehlte überhaupt nicht an schaurig-schönen Schauspielen bei diesem Bombardement von Paris. Die deutschen Batterien feuerten zuletzt mit über 500 Geschützen größtentheils schwersten Kalibers, oft unausgesetzt und so war es ein Kanonendonner und ein fortlaufendes Zucken der Blitze aus den Geschützmündungen, neben dem das stärkste Gewitter in seiner Totalwirkung gering erscheinen mußte. Und wieder fast ebenso laut dröhnte es von den Forts, von denen ein jedes mit 50—60 schweren Geschützen armirt war, und auch der Kanonendonner von den Panzerbooten auf der Seine, und einzelnen Feldbatterien mischte sich mitunter dazwischen. Von den oft steilen Bergen der Umgegend, dröhnte der Donner mit vielfachem Echo zurück und so brauste ein Getöse und Gekrache, daß die Ohren zuletzt davon schmerzen konnten und die Nerven abgespannt wurden. Dazwischen zuckten oft mehrere Feuersäulen, theils aus den Forts, theils aus den brennenden Häusern und Ortschaften der sonst so reichen und wohlangebauten Umgegend von Paris, die fast vollständig dabei zu Grunde ging, in den dunkeln Nachthimmel empor und auch über der ungeheuren Stadt röthete sich oft mehr oder minder stark der Horizont, als ein sichtbares Zeichen, daß auch in ihrem Innern ein Feuer wüthen müsse. War dies doch auch das großartigste Bombardement, welches je stattgefunden hat, seitdem wir eine Weltgeschichte kennen, neben dessen ungeheurem Umfang selbst die berühmte Belagerung von Sebastopol verschwinden mußte. Gerade seit jener Zeit hat sich die Größe der Festungsge-

schütze und ihre Wirkung ganz ungemein vermehrt und der jetzige preußische gezogene 24 Pfünder aus Gußstahl, verhält sich zu den glatten Kanonen wie solche noch vor Sebastopol benutzt wurden, wie eine alte Kommißflinte mit Steinschloß zu dem neuen Chassepot-Gewehr.

Wie aber das Bombardement von Paris das größte derartige militairische Ereigniß ist, welches wir kennen, so wolle Gott seinen Segen verleihen, daß es auch für alle fernere Zukunft das letzte ist, was noch Europa sehen muß. Unser Jahrhundert rühmt und preist so oft seine vorgeschrittene Humanität und Civilisation und führt doch Kriege, die an Wildheit, Zerstörungslust und Strömen des in ihnen vergossenen Blutes, die Kämpfe aller früheren Zeit weit übertreffen.

In der Morgenstunde des 10. Januars, versuchten die Pariser mit einigen Bataillonen Zuaven und Mobilgardisten die deutschen Vorposten bei Clamart zu überrumpeln, um sich der dort aufgestellten bairischen Batterien zu bemächtigen und solche zu zerstören. Ihr Vorhaben ward jedoch von den Baiern rechtzeitig entdeckt und vereitelt, so daß sie nach kurzem Gefecht bald wieder zurückgingen. Größer und weit zahlreicher waren jedoch die Ausfallgefechte welche in den Nächten auf den 13. und 14. Januar gegen Clamart und Fleury, dann besonders aber auch in der Richtung auf le Bourget und Dranzy gegen die preußischen Garden und bei Meudon gegen das XI. norddeutsche Korps gerichtet waren. Der Zweck dieser Ausfälle war stets, die deutschen Truppen soweit zurückzutreiben, um sich wenn auch nur zeitweilig ihrer am weitesten vorgeschobenen Batterien zu bemächtigen und solche zu zerstören. Diese Ausfälle mißlangen aber stets und die Franzosen wurden gewöhnlich nach kurzem Feuergefecht wieder zurückgetrieben, wobei sie dann mehrere Todte, Verwundete und Gefangene in unseren Händen zurückließen. Die deutschen Verluste in allen diesen kleineren Gefechten waren stets nur sehr gering und betrugen kaum ein Dutzend Menschen. Man konnte überhaupt den französischen Truppen jetzt schon sehr anmerken, daß sie demoralisirt und besonders auch durch die unzureichende und schlechte Nahrung sehr mitgenommen waren. Es meldeten sich täglich jetzt Hunderte von Deserteurs, besonders von den Mobilgarden-Bataillonen der Departements, bei den deutschen Vorposten und baten dringend um Aufnahme, da sie zu sehr hungern müßten. Da man deutscher Seits Paris aber mehr durch Hunger als durch unsere

Kugeln zwingen wollte, so lag es nicht in der Absicht die Zahl der Menschen in der belagerten Stadt zu vermindern und so ward der strenge Befehl gegeben, daß fortan gar keine französischen Deserteurs mehr angenommen, sondern ohne Weiteres zurückgeschickt werden sollten.

Die immer mehr zunehmende Noth in Paris und auch die Ueberzeugung, daß auf eine andere Weise die Stadt vor einer Kapitulation unmöglich gerettet werden konnte, veranlaßte den General Trochu nun am 19. Januar einen großen Ausfall zu unternehmen. Es war dies das letzte Mittel der Verzweiflung, und half es nicht mehr, so war die Stadt verloren. Freilich war die günstige Zeit zu diesem großen Massenausfall jetzt längst vorbei; er konnte unmöglich mehr gelingen und ein Durchbruch, der Mitte October wahrlich nicht zu den Unmöglichkeiten gehört hätte, gehörte Mitte Januar entschieden zu solchen. Und dazu ward auch dieser große Ausfall vom 19. Januar nicht mit so starken Truppenmassen versucht, wie dies entschieden nothwendig sein mußte, wenn er überhaupt nur die allermindeste Aussicht auf Erfolg haben sollte. Es sind höchstens 60,000 Mann französische Infanterie bei dieser Gelegenheit wirklich im Feuer gewesen und der General Trochu hätte doch die doppelte Stärke dazu verwenden müssen.

Die Mehrzahl der französischen Truppen, welche zu diesem Ausfall bestimmt waren, sammelte sich in der Nacht vom 18. auf den 19. Januar hinter den Werken des Mont-Valérien. Da die Bevölkerung von Paris vorzüglich mit so heftigem Geschrei auf diesen Ausfall gedrungen hatte, so beschloß der General Trochu, daß auch von den Bataillonen der Pariser Nationalgarde wenigstens ein Theil dazu mit verwandt werden sollte. Die alte Erfahrung, daß die Hauptschreier in den großen Städten, stets wenn es zu einem wirklichen ernsthaften Kampf kommt, sogleich am Schnellsten davon zu laufen pflegen, bestätigte sich auch diesmal wieder. Obgleich man diese Pariser Nationalgarden-Bataillone in der Reserve gelassen hatte, liefen doch die Meisten sogleich davon, als der Kampf ernsthaft zu werden anfing und sie nun zur Unterstützung der Linientruppen mit in das Gefecht eingreifen sollten. Der Hauptstoß dieses Angriffes war auf Versailles selbst gerichtet, was man zu nehmen hoffte. So unendlich wichtig auch der Besitz von Versailles im Herbst 1870 für die Franzosen gewesen sein würde, so hatte er jetzt nach der Besetzung von Orleans,

Blois und Chartres, durch die deutschen Truppen, weiter keinen sonderlichen Werth mehr für diese.

Um 8 Uhr Morgens brachen die Franzosen in zwei Hauptkolonnen hinter den Werken des Mont-Valérien hervor. Die eine Kolonne wandte sich gegen die „Schanze von Montretout", wie ein kleines Erdwerk, welches hier von den deutschen Truppen errichtet, und als gesicherter Observationsposten für die Vorposten benutzt war, genannt wurde, die andere gegen das Dorf Garches und die seitwärts desselben sich hinziehende Hügelkette. Diese Richtung ihres Ausfalls verschaffte den Franzosen den Vortheil, daß sie nicht in das Feuer der deutschen Belagerungsgeschütze geriethen und nur ihre eine Flanke, etwas von einer Batterie, die unfern von St. Cloud lag, beschossen werden konnte.

Es waren hier die Truppen des altberühmten V. preußischen Armeekorps, gegen welche der Angriff vorzugsweise sich richtete. Im ersten Anprall trieben die starken feindlichen Kolonnen unsere Truppen zurück, nahmen das Erdwerk von der „Montretout-Schanze" ein, und besetzten auch die Höhen von Garches, vermochten aber das Dorf selbst trotz wiederholten Anstürmens nicht zu nehmen. Es ward heftig den ganzen Tag hin und her hier gekämpft und die Regimenter der 9. und 10. preußischen Infanterie-Division, die gegen einen sehr überlegenen Feind kämpfen mußten, hatten einen schweren Stand. Besonders das „Königsgrenadierregiment", dann die Regimenter 59, 58, 47 und 82 (vom XI. Armeekorps) kamen sehr in das Feuer und erlitten auch bedeutende Verluste. Zu der Unterstützung des V. Armeekorps und einiger Truppen des XI. Armeekorps, war schon die Garde-Landwehr-Infanterie-Division und ein Theil des I. bairischen Korps abgesandt worden, doch kamen diese Truppen nicht mehr zum Kampf, sondern hielten nur Versailles besetzt.

Am Nachmittag um 2 Uhr ertheilte der General von Kirchbach den Befehl, daß die Höhen von Garches wieder genommen werden sollten. Die beiden Regimenter Nr. 7 und 47 und die schlesischen Jäger gingen trotz des heftigsten feindlichen Feuers vor und erreichten nach hartem Kampf auch ihren Zweck. Die Franzosen gaben die Höhen auf und gingen von dem fortwährend sehr starken Geschützfeuer des Mont-Valérien gedeckt, bald wieder in ihre frühere Stellung zurück. Man erwartete daß der Feind am 20. Januar diesen Ausfall

mit verstärkter Kraft wiederholen würde, da ein Theil seiner Truppen die Nacht hinter dem Mont-Valérien bivouakirte, doch kam es nicht mehr zum Kampfe. Der General Ducrot, der diesen Ausfall kommandirte und mit echt französischem Pathos geschworen hatte, er wolle nicht lebendig wieder nach Paris zurückkehren, soll dabei leicht verwundet worden sein und der General Trochu sah ein, daß die Pariser Nationalgarde sich zu erbärmlich schlug, um zu einem kühnen Kampfe verwandt werden zu können. Diese Bataillone waren nicht aus ihrer Reservestellung herauszubringen gewesen und hatten die Linientruppen und einige Bataillone der Mobilgardisten und Franktireurs, nicht im Mindesten bei der Vertheidigung der Höhen von Garches unterstützt. Am Nachmittag hatte sich der Kronprinz von Preußen zu einer im heftigen Feuer befindlichen preußischen Batterie begeben, um von dort aus den Kampf am Besten beobachten zu können und war trotz der Bitten seiner Umgebung nicht zu bewegen gewesen, diesen sehr gefährlichen Posten zu verlassen.

Die Verluste auf deutscher Seite, welche größtentheils das V. Armeekorps trafen, beliefen sich an Todten und Verwundeten auf nahe an 700 Mann. Die französischen betragen mindestens das Doppelte. Der General Trochu sandte am 20. Januar einen Parlamentär mit der Bitte um einen zweitägigen Waffenstillstand, um die Todten begraben und die Verwundeten wegschaffen zu können, an den General von Moltke ab. Dieser Waffenstillstand ward zwar verweigert, allein den Franzosen die Versicherung gegeben, daß die deutschen Vorposten nicht auf die französischen Abtheilungen, welche die Verwundeten und Todten von dem Kampfplatz forttrügen, schießen sollten. Eine Abtheilung von circa 400 französischen Linientruppen, die bis zu einer Villa in der Nähe von St. Cloud vorgedrungen und dort die Nacht über geblieben war, wurde am 20. Januar umzingelt und gefangen genommen.

Dieser Ausfall am 19. Januar war übrigens das letzte große Gefecht, welches hier vor Paris noch vorfiel.

An demselben Tage hatten einige Truppen des XII. Armeekorps noch ein Gefecht mit den Franzosen bei dem Pachthofe von Gouslay, und nahmen an 150 Mobilgardisten, die größtentheils die Waffen freiwillig streckten, gefangen. Der General Trochu war übrigens durch das schlechte Benehmen eines großen Theiles der Pariser National-

garde am 19. Januar so erbittert, daß er den Oberbefehl über die in der Hauptstadt befindliche Armee niederlegte, welchen der General Leflo übernahm. Daß die Pariser Schandpresse das Mißlingen dieses so pomphaft vorher angekündigten Ausfalles, dem Verrath ihrer eigenen Generäle zuschrieb, und ein großer Theil der durch und durch korrumpirten Bevölkerung der Hauptstadt der angeblich civilisirtesten Nation von Europa, solche Infamie glaubte, war selbstverständlich. Wo sind auch wohl jemals französische Truppen besiegt worden, ohne daß die Verrätherei ihrer eigenen Generäle, dies bewirkt haben sollte?!

Nach dem verunglückten Ausfall am 19. Januar lösten sich die Bande der Disciplin und Ordnung bei einem großen Theil der Pariser Garnison jetzt immer mehr und mehr. Viele Bataillone der Mobilgardisten warfen die Waffen fort und versagten ihren selbstgewählten Officieren den Gehorsam. Andere fingen an die Magazine der Lebensmittel zu plündern; kurz die Unordnung nahm immer mehr überhand. Auch die Noth und das Elend und in Folge dessen die Sterblichkeit, nahmen unter der Bevölkerung der Hauptstadt jetzt täglich in immer steigender Progression zu.

So stellten auch jetzt schon immer mehr Forts ihr Feuer gänzlich ein und man konnte deutlich erkennen, daß die Vertheidigungskraft von Paris im Erlöschen begriffen sei.

Stärker wie je war dagegen vom 20. Januar an das Feuer der deutschen Belagerungsbatterien auf die Hauptstadt. Je schwächer die französischen Forts jetzt schossen, desto weiter konnten unsere Batterien vorgeschoben werden und um so verheerender wirkten ihre Kugeln in der Hauptstadt. So wurden die Quartiere am linken Seine-Ufer jetzt immer mehr von Bomben und Granaten getroffen und die Zahl der sich aus den gefährdeten Häusern flüchtenden Bewohner vergrößerte sich täglich. Und dennoch wollte ein großer Theil des trotzigen und übermüthigen Pöbels, an dem Paris leider so überreich ist, noch immer nichts von einer Kapitulation wissen und bedrohte Jeden mit dem Tode, der dies Wort nur auszusprechen wage. Mindestens 50—60,000 sogenannte „Nationalgardisten“ empfingen außer der Ration von Pferdefleisch, Brod und Wein für sich und ihre Familie, einen täglichen Sold von 1½ Franks und hatten dafür weiter auch nicht das Allermindeste zu thun, als mit den Händen in den Hosentaschen auf den Boulevards umherzubummeln, überall Tumulte

zu machen und mit wüstem Geschrei den Kampf bis zum Aeußersten zu verlangen, obgleich sie für ihre eigene Person sich wohl hüteten, da zu erscheinen, wo die deutschen Kugeln sie nur im Mindesten gefährden konnten. Die eigentliche Vertheidigung der Stadt, blieb den Linientruppen, den Mobilgardisten aus der Provinz, einigen Franktireurs und besonders den Marinesoldaten und Matrosen der Kriegsflotte überlassen. Es sind nach französischen Angaben in den Monaten December und Januar in Paris mehr Matrosen und Marinesoldaten als Pariser Nationalgardisten getödtet und verwundet worden, obgleich sonst Letztere mindestens 15 mal so stark als Erstere waren.

Am 21. Januar eröffneten die deutschen Geschütze zuerst auch ihr Feuer gegen die Werke von St. Denis im Nordosten der Hauptstadt, die einen eigenen wichtigen Abschnitt der Pariser Vertheidigungslinie bilden. Es war dies deshalb von besonderer Wichtigkeit, da von hier aus dann später auch die am rechten Seine-Ufer liegenden Quartiere der Hauptstadt sehr wirksam beschossen werden konnten. Die Anlage von deutschen Batterien auf dem Mont-Avron, die anfänglich beabsichtigt wurde, ist niemals zur Ausführung gekommen. Wahrscheinlich geschah dies, weil es viele Verluste gekostet haben würde, bevor diese Batterien auf dem Mont-Avron angelegt wären.

Das Feuer der deutschen Artillerie aus einigen 70 schweren Geschützen gegen die Werke von St. Denis, wobei auch die sächsische Festungsartillerie einen rühmlichen Antheil nahm, wirkte so heftig, daß schon am nächsten Tage die französischen Geschütze daselbst ihre Thätigkeit einstellten. Besonders in dem kleinen Städtchen St. Denis selbst, dann auch in einigen Vorstädten von Paris, welche nach dieser Richtung hin lagen, waren jetzt täglich große Feuersbrünste bemerklich, die von unseren dort einschlagenden Brandgranaten entstanden waren.

Da der General Trochu jetzt das Vertrauen des Volkes von Paris gänzlich verloren hatte, und sich auch mit dem General Leflo nicht sonderlich vertragen konnte, so legte er nun auch den Oberbefehl über die Pariser Armee nieder und übergab solchen dem General Vinoy. Daß er ebenfalls mit dem Titel eines Verräthers gebrandmarkt wurde und ein Theil der Pariser Presse die Infamie hatte, zu behaupten, er sei durch preußisches Geld bestochen worden, um die Ausfälle stets vorher heimlich anzuzeigen, damit wir

sie desto leichter zurückschlagen konnten, war bei den in Frankreich jetzt herrschenden Zuständen selbstverständlich. Ob der General Trochu seinem schweren Posten in geistiger wie energischer Hinsicht stets vollkommen gewachsen war, möchte vielleicht bezweifelt werden, und ob es ihm nicht möglich gewesen sein würde, im October schon kräftige Massenausfälle zu veranstalten und so unsere, wie schon erwähnt, damals verhältnißmäßig noch sehr schwache Cernirungsarmee zu durchbrechen, kann erst mit Richtigkeit entschieden werden, wenn von französischer Seite eine wahrheitsgetreue Geschichte der Belagerung von Paris erschienen sein wird. Im Uebrigen war er ein muthiger Soldat und ein wenn auch schwacher doch makelloser Charakter, der mit den ihm zu Gebote stehenden äußerst unzuverlässigen Mitteln, so viel geleistet hat, als ihm möglich schien. Dies Zeugniß darf ihm die unpartheiische Geschichte nicht versagen.

Nach gewohnter Pariser Art brach übrigens am 23. Januar wieder einmal ein vollständig zweck- und sinnloser Aufstand in der Hauptstadt los, der jedoch bald wieder unterdrückt wurde.

So sollte jetzt der von allen Freunden des Friedens und der Humanität in Deutschland, und selbst von allen nur einigermaßen noch urtheilsfähigen Franzosen, welche sich der nun einmal unumstößlichen Wahrheit, daß Frankreich in diesem Riesenkampf jetzt vollständig von uns besiegt sei, nicht verschließen konnten, so sehnlichst gewünschte Tag der Uebergabe von Paris nunmehr bald erscheinen.

Der Trotz der anfänglich so übermüthigen Pariser, war jetzt endlich gebrochen; sie mußten sich schon den Bedingungen fügen, welche man im Hauptquartier von Versailles ihnen aufzulegen für gut fand.

Am 23. Januar traf Jules Favre aus Paris in Versailles ein, um mit dem Grafen Bismarck über die Kapitulationsbedingungen zu unterhandeln. Er fand solche aber zu hart, glaubte sie nicht bei den Parisern durchsetzen zu können und kehrte unverrichteter Sache wieder nach der Hauptstadt zurück.

Um deutscher Seits den Worten einen kräftigeren Nachdruck zu verleihen und den Parisern ihre Lage noch begreiflicher zu machen, wurden auf der Nordfront am 24. Januar unsere Batterien noch mehr vorgeschoben, um ein desto nachdrücklicheres Feuer beginnen zu können. Dies half gewaltig, zumal das jetzt nach vielen Nebel- und Schnee-

Tagen wieder klarer gewordene Wetter, unseren Artilleristen das sichere Zielen mit den Geschützen sehr erleichterte. Von den französischen Forts antworteten nur einzelne noch und dann gewöhnlich auch nur mit längeren Pausen, so daß die Verluste der deutschen Truppen in den letzten Tagen der Belagerung verhältnißmäßig nur sehr unbedeutend waren.

Am 25. Januar traf Jules Favre abermals aus Paris in Versailles ein. Der Zustand in der Hauptstadt hatte ihn immer mehr überzeugt, daß die Kapitulation unter allen Umständen jetzt erfolgen müsse und jeder Tag Verzögerung nur den größten materiellen Verlust und die empfindlichsten Opfer an Menschenleben kosten würde, ohne dabei Frankreich auch nur den allermindesten Nutzen irgend einer Art noch zu bringen. Ende Januar war sowohl die Hauptstadt, wie auch das übrige Land der Franzosen vollständig verloren, und nichts, aber auch gar nichts hätte es von der harten Nothwendigkeit, vollständig besiegt zu sein, mehr zu retten vermocht. Für einen so stolzen, zwar phantastischen und schwärmerischen, aber dabei edelen und sein Vaterland in wahrhaft uneigennütziger Weise liebenden Charakter, wie Jules Favre, trotz alles ihm ebenfalls anklebenden echt französischen Phrasenthums entschieden ist, mußte das Verständniß dieser Nothwendigkeit ein entsetzlicher Schmerz sein. Er hat ihn standhaft getragen und daß gerade er den Muth besessen, diese Kapitulation von Paris zu beantragen und dann zu unterzeichnen, ist ein unendliches Verdienst, welches er sich um sein geliebtes Vaterland erwarb, für welches ihm die Geschichte stets dankbar bleiben muß.

Am 26. und 27. Januar fanden nun in Versailles die Unterhandlungen wegen der Präliminarien der Kapitulation von Paris statt. Der Graf Bismarck war der unbedingte Herr und vollständige Sieger hiebei, und daß er dies war, wußte er vollkommen und handelte auch dem gemäß. Allzugroße Weiche des Gemüths ist wahrlich kein altpreußischer Fehler, der Staat Preußen ist selbst unter Kämpfen aller Art groß, stark und mächtig geworden und hat eine gar rauhe Schule durchmachen müssen, und so liegt eine Schonung der Besiegten gerade nicht in seiner Art. Dies sollten auch jetzt Paris und später in noch härterer Weise auch Frankreich zu ihrem Schaden erfahren, denn die Bedingungen welche ihnen auferlegt wurden, waren, besonders was die Geldcontribution anbelangt, nicht überaus milde und großmüthig zu

nennen. Es lag ein Gefühl der gerechten Strafe für Alles was Preußen in den Jahren 1806—13 in noch viel härterer Weise von Frankreich hatte erdulden müssen, dabei mit zu Grunde.

Was halfen wohl dem armen Jules Favre, dem eisernen Grafen Bismarck gegenüber, alle seine Protestationen und der Aufwand seiner Beredtsamkeit! er mußte sich der unerbittlichen Nothwendigkeit fügen und den Waffenstillstand wie die Kapitulation von Paris, unterzeichnen nach den Bedingungen, welche dieser dictirte. In der Mitternachtsstunde mit dem Schlage 12 Uhr in der Nacht vom 26. auf den 27. Januar, ward das gegenseitige Feuern aller französischen Forts und deutschen Batterien in und um Paris vollständig eingestellt, und eine lautlose Stille trat von da an an Stelle des Alles betäubenden Kanonendonners, wie solcher noch niemals so lange wir eine Kriegsgeschichte kennen, in so gewaltiger Macht auf einem engen Umkreis vereinigt gewesen war, ein. Es war ein gewaltiger Kontrast, der fast unheimlich auf alle dabei Betheiligten wirkte.

Die Kapitulationsbedingungen aber lauteten ihrem wesentlichen Inhalte nach folgendermaßen:

„Der Waffenstillstand tritt bei Paris sofort in Kraft, in den Departements aber 3 Tage später und läuft, wenn solcher nicht vorher wieder verlängert werden sollte, mit dem 19. Februar ab. Die festgesetzte Demarkationslinie schneidet Calvados und Orne, und läßt in deutscher Okkupation die Departements Sarthe, Indre und Loire, Loire und Cher, Loiret, Yonne und was davon nordöstlich außer Pas de Calais und Nord liegt. Die Entscheidung über den Beginn des Waffenstillstandes in Cote d'or, Doubs, Jura und bei Belfort ist vorbehalten. Bis dahin nehmen die dortigen Kriegsoperationen einschließlich der Belagerung von Belfort, ihren Fortgang. Die Seekräfte sind im Waffenstillstand einbegriffen, mit dem Meridian von Dünkirchen als Demarkationslinie. Die zwischen dem Abschluß und Benachrichtigungstermin gemachten Gefangenen und Prisen werden zurückgegeben. Wahlen für eine Versammlung, um sich über den Krieg und Frieden zu erklären, werden stattfinden. Als Versammlungsort ist Bordeaux bestimmt. Sämmtliche Forts von Paris werden sofort übergeben. Der Stadtwall wird desarmirt. Die Linie, Seetruppen und Mobilgarden sind kriegsgefangen, außer 12,000 Mann für den innern Sicherheitsdienst. Die Kriegsgefangenen bleiben während des Waffen-

stillstandes innerhalb der Thore der Stadt. Ihre Waffen werden ausgeliefert. Die Nationalgarde und die Gensdarmerie behalten die Waffen für den Sicherheitsdienst. Alle Franktireurs-Korps sind aufzulösen. Deutscher Seits wird den französischen Kommissarien die Verproviantirung von Paris möglichst erleichtert. Zum Verlassen von Paris ist französische Erlaubniß und deutsches Visum nöthig. Die Gemeinde von Paris zahlt eine städtische Kontribution von 200 Millionen Francs innerhalb 14 Tagen. Oeffentliche Werthe dürfen innerhalb der Dauer des Waffenstillstandes nicht entfernt werden. Alle deutschen Kriegsgefangenen sollen sofort gegen eine entsprechende Anzahl französischer Gefangener ausgewechselt werden, desgleichen Schiffskapitaine und andere beiderseitige Gefangene vom Civil."

Gemäß dieser Convention, besetzten die deutschen Truppen schon am 28. und 29. Januar alle Forts um Paris, deren französische Besatzung sich nach Zurücklassung ihrer Waffen in die Stadt zurückbegab.

Die meisten Forts waren arg zerschossen und boten ein Bild der Verwüstung dar, wie denn auch alle ihre Gebäude, welche irgendwie den Geschossen der deutschen Geschütze hatten zu Zielpunkten dienen können, nur Trümmerhaufen zeigten. Die Kasematten der meisten Forts waren jedoch noch unversehrt und hier hatte die Besatzung auch in der letzten Zeit gewohnt. Der Mont-Valérien, das Hauptfort im Westen von Paris, war von deutschen Kugeln fast gar nicht berührt worden. Eine Reihe von Schanzen, Schützengräben, Minen und Verhauen war übrigens zwischen den Forts und der Stadt Paris noch neu angelegt worden, und hätte einen gewaltsamen Sturm für unsere Truppen jedenfalls zu einer noch sehr furchtbaren und selbst im günstigsten Fall ungemein verlustreichen Arbeit gemacht. An Geschützen des verschiedensten Kalibers, dann Munition und auch sonstigen Waffen war in Paris noch ein Ueberfluß vorhanden, und es fiel auch hier wieder dem siegreichen deutschen Heer eine ungemein reiche Beute zu.

Daß die deutschen Kugeln in der Stadt selbst, lange nicht den Schaden zugefügt hatten, wie man dies im Hauptquartier zu Versailles wohl gehofft oder vielleicht auch gefürchtet hatte, zeigte sich sehr bald. Das Bombardement hätte Paris immerhin noch einige Wochen aushalten können und ist dadurch noch nicht zur Kapitulation gezwungen worden, wohl aber war die Hungersnoth so groß, daß die Uebergabe unter allen Umständen erfolgen mußte. Es war selbst bei der äußersten

Sparsamkeit nicht mehr für 6 Tage Mehl in der Stadt und der Kaiser Wilhelm von Deutschland, schenkte den armen Bewohnern eine Million Portionen Brod und Mehl von den reichen Vorräthen der Armee. Da in den ersten Tagen nach der Kapitulation, noch keine genügenden Vorräthe herbeigeschafft werden konnten, die ganze Umgegend selbst fast aufgezehrt und die Eisenbahnverbindung zerstört war, so herrschte noch große Noth und man sah nur zu viele verhungerte Gestalten, die flehendlich um ein Stücklein Brod baten. Es wurde aber nach Kräften für die Verproviantirung gesorgt; besonders auch England sandte reiche Gaben an Lebensmitteln aller Art. Die Eisenbahnen wurden so schnell als möglich wieder hergestellt und so traten schon nach einigen Wochen hinsichtlich der Lebensmittel leidliche Zustände in Frankreichs Hauptstadt ein. In ihrem Wohlstand, ihrer Industrie und besonders in der so üppigen vergnügungsreichen Lebensweise, die Paris vorzugsweise zu dem beliebtesten Aufenthaltsort für alle wohlhabenden Fremden aus der ganzen Welt machte, ist die Stadt aber auf Decennien, ja wahrscheinlich für alle fernere Zukunft vernichtet. Sie wird sich wohl niemals wieder von den Folgen der Jahre 1870—71 zu erholen im Stande sein, wie auch die sonst so üppig-schöne Umgegend niemals wieder sich zu dem Glanze erheben wird, der sie früher in so reicher Weise auszeichnete.

Die Besetzung aller Forts durch die deutschen Truppen, ging übrigens mit großer Regelmäßigkeit und Schnelligkeit von statten. Mit gewohnter Thatkraft und Umsicht wurden von deutscher Seite sogleich alle nöthigen Anstalten getroffen, die Forts mit unseren Geschützen zu armiren und diese so aufzustellen, daß sie ihre Kugeln mitten in das Herz von Paris senden konnten, wenn dieses nur die mindesten Anstalten zu einer Widersetzlichkeit machte. Wir hatten die einst so übermüthige Hauptstadt jetzt in unserer Gewalt, und eine furchtbare Strafe wäre jeden Falls erfolgt, so wie nur noch der mindeste Versuch eines Aufstandes gemacht wäre. Glücklicher Weise ist es hiezu nirgends gekommen.

Die allgemeine Aufmerksamkeit war jetzt so sehr auf Paris gerichtet, daß es fast ganz übersehen wurde, wie am 25. Januar die kleine Festung Longwy, oben hart an der belgischen Grenze gelegen, kapitulirte. Es wurden bei dieser Gelegenheit 4000 Gefangene und 200 Geschütze erbeutet. Die arme kleine Stadt Longwy theilte das

Schicksal aller befestigten Städte die wir beschossen, und ging halb in Flammen auf, bevor der Kommandant sich zur Kapitulation entschloß.

XVI. Kapitel.

Die Bildung der neuen französischen Ostarmee und ihre Pläne. Das Gefecht bei Nuits. Gefechte mit Franktireurs in den Departements Haute-Marne und Haute-Saône. Die Räumung von Vesoul und Dijon. Das Gefecht bei Villersexel. Die Kämpfe an der Lisaine vom 13. bis 19. Januar. Der Rückzug des Bourbaki'schen Korps. Schlechte Zustände bei demselben. Der Uebertritt des Bourbaki'schen Korps in die Schweiz. Das Garibaldi'sche Korps in Dijon. Kämpfe daselbst. Der Waffenstillstand. Die Belagerung von Belfort.

Wir wollen nun in aller Kürze die Thaten des XIV. Armeekorps unter dem General von Werder, nach der ersten Einnahme von Dijon, hier verfolgen. Gerade diese Manöver und Kämpfe, durch welche es dem General von Werder gelang, der drohenden Gefahr einer Umzingelung durch eine bedeutende feindliche Uebermacht zu entgehen, gehören mit zu den interessantesten Abschnitten dieses ganzen großartigen Krieges. Leider sind hierüber noch nicht allzu viele genaue officielle Nachrichten erschienen, und besonders die französischen Berichte über die Organisation und Thätigkeit des Bourbaki'schen Korps, sind so äußerst lückenhaft und dabei falsch, daß sie für die Kriegsgeschichte kaum benutzt werden können. So ist es bis jetzt unmöglich, eine so vollständige und richtige Darstellung dieses Theiles des Krieges von 1870—71 zu geben, wie man es wohl wünschen möchte, und erst einer späteren Zeit muß dies vorbehalten bleiben.

Anfang December faßte die provisorische Regierung und wahrscheinlich ihr entschieden geistig bedeutendstes Mitglied, Gambetta selbst, den Plan, eine neue Armee zu bilden, deren Aufgabe es sein solle, über Besançon nach Dijon vorzudringen, diese Stadt wieder zu nehmen, und dann theils Belfort zu entsetzen und wo möglich in den Elsaß zu dringen, mit einem andern Korps aber über Vesoul und Epinal

nach Nancy zu marschiren, sich dieser Stadt zu bemächtigen und so die Etappenlinie der deutschen Armee vor Paris zu durchbrechen. Daß solch ein Plan in strategischer Hinsicht sehr gut war, und wenn er gelang, den deutschen Truppen die größte Gefahr gebracht haben würde, ist nicht zu läugnen. War Belfort entsetzt und standen französische Schaaren im Elsaß, ja versuchten sogar über den Rhein zu gehen und in Baden einzudringen, obgleich Letzteres ein fast tollkühn zu nennendes Unternehmen war, so hätte dies der deutschen Sache den größten Schaden gebracht. Und noch weit größer wäre vielleicht der Nachtheil gewesen, den eine Einnahme von Nancy durch die Franzosen uns zugefügt hätte. Es war dies der wichtigste Etappenort den wir in Frankreich besaßen, und die Hauptnährung des deutschen Cernirungskorps vor Paris, hing wesentlich von dem Besitz dieser Stadt ab. Wäre Nancy Mitte December nur auf 14 Tage im Besitz der Franzosen gewesen, so hätte der General von Moltke entschieden die Belagerung von Paris aufgeben müssen, da es unmöglich gehalten hätte, das Belagerungskorps mit Munition, Proviant und Ergänzungsmannschaften in genügender Menge zu versehen. Dazu kam, daß die deutschen Truppenmassen im December in allen diesen Gegenden gar nicht sehr bedeutend waren. Das Werdersche Korps zählte um diese Zeit höchstens 35—36,000 Kombattanten, denn es hatte besonders auch durch Krankheiten sehr starke Verluste erlitten und außer in Metz, Straßburg und den andern von uns schon besetzten Festungen waren in Elsaß und Lothringen höchstens 18—20,000 Mann zur Verfügung. Dies waren dazu größtentheils Landwehrtruppen und Reservekavallerie-Regimenter, die wohl an Muth und Hingebung mit den besten Linientruppen wetteiferten, aber doch nicht gleiche Waffenübung und Ausdauer beim Marschiren und im Ertragen von Strapazen zeigten, wie man dies auch billiger Weise von diesen eben aus den verschiedensten Kreisen des bürgerlichen Lebens gerissenen und unter die Fahne gerufenen Officieren und Soldaten, gar nicht verlangen konnte. Wenn daher ein starkes französisches Hauptkorps von Besançon aus direct auf Belfort marschirte, so blieb dem General von Werder nichts übrig, als in größter Eile alle seine Stellungen in dem Departement Cote d'or aufzugeben und bis nach Belfort zurückzugehen, da er sonst den Feind im Rücken bekommen hätte. Und wenn nun ein zweites Korps von Dijon über Vesoul und Epinal nach Nancy, oder über Chaumont

dorthin marschirte und unsere Etappen an der Straßburg-Pariser Bahn bedrohte, so waren ebenfalls nicht viele deutsche Truppen zur freien Verfügung, um solchen Angriff abzuhalten. Mußten doch noch im December in höchster Eile, an 40,000 Mann Landwehrtruppen aus Deutschland nach Frankreich gebracht werden, wie wir schon früher anführten, da bei den vielen Franktireursbanden die kleinen Garnisonen auf den Eisenbahnstationen, überall einer Verstärkung bedurften. Es war nun ein Glück, daß diese neue französische Ostarmee, ebenso wie die Nordarmee, 6 Wochen zu spät formirt wurde, als durch die Kapitulation von Metz schon die ganze deutsche Cernirungsarmee davor, zur freien Verfügung stand, sonst hätte unser Hauptquartier in Versailles entschieden seinen Rückzug antreten müssen. Hätten die Faidherbe'sche, Chanzy'sche und Bourbaki'sche Armee im October, die Bewegungen schon mit solcher Kraft und Stärke ausgeführt, wie sie dies Ende December thaten, so wären verzweifelt böse Folgen für die deutschen Heere in Frankreich dadurch entstanden. Jetzt freilich war es zu spät.

Diese neue französische Ostarmee ward, wie schon früher angeführt, durch 3 Armeekorps in der Stärke von circa 70,000 Mann, welche bisher zu der Loire-Armee unter dem General Chanzy gehört hatten, formirt. Aus dem Lager von Lyon stießen einige 30,000 Mann Truppen ebenfalls dazu und an 30,000 Mann kamen aus dem Süden, so daß die Gesammtstärke sich auf 125—130,000 Mann belaufen mochte. Die Hälfte davon bestand aus regulären Truppen, sogenannten Marschregimentern, die man aus den Depots der Linienregimenter formirt hatte und in denen viele alte tüchtige Soldaten dienten, die andere Hälfte aus häufig sehr locker disciplinirten National- und Mobilgarde-Bataillonen. An Kavallerie besaß diese Ostarmee großen Mangel, wie dies überhaupt bei allen Heeren der französischen Republik der Fall war. Da sie jedoch größtentheils dazu bestimmt war, in einem Gebirgslande zu fechten, so war dieser Mangel nicht so störend wie bei der Faidherbe'schen Armee, die in der flachen Picardie und Normandie, und der Chanzy'schen Armee, die theilweise in der ebenen Sologne kämpfen mußte. Die Artillerie war an Geschützen ziemlich stark, dabei aber äußerst schlecht bespannt und auch sonst ungenügend ausgerüstet. Da diese Armee die letzte war, welche die französische Republik durch eine wahrhaft verzweifelte Kraftanstrengung auf

die Beine zu bringen vermochte, so war sie auch vielfach die am Schlechtesten ausgerüstete. Die Truppen hatten häufig keine Mäntel, kein gutes Schuhzeug und keine warmen Kleidungsstücke, dazu oft schlechte Waffen von allen möglichen Kalibern, es fehlte an Aerzten, Lazarethseinrichtungen; kurz eigentlich an Allem und Jedem, was ein Heer der Neuzeit zu einer tüchtigen Kriegsführung bedarf. Und solch eine Armee sollte einen beschwerlichen Winterfeldzug in den rauhen Gebirgen des Jura unternehmen! Es war dem französischen Patriotismus etwas zu viel zugemuthet, und so durften die Herren zu Bordeaux sich nicht wundern, wenn die französische Ostarmee bei Weitem nicht die ihr gestellten Aufgaben zu lösen vermochte.

Zum Oberbefehlshaber dieses Heeres war der General Bourbaki ernannt worden, entschieden mit einer der tüchtigsten höheren Officiere, über welche die Republik zu verfügen vermochte.

Mit der Ostarmee nach einem gemeinsamen Plane operiren, sollte das Korps von Garibaldi, obgleich es sonst für sich allein eine besondere Abtheilung bildete. Auch dies Garibaldi'sche Korps hatte in der letzten Zeit noch viele Verstärkungen erhalten, und betrug Ende November an 16—18,000 Mann. Die verschiedenartigsten Bestandtheile befanden sich darunter. Abenteurer aus allen Theilen von Europa, die nur von Rauflust getrieben, jetzt nach Frankreich geeilt waren, kämpften neben jungen Franzosen aus den besten Familien des Landes, die vom reinsten Patriotismus beseelt, zu den Waffen gegriffen hatten, um ihr Vaterland zu vertheidigen; Spanier standen neben Polen und dänische Studenten, die der Haß gegen Preußen jetzt nach Frankreich gebracht hatte, neben alten italienischen Freischärlern, die überall dabei gewesen waren, wo es eine Revolution gegeben hatte. An Disciplin, tüchtigen Officieren und guter Ausrüstung, fehlte es diesem Garibaldi'schen Korps sehr, und so leistete es im Ganzen äußerst wenig, obgleich mitunter einzelne Freischärler sich mit dem glänzendsten Muthe schlugen. Sein Hauptquartier hatte Garibaldi gewöhnlich in Dôle, von wo aus dann einzelne Streifzüge unternommen wurden.

Der General von Werder hielt Ende November, mit seinem Hauptkorps Dijon besetzt und sandte von dort zahlreiche Detachements aus, um seine Verbindungen sowohl nach dem Elsaß, wie auch über Epinal und Vesoul nach der Nancy-Straßburger Eisenbahn stets zu sichern. Es war dies oft ein sehr schwieriges Unternehmen, denn

gerade das Gebirge der Cote d'or war für uns sehr ungünstig. Da durch die Kapitulation von Breisach die 4. Reservedivision unter dem General von Schmeling zur Verwendung kam, so ward diese vorzugsweise jetzt zur Besatzung der Etappenstationen verwandt, während die Division des Generals von Treskow seit dem 3. November die wichtige Festung Belfort cernirte.

Diese Sicherheit der Etappenstraße ward jedoch häufig von den Franktireurs unterbrochen, die sehr oft kleine Detachements anfielen, Patrouillen gefangen nahmen; kurz den deutschen Truppen auf alle mögliche Weise zu schaden suchten. Die Oertlichkeit des Cote d'or-Gebirges begünstigte diesen kleinen Krieg sehr. Dies Gebirge zieht sich in meilenbreiter Ausdehnung, mit tiefen Thälern, Schluchten, Wäldern, von Chalons sur Saône bis zum Hochplateau von Langres hin und bietet durch seine Formation für den kleinen Krieg, das günstigste Terrain. Einen Hauptstützpunkt fand dieser kleine Krieg der Franktireurs, auch besonders mit in der Festung Langres, die stets von den Franzosen besetzt blieb. Diese Festung, auf einem weiten Hochplateau gelegen, ist sowohl durch ihre örtliche Lage wie auch durch viele neu angelegte Werke sehr stark, und es hätte einer langwierigen und schwierigen Belagerung bedurft, um sie zur Kapitulation zu zwingen. Zu einer solchen regelmäßigen Belagerung von Langres ist es aber während des ganzen Krieges, wahrscheinlich weil es an Geschützen und Truppen dazu fehlte, niemals gekommen. Cernirt wurde der Platz wiederholt und Landwehrtruppen lagen häufig Wochen lang davor, konnten aber, da es ihnen an schwerem Belagerungsgeschütz fehlte, auch weiter nicht das Mindeste erreichen. Trat dann wieder Mangel an Truppen ein, wie dies im December und Januar, als die Bourbaki'sche Armee in Anmarsch kam, der Fall war, so wurde das Cernirungskorps stets wieder zurückgezogen, und Langres konnte dies benutzen, um sich in aller Ruhe wieder auf längere Zeit zu verproviantiren. Gewöhnlich betrug die Garnison dieses Platzes, an 8—9000 Mann, doch waren häufig daneben noch starke Franktireurs-Banden daselbst anwesend, um von dort aus ihre weiteren Unternehmungen auszuführen. Uebrigens litt das arme Land ganz entsetzlich durch diesen steten kleinen Krieg, der gerade hier mit besonderer Erbitterung geführt wurde. Die deutschen Truppen waren wüthend durch die vielen Anfälle, denen sie ausgesetzt blieben, und verübten dann in ihrem Zorn

manche Thaten, die wahrlich besser unterblieben wären. Es sind gar viele Häuser und selbst Ortschaften hier niedergebrannt worden, deren Bewohner gänzlich schuldlos waren und die nun dafür büßen mußten, daß fremde Franktireurs-Banden aus ihnen auf anrückende deutsche Truppen geschossen hatten. Es ist oft wild, sehr wild hier zugegangen und wer das Grausen des Krieges in seiner ganzen Schrecklichkeit kennen lernen wollte, der fand gerade in diesen Gegenden nur zu überreiche Gelegenheit hiezu.

Unter den sehr vielen kleinen Gefechten, die im November und December auch hier stattfanden, ist mit das bedeutendste das bei Nuits. Der General von Werder hatte durch die vielen Rekognoscirungspatrouillen, die er in richtiger Erkenntniß der Schwierigkeit seiner Stellung, fortwährend aussandte, in Erfahrung gebracht, daß sich bei Nuits, 3 Meilen von Dijon gelegen, sehr bedeutende feindliche Streitkräfte gesammelt hatten, um ihn wahrscheinlich von dort aus anzugreifen. Er beschloß, diesem Plane zuvorzukommen und selbst den Feind bei Nuits anzugreifen. Die badische Division, welche nach der abermaligen Erkrankung des Generals von Beyer, von dem preußischen Generallieutenant von Glümer befehligt wurde, war zu dieser Expedition bestimmt und trat ihren Marsch am 18. December von Dijon aus an.

Um 12 Uhr Mittags stieß die deutsche Vorhut am Waldausgang nördlich von Boncourt, zuerst auf ernsthaften feindlichen Widerstand. Der Feind wurde jedoch zurückgeworfen und unter fortgesetzten lebhaften Kämpfen drangen die deutschen Truppen stetig vor. Bei Nuits selbst, wo die Höhen vor der Stadt sehr stark mit feindlicher Artillerie und Infanterie besetzt waren, kam es nun noch zu einem sehr ernsthaften Kampfe. Die Franzosen, größtentheils reguläre Truppen der Marschregimenter, vertheidigten sich sehr hartnäckig und die Badenser konnten längere Zeit kein Terrain gewinnen. Besonders die Eisenbahnlinie, welche für die Vertheidigung sehr günstig gelegen war, blieb stark besetzt und wurde mit großer Zähigkeit festgehalten. Endlich gegen ½4 Uhr Nachmittags, gelang es den sehr muthig kämpfenden Badensern, die Feinde von dem Bahndamm zu vertreiben, die sich nun in das weitläuftige Gebäude des Bahnhofes zurückzogen und hier noch längere Zeit Widerstand leisteten. Als der gesammte Bahneinschnitt und der Bahnhof schon von den badischen Truppen genommen waren, machten diese nun einen Sturmangriff auf die Stadt Nuits selbst.

In der schon angebrochenen Dunkelheit kam es noch in den Straßen zu heftigen Kämpfen, bei denen es, wie dies stets bei allen hartnäckigen Straßenkämpfen der Fall sein wird, noch sehr blutig zuging. Nach 5 Uhr Abends waren die Franzosen gänzlich aus Nuits verdrängt und traten in aller Eile ihren Rückzug an, bei dem sie wegen der schon eingetretenen Dunkelheit, und weil die badischen Truppen sehr ermüdet waren, weiter nicht verfolgt werden konnten. Die Verluste an diesem Tage waren im Verhältniß der dabei betheiligt gewesenen Truppen auf beiden Seiten sehr groß; mit der beste Beweis, mit welcher Hartnäckigkeit gekämpft wurde. Die Badenser haben an Todten und Verwundeten nahe an 1000 Mann verloren. Unter Ersteren befand sich der Oberst von Renz, unter Letzteren der Prinz Wilhelm von Baden, der eine Division führte, und der Generallieutenant von Glümer, der Befehlshaber der Division. Nicht geringer, sondern eher etwas bedeutender, wird der Verlust der Franzosen an Todten und Verwundeten sein, die außerdem noch an 800 Gefangene, einige Geschütze und viel sonstiges Heergeräth in den Händen der Sieger zurückließen.

Da es nicht in der Absicht des Generals von Werder lag, das vorgeschobene Nuits länger besetzt zu halten, so marschirten die Truppen am 19. December wieder nach Dijon zurück. Seinen Zweck hatte dies blutige Gefecht vollständig erfüllt, nämlich eine Ansammlung der Franzosen bei Nuits zu verhindern und somit es unmöglich zu machen, daß von hier aus in der nächsten Zeit ein Angriff auf Dijon erfolgte. Mußte der General von Werder doch um so mehr jetzt bedacht sein, seine Flanken zu decken, da er gezwungen war, Ende December seinen Rückzug aus der ganzen Gegend anzutreten. Die Hauptkorps der Bourbaki'schen neuformirten Armee drangen jetzt in Eilmärschen von Bourges, wo ihr Hauptsammelplatz gewesen war, und Lyon, theilweise mit Benutzung der Eisenbahnen, über Besançon in der Richtung auf Belfort vor, um nach dem vorhin angeführten Plan diese Festung zu entsetzen. Gelang es dem General Bourbaki, nur mit 80,000 Mann Belfort eher zu erreichen, als es dem General von Werder mit seinen 35,000 Mann möglich war, so konnte dies der deutschen Sache sehr schaden. Zuerst mußte die begonnene Belagerung von Belfort vollständig aufgegeben werden und es blieb dem General von Treskow daselbst, der mit seiner Division allein ganz unmöglich der Bourbaki'schen Armee Widerstand leisten konnte, nichts Anderes übrig, als in

Eile nach Schlettstadt und Neu-Breisach zurückzugehen. Das deutsche schwere Belagerungsgeschütz vor Belfort, was so schnell nicht mit zurücktransportirt werden konnte, fiel in diesem Fall nur zu wahrscheinlich in die Gewalt der Franzosen. Stand aber der General Bourbaki mit seiner Hauptmacht in Belfort und General von Werder mit seinen 30,000 Mann noch in Dijon und Vesoul, so war Letzterer abgeschnitten und es blieb ihm nicht viel Anderes übrig, als nach Nancy zu gehen. Solches Unglück mußte aber unter allen Umständen vermieden werden. So wie daher der General von Moltke die Bildung der Bourbaki'schen Armee und deren Abmarsch in der Richtung nach Belfort erfahren hatte, so war sein Plan auch schon gefaßt. Der General von Werder erhielt Befehl, Dijon und Vesoul sofort zu räumen, alle seine Truppen zu concentriren und nun in aller Eile nach Belfort zu marschiren, um dort eine feste Stellung zu nehmen. Daß die nothgedrungene Räumung von Dijon und Vesoul ein Nachtheil für uns war und besonders auch die Franzosen mit neuen Hoffnungen erfüllte, ist nicht zu läugnen. Es war dies jedoch nicht zu vermeiden, denn unter allen Umständen mußte das deutsche Korps vor Belfort geschützt werden. Da der General von Werder mit seiner XIV. Armee allein zu schwach war, um die Bourbaki'sche Armee zu schlagen, so sorgte der General von Moltke schon dafür, daß ihm Hülfe zu Theil ward. In aller Stille mußte das wohl ausgeruhte II. Armeekorps von der Pariser Cernirungsarmee, dessen Platz, wie schon früher angeführt, durch das I. bairische Armeekorps unter dem General von der Tann ersetzt wurde, über Troyes nach Chatillon marschiren. Glücklicher Weise war auch jetzt das VII. Armeekorps disponibel geworden. Die 14. Division desselben hatte die Festungen Thionville und Montmédy genommen und konnte nun auch gegen die Bourbaki'sche Armee verwandt werden, und die 13. Division, welche bisher die Garnison von Metz gebildet hatte, ward dort durch neu aus Deutschland gesandte Landwehr- und Besatzungsbataillone ersetzt und rückte ebenfalls in das Feld, nach Troyes zu. Ueber diese nun aus dem Werder'schen Korps, was freilich für sich allein operirte, und dem II. und VII. Armeekorps neu formirte Armee erhielt der General von Manteuffel den Befehl und trat sein Kommando am 10. Januar an. Die Märsche dieser Armee geschahen mit so großer Stille und Schnelligkeit, daß die Franzosen längere Zeit vollständig darüber im Unklaren blieben. Auch noch andere Truppen

wurden jetzt in die Departements des Vosges, Haute-Saône und Haute-Marne gesandt, um zu verhüten, daß Garibaldi'sche Freischaaren von dort einen Durchbruch auf die Straßburg-Pariser Bahn, was man stets befürchten mußte, versuchten. So ward ein fliegendes Detachement aus dem 60. Linienregiment, welches schon längere Zeit vom III. Armeekorps abkommandirt gewesen und mit zur Belagerung von Verdun verwandt war, und Landwehrtruppen gebildet, um Chaumont und die dortige Umgegend, wo sich stets viele Franktireurs-Banden umhertrieben, zu schützen. Es fielen hier fast täglich größere und kleinere Gefechte, die gewöhnlich mit gegenseitiger großer Erbitterung geführt wurden, und bei denen manche Häuser in Flammen aufgingen, vor. Das bedeutendste dieser Gefechte war am 8. Januar bei Montbard unweit Chatillon, im Departement Haute-Marne, wo eine starke Abtheilung Garibaldi'scher Freischaaren unter großen Verlusten zurückgeworfen wurde. Auch nach Epinal und an alle andern Orte wurden möglichst starke Detachements von Landwehrtruppen gelegt, um die Franktireurs zu vertreiben. Es herrschte in den Monaten December und Januar trotz der strengen Kälte und des hohen Schnees in allen diesen Theilen ein sehr erbitterter kleiner Krieg, bei dem zwar keine Erfolge erreicht werden konnten, der aber den deutschen Truppen große Strapazen und der armen französischen Landbevölkerung viel Noth und Elend brachte. Ein Geschichtsschreiber dieses kleinen Krieges, der wirklich wahr und unpartheiisch schreiben wollte, hätte keine angenehme Aufgabe, denn er müßte leider auch manche Züge von Härte, ja selbst Grausamkeit verzeichnen, die zur Ehre des deutschen Namens viel besser unterblieben wären.

Ein ziemlich heftiges Gefecht fiel in diesen Gegenden am 21. Januar vor, wo die Franzosen von Langres aus einen Ausfall gegen Chaumont zu machen versuchten, aber von einem dort postirten Landwehrbataillon kräftig zurückgewiesen wurden. Ebenso zersprengte am 22. Januar eine fliegende Kolonne von Landwehrinfanterie und einigen Schwadronen des 4. Reserve-Husarenregiments, zusammengesetzt, bei Bourmont an der oberen Maas eine starke Abtheilung französischer Mobilgarden, welche wahrscheinlich einen Ueberfall auf Epinal versuchen wollte. Dagegen gelang es einer Abtheilung von französischen Franktireurs, welche sich heimlich von Langres aus durchgeschlichen hatten, in der Nacht vom 21. auf den 22. Januar das Detachement,

welches die Eisenbahnbrücke, die zwischen Nancy und Toul über die Mosel führte, bewachte, zu überfallen und auseinander zu jagen und die Brücke selbst zu sprengen. Es ward dadurch eine Stockung im Eisenbahnverkehr zwischen Nancy und Paris erzeugt, die manche Unbequemlichkeiten hervorrief und noch viel mehr empfunden sein würde, wenn dies Ereigniß 6—8 Wochen früher stattgefunden hätte. Um die Franktireurs von ähnlichen Unternehmungen abzuschrecken, mußte Lothringen hiefür eine Strafe von 10 Millionen Francs bezahlen und das arme Dorf Fontenay, was in der Nähe der Brücke lag, wurde mit schonungsloser Härte vollständig niedergebrannt, obgleich die Betheiligung von dessen Einwohnern bei dem Ueberfall nicht im Mindesten nachgewiesen werden konnte. Es galt einmal Furcht und Schrecken unter der Bevölkerung zu verbreiten. Daß der Haß der Franzosen durch alle solche blutige Strenge sich immer mehr steigerte, war natürlich, und so konnte es als ein wahres Glück für die Menschheit genannt werden, daß dieser furchtbare Krieg sich jetzt immer mehr seinem Ende näherte, denn zu grausam und allen Bestrebungen der Civilisation und Humanität Hohn sprechend, wäre sonst sein Charakter geworden.

Wie schon vorhin angeführt, gebot der Anmarsch der französischen Ostarmee unter dem General Bourbaki, dem General von Werder die schnelle Räumung von Dijon und Vesoul und den Rückmarsch auf Belfort, um dort Stellung zu nehmen. Es waren durch die deutschen Recognoscir-Patrouillen, welche trotz des Schnees, der Winterstürme in den Gebirgen, und der vielfachen Angriffe der Franktireurs, unausgesetzt mit dem rastlosen Eifer und der steten Ausdauer, welche unseren deutschen Waffen überhaupt den Sieg in diesem Kriege verschafft haben, ausgesandt wurden, bereits wiederholte Meldungen über den Anmarsch der feindlichen Korps eingelaufen. So meldete eine deutsche Patrouille, daß bereits am 26. December bei Oiselay, $1^1/_2$ Meilen nördlich von Besançon, ein feindliches Korps von 7000 Mann erschienen sei und an demselben Tage stärkere Abtheilungen von Besançon gegen Belfort marschirten. Die Franzosen benutzten jetzt die Eisenbahn von Lyon nach Besançon, um so schnell als möglich die Korps, die früher an der Loire gestanden hatten, nach Osten zu transportiren. Es war daher für den General von Werder die höchste Eile geboten, wenn er seinen Marsch noch antreten und nicht von Belfort abgeschnitten sein wollte.

So ward denn der badischen Division der Befehl ertheilt, Dijon am 27. December zu verlassen und am 29. December in Vesoul einzutreffen. Es beträgt die Entfernung beider Städte 15 Meilen und trotz der kurzen Decembertage und des Glatteises und oft tiefen Schnees auf den steilen engen Gebirgswegen der Cote d'or, mußten die Truppen diese Strecke in drei Tagen zurücklegen. Es ward ihnen viel zugemuthet, aber es half nichts, die höchste Eile war dringend geboten und jeder Tag konnte Gefahr bringen. Auch die preußischen Truppen, welche Langres bisher cernirt hatten, wurden jetzt zurückgerufen und ebenfalls mit bei Vesoul concentrirt. In Dijon mußten zahlreiche deutsche Kranke und Verwundete nebst den dazu gehörigen Aerzten und dem Wärterpersonal zurückgelassen werden. Man machte die Stadt für deren gute Behandlung verantwortlich und drohte mit den strengsten Strafen bei der baldigen Rückkehr, wenn diese nicht stattgefunden haben sollte. Auch wurden einige 20 angesehene Bürger von Dijon als Geißeln mitgenommen. Einzelne Fälle von Roheit und Fanatismus des Pöbels, besonders in den größeren Städten des Südens, abgerechnet, haben die Franzosen die deutschen Gefangenen, Kranken und Verwundeten ebenso gut behandelt, als dies von unserer Seite mit den französischen Gefangenen geschah.

Von Vesoul aus, wo sich das ganze Korps des Generals von Werder concentrirte, ward in den ersten Tagen des Januars der Marsch nun weiter in der Richtung auf Belfort angetreten. Eine Rekognoscirung am 5. Januar ergab, daß die Franzosen bereits in der Stärke von 40,000 Mann bei Rioz an der Straße von Besançon nach Vesoul standen. Es fielen bei dieser Rekognoscirung wiederholte kleine Gefechte vor, in denen einige 30 französische Gefangene gemacht wurden.

Auf dem Marsche von Vesoul nach Belfort hatte der General von Werder am 9. Januar unweit Villersexel ein sehr heftiges Gefecht mit dem XX. französischen Korps unter dem General Clinchamp, das zuletzt noch von Truppen des XVIII. Korps unter dem General Billaut unterstützt wurde, zu bestehen. Die Franzosen griffen die deutschen Truppen sehr lebhaft an und fügten diesen nicht unbeträchtliche Verluste zu, verloren aber auch viele Leute und büßten an 600 Gefangene nebst 2 Adlern ein. Der Besitz von Villersexel lag gar nicht in der Absicht des Generals von Werder, daher er diese Stadt bald

wieder räumte und den Franzosen überließ, was diesen dann eine erwünschte Gelegenheit gab, mit ihrem hier erfochtenen Siege zu prahlen. Es war dies aber eine entschiedene Unrichtigkeit. In so fern die französischen Truppen im Besitz des Schlachtfeldes von Villersexel und des Ortes selbst blieben, durften sie sich freilich als Sieger betrachten, da jedoch der General von Werder seine Absicht erreichte und sich den Durchweg erzwang, so hatte er ein ungleich größeres Recht, sich den vollständigen Sieg zuzuschreiben. Vom Feind weiter nicht sonderlich belästigt, setzte das Werder'sche Korps am 10. Januar, seinen Weitermarsch gegen Belfort fort. Es war ein ungemein beschwerlicher Marsch, welchen die Truppen in dem rauhen Gebirge, allen Einflüssen des ungewöhnlich strengen Winters preisgegeben, zu machen hatten, und ihre Tüchtigkeit und strenge Disciplin wurden dabei oft hart auf die Probe gestellt. Sie bestanden solche jedoch glänzend und die badischen Truppen, welche den Haupttheil des Werder'schen Korps bildeten, wetteiferten dabei in jeder Hinsicht mit den preußischen Linien- und Landwehrregimentern.

So gelang dem General von Werder seine Absicht vortrefflich und er traf noch rechtzeitig genug vor Belfort ein, um eine feste Stellung hier nehmen und den Entsatz der Festung vollständig verhindern zu können. Wäre die Bourbaki'sche Armee besser für einen Winterfeldzug ausgerüstet und somit manövrirfähiger gewesen, so hätte dies entschieden nicht geschehen können. Der General Bourbaki hätte so schnell marschiren müssen, daß er früher als das Werder'sche Korps vor Belfort anlangte und somit den General von Treskow zur Aufhebung der Belagerung zwang. Das Treskow'sche Korps vor Belfort, war nur verhältnißmäßig sehr schwach und die Belagerung der durch ihre natürliche Lage ungemein starken Festung, die von dem französischen Oberst Denfert mit ebenso großer Energie wie Geschicklichkeit vertheidigt wurde, machte nur äußerst geringe Fortschritte. Wären nur in den ersten Tagen des Januars an 10—15,000 Mann französische Truppen vor Belfort erschienen und hätten das deutsche Belagerungskorps energisch angegriffen, während zugleich die starke Garnison der Festung, deren Verbindung mit dem übrigen Frankreich niemals ganz abgeschnitten war, einen Ausfall machte, so hätte der General von Treskow sich ganz entschieden zurückziehen, ja sehr wahrscheinlich sogar sein gesammtes Belagerungsgeschütz preisgeben müssen.

Die Franzosen hätten hiedurch sehr viel erreicht gehabt. Aber diese 15,000 Mann, die Anfang Januar so Großes hätten leisten können, erschienen damals nicht, und als das Bourbaki'sche Korps endlich anlangte, da war es zu spät, denn der General von Werder hatte sich inzwischen mit seiner ganzen Armee zum Schutz der Belagerung aufgestellt und wies alle Angriffe der Feinde mit der größten Entschiedenheit zurück. So zeigte sich auch diesmal wieder, wie überhaupt ja beständig während des Verlaufes dieses ganzen Krieges, der Fluch der französischen Kriegsführung, daß Alles was geschah, viel zu spät geschah, und somit seinen Zweck stets fast gänzlich verfehlte. Es fehlte die Einheit und Festigkeit der Centralleitung in der Heeresführung, es gab in ganz Frankreich keine unbedingte Autorität, der sich alle anderen sogleich und ohne Weiteres fügen mußten; es wurde viel zu viel debattirt und discurirt und darüber die beste Zeit zu einem thatkräftigen Handeln versäumt, und die Eifersucht und Uneinigkeit der einzelnen französischen Korpsführer, die niemals nach einem gemeinsamen Plane handeln wollten, trat stets sehr hemmend hervor. So zeigte sich auch jetzt die große Disharmonie zwischen Bourbaki und dem alten Garibaldi, der stets nach seinem eigenen Kopfe handeln und sich niemals den gemeinsamen Anordnungen des Ersteren fügen wollte, sehr lähmend für die Einheit der französischen Heeresführung. Auch der General Cremer, der ein Korps im Bourbaki'schen Heer kommandirte, kehrte sich nicht im Mindesten an die Befehle seines Obergenerals, sondern operirte nach eigenem Gutdünken umher. Es war eine ungemein günstige Fügung des Schicksals, die wir in Deutschland gar nicht dankbar genug preisen können, denn viel deutsches Blut ist uns dadurch erspart worden, daß in unserer Oberleitung des gesammten Heeres, wie schon früher angeführt, gerade das Gegentheil der französischen Uneinigkeit und dadurch herbeigeführten Langsamkeit stattfand. Der General von Moltke, entwarf mit seiner unübertrefflichen strategischen Meisterschaft, alle Pläne, der Kaiser-König Wilhelm deckte solche mit seiner ganzen königlichen Autorität und verschaffte ihnen schon eine unbedingte, schnelle Ausführung, und so hatten die Führer der verschiedenen einzelnen Armeen und Armeekorps, eigentlich weiter nichts zu thun, als das im Detail schnell, sorgsam und energisch auszuführen, was ihnen im Großen und Ganzen aus dem königlichen Hauptquartier vorgeschrieben wurde. Die stete Telegraphen-

Verbindung ermöglichte solch gemeinsames Operiren nach festem, einheitlichem Plane auf eine Weise, die noch vor einigen Decennien als wir keine Telegraphen im Kriege kannten, in das Reich der Fabeln gehört haben würde. Wir wollen gerne glauben, daß sich die Eitelkeit und der persönliche Ehrgeiz manches einzelnen Korpsführers, oft bitter genug gekränkt gefühlt haben mag, daß es ihm nicht vergönnt wurde, als selbstständiger Feldherr seine eigenen Pläne auszuführen, sondern ihm nur die zwar höchst wichtige und einflußreiche, verhältnißmäßig aber doch nur bescheidene Rolle blieb, das mit Geschick zu thun, was ihm vom General von Moltke befohlen war, aber im Allgemeinen darf man nur im höchsten Grade es segnen, daß es so und nicht anders geschah. Aus diesem Grunde sehen wir auch in diesem ganzen sonst so ungemein großartigen Kriege, die eigenthümliche Erscheinung, daß eigentlich kein einziger Korpsführer, so viel Tüchtiges sie sonst auch immerhin leisteten, sich einen besonderen Ruf als selbstständiger Feldherr ersten Ranges, zu erwerben vermochte. Am Meisten geleistet und am Selbstständigsten operirt, haben entschieden der Kronprinz von Preußen, als er noch die getrennte Südarmee befehligte, dann der General von Göben bei seinen Kämpfen im Januar gegen die Faidherbe'sche Nordarmee, und der General von Werder im Januar gegen das Bourbaki'sche Heer, und doch führten auch sie nur im Einzelnen aus, was ihnen in den Hauptzügen vorgeschrieben war. Gerade auch jetzt, wo es so sehr darauf ankam daß die von einander getrennten Generäle von Werder und von Manteuffel, nach gemeinsamem Plane, schnell und einheitlich zusammen gegen das Bourbaki'sche Heer operirten, und dadurch solches in die Schweiz drängten, zeigte sich die Wichtigkeit wie die Trefflichkeit der von Versailles erfolgten Centralleitung, so recht in ihrer vollen Bedeutung. Wäre solche nicht vorhanden gewesen und hätten die Generale von Manteuffel und von Werder, Jeder nach seinem eigenen Kopfe operiren dürfen, nun und nimmermehr würde die Bourbaki'sche Armee so vollständig vernichtet worden sein, als dies jetzt glücklicher Weise geschah.

Durch seine ebenso geschickte wie energische Oberleitung, wie durch die Tüchtigkeit aller seiner Truppen ohne Ausnahme, hatte der General von Werder es ermöglicht, daß er rechtzeitig genug seine Stellungen vor Belfort einnehmen konnte, um die Belagerung desselben gegen alle Angriffe des Bourbaki'schen Korps zu schützen. Er langte am

11. Januar bei Héricourt an und stellte seine Truppen nun mit großer Geschicklichkeit und genauer Kenntniß des Terrains, auf der ungefähr 7 deutsche Meilen betragenden Linie von Delle bis Fraviers auf. Auf dem linken Flügel bei Delle standen die preußischen Regimenter unter dem General von Dobschütz, das Centrum der Linie mit den Orten Héricourt, Bussurel und Montbeillard, ward von der preußischen Division des Generals von Schmeling besetzt, den rechten Flügel bei Fraviers bildete die badische Division unter dem General von Glümer. Daß diese Aufstellung des Generals von Werder in so langer Linie eine sehr gefährliche war, ist unbestreitbar. Er hatte kaum 1 Meile im Rücken die Festung Belfort, mit ungefähr 12—14,000 Mann Besatzung, die nur schwach cernirt war, und konnte selbst nicht über viel mehr als 30,000 Kombattanten verfügen. Die letzten Gefechte, und vielleicht noch mehr die Strapazen des Marsches von Dijon her, hatten die Reihen der Regimenter im Werder'schen Korps schon sehr gelichtet. Gegen sich hatte der General von Werder aber die ganze Bourbaki'sche Armee. Wenn nun auch von den 140,000 Mann, welche solche nach französischen Berichten jetzt betragen sollte, ein sehr großer Theil fortzulassen ist, und die einzelnen Korps in Folge ihrer schlechten Organisation, Disciplin, Ausrüstung und Verpflegung, wie die Schneehaufen im Sonnenschein zusammenschmolzen, bevor sie noch im Gefecht gewesen waren, so blieben dem General Bourbaki doch noch mindestens 100,000 Mann übrig, mit denen er einen Hauptstoß gegen die Werder'sche Linie vollführen und einen Durchbruch unter allen Umständen forciren konnte. So befand sich das Werder'sche Korps entschieden jetzt in einer so gefährlichen Lage, wie dies während dieses ganzen Feldzuges kein anderes deutsches Korps jemals in gleichem Grade gewesen ist. Wäre nur einigermaßen Einheit, Festigkeit und planmäßige Tüchtigkeit in der Heeresführung der französischen Republik gewesen, so hätte der General Bourbaki seinen Sieg erzwingen, und der General von Werder ganz entschieden unterliegen müssen. Es ist ein großes Glück für uns, daß aber bei der französischen Kriegsführung trotz aller großen Tapferkeit vieler einzelnen Officiere und Soldaten, gerade das Gegentheil von allen diesen Eigenschaften wie stets so auch jetzt wieder, zu finden war.

Von ungemeiner Wichtigkeit war es schon für den General von Werder, daß Bourbaki ihm einige Tage Zeit ließ, seine Stellungen

möglichst zu befestigen. Es wurden überall an zweckmäßigen Stellen Verschanzungen aufgeworfen und Verhaue angelegt, die Straßen aufgegraben; kurz Alles angewandt, um dem Feinde einen geordneten Vormarsch so viel als nur irgend möglich zu erschweren. Von großer Wichtigkeit war es hiebei, daß der General von Werder mehrere Batterien des schweren Festungsgeschützes, welche vor Belfort verwandt waren, jetzt von dort fortnehmen und zu seiner Vertheidigung gegen die Angriffe des Bourbaki'schen Korps, an geeigneten Plätzen auffahren ließ. So mußten die Feinde im Alles vernichtenden Feuer schwerer Belagerungsgeschütze, anstürmen. Daß die Franzosen den deutschen Truppen hiezu gemächlich Zeit ließen, ist ein ungeheurer Fehler von ihrer Seite, den sie später mit dem Verlust von Tausenden nutzlos geopferter Menschen hart büßen mußten. Besonders die Stadt Héricourt als das Centrum der ganzen Stellung, dann auch Montbeillard mit seinem festen Schlosse, wurden in einen möglichst vertheidigungsfähigen Zustand gesetzt. Tag und Nacht arbeiteten die deutschen Truppen mit ebensoviel Anstrengung wie Umsicht hieran, was auch dringend nothwendig war, da jede Stunde jetzt von der höchsten Wichtigkeit sein konnte.

Am 13. Januar erfolgte der erste heftige Angriff der Franzosen auf das Dorf St. Marie, was von den deutschen Truppen bald geräumt werden mußte. Ebenso wurden die Stellungen unserer Truppen bei Montbeillard, Bussurel und Béthoncourt heftig angegriffen und Letztere überall zur Räumung gezwungen. Auch die Stadt Montbeillard fiel in die Gewalt der Franzosen und nur die preußische Besatzung in dem alten festen Schloß, wußte solches zu behaupten. So hatten sich an diesem ersten Tage des Angriffes, die Franzosen ganz unläugbare Vortheile verschafft und sie durften mit vollem Fug und Recht sich eines Sieges rühmen. Warum aber der General Bourbaki die am 13. Januar errungenen Vortheile nicht weiter verfolgte und am folgenden Tage mit frischen Truppen einen neuen kräftigen Angriff machte, ist uns ein Räthsel. Da über diesen Theil des Krieges noch gar keine irgendwie zuverlässigen Mittheilungen von französischer Seite vorliegen und auch die deutschen officiellen Rapporte darüber nur äußerst lückenhaft sind und Manches verschweigen, so hält es fast unmöglich, eine vollständige Darstellung dieser Kämpfe jetzt schon zu geben. Daß übrigens das Bourbaki'sche Korps am 13. Januar, bei seinem ent-

schiedenen Vordringen sehr bedeutende Verluste erlitten hat, ist unläugbar. Da unsere Truppen größtentheils in gedeckten Stellungen standen und bloß die Defensive hatten, die Franzosen aber ungestüm vordrangen, mehrfach in's Feuer unserer Batterien geriethen und dabei ungleich schlechter als unsere Soldaten schossen, so dürften die französischen Verluste wohl weit größer als die deutschen gewesen sein. Vielleicht daß den General Bourbaki diese Verluste hinderten, schon am 14. Januar seine erreichten Vortheile weiter auszubeuten, aber auch sehr leicht möglich, daß er überhaupt noch nicht Truppen genug dazu heran hatte, und erst die Ankunft seines Hauptheeres abwarten wollte.

Am 15. Januar griffen die Franzosen nun auf's Neue und diesmal in verstärkter Weise an. Ueberall längst des Lisainebaches donnerten die Kanonen und tobte der Kampf, und die deutschen Truppen die theilweise gegen eine sehr bedeutende feindliche Uebermacht kämpfen mußten, hatten einen schweren Stand. Besonders heftig war der feindliche Angriff auf Héricourt, als den Mittelpunkt der deutschen Stellung. Unter dem Schutz ihrer zahlreichen und auch ziemlich gut bedienten Artillerie, drangen die französischen Kolonnen sehr muthig vor, und drängten anfänglich die Deutschen bis in die stark verschanzte Stadt Héricourt zurück. Weiter aber vermochten sie nicht zu kommen, und das Feuer der schweren deutschen Artillerie warf die französische Infanterie stets zurück. Wiederholt formirten sich neue Sturmkolonnen und erneuerten den Versuch des Vordringens; es half nichts, sie kamen stets nur bis zu bestimmten Stellen und mußten dann immer wieder zurück. Den ganzen Tag wurde auf diese Weise gekämpft und die Franzosen verloren Tausende von Leuten, während die Verluste der Deutschen, die ruhig in ihrer sehr geschützten Stellung standen, lange nicht so bedeutend waren. Im Schutz der nächtlichen Dunkelheit gelang es übrigens der französischen Infanterie, mehr Terrain zu gewinnen und näher an Héricourt heranzukommen, wo sie die Nacht über ein Bivouak bezog. Auch die badischen Truppen waren theilweise an diesem Tage heftig im Kampf gewesen und hatten, ebenso wie die preußischen, alle feindlichen Angriffe sehr entschieden zurückgewiesen.

Ein dichter Nebel begünstigte am Morgen des 16. Januars, den erneuten Ansturm der Feinde, da er die deutschen Batterien am Zielen verhinderte, so daß diese nur in das Ungewisse und auf das Getöse

des Kampfes hin, feuern konnten. Aber trotzdem scheiterten drei französische Angriffe, und wenn am Tage vorher die Artillerie die Hauptentscheidung gegeben hatte, so that es jetzt unsere Infanterie, die sich trotz ihrer großen Minderzahl, dem Feinde sehr muthig entgegenwarf und sein weiteres Vordringen verhinderte. Als sich gegen Mittag der Nebel mehr verzogen hatte, nahm auch die Artillerie wieder größern Antheil am Kampfe und ihr Feuer wüthete furchtbar in den feindlichen Reihen. Die Franzosen kämpften sehr ungleich an allen diesen Tagen. Einzelne Regimenter der Linie und auch einige Mobilgardenbataillone, stürmten mit glänzendem Muthe auf unsere Batterien los, hielten das heftigste Feuer aus und gingen erst zurück, wenn sie über die Hälfte ihrer Leute auf der blutigen Wahlstatt zurückgelassen hatten, während andere Schaaren hingegen sogleich zurückliefen, so wie nur einige Granaten bei ihnen einschlugen, und erst außerhalb der Schußweite, wieder zum Stehen gebracht werden konnten. Die Ruhe, Sicherheit und Ordnung der feindlichen Angriffe, ließ vieles zu wünschen übrig und man sah es der ganzen Bourbaki'schen Armee sehr deutlich an, daß sie ohne feste Organisation war und fast gänzlich aus neuformirten und locker disciplinirten Schaaren bestand. Die deutschen Truppen kämpften ruhig und festdisciplinirt, erfüllten alle ihre Pflichten getreulich und zwischen preußischen Linien- und Landwehrregimentern und den Badensern war hierin kein Unterschied.

So wurden auch am 16. Januar, alle noch so heftigen Angriffe der Franzosen längst der Lisaine vollständig zurückgewiesen und sie vermochten sich während des ganzen Tages auch nicht des mindesten Vortheiles zu rühmen. Viele Tausende ihrer Todten und Verwundeten bedeckten schon die blutgerötheten Schneefelder, während die deutschen Verluste verhältnißmäßig nur gering waren.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Januar, versuchten die Franzosen noch eine heimliche Ueberrumpelung von Héricourt und drangen auf der Straße von Montbeillard und vom Dorfe Tarey vor. Ihr Plan scheiterte aber an der Umsicht und Wachsamkeit der deutschen Truppen und wurden sie bald entschieden zurückgeworfen.

Ein dichtes Schneegestöber verhinderte am 17. Januar, den weitern Umblick. Man erwartete deutscher Seits, daß die Franzosen diesen für sie günstigen Umstand benutzen und mit neuer Kraft vorstürmen würden, doch geschah dies wider alles Vermuthen nicht. Es fand

zwar noch eine lebhafte Kanonade an einigen Stellen der langen Kampfstätte statt, und auch einzelne Infanterie-Abtheilungen stießen auf einander, zu einem allgemeinen heftigen Kampfe kam es jedoch nicht mehr. Der General Bourbaki hatte seine Kräfte erschöpft, er sah ein, daß er mit seinen neuformirten Schaaren die feste Stellung des Generals von Werder nicht durchbrechen konnte, und gab nun alle ferneren Versuche der Offensive auf. Was von französischer Seite am 17. und 18. Januar hier noch geschah, gehörte mehr zur Defensive als zur Offensive und der Zweck davon war mehr den Rückzug zu sichern, als noch den Durchbruch gegen Belfort zu versuchen.

So feuerten am 18. Januar nur noch einige französische Batterien gegen Héricourt und in der Nacht vom 18. auf den 19., waren auch diese verschwunden und die gesammte Bourbaki'sche Armee befand sich in vollem Rückzug. Es hatte deutsche Standhaftigkeit und Tüchtigkeit hier abermals einen glänzenden Sieg gegen die französische Uebermacht errungen. In diesen Kämpfen an der Lisaine-Linie sind 4 Armeekorps von der Bourbaki'schen Armee thätig gewesen, deren Stärke an Kombattanten man auf 85—90,000 Mann berechnen kann, während der General von Werder wohl nicht mehr als 28—30,000 Mann in Reih und Glied hatte. Freilich hatte er den Vortheil trefflich gewählter und stark befestigter Stellungen, und einer sehr zahlreichen schweren Artillerie für sich. Hieraus besonders mit erklärt sich auch der so ungeheure Unterschied in den beiderseitigen Verlusten. Die deutschen Truppen verloren in allen diesen Tagen an Todten und Verwundeten ungefähr 1000—1100 Mann, die Franzosen aber 9—10,000 Mann, zu denen später noch zahlreiche Gefangene und erschöpfte Leute, die halb verhungert oder erfroren am Wege oft zu vielen Dutzenden umherlagen, gekommen sind.

Daß durch dieses siegreiche Zurückschlagen der feindlichen Angriffe auf die Lisaine-Linie und somit deren Vereitelung zum Entsatz von Belfort, für die deutsche Sache ein ungemein großer Gewinn erzielt wurde, und der General von Werder wie sein braves Korps sich sehr viele Verdienste und den gerechtesten Anspruch auf den Dank Aller erworben haben, ist eine unbestreitbare Thatsache. Wie lebendig sich aber auch dieser allgemeine Dank geäußert und in welch hohem Grade der General von Werder selbst, besonders in Süddeutschland geehrt und gefeiert wurde, dürfte wohl den meisten Lesern dieses Buches aus

den Zeitungen, die damals übervoll davon waren, hinlänglich bekannt sein. Wenn wir nun auch selbst sehr weit davon entfernt sind, diese Verdienste des Werder'schen Korps und besonders auch dessen Anführers nur im Mindesten herabsetzen zu wollen, so glauben wir doch, daß man in diesem übertriebenen Enthusiasmus dafür, mitunter wohl etwas des Guten zu viel gethan haben dürfte. Der General von Werder war, wie dies ja überhaupt stets in diesem ganzen Kriege bei allen deutschen Heerführern geschah, ungemein vom Glück begünstigt. Hätten die Franzosen ihn nur 2—3 Tage früher in seiner Stellung an der Lisaine angegriffen, bevor er seine Batterien daselbst vollendet und mit schwerem Geschütz armirte, und bei nur einiger Energie und Ordnung in der französischen Heeresführung wäre dies sehr leicht möglich gewesen, so dürfte bei der großen Ueberlegenheit der feindlichen Streitkräfte, der Durchbruch entschieden gelungen sein. So ließ man ihm hinlängliche Zeit, die er trefflich zu benutzen verstand, und der feindliche Plan mußte scheitern. Dazu kam daß die Bourbaki'sche Armee in ihrer Mehrheit, entschieden die schlecht ausgerüstetste, locker disciplinirteste und theilweise wenigstens wirklich zum Kampf unbrauchbarste war, welche die französische Republik noch gegen uns ins Feld zu senden vermochte. Grade durch die sehr vielen schlechten Elemente, welche sie enthielt, ward ihre große numerische Ueberlegenheit theilweise wieder ausgeglichen. Die Faidherbe'sche Armee, im Norden Frankreichs, gegen welche der General von Göben so siegreich die Offensive ergriff, bildete, wenn auch keinen so starken, so doch in seiner Gesammtheit entschieden ebenso gefährlichen Feind, wie die Bourbaki'sche und so haben wir die Ueberzeugung, daß der General von Göben und seine Truppen im Januar das Gleiche leisteten und sich gleiche Ansprüche auf Ruhm und Anerkennung erworben, als dies der General von Werder und seine tapferen Schaaren entschieden in so hohem Grade gethan haben. Wir stehen beiden Korps und ihren Führern gewiß mit gleicher Unpartheilichkeit gegenüber und haben nicht das Vergnügen, Einen der beiden genannten, so sehr um Deutschland verdienten Generale persönlich zu kennen, und nur das Gefühl der Gerechtigkeit ist es, welches uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt.

Ebenso ist wohl hin und wieder, besonders auch im Badischen, die Gefahr etwas stark übertrieben worden, welche ein etwaiges Gelingen der Bourbaki'schen Pläne, der deutschen Sache gebracht haben

dürfte. Daß es ein sehr empfindlicher Nachtheil für uns gewesen sein würde, wenn es dem General Bourbaki gelungen wäre, Belfort zu entsetzen, ja sich sogar unsrer daselbst befindlichen Belagerungsartillerie zu bemächtigen, ist entschieden und haben wir auch selbst schon dies angeführt. Der General von Treskow dürfte aber unter allen Umständen mit seinem Korps einen gesicherten Rückzug nach Straßburg gehabt haben. Wenn aber gar im Badischen noch Mitte Januar Besorgnisse vor einem Einfall des Bourbaki'schen Korps in Deutschland selbst gehegt wurden, und man dem General von Werder das große Verdienst zuschrieb, dies verhindert zu haben, so ist solches, gelinde ausgedrückt, eine arge Uebertreibung. Im Juli 1870 mußte man immerhin jeden Tag auf einen Einmarsch der Franzosen in Baden gefaßt sein, und wie wir schon beim Beginn unsres Werkes anführten, war es ein unverzeihlicher Fehler der französischen Heeresführung, daß solcher nicht geschah; im Januar 1871 aber gehörte dies schon entschieden zu den Unmöglichkeiten. Die Defensive konnte die französische Republik damals immerhin noch einige Monate hinzögern, zur Offensive aber war sie bereits viel zu schwach.

Wo hätte der General Bourbaki, selbst wenn er das Werder'sche Korps durchbrochen und den General von Treskow vor Belfort zurückgedrängt hätte, wohl über den Rhein gehen sollen? Straßburg war von uns stark besetzt und in so vertheidigungsfähigem Zustand, daß die in aller und jeder Hinsicht schlecht ausgerüstete Bourbaki'sche Armee es durch einen bloßen Handstreich doch wahrlich nicht nehmen konnte. Um aber unterhalb Straßburg über den Rhein zu gehen, fehlten dem Bourbaki Pontons und alles Andere, was dazu gehört. Dazu kam daß die deutsche Südarmee unter dem General von Manteuffel schon im starken Anmarsch war, um dem Bourbaki'schen Korps in den Rücken zu fallen.

Diese Südarmee aus 2 Armeekorps gebildet, zählte circa 60,000 Combattanten, dazu das Werder'sche Korps ungefähr 28—30,000 und das Treskow'sche Cernirungskorps, dann die Besatzungen von Straßburg, Breisach und den übrigen Städten im Elsaß, zusammen nur 30,000 verfügbare Truppen gerechnet, so daß doch mindestens 120,000 Mann gegen Bourbaki, wenn er wirklich hätte so unsinnig sein wollen, über den Rhein nach Deutschland zu gehen, zur Verwendung gekommen sein würden.

Solcher Macht war die Bourbaki'sche Armee aber nicht im Mindesten gewachsen und so würde ihr etwaiger Rheinübergang sehr wahrscheinlich schon nach wenigen Tagen, mit ihrer Umzingelung und Gefangennehmung geendet haben. In dieser Hinsicht konnte man also in Süddeutschland ganz ruhig sein und daß es im Januar 1871 den Franzosen nicht mehr möglich war, anders als etwa in der Gefangenschaft, nach Deutschland zu kommen, dafür hatte der General von Moltke schon hinlänglich zu sorgen gewußt. Daß so exaltirte, jedes militairischen Urtheils gänzlich entbehrende Herren wie Gambetta und Genossen, wohl von der Möglichkeit eines Einfalles in Deutschland durch das Bourbaki'sche Korps geträumt haben mögen, ist sehr wahrscheinlich; der General Bourbaki selbst war aber ein viel zu erfahrener Soldat, als daß er jemals nur im Ernste hieran geglaubt haben wird.

Sogleich nach dem Rückzug seines Feindes am Morgen des 19. Januars, ging der General von Werder mit rascher Entschlossenheit aus der Defensive zur Offensive über und ließ trotz Sturm, Schneegestöber, eisiger Winterkälte und oft tief verschneiter Gebirgswege, die zurückgedrängten Franzosen mit aller Kraft verfolgen. Eine Menge Beute aller Art; Geschütze und Heeresgeräth, dann viele Hunderte von Gefangenen fielen den deutschen Truppen hierbei in die Hände. Die schlechte Ausrüstung des Bourbaki'schen Korps rächte sich jetzt auf fürchterliche Weise an den armen Soldaten desselben und hat Tausenden von ihnen das Leben gekostet. Es fehlte an Ambulancen, Medicinaleinrichtungen, Aerzten, Proviantkolonnen; kurz, eigentlich an Allem und Jedem, was ein Heer für einen beschwerlichen Winterfeldzug ganz unumgänglich nothwendig bedarf.

Die verwundeten und kranken Soldaten wurden hülflos im Schnee und Eis am Wege zurückgelassen und der Barmherzigkeit der nachrückenden Deutschen anheimgegeben und da Letztere bei der großen Zahl derselben, und da die sehr vielen eigenen Kranken und Verwundeten ohnehin die Kräfte der deutschen Aerzte und Hospitalsbeamten nur zu reichlich in Anspruch nahmen, ihnen selbst bei der eifrigsten Anstrengung nicht stets helfen konnten, so gingen Hunderte elend von ihnen zu Grunde. Aus Mangel an geordneter Verpflegung waren die armen französischen Soldaten auf das Requiriren und Plündern angewiesen und da das Juragebirge ohnehin nur unfruchtbar ist und alle Ortschaften von den zahlreichsten Truppenmassen,

bald aller Lebensmittel beraubt waren, so herrschte Noth und Elend sowohl unter der Landesbevölkerung wie unter den Truppen auf die furchtbarste Weise. Wir kamen Ende Januar persönlich in diese Gegenden und das Grausen und Schrecken des Krieges trat uns noch in entsetzlicherer Gestalt dort entgegen, als dies auf irgend einem anderen Theile des Kriegstheaters in Frankreich bisher noch der Fall gewesen war. Und doch hatte Jeder, der diesen ganzen furchtbaren Krieg mitgemacht und auf den verschiedensten Stellen des Kriegsschauplatzes geweilt hatte, nur zu häufig schon Gelegenheit gehabt, die entsetzlichen Verheerungen aller Art, die ein Kampf, der mit so großen Heeresmassen geführt wird, hervorbringt, kennen zu lernen. Hier im Jura und besonders in der Gegend zwischen Pontarlier und Montbeillard, sah es Anfangs Februar noch wahrhaft grausig aus, das Land war so verwüstet, daß es sich in langen Jahren nicht wird wieder zu erholen im Stande sein und Tausende von Bewohnern sind in Folge von Hunger und Noth gestorben. Haben wir es doch selbst gesehen, daß ganze Schaaren von verhungerten Weibern und Kindern, sich um Stücke schon in Verwesung übergegangenen Fleisches von gefallenen Pferden, wie um einen köstlichen Leckerbissen schlugen; so groß war der wüthende Hunger bei ihnen. Und doch sollten diese total zerstörten Orte später noch eine bedeutende Kriegscontribution an die Deutschen zahlen.

Die höchste Eile war jetzt übrigens dem General Bourbaki bei seinem Rückzuge geboten, wenn er überhaupt noch Hoffnung haben wollte, sein Heer bei dem sich täglich die Spuren der Desorganisation in bedeutender Weise vermehrten, zu retten. Der General Bourbaki, ein sehr bewährter tüchtiger Soldat, that persönlich Alles, was er nur vermochte, um seine Truppen im kampftüchtigen Zustand zu erhalten, allein es half ihm dies nicht viel, er konnte die Macht der Verhältnisse nicht besiegen.

Von der unter dem General von Manteuffel vereinten neuformirten Südarmee, kamen jetzt das II. (pommersche) Armeekorps, und das VII. (westphälische) vom Norden her in Eilmärschen angerückt. Die altpreußische Energie und Tüchtigkeit im schnellen und rücksichtslosen Marschiren, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit wieder in der vortheilhaftesten Weise. Trotz Winterkälte, verschneiter Gebirgswege und oft sehr mangelhafter Verpflegung, ging es rücksichtslos vorwärts und so ward die vom General von Moltke befohlene Aufgabe auch auf das

Befriedigendste gelöst und das Bourbaki'sche Heer immer mehr eingeschlossen. Das Hauptquartier des II. Armeekorps befand sich am 21. Januar noch in Chatillon sur Seine, und ging nun in starken Eilmärschen vor. Die eine Division desselben unter dem General von Weihern, rückte gegen Dijon vor, was jetzt von dem Garibaldi'schen Korps besetzt war, während die Vortruppen schon am 21. Januar Dôle nach einem leichten Widerstand besetzten. Hier wurden 230 mit Lebensmitteln und Bekleidungsstücken aller Art für die Bourbaki'schen Truppen beladene Eisenbahnwaggons von uns genommen. Es war dies eine ungemein wichtige Beute für uns, die unseren Truppen großen Nutzen brachte, während hingegen die Franzosen den Verlust dieser für sie jetzt fast unentbehrlich gewordenen Sachen, auf das Bitterste empfanden. Daß die französischen Truppen Dôle aber so schnell räumten und nicht einmal die Ladungen dieser Eisenbahnwaggons retteten oder sonst doch zerstörten, zeigte wie sehr die Zerrüttung und Lockerung jeglicher militairischer Disciplin schon bei ihnen zugenommen hatte. Bei nur einiger Energie hätte Dôle gegen die geringen deutschen Truppen welche es angriffen, noch tagelang vertheidigt werden können. Das II. Armeekorps mit Ausnahme der vor Dijon stehenden Truppen, folgte nun den feindlichen Bewegungen südostwärts in der Richtung auf Champagnole und von dort nordöstlich hart an der Schweizer Grenze auf Nozeroy und Pontarlier.

Mit schnellem Gewaltmarsch war inzwischen das VII. Armeekorps in der Richtung von Mézières auf Besançon marschirt, um sich so zwischen die Bourbaki'sche Hauptarmee und das Garibaldi'sche Korps in Dijon zu schieben. Dieser kühne Plan gelang auch vollständig und mit großer Tüchtigkeit vermochte das VII. Korps die ihm vom General von Moltke gestellte Aufgabe zu erfüllen. Der General von Werder mit dem größeren Theil seines XIV. Armeekorps, war nach wiederholten kleinen Gefechten mit der Nachhut der sich eiligst zurückziehenden Bourbaki'schen Armee inzwischen über Blamont nach Hippolyte gerückt. So zog sich das eiserne Netz, welches um den unglücklichen General Bourbaki und sein dem Untergange geweihtes Heer gespannt wurde, jetzt immer enger zusammen und es blieb ihm keine andere Wahl mehr als entweder auf das neutrale Gebiet der Schweiz überzutreten und sich dort entwaffnen zu lassen, oder mit der Kraft der Verzweiflung sich auf die Südarmee zu werfen und nach Besançon was ihm dann

einen sicheren Stützpunkt gewährt haben würde, durchzuschlagen. Wären nur noch 60—70,000 Mann des Bourbaki'schen Heeres in wirklich kriegstüchtiger Verfassung gewesen, so hätte ihm dieser Durchbruch durch die Manteuffelsche Armee entschieden gelingen müssen. So aber war dies entschieden nicht der Fall, denn mit Ausnahme einiger alter Infanterieregimenter, dann kleiner Trupps von Reiterei und einzelner Batterieen befanden sich alle Korps des Bourbaki'schen Heeres, keineswegs mehr in dem Zustand, um nur mit der geringsten Aussicht auf einigen Erfolg, noch gegen so kriegstüchtige Truppen wie dies alle unsere deutschen Heerestheile ohne Ausnahme noch waren, geführt zu werden. Zahlloses Armeefuhrwerk aller Art, welches die französischen Truppen zurücklassen mußten, weil die Pferde davor aus Hunger und Ueberanstrengung gestürzt waren, auch Geschütze und an Tausende von Gefangenen, fielen jetzt täglich fast, unseren deutschen Heerestheilen in die Hände. Es waren jetzt ziemlich leichte Siege, welche diese erfechten konnten, denn ganze Schaaren von verhungerten oder vor Frost fast erstarrten Franzosen, ergaben sich oft widerstandslos einzelnen deutschen Patrouillen in der Hoffnung dann doch wenigstens einigermaßen genährt und erwärmt zu werden. Oft ward freilich auch diese letzte Hoffnung der armen Menschen getäuscht, denn unsere Truppen litten selbst Mangel und konnten somit die Gefangenen nicht immer in einer Weise behandeln und ernähren, wie dies die Pflichten der Menschlichkeit sonst dringend geboten hätten. Es waren die großen Heeresmassen, mit denen dieser Feldzug jetzt geführt wurde, diese Hunderttausende von Soldaten hüben und drüben, welche oft auf dem engen Raum weniger Quadrat-Meilen zusammengedrängt waren, welche so viel Elend und Noth erzeugten und die unglücklichen Landstrecken, die von den Heereszügen getroffen wurden, so gänzlich verwüsteten. Trotz aller Eisenbahnen und Telegraphen vermögen die Intendanturen nicht so viele Menschen und Pferde, bei den dazu oft sehr schnellen Gewaltmärschen, wie solche die Strategie des Generals von Moltke erfordert, aus den Magazinen zu verpflegen, und so muß denn nothgedrungen zu gewaltsamen Requisitionen mit allen den vielen übelen Folgen, welche solche nach sich ziehen, gegriffen werden.

Es würde weit die Grenzen dieses Werkes überschreiten, wollten wir alle die vielen kleinen Gefechte, welche jetzt noch zwischen Truppentheilen der Bourbaki'schen Armee und den sie verfolgenden

Regimentern der Manteuffelschen und Werderschen Korps, auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes vorfielen, hier auch nur in aller Kürze noch anführen. Allzuschwer wurden den Unsrigen die Siege jetzt nicht mehr gemacht und die vielen Trophäen die wir noch erlangten, sind oft recht wohlfeil erworben worden. Die Kraft Frankreichs war jetzt schon vollständig gebrochen und was nun noch geschah, waren nur einzelne krampfhafte Zuckungen aber kein geordneter und daher irgendwie bedeutungsvoller oder gar Gefahr drohender Kampf mehr. Ein verhältnißmäßig noch heftiges Gefecht, hatte die 14. Division vom VII. Armeekorps am 29. Januar bei Sombancourt, wobei an 4000 Gefangene gemacht und einige Dutzend Geschütze erbeutet wurden, ohne daß unsere Verluste an Todten und Verwundeten mehr als 100 Mann betrugen. Am 30. Januar machte die 7. Brigade vom II. Armeekorps bei Frasne, mit sehr geringen eigenen Verlusten an 2000 Gefangene.

Ziemlich bedeutend waren auch noch die Gefechte, welche in den letzten Tagen des Januars und am 1. Februar bei Vaux, La Planée und besonders auch bei Pontarlier stattfanden. Namentlich am 1. Februar kamen am letztern Orte einige pommersche Regimenter noch heftig in das Feuer und verloren über 400 Mann Todte und Verwundete, machten aber auch sehr viele Gefangene. Man kann annehmen daß die Bourbaki'sche Armee in den Tagen vom 13. Januar bis zu ihrem Uebertritt am 1. Februar über die Grenze der Schweiz, mindestens 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren hat. Die deutschen Verluste während dieser Zeit auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes, mögen sich auf 2800—3000 Mann belaufen, von denen fast an 2000 Mann auf das Werdersche Korps, die Uebrigen auf das II. und VII. Armeekorps fallen.

Die letzten Gefechte und die täglich zunehmende Auflösung seiner Armee, von der einzelne Theile sich zwar mit dem Muthe der Verzweiflung und der größten Selbstaufopferung schlugen, das Meiste sich aber schon gänzlich unbrauchbar zeigte, hatten den General Bourbaki überzeugt, daß ihm ein Durchbruch nach Besançon oder Lyon, nicht mehr möglich sein würde. So blieb ihm nur die bittere Wahl, ob er vor dem General von Manteuffel die Waffen strecken oder auf das Gebiet der Schweiz übergehen wollte, und es war selbstverständlich, daß er Letzteres als das kleinste von zwei Uebeln vorzog. Er selbst

wollte das Unglück eines solchen Schrittes nicht überleben, fühlte seine Ehre gekränkt und versuchte am 29. Januar, als der Uebertritt unausbleiblich war, seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen. Er verwundete sich jedoch nur schwer und ist jetzt schon wieder vollständig genesen.

Mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften hat der General Bourbaki gethan soviel als ihm nur irgend möglich war, und in militairischer Hinsicht konnte man ihm nur zum Vorwurf machen, daß er nicht früher als am 13. Januar an der Lisaine erschien und so dem General von Werder Zeit ließ, dort feste Stellungen zu nehmen. Wieviel Schuld er hieran trägt, oder ob nicht die Verhältnisse mächtiger als er selbst waren, kann erst eine spätere Untersuchung vollgültig entscheiden.

In der Nacht auf den 1. Februar, schloß der General Clinchamp, der nach der Verwundung des Generals Bourbaki, den Oberbefehl übernommen hatte, mit dem Schweizer General Herzog, den Vertrag wegen des Uebertrittes über die Schweizer Grenze ab. Es traten in den Tagen des 1. und 2. Februar 3 französische Armeekorps, das XVIII., XV. und XX. an drei verschiedenen Stellen unweit von Pontarlier auf das Schweizer Gebiet über. Die Stärke der noch in geordneten Schaaren übertretenden Franzosen betrug an 66,000 Mann, mit 14 Batterien, 200 Fourgons, 300 Munitions- und Proviantwagen und ungefähr 1000 Kavalleriepferden. Von letzeren wie auch von den Artillerie- und Trainpferden befanden sich aber die meisten in so verhungertem und erschöpftem Zustande, daß die Hälfte davon in der Schweiz alsbald getödtet werden mußte, da sie das Futter nicht mehr werth waren. In einzelnen Schaaren und als Nachzügler kamen noch an 15—16,000 Franzosen in die Schweiz, so daß man die Zahl der dahin Uebergetretenen auf 80—82,000 Mann berechnen kann. So war dies Bourbaki'sche Heer, schon die 4. große französische Armee, welche während dieses Riesenkampfes, durch eine Kapitulation an der ferneren Theilnahme am Kriege verhindert wurde. Die erste Armee welche kapitulirte war die Mac-Mahonsche bei Sedan, die zweite die Bazainesche bei Metz, die dritte die Pariser Garnison, die vierte die jetzige, welche in die Schweiz übertrat. An 480,000 Mann beträgt die Stärke aller dieser Truppen, welche auf solche Weise der ferneren Theilnahme am Kriege entzogen wurden. So lange wir eine Kriegs-

geschichte aller Zeiten und Völker kennen, sind niemals auch nur annähernd Beispiele vorgekommen, daß 4 große Hauptarmeen durch Kapitulationen die Waffen strecken mußten.

Von den 4 Korps der ehemaligen französischen Ostarmee, wußte das XXIV. Armeekorps durch eine Reihe sehr geschickter Manöver, die mit ebenso viel Kühnheit wie Ausdauer unternommen wurden, die Pläne des Generals von Manteuffel zu vereiteln und aus der Cernirung zu entkommen. Ein General Cremer, dessen Charakter zwar der schärfste Tadel gebührt, denn er gehörte mit zu jener leider nur zu großen Zahl der kriegsgefangenen französischen Officiere, welche die Schande auf sich häuften, ihr Ehrenwort ohne Weiteres zu brechen und trotz des abgegebenen heiligen Versprechens, in diesem Kriege nicht wieder die Waffen gegen Deutschland zu führen, dies dennoch ohne Weiteres thaten, befehligte die Nachhut dieses Korps mit eben so viel Geschicklichkeit als Kühnheit. Er wußte die deutschen Truppenführer durch seine Märsche irre zu führen und so gelangte dies XXIV. Armeekorps, in einer Stärke von 15—18,000 Kombattanten glücklich nach Lyon. Von der ganzen so pomphaft angekündigten französischen Ostarmee, auf welche die Franzosen die übertriebensten und theilweise förmlich wahnwitzigsten Hoffnungen setzten, und die nach Angabe ihrer Zeitungen, Anfang December eine Stärke von 145,000 Mann haben sollte, in Wirklichkeit aber nicht mehr als 120—125,000 Kombattanten betrug, war dies schwache Armeekorps das einzige, welches Anfang Februar noch zur Verfügung der provisorischen Regierung stand, die übrigen 110,000 Mann hatte der Krieg schon in den wenigen Monaten abermals verschlungen, oder sie weilten als Gefangene in der Schweiz.

Es ward uns persönlich Gelegenheit in den ersten Tagen des Februars, einen Theil der übergetretenen Bourbaki'schen Armee auf Schweizer Boden zu sehen. Die meisten Soldaten waren total demoralisirt, von Hunger, Elend und Kälte körperlich arg mitgenommen, ohne das mindeste Vertrauen zu ihren Officieren und nicht mehr in dem geistigen wie physischen Zustand, um nur mit der mindesten Aussicht auf irgendwie noch einen Erfolg, fernerhin in den Kampf geführt werden zu können. Nur die Stämme einzelner alter Regimenter, besonders Artilleristen, Gensdarmen, Matrosen, Marinesoldaten, und algierische Truppen, machten hiervon eine Ausnahme; die Soldaten derselben befanden sich noch in vollkommen kriegstüchtigem Zustand und wünschten dringend, sich

mit den bitter gehaßten Preußen auch noch fernerhin schlagen zu können.

Während die Bourbaki'sche Armee in ihrer Mehrheit durch die vereinten Manöver der Korps des Generals von Werder und des Generals von Manteuffel zu stetem Rückzuge und schließlichem Uebertritt auf das Schweizer Gebiet gezwungen wurde, fanden bei Dijon auch noch ziemlich lebhafte Kämpfe mit den Truppen des alten Garibaldi statt. Wie schon in einem früheren Abschnitt von uns angeführt wurde, hatte Garibaldi bald nach dem gezwungenen Abzug des Generals von Werder aus Dijon, diese wichtige Stadt wieder besetzt. Wenn er gleich in einem gewissen Verhältniß zu dem General Bourbaki stand, so genoß er auf der anderen Seite doch auch wieder einer ziemlichen Selbstständigkeit und konnte auf eigene Hand seine Operationen leiten. Nach den Erfahrungen, die man im October über die große Uneinigkeit, welche zwischen Garibaldi mit seinen wilden Freischärlern, und den französischen Officieren und Soldaten des früheren regulären Heeres geherrscht hatte, gemacht, war diese Trennung auch entschieden nothwendig. Der alte Garibaldi, so tüchtig er sich auch ehemals im kleinen Kriege gezeigt hatte, war nicht allein, wie schon früher angeführt, in politischer Hinsicht der ärgste Phantast und lächerlichste Ignorant, sondern besaß auch von einer festen Organisation großer Heere und einem regelmäßigen Ineinandergreifen ausgedehnter strategischer Operationen, nach einem bestimmten vorher ausgearbeiteten Plan und einer festen Centralleitung, kaum eine Idee. So hätte er sich doch niemals den Anordnungen des Generals Bourbaki gefügt, wie auch wieder Letzterer, der in seiner politischen Gesinnung ein entschiedener Napoleonist ist, mit dem alten, wirklich oft halb verrückten Freischaarenführer, der stets den Kaiser Napoleon und die ganze reguläre französische Armee, nach Art der frechsten demokratischen Schmutzblätter geschimpft hatte, möglichst wenig zu schaffen haben wollte. Es war daher von Gambetta ganz vernünftig, daß er Garibaldi nach Dijon sandte, um von dort aus durch die Vogesen auf Nancy und die Straßburg-Nancy-Pariser Eisenbahn zu operiren. Wie schon früher wiederholt angeführt, wäre es für die deutsche Kriegsführung besonders vor Paris, aber von dem empfindlichsten Nachtheil gewesen, wenn uns der Betrieb auf dieser Eisenbahnlinie nur einige Wochen ernsthaft gestört wurde. Das Garibal-di'sche Korps, über dessen eigenthümliche Zusammensetzung und lockere

Disciplin, wir uns schon früher ausführlicher ausgesprochen haben, bestand Anfangs Januar aus circa 16—18,000 wirklichen Combattanten, wobei noch eine Menge höchst überflüssiger, ja zum Theil sogar schädlicher Subjecte umherbummelten. Da Garibaldi außerdem noch verschiedene Franktireurs-Banden, von denen sich stets viele in den Departements der Vosges, Haute-Marne und Haute-Saône umhertrieben, unterstützten, er auch in dem festen Langres stets einen Stützpunkt hatte, unsere deutschen Truppen aber wie schon angeführt, in Lothringen nur sehr schwach waren, so hätte diese Zahl vollständig hingereicht um in der ersten Hälfte Januar, mit kühner Offensive gegen Nancy oder Lüneville oder Bar le Duc vorzugehen. Man hegte auch damals in Nancy sehr ernstliche Besorgniß vor einem Ueberfall der Garibaldianer und in den Tagen vom 15.—18. Januar waren alle Anstalten getroffen, um sofort sich nach Metz zurückziehen zu können, wenn ein Garibaldi'sches Korps von nur 10,000 Mann, wirklich vor der Stadt erschienen sein würde, obgleich solches noch mindestens 15 Meilen davon stets entfernt stand.

Statt aber in der ersten Hälfte Januar energisch vorzugehen, vertrödelte Garibaldi ebenfalls in Dijon die kostbare Zeit, und erließ eine schwülstige Proklamation nach der anderen, die weiter keine Wirkung hervorbrachten, als zum Lachen zu reizen. Ob die Schuld hieran wirklich in seiner Unentschlossenheit gelegen hat, die dann freilich mit der kühnen Entschlossenheit seiner früheren Kriegsthaten, im grellen Widerspruch gestanden hätte, oder auch weil er selbst fühlte, daß seine Truppen nicht im Mindesten für einen Winterfeldzug ausgerüstet waren, muß eine spätere unpartheiische Untersuchung zeigen.

Vom 20. Januar an aber waren die Garibaldi'schen Unternehmungen nicht mehr zu fürchten, denn eine Division des II. Armeekorps, verstärkt durch noch einige andere Truppen, marschirte jetzt gegen Dijon, und diese Stärke genügte vollkommen, um alle etwaigen Offensivbewegungen der Garibaldianer vollständig zu vereiteln.

Es kam nun in dem Zeitraum vom 22. Januar bis 1. Februar zu einer Reihe ziemlich blutiger Gefechte in der Umgegend von Dijon. Die Brigade Ketteler vom II. pommerschen Armeekorps, welche hier besonders thätig war, konnte anfänglich nicht vordringen und war zu schwach, um das von Garibaldi stark verschanzte Dijon zu nehmen.

Bei einem dieser mit großer gegenseitiger Erbitterung geführten

Kämpfe in der Nähe von Dijon, verlor am 23. Januar das 2. Bataillon des 61. pommerschen Infanterieregiments, seine Fahne. Da es die erste Fahne war, welche die preußischen Truppen in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870—71 verloren haben, obgleich sie in denselben Hunderte von dänischen, österreichischen und französischen Fahnen erbeuteten, so machte dies Ereigniß damals das größte Aufsehen und ward sehr verschieden beurtheilt. Aus diesem Grunde wollen wir in möglichster Kürze, eine richtige Darstellung dieses Vorfalles hier folgen lassen.

Das 2. Bataillon dieses Regiments, erhielt am Nachmittag des 23. Januars Befehl, zur Unterstützung des 4. pommerschen Infanterieregiments Nr. 21, welches den rechten Flügel der Gefechtsaufstellung bildete, vorzugehen. Die stämmigen Pommern warfen die Garibaldianer entschieden zurück und drangen anfänglich selbst bis in die äußerste Vorstadt von Dijon vor. Hier aber wurden sie von den Feinden welche ein sehr großes Fabrikgebäude stark besetzt hatten, mit einem sehr lebhaften Feuer empfangen, welches ihnen ungemein bedeutende Verluste zufügte. Auch der Hauptmann Kumme, welcher das Bataillon befehligte, ward schwer blessirt und übergab das Kommando einem Premierlieutenant, da alle übrigen Hauptleute des Bataillons schon fehlten.

Dieser ertheilte am Abend um 6 Uhr als schon vollständige Dunkelheit herrschte, der 5. Kompagnie bei welcher sich die Fahne des Bataillons befand, den Befehl, diese von den Garibaldianern besetzte Fabrik zu erstürmen. Es war dies ein Unternehmen, welches mehr tollkühn als vorsichtig genannt werden muß. Die brave Kompagnie, an ihrer Spitze der Sergeant Pionke, der die Fahne trug, rückte muthig vor. Schon nach wenigen Schritten krachte eine Salve und der Fahnenträger stürzte todt zu Boden. Der Lieutenant Schulz sprang zu und erhob die Fahne, stürzte aber auch schon im nächsten Augenblick von einem Schusse getroffen, todt zusammen. Das gleiche Schicksal hatte der Lieutenant und Bataillonsadjutant von Puttkammer, der die Fahne aufhob, und nach ihm noch 2 Soldaten hintereinander, welche dies Ehrenzeichen des Regiments retten wollten. Nachdem nun auch der Kompagnieführer Premierlieutenant Weise schwer verwundet war, ging die bis auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzene Kompagnie zurück, ohne in der Dunkelheit und dem starken Pulver-

dampf des Gefechts, das Fehlen der Fahne zu bemerken. Auch bei diesem Rückzug mußte sich das Bataillon, welches einige hundert Mann an diesem Abend verlor, noch durch eine starke Schaar von Garibaldianern durchschlagen, und kam erst spät bei der Brigade an. Als hier der Verlust der Fahne zuerst entdeckt wurde, entstand eine allgemeine Bestürzung und es bildete sich sogleich eine Abtheilung von Freiwilligen, um solche zu suchen und wo möglich zu retten. Es war dies aber vergeblich, und diese ganze Abtheilung kehrte nicht wieder zurück, da alle Soldaten derselben entweder getödtet oder gefangen genommen wurden. Der Anführer der Feinde in diesem Kampfe, Menotti Garibaldi, hat am andern Tage dem General von Ketteler, dem Kommandeur der Brigade, in einem besonderen sehr ritterlichen Schreiben angezeigt, daß die Fahne zerbrochen, und von Kugeln durchlöchert, mitten in einem Haufen von Todten gefunden sei.

So kann das Bataillon auch nicht der mindeste Vorwurf über den Verlust dieser Fahne treffen. Ob es aber überhaupt zu billigen ist, daß Fahnen in ein Nachtgefecht mitgenommen und dort an die Spitze der Sturmkolonnen gestellt werden, wo sie der Gefahr des Verlustes sehr leicht ausgesetzt sind, und doch dabei nicht den mindesten Nutzen bringen, ist eine Frage, über welche die Ansichten wohl sehr verschieden lauten dürften.

Da das Garibaldi'sche Korps aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzt war, so benahm es sich auch in allen diesen Kämpfen bei Dijon, sehr ungleich. Viele Soldaten desselben kämpften sehr muthig und zeigten sich auch als geschickte Scharfschützen, daher die deutschen Truppen verhältnißmäßig bedeutende Verluste erlitten; waren dabei auch von einer gewissen ritterlichen Gesinnung gegen die Gefangenen beseelt, während umgekehrt wieder ein großer Theil der Freischärler, das nichtsnutzigste, unbrauchbarste Gesindel von der Welt bildete.

Wäre übrigens der Waffenstillstand nicht gekommen, so dürfte die Eroberung von Dijon, was stark verbarrikadirt war, den deutschen Truppen noch vieles Blut gekostet und der armen, ohnehin schon auf das Härteste mitgenommenen Stadt, unendlichen Schaden zugefügt haben. Es ist ein Glück für die Humanität, daß es zum Sturm auf Dijon nicht mehr gekommen ist, denn die deutschen Soldaten, welche durch diesen vielmonatlichen kleinen Krieg, überhaupt gerade nicht in

ihrer Civilisation gewonnen hatten, und dazu gegen die Garibaldianer mit Recht eine besondere Erbitterung hegten, dürften sonst vielleicht arg daselbst gehaust haben. Aber auch für den alten Garibaldi und seine Schaar war es ein großes Glück, daß der Waffenstillstand ihm einen gesicherten Rückzug nach Macon und später von da nach Chalons sur Saône erlaubte. Nach dem Uebertritt der Bourbaki'schen Armee in die Schweiz, wäre das Garibaldi'sche Korps in Dijon ganz entschieden von den Truppen der Manteuffel'schen Divisionen umzingelt und gefangen genommen worden, wenn nicht der Waffenstillstand diesen ungehinderten Rückzug nach Macon gestattet hätte. Wir freuen uns sehr, daß es gerade so und nicht anders gekommen ist. Sehr wahrscheinlich wäre noch viel Blut geflossen, bevor Garibaldi sich zu einer Kapitulation entschlossen, und der Kampf hätte nur zu leicht einen wilden, erbitterten Charakter angenommen gehabt. Dies ist nun glücklicher Weise vermieden worden. Was hätte es uns Deutschen auch wohl sonderlichen Nutzen oder hohe Ehre gebracht, wenn wir Garibaldi und einige Tausend seiner Freischärler gefangen genommen oder vielleicht getödtet haben würden?! Die politische Rolle des alten confusen Freischaarenführers, ist wohl für alle fernere Zukunft ausgespielt und die wirklich lächerliche und nur aus vollständiger Unkenntniß aller Verhältnisse entspringende Begeisterung, welche ein in politischer Hinsicht freilich ziemlich harmloser Theil des deutschen Volkes, einst für Garibaldi und seine Rothhemden hegte, hat solcher durch seine völlig unberechtigte und durch nichts, aber auch gar nichts gerechtfertigte Einmischung in diesen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, vollständig eingebüßt.

Ohne sonderlichen Ruhm erworben zu haben, und auch von dem französischen Volke, was seine Hülfe gar nicht erbeten hatte, nicht mit vielem Danke belohnt, schiffte sich Garibaldi, nachdem er zuvor in Marseille noch während einiger Stunden eine ziemlich lächerlich-klägliche Rolle gespielt und einigen Hundert Personen des niedrigsten Pöbels, eine seiner gewöhnlichen schwülstigen und oft wahrhaft sinnlosen Reden gehalten hatte, Mitte Februar wieder nach seiner Felseninsel Caprera ein. Für seinen Ruhm wäre es besser gewesen, wenn er solche gar nicht verlassen hätte.

Ohne weiteren Kampf wurde Dijon am 30. Januar von den deutschen Truppen wieder besetzt und der Krieg hatte somit auch auf

diesem Theil des Kriegsschauplatzes, glücklich sein Ende gefunden. Hatte er wahrlich doch auch lange genug hier gedauert und unermeßliches Elend aller Art erzeugt. Besonders auch die arme Stadt Dijon selbst, die zweimal von den Deutschen und zweimal wieder von den Franzosen besetzt wurde, hat sehr hart gelitten und wird sich in Decennien nicht wieder von den erlittenen Verlusten zu erholen im Stande sein.

Hatten bei Weißenburg im Elsaß mit die ersten Kanonenschüsse in diesem Riesenkampf des französischen Volkes mit dem deutschen gedonnert, so sollten jetzt bei Belfort die letzten ertönen. Da die Belagerung dieser Festung, einen eigenen wichtigen Abschnitt des Krieges bildet, so wollen wir eine zusammenhängende Darstellung derselben in möglichster Kürze zusammengedrängt, hier jetzt folgen lassen.

Die Festung Belfort wurde am 3. November 1870, zuerst durch Truppen der 1. preußischen Landwehrdivision unter dem General von Treskow cernirt. Als später die Beschießung der Werke von Belfort begann, wurden außer preußischen, auch bairische, badische, würtembergische und selbst sächsische Festungsartillerie-Batterien, die früher größtentheils vor Straßburg, Schlettstadt und Neu-Breisach thätig gewesen waren, mit dazu verwandt. Um die Belagerung von Belfort zu sichern, war auch die Besetzung des nahe gelegenen Städtchens Montbeillard mit seinem festen Schlosse dringend nothwendig, welche am 6. November geschah.

Wenn man aber deutscher Seits vielleicht anfänglich gehofft haben mochte, die Festung Belfort ebenso schnell und leicht wie Schlettstadt, Breisach, Toul, Verdun und die andern kleineren französischen Festungen, welche wir erobern mußten, zu nehmen, so sah man bald ein, daß man sich in einem gar argen Irrthum hierin befunden hatte. Die Festung war durch ihre weit entlegenen, auf steilen Felsen thronenden Außenforts, unter denen Fort Miotte und Fort Justice die wichtigsten sind, ungemein stark, und da außerdem der Felsenboden ringsumher die Belagerungsarbeiten sehr erschwerte, ja theilweise sogar fast unmöglich machte, so glich sie in ihrer Uneinnehmbarkeit beinahe einem zweiten Metz, wenn freilich in sehr verkleinertem Maßstab. Dazu kam, daß Belfort in dem Oberst Denfert einen sehr muthigen, thätigen und geschickten Kommandanten besaß, und die Garnison von 12000 Mann vollständig hinreichte, alle Werke sehr genügend zu besetzen, ohne doch wieder durch ihre zu große Stärke die hinreichende Ver-

proviantirung zu erschweren, wie dies z. B. bei Metz der Fall war. Auch hatte Belfort Zeit genug gehabt, sich sehr vollständig zu verproviantiren, was auch mit vielem Eifer und Geschick geschehen war. So gehörte die Belagerung dieser Festung, entschieden mit zu den schwierigsten Unternehmungen dieses ganzen Krieges und es ist nicht die Schuld der damit beauftragten Officiere und Truppen, die es an Eifer und Ausdauer wahrlich nicht fehlen ließen, wenn solche nicht gelöst werden konnte, und Belfort erst durch die Bedingungen des Waffenstillstandes, in unsere Hände fiel.

Nach der ersten ziemlich oberflächlichen Cernirung trat am 23. November eine engere Cernirung ein, und fast sämmtliche um die Außenforts gelegenen Ortschaften, wurden nach theilweise blutigen Kämpfen von den deutschen Truppen besetzt. Von nun an war die Festung von jeglicher Verbindung mit dem übrigen Frankreich, die bis dahin noch immer stattgefunden hatte, vollständig abgeschnitten.

Am 3. December früh 8 Uhr, wurde zuerst aus 28 Belagerungsgeschützen ein heftiges Feuer auf die Werke von Belfort eröffnet, was übrigens keinen sonderlichen Schaden daselbst zufügte. Die Forts erwiderten dies Feuer ebenfalls sehr lebhaft wieder und von beiden Seiten donnerte es gewaltig, ohne daß hüben wie drüben, eigentlich gerade allzuviel dabei herauskam. Mit wachsender Heftigkeit ward dies Bombardement in den nächsten Tagen fortgesetzt und erreichte am 8. und 9. December seinen Höhepunkt. Man glaubte anfänglich deutscher Seits, sehr bedeutende Erfolge dadurch erreicht und den Muth der Belagerten gebrochen zu haben, irrte sich aber, wie die späteren Ereignisse zeigten, ganz bedeutend hierin. Obgleich in der einen Vorstadt von Belfort einige Gebäude niederbrannten und mehrere Personen aus der Bevölkerung getödtet wurden, so dachten doch weder die Einwohner und der sehr energische Präfect von Belfort, Grosseau, noch gar der Kommandant Oberst Denfert an eine Kapitulation. Im Gegentheil, die Werke wurden noch immer mehr verstärkt und die Wachsamkeit der deutschen Belagerungstruppen durch häufige Ausfälle oft sehr auf die Probe gestellt. Es war ein lebhaftes Kämpfen hier, was uns nicht geringe Verluste kostete und die Landwehrtruppen, die sich trefflich bewährten, oft stark mitnahm.

Die strenge Winterkälte von Mitte December bis Mitte Januar, wirkte auch sehr hemmend auf die Belagerung ein, da es ganz un-

möglich hielt, den fußtief fest gefrorenen Boden aufzugraben, um Laufgräben und Schanzen anzulegen. Doch geschahen noch häufig kleine Gefechte und Ueberfälle, bei denen einzelne Abtheilungen der preußischen Landwehr sich oft sehr auszeichneten. So erstürmte z. B. das Landwehrbataillon Schneidemühl, einst mit großem Muthe ein feindliches Außenwerk.

Das Anrücken der Bourbaki'schen Armee gefährdete auch die Belagerung von Belfort im höchsten Grade, und während einiger Tage war es wirklich sehr zweifelhaft, ob der General von Treskow im Stande sein würde, solche durchzuführen und sich nicht vielmehr in den Elsaß zurückziehen müsse. Ein Theil der deutschen Belagerungsgeschütze mußte wie schon angeführt, aus den Schanzen genommen und an der Lisaine-Linie gegen den anmarschirenden Feind verwandt werden, und der General von Treskow hatte die größte Mühe, sich so während der Kampf bei Montbeillard tobte, gegen die Ausfälle der Belforter Besatzung zu schützen.

Als die Bourbaki'sche Armee durch die Ausdauer des Werder'schen Korps zurückgeworfen und immer weiter gegen die Schweizer Grenze gedrängt wurde, konnte auch die Belagerung von Belfort mit erneutem Eifer und vermehrtem Erfolg wieder aufgenommen werden. In der Nacht vom 20. auf den 21. Januar, konnten die von den Franzosen stark besetzten Gehölze Taillis und Bailly sowie das Dorf Pérouse von den preußischen Truppen nach harten Kämpfen und nicht ohne gegenseitige bedeutende Verluste genommen werden, was ein entschiedener Fortschritt war. Auch wurden am 21. Januar 4 neue Batterien bei Danjoutin eröffnet, deren Feuer den Belagerten manchen Schaden zufügte.

Eine verhältnißmäßig bedeutende Niederlage erlitt dagegen am 26. Januar das 2. Bataillon des 3. pommerschen Landwehrregiments Nr. 14. Man wollte in der Dunkelheit der Nacht, die Forts Basses- und Hautes-Perches durch einen kühnen Handstreich erstürmen und hatte dazu dies Bataillon bestimmt. Leider aber hatte man versäumt, die Lokalitäten vorher so genau zu rekognosciren, wie dies ein dringendes Erforderniß sein mußte, wenn man wirklich einen Erfolg und nicht wie es jetzt geschah, eine Niederlage erleiden wollte. So marschirten denn die Truppen ziemlich planlos vor, sprangen in einen tiefen Wallgraben hinein, aus dem sie ganz unmöglich wieder herausklettern

konnten, sondern wie in einer Falle gefangen saßen. Da der Oberst Denfert die nöthige Wachsamkeit nicht versäumt hatte, so wurden die im Wallgraben eingeschlossenen Preußen nun heftig beschossen, in Folge dessen sie sich nothgedrungen ergeben mußten. Der deutsche Verlust bei dieser gänzlich verunglückten Unternehmung, hat an 400 Mann betragen, von denen allein ungefähr 380 Mann von den Franzosen gefangen genommen wurden. Dieser Vorfall, von dem wir nicht wissen wer eigentlich die Hauptschuld davon trägt, gehörte zu der geringen Zahl entschiedener Niederlagen, welche die deutschen Waffen in diesem riesigen Kampfe erlitten haben.

Was durch einen Handstreich nicht gelingen wollte, erreichte man nun deutscher Seits durch regelmäßige und mühevolle Arbeit. Trotz der Schwierigkeit welche das felsige Terrain darbot, in welches die Laufgräben theilweise in die Felsen eingesprengt werden mußten, ward nun planmäßig gegen die Forts Hautes-Perches und Basses-Perches vorgegangen, und unsere Batterien eröffneten ein so wohlgezieltes Feuer gegen dieselben, daß die Franzosen solche am 8. Februar räumten, so daß sie von den deutschen Truppen besetzt werden konnten.

Es waren dies die letzten Kanonenschüsse von den vielen hunderttausenden, welche in diesem furchtbaren Nationalkrieg der Deutschen und Franzosen abgefeuert wurden, und mit der Eroberung dieser beiden Forts, sollte das Blutvergießen glücklicher Weise enden. So wie deutsche Kanonen in diesen beiden Forts aufgestellt wurden, konnte man die Citadelle und auch das neue große Forts „des Barres“ bei Belfort mit Erfolg beschießen.

Dieser Umstand und mehr wohl noch der Gedanke, daß bei dem eingetretenen Waffenstillstand, dem unzweifelhaft ein baldiger Frieden folgen müßte, ein fernerer Widerstand doch zu keinem Resultate führen konnte, ja es ein frevelhaftes Spiel mit dem Leben von Menschen genannt werden müßte, wenn hier der Kampf noch ferner tobte, während im ganzen übrigen Frankreich die so heiß ersehnte Ruhe schon herrschte, veranlaßte den Oberst Denfert, die ihm wiederholt angetragene Kapitulation endlich anzunehmen. Er that dies am 16. Februar, und am 18. Februar ward die deutsche Fahne zuerst auf den Forts von Belfort aufgezogen und die Festung von unseren Truppen besetzt. Mit seinen Soldaten, die noch an 12,000 Mann Kombattanten zählten,

zog der Oberst Denfert mit vollen kriegerischen Ehren und sämmtlichem Gepäck ab und marschirte hinter die durch den Waffenstillstand vorgeschriebene Demarcationslinie. So herrschte denn auch in den Departements Doubs und Cote d'or endlich vollständige Waffenruhe.

Von allen französischen Festungen ist Belfort wohl mit der größten Energie und dem meisten Geschick vertheidigt worden und man kann dem Oberst Denfert das Zeugniß nicht versagen, daß er seine Pflichten als Kommandant, in hohem Grade erfüllt hat. Freilich ward er auch durch die örtlichen Umstände dabei in einer seltenen Weise begünstigt.

Die deutschen Verluste an Todten, Verwundeten und Gefangenen, welche uns diese mehrmonatliche Belagerung kostete, werden an 700 Mann betragen, größtentheils der pommerschen und posenschen Landwehr angehörend.

XVII. Kapitel.

Die Befürchtungen wegen der Landung der französischen Kriegsflotte. Die Ernennung des Generals Vogel von Falckenstein zum General-Gouverneur der Seeküsten. Die gänzlich mißglückten Unternehmungen der französischen Kriegsflotte in der Ost- und Nordsee. Der Kampf des deutschen Kanonenbootes Meteor bei Havanna. Die Kreuzfahrten der Korvette Augusta in den französischen Gewässern.

Zum Schlusse unserer Geschichte des für alle Zeiten ewig denkwürdigen Krieges von Frankreich gegen Deutschland, wollen wir noch eine kurze Darstellung der Begebenheiten zur See folgen lassen. Mit vollem Recht dürfen wir uns hiebei einer gedrängten Kürze befleißigen, denn es ist ganz unendlich wenig, was die große, starke französische Kriegsflotte, nach der englischen die erste und mächtigste der Welt, geleistet hat. Wohl niemals ist ein Unternehmen, was prahlerischer vorausverkündet wurde, in Wirklichkeit kläglicher ausgefallen als die Expedition der Kriegsflotte Frankreichs, gegen die deutschen Nord- wie Ostseeküsten. Wenn das französische Landheer trotz der unzweifelhaft glänzenden Tapferkeit, mit welcher sich viele seiner einzelnen Truppentheile stets geschlagen haben, im Allgemeinen lange nicht die Erwartungen erfüllte, die man früher allgemein von ihm hegen durfte, so

läßt sich dies von der Kriegsflotte noch in entschieden weit höherem Grade behaupten. Alle diese mächtigen französischen Panzerschiffe mit ihren Hunderten von Geschützen schwersten Kalibers, haben nichts, aber auch gar nichts weiter geleistet, als einige Dutzend unbewaffnete deutsche Handelsschiffe auf offener See zu kapern, und die Millionen welche Frankreich die Expedition seiner Flotte gekostet hat, sind vollkommen nutzlos weggeworfen worden.

Als im Juli 1870 die so vollständig ungerechtfertigte Kriegserklärung Frankreichs geschah, durfte man nicht ohne Grund eine große Besorgniß für unsere norddeutschen Seeküsten, unsere Kriegshäfen und vor Allem auch für unsere junge deutsche Kriegsflotte, hegen. In seiner Landmacht war das vereinte Deutschland der französischen entschieden gewachsen, ja wie sich bald herausstellte sogar bedeutend überlegen, in der Seemacht hingegen war dies aber auch nicht einmal annähernd der Fall. Der Kaiser Napoleon III. hatte in den 19 Jahren seiner Regierung, ungemein viel für die Marine seines Landes gethan, mit freigebiger Hand Millionen über Millionen dafür verwandt und es so zuletzt dahin gebracht, daß die französische Panzerflotte an Stärke ihrer Schiffe und Vorzüglichkeit ihrer Bauart, der englischen vollkommen ebenbürtig gehalten wurde. Deutschland hingegen besaß nur drei große und zwei kleine Panzerschiffe, von denen dazu das größte, der „König Wilhelm", was sich unbedingt mit dem besten französischen Panzerschiff messen konnte, durch einen Unglücksfall an seinem Dampfcylinder so sehr in seiner Schnelligkeit gehindert wurde, daß man mit einiger Vorsicht kaum wagen durfte, es zu einer Expedition in offener See zu verwenden. Außer diesen 5 Panzerschiffen hatten wir noch 9 Korvetten, von denen 3 in fernen Meeren abwesend waren, ein Dutzend Kanonenboote und einige für den Kampf kaum verwendbare Segelschiffe. So konnten wir also selbstverständlich einen offenen Kampf mit der französischen Kriegsflotte, nicht aufnehmen, und während wir zu Lande sogleich zur rücksichtslosesten Offensive übergingen, mußten wir uns zur See nothgedrungen auf die strengste Defensive beschränken. Aber auch in dieser Defensive zeigte sich die Kraft und Tüchtigkeit der preußischen Kriegsführung, welche in diesem Kampfe stets so Außerordentliches leistete, sogleich in recht bemerklicher Weise. Da eine Centralleitung der gesammten Küstenvertheidigung dringend geboten war, so ward der alte General Vogel von Falckenstein mit diesem

so sehr wichtigen Posten betraut. Man konnte diese Wahl eine in jeder Hinsicht sehr glückliche nennen und sie bewies aufs Neue den großen Scharfblick und die außerordentliche Menschenkenntniß des Kriegsministers von Roon und des Generals von Moltke, von denen sie hauptsächlich ausgegangen war. An Energie des Willens und Schnelligkeit und Rücksichtslosigkeit des Handelns, wie auch an großer strategischer Befähigkeit, stand der alte General Vogel von Falckenstein gewiß keinem einzigen preußischen Korpsführer nach, ja übertraf sogar wohl die meisten; dies hatte er 1866 durch die wahrhaft mustergültige Führung der preußischen Mainarmee, mehr als genügend bewiesen. Diese Eigenschaften paßten aber vortrefflich zu einem Oberbefehlshaber der gesammten deutschen Küstenvertheidigung, denn man konnte beim Beginn dieses Krieges nicht wissen, ob die Franzosen nicht vielleicht ein Landungskorps von 70—80,000 Mann auf ihrer zahlreichen Transportschiffsflotte nach unseren deutschen Küsten führten und dort zu landen versuchten. Hatten französische Agenten und Diplomaten mit ihrer gewöhnlichen Unkenntniß und Frivolität, dem Kaiser Napoleon doch vielfach berichtet, in Hannover und Schleswig-Holstein sei die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der preußischen Herrschaft so groß, daß man mit Begierde einer Landung der Franzosen entgegensehe, um sich mit diesen gegen die verhaßten Preußen zu verbinden. Es konnte nichts Unsinnigeres als solche Berichte geben. Wie wir schon am Anfang unseres Werkes anführten, sind vereinzelte alt-preußische Officiere und Beamte durch ihr arrogantes Auftreten und die von sehr geringer geistiger Bildung zeugende Art und Weise, mit der sie Alles was nicht nach der ihnen von Jugend an gewöhnten Art und Weise eingerichtet ist, verhöhnen und verspotten, nichts weniger als beliebt, ja oft geradezu in den neuen Landestheilen verhaßt, aber zwischen dieser Abneigung gegen einige altpreußische Beamte und Einrichtungen, und einem Bündniß mit den Franzosen gegen Deutschland, liegt doch eine ganz unendliche Kluft. Gerade unser niedersächsisches Landvolk an der deutschen Seeküste, ist so kernhaft deutsch und dazu von einer so tiefen inneren Abneigung gegen alles Franzosenthum beseelt, wie nur irgend ein anderer Volksstamm im ganzen weiten Deutschland, und wäre wirklich ein französisches Landungskorps zwischen der Ems und Oder erschienen, so hätten die Bauern sich mit den regulären Truppen sogleich verbunden, um solches gebührend zu

empfangen. Haben nicht auch die fast ausschließlich aus Schleswig-Holstein und Hannover rekrutirten Regimenter, in diesem Kriege an Muth, Ausdauer und Mannszucht ihrer Soldaten, vollkommen mit den besten altpreußischen Truppentheilen gewetteifert? Daß einzelne verlorene Söhne des Adels und ehrgeizige oder geldgierige Intriguanten, welche die körperliche Blindheit und geistige Unwissenheit des armen früheren Königs Georg von Hannover dazu benutzen, um diesem durch allerlei schwindelhafte Projecte wie „Welfenlegion" und ähnlichen Unsinn, das Geld aus der Tasche zu stehlen, auch Pläne zu einem welfischen Volksaufstand bei einer etwaigen Landung der Franzosen in Norddeutschland, an den nahe verbundenen Höfen zu Hitzing und in den Tuilerien vorgelegt haben mögen, kann immerhin der Fall sein. Das Ganze lief aber auf eine leere Schwindelei aus und kaum einige Verräther vornehmen wie unteren Standes, dürften die Franzosen bei einer etwaigen Landung mit Jubel begrüßt haben. Viel gefährlicher wie solch ein angeblich welfischer Volksaufstand, konnte aber die Hülfe der Dänen werden. Wären unsere ersten Landschlachten in Frankreich unglücklich statt jetzt in so hohem Grade glücklich ausgefallen und dann einige 40—50,000 Franzosen an der Elbe erschienen, so würden sich nur zu wahrscheinlich einige 30,000 Mann dänische Landtruppen mit diesen gegen uns verbündet haben. Ward doch schon in Jütland im Geheimen hiezu gerüstet.

So war das Kommando, welches der General Vogel von Falckenstein erhielt, besonders beim Beginn des Krieges, von der allerhöchsten Bedeutung und erforderte gewiß einen energischen und umsichtigen Charakter. Auf der anderen Seite paßte aber gerade dieser Heerführer nicht sonderlich nach Frankreich. Er handelte gerne eigenmächtig und liebte es nicht sehr sich fremden Anordnungen zu fügen und nach gemeinsamem Plane zu operiren, und solchen Korpsführer konnte der General von Moltke, der mit vollem Recht verlangte, daß jeder Befehlshaber einer Armee, seine Anordnungen auf das Strengste befolgte, nicht gut gebrauchen. Auch neigte sich der General Vogel von Falckenstein leicht zu einer harten, schonungslosen Kriegsführung und so war es ein Glück, daß er nicht mit in Frankreich verwandt wurde, denn er würde dem dortigen Kriege gar leicht einen noch schonungsloseren Charakter verliehen haben, als dieser ohnehin schon leider zuletzt immer mehr anzunehmen drohte. Zeigte er dies doch schon jetzt in Hannover

durch die ziemlich willkürliche und wohl nicht gut gerechtfertigte Verhaftung einiger unschuldiger Personen, wie z. B. des früheren hannöverschen Ministers von Münchhausen, eines Mannes, dem man nach seiner ganzen früheren Vergangenheit wie nach seinem Charakter, doch wahrlich nicht die Infamie oder wenn man will, den Blödsinn einer Begünstigung französischer Landungen in Norddeutschland zutrauen konnte.

Mit großer Umsicht und Energie wurden nun alle Pläne getroffen, um etwaigen Landungsversuchen der Franzosen wie auch den künftigen Thaten ihrer Flotte vorzubeugen. Alle unsere Kriegsschiffe wurden vollständig ausgerüstet, mit den trefflichen Matrosen, welche unsere deutschen Ost- wie Nordseeküsten glücklicher Weise in so reicher Zahl liefern, vollständig bemannt und in unseren Kriegshäfen Wilhelmshafen und Kiel so aufgestellt, um sogleich in See gehen zu können, wenn der Befehl dazu erfolgte. Wenn auch nicht große Seeschlachten, denn dazu reichte leider weder ihre Zahl noch Stärke aus, geschlagen werden durften, so konnten unsere deutschen Kriegsschiffe, doch die Blokade unserer Häfen durch französische kleinere Flottenabtheilungen verhindern, die feindlichen Escadres beunruhigen und zur steten Wachsamkeit zwingen, und so deren Mannschaft ermüden und auch einzelne Schiffe, die getrennt waren, erfolgreich angreifen. Die ersteren beiden Zwecke hat unsere junge Marine vollständig erreicht und die große französische Kriegsflotte vermochte die Blokade der deutschen Nord- wie Ostseehäfen lange nicht so vollständig durchzuführen, als dies 1848 und 49 einige wenige dänische Segelfregatten mit nur zu vielem Erfolg thaten. Zu den gewünschten Kämpfen mit französischen Kriegsschiffen ist es leider aber fast gar nicht gekommen. Ob die Verhältnisse dies wirklich nicht gestatteten oder ob besonders unsere großen Panzerfregatten doch nicht häufiger und weiter hätten in See gehen sollen, als dies geschah, wie dies von manchen Seiten behauptet wird, vermögen wir nicht im Entferntesten zu beurtheilen. Besonders im Interesse unserer deutschen Kriegsflotte selbst, die jetzt größtentheils zu einer höchst langweiligen Thatenlosigkeit verurtheilt wurde, hätten wir es aber dringend gewünscht, wenn sie eine recht gehörige Feuertaufe erhalten. Es wäre dies für ihre ganze zukünftige Entwickelung von dem größten Vortheil gewesen.

Die Befestigungen unserer beiden Kriegshäfen Kiel und Wilhelmshafen mit ihren so sehr umfangreichen Etablissements, waren noch nicht

vollständig beendigt und so durfte man mit Recht fürchten, daß die Angriffe der französischen Flotte sich zunächst gegen sie richten würden. Man errichtete in der größten Eile und mit ungeheurer Anstrengung große Batterien, die mit schweren Geschützen armirt wurden, an deren Eingang und versperrte das Fahrwasser durch viele versenkte Torpedos. Leider sind bei dem Versenken wie Aufnehmen dieser Torpedos einzelne Unglücksfälle vorgekommen und mehrere tüchtige Officiere wie Matrosen haben ihr Leben dabei eingebüßt. Diese Sicherheitsmaßregeln unserer Kriegshäfen erreichten vollständig ihren Zweck und die französische Flotte hat auch nicht einmal den Versuch eines Angriffes dagegen zu unternehmen gewagt.

Zur Sicherheit unserer Küsten wurden außerdem alle Seezeichen entfernt, alle Leuchtfeuer gelöscht, den Fischerfahrzeugen das Auslaufen verboten, damit deren Mannschaft nicht vom Feinde als Lootsen gepreßt werden könnte; kurz Alles gethan, um den feindlichen Flotten unsere ohnehin schon gefährlichen Ost- wie Nordseeküsten, so unheimlich als möglich zu machen. So nützlich sich auch alle diese Maßregeln erwiesen und so sehr sie zu billigen waren, so wurde doch dabei mitunter etwas zu rigorös verfahren, besonders zu Zeiten wenn die feindlichen Flotten gar nicht einmal in der Nähe sich befanden. Es sind durch solche unnöthige Strenge dem deutschen Handelsstand in den Seestädten und der Küstenfischerei manche ganz unnütze Verluste zugefügt worden, die man durch eine etwas freiere und weniger pedantische Handhabung dieser Bestimmungen, sehr leicht hätte vermeiden können.

Zur Deckung der Küsten gegen etwaige Landungsversuche, blieb anfänglich die 17. Division unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin in Schleswig-Holstein zurück; auch wurden längst der ganzen Seeküste von Emden bis Memel, überall Landwehr- und Reservetruppen vertheilt und die Ersatzbataillone binnenländischer Regimenter in die Hafenstädte gelegt. Im Anfang des Krieges, da man noch nicht wissen konnte, welchen Umfang etwaige französische Landungsversuche annehmen würden, blieb auch das gesammte II. (pommersche) Armeekorps theils in Pommern, theils als Reserve in Berlin zurück, marschirte aber schon Anfang August nach Frankreich ab. Auch wurde eine freiwillige Küstenwehr errichtet, welche sich den Schutz und die Beobachtung der Küsten zur Aufgabe machte. Alle Militairposten und Batterien wurden durch Telegraphen mit einander verbunden, so daß sogleich die Nachricht

verbreitet werden konnte, wenn irgendwo die feindliche Flotte erschien oder gar einen Landungsversuch unternehmen wollte. In Danzig, Stettin, Hamburg und Bremen standen stets ziemlich beträchtliche Reservebataillone und Batterien zum Schutz etwaiger bedrohter Plätze bereit und da mit geringen Lücken oder Umwegen, alle deutschen Hafenplätze durch Eisenbahnen mit einander verbunden sind, so konnten innerhalb 10—12 Stunden an jedem Platz, wo eine Landung versucht werden sollte, immer an 20—25,000 Mann Truppen mit der nöthigen Artillerie versammelt sein. Es sollte den Feinden schon die Lust zu Landungen vergehen und sie konnten auf einen gar heißen und unsanften Empfang in diesem Fall sehr bestimmt rechnen. Alle diese Maßregeln waren mit großer Umsicht und zweckmäßiger Benutzung der Lokalverhältnisse getroffen, und wurden von dem General Vogel von Falckenstein in rein militairischer Hinsicht vortrefflich geleitet. So durften unsere Nord- wie Ostseeküsten vor etwaigen Landungsversuchen der französischen Kriegsflotte, schon ziemlich sicher sein und in der That hat solche auch nicht einmal nur den Versuch gewagt, solche zu unternehmen.

War die französische Landarmee lange nicht so kriegsbereit und gerüstet wie man dies hätte erwarten sollen, da der Kaiser Napoleon, von dem Uebermuthe des französischen Volkes gedrängt, dem Könige von Preußen ohne den mindesten Grund auf die frechste Weise die Kriegserklärung in das Gesicht schleuderte, so war dies mit der Flotte in noch viel geringerem Grade der Fall. Diese hatte noch fast gar keine Kriegsrüstungen gemacht und befand sich in tiefer Ruhe in den gewaltigen Kriegshäfen Frankreichs. Man hatte im Marineministerium zu Paris kaum an den Krieg gedacht und so auch nichts für diesen vorbereitet. Der französische Uebermuth, der da glaubte und hoffte, daß der König von Preußen und mit ihm das gesammte deutsche Volk, aus Furcht vor der Macht Frankreichs jeden Hohn geduldig ertragen würden, hatte sich hierin zu seinem eigenen Schaden wieder einmal recht gründlich verrechnet, und die Wahrheit des alten guten deutschen Sprichwortes „Hochmuth kommt vor dem Falle“ bestätigte sich auf's Neue.

Am 22. Juli ward der Vice-Admiral Graf Bouet-Villaumez zum Befehlshaber des französischen Ostseegeschwaders ernannt und pflanzte zu Cherbourg seine Flagge auf der Panzerfregatte „Surveillante“ auf.

Dem ursprünglichen Plane nach, sollte dies Geschwader aus 14 Panzerfregatten, einer großen Zahl Aviso-Schiffe und vielen kleinen Kanonenbooten bestehen. Sein Zweck war, zuerst die Einfahrt in den Kieler Hafen zu erzwingen und dort die deutschen Kriegsschiffe und die Marine-Etablissements zu zerstören, und dann ein Gleiches in Danzig zu thun. Daß wir diesem Panzergeschwader auch keine nur annähernd gleiche Stärke zur See entgegenstellen konnten, bedarf kaum einer Anführung. Für die Nordsee war ein starkes Geschwader von großen Transportdampfern, Kanonenschaluppen und schwimmenden Batterien, unter dem Oberbefehl des Vice-Admirals La Roncière de Nourry bestimmt. Ein Landungskorps von 30,000 Mann unter dem Oberbefehl des sehr tüchtigen Generals Bourbaki, sollte dasselbe begleiten. Eine Landung an der hannöverschen Küste und eine Zerstörung der Marine-Etablissements zu Wilhelmshafen, sollte der erste Zweck dieses französischen Nordseegeschwaders sein.

So schön nun auch alle diese Pläne im Marineministerium zu Paris gemacht waren, so gewaltig haperte es sogleich mit deren Ausführung. In Cherbourg war fast gar nichts zur Ausrüstung einer so gewaltigen Kriegsflotte vorbereitet und es fehlte an Allem und Jedem dazu, und so war es nicht möglich, alle diese Flotten auch nur zur Hälfte in See gehen zu lassen. Auch die 30,000 Mann Landungstruppen unter dem General Bourbaki waren nicht vorhanden und beschränkten sich zuletzt auf einige Regimenter Marine-Infanterie, die uns weiter nicht in Deutschland nur im Allermindesten gefährlich werden konnten.

Am 25. Juli ging der Admiral Bouet-Villaumez zuerst in See, doch beschränkte sich sein Geschwader nur auf 7 Panzerfregatten und 1 Avisoschiff, und diese waren nicht einmal vollständig ausgerüstet. Am 29. Juli erschien dies Geschwader im Sund, um dort seinen Kohlenvorrath zu ergänzen und sich mit Lootsen für die Ostsee zu versehen. Die Bevölkerung Dänemarks, welche Deutschland auf das Bitterste haßt, begrüßte die französische Kriegsflotte mit dem größten Jubel und that alles Mögliche, um durch laute Demonstrationen ihre Sympathien für Frankreich zu bezeugen. Wichtiger jedoch wie alle solche, im Grunde ziemlich bedeutungslose Demonstrationen, war, daß eine Anzahl sehr guter Lootsen aus Dänemark sogleich an Bord der französischen Kriegsschiffe gingen, um diesen als Führer in der Ostsee

und in den Gewässern des Belts zu dienen. Diese dänischen Lootsen, sind genau mit allen den Fahrwassern, in denen die französischen Schiffe operiren sollten, bekannt und bessere Piloten hätten sich Letztere gar nicht wünschen können. Der schlechte, unausgerüstete Zustand der französischen Flotte, entging jedoch den erfahrenen Blicken der dänischen Seeofficiere, welche solche besuchten, keineswegs und erregte in Kopenhagen manches bedenkliche Kopfschütteln. Man nahm an, daß es mit den Streitkräften von Frankreich in Wahrheit doch wohl nicht so stark beschaffen sein müsse, als dies prahlerisch auf dem Papier verkündet wurde, und beschloß deshalb vorsichtiger mit der Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Deutschland zu sein. Wäre die französische Kriegsflotte Ende Juli vor Kopenhagen stärker und besser ausgerüstet gewesen als sie dies in der That war, so hätte es leicht geschehen können, daß Dänemark sogleich aus seiner Neutralität herausgegangen und ein Offensivbündniß mit Frankreich eingegangen wäre. Glücklicher Weise geschah dies Offensivbündniß, welches uns im August sehr leicht in arge Verlegenheit hätte bringen können, nun nicht.

In den ersten Tagen des August, kreuzte das französische Ostseegeschwader nun längst der ganzen deutschen Ostseeküste entlang. Besonders vor Kiel stellte der französische Admiral mehrere Recognoscirungen an, überzeugte sich aber bald, daß mit den Mitteln die ihm zu Gebote standen und namentlich ohne genügende Landungstruppen, eine Forcirung des Kieler Hafens eine Unmöglichkeit sei. Die Berichte, welche der Admiral Villaumez über die Kieler Befestigungen an das französische Marineministerium sandte, sind sehr interessant und beweisen besonders auch, wie gut es uns gelungen war, diesen wichtigen Kriegshafen gegen jeden feindlichen Angriff zu sichern. Da es selbstverständlich noch in ganz Schleswig-Holstein eine Menge Anhänger Dänemarks und somit auch Frankreichs giebt, und eine heimliche Korrespondenz, z. B. unter Vermittelung englischer oder schwedischer Handlungshäuser, gar nicht zu verhindern ist, so war man in Kopenhagen und somit auch auf der französischen Flotte, über alle unsere Maßregeln zur Vertheidigung der Küsten, stets auf das Genaueste und Schnellste unterrichtet. Aber gerade diese Kunde schreckte den französischen Admiral vor Angriffsversuchen zurück, denn er fand, daß unsere Vertheidigungsmaßregeln zu vortrefflich waren, als daß seine Angriffe nur die mindeste Aussicht auf Erfolg haben könnten. Die inzwischen

eingelaufenen Nachrichten von den deutschen Siegen in Weißenburg, Wörth und am Spicherer Berge bei Saarbrücken, lähmten die Energie des Admirals auch nicht wenig, da ihm vom Marineministerium in Paris die Nachricht wurde, daß unter den so bewandten Umständen an die Nachsendung von Landtruppen zur Landung, nicht mehr gedacht werden könne. Auch der dänische Enthusiasmus für Frankreich, erhielt durch diese deutschen Siege alsbald eine gewaltige Abkühlung.

So begnügte sich denn diese ganze französische Panzerflotte damit, eigentlich ziemlich planlos und unnütz an der deutschen Ostseeküste hin und her zu kreuzen, unsere Häfen theilweise zu blokiren und hie und da einzelne harmlose deutsche Handelsschiffe, welche so unglücklich oder häufig auch so unvorsichtig waren, sich von den Panzerschiffen fangen zu lassen, zu kapern. Viele deutsche Schiffe entflohen aber den französischen Nachstellungen, indem sie in seichte Buchten flüchteten, wohin ihnen die tiefgehenden Panzerschiffe nicht nachfolgen konnten. Auch die Blokade der Häfen konnte nicht strenge durchgeführt werden und die deutschen Kriegsschiffe Korvette „Elisabeth“ und Panzerschiff „Arminius“ gingen mitten zwischen der französischen Kriegsflotte durch den Belt. Die Flotte hatte sich jetzt in zwei Divisionen getheilt, von denen eine unter dem Contre-Admiral Dieudonné, die Blokade von Kiel bis nach Arkona auf Rügen, die zweite unter dem Admiral Bouet-Villaumez von Arkona bis nach Memel aufrecht halten sollte. Es war übrigens die Absicht des Letzteren, die Festung Colberg zu bombardiren, doch unterblieb dies auch wieder aus Mangel an kleinen flachgehenden Kanonenbooten. Den Franzosen hätte es auch nur sehr geringen Nutzen in strategischer Hinsicht gebracht, wenn sie Colberg bombardirt, ja selbst eingenommen haben würden. Es ist dies eine kleine, unter den jetzigen Verhältnissen ziemlich werthlose Festung, die man in Preußen hoffentlich selbst sehr bald wird eingehen lassen.

Am 17. August wechselten einige preußische Schiffe, als die Yacht „die Grille“ und die Kanonenboote „Drache“, „Blitz“ und „Salamander“, bei Hiddensee auf der Insel Rügen, mehrere Stunden ziemlich unschädliche Kanonenschüsse mit einigen französischen Panzerfregatten. Die kleinen deutschen Schiffe konnten natürlich die großen französischen nicht angreifen und Letztere wieder wegen ihres Tiefgangs nicht in die flachen Buchten bei Rügen eindringen, und so kam bei dem ganzen Gefecht nicht das Mindeste heraus. Man hatte diese Kanonenboote aber sehr

zweckmäßig gerade bei der Insel Rügen als so ziemlich in der Mitte der Ostsee gelegen, stationirt, damit sie wenn etwa eine französische Fregatte gestrandet oder sonst in Havarie gekommen sein würde, solche sogleich angreifen könnten. Leider ist dies aber niemals geschehen, denn die trefflichen dänischen Lootsen am Bord aller französischen Schiffe, waren zu vorsichtig und in der Ostsee zu wohlerfahren, als daß sie trotz aller fehlenden Leuchtfeuer und Seezeichen, die ihnen anvertrauten Fahrzeuge stranden ließen. Auch blieben die Franzosen wohlweislich nur während der Sommermonate in der Ostsee und verließen solche schleunigst, als die Herbststürme dies Meer gefährlich zu machen drohten. So hat die französische Kriegsflotte nirgends einen Unfall hier erlitten.

In der Nacht vom 30. August griff ein preußisches Kanonenboot unter dem Schutz der Dunkelheit, die auf der Rhede von Danzig ankernde Panzerfregatte „Surveillante" an, ging aber natürlich sogleich zurück, als diese den Angriff merkte und zu feuern begann, ohne dabei weiter verfolgt zu werden. Die fast unglaubliche Lügenhaftigkeit der Pariser Journale, machte hieraus ein Bombardement von Danzig und schilderte ihren leichtgläubigen Lesern mit Worten und Bildern, wie Danzig, angeblich der wichtigste Kriegs- und Handelshafen von ganz Preußen, bereits von den französischen Kugeln vollständig in Trümmer geschossen sei und in Brand stände.

Da Mitte September die Herbststürme in der Ostsee anfingen, die dänischen Lootsen nicht mehr die große Verantwortlichkeit tragen wollten, die tiefgehenden Fregatten in den länger werdenden Nächten bei dem Mangel von Leuchtfeuern an den deutschen Küsten, zu steuern, der Admiral Villaumez einsah, daß er mit seinen Schiffen doch nichts daselbst nützen könne, auch die Nachrichten aus Frankreich selbst, immer bedenklicher lauteten, so verließ die ganze Flotte die Ostsee und ging nach Cherbourg zurück. Von Mitte September an zeigte sich kein feindliches Schiff mehr daselbst und die Blokade unserer Häfen hatte somit vollständig aufgehört.

Nicht mehr Lorbeeren als in der Ostsee, sollte sich auch die feindliche Flotte in der Nordsee erwerben.

Unter dem Vice-Admiral Fournichon segelte ein Geschwader von 7 großen französischen Panzerschiffen, von mehreren Avisos gefolgt, am 8. August von Cherbourg ab, um zuerst Wilhelmshafen zu blokiren

und auch die Mündungen der Weser und Elbe zu versperren. Französische Kanallootsen und auch einige holländische Lootsen, welche diese Nordseeküsten genau kannten, waren am Bord dieser Schiffe. Auch hier kam es nirgends zu Kämpfen oder nur Angriffsversuchen. Da wie schon angeführt, unser stärkstes Schiff, der König „Wilhelm", an seiner Schnelligkeit eingebüßt hatte, so wollte der deutsche Vice-Admiral Jachmann in großer Vorsicht keinen Angriff in offener See unternehmen und die Franzosen konnten und wollten wieder auch nicht gegen Wilhelmshafen vorgehen. Der Umstand aber, daß alle unsere größeren Panzerschiffe daselbst vereinigt lagen, zwang den französischen Vice-Admiral Fournichon, sein Geschwader stets zusammen zu halten und keine einzelnen Kriegsschiffe zur Blokirung der Häfen zu detachiren, wie dies sonst unzweifelhaft geschehen sein würde. So sind die Elbe- wie Weser-Mündung und ebenso auch unsere ostfriesischen Häfen nur ausnahmsweise blokirt gewesen und sowohl der norddeutsche Lloyd zu Bremen, wie auch die „Deutsch-Amerikanische Dampfschifffahrts-Gesellschaft" zu Hamburg, haben die Fahrten ihrer schnellen Dampfschiffe nach Amerika, nur selten unterbrochen. Auch englische und amerikanische Schiffe kehrten sich wenig an die größtentheils nur auf dem Papier stehende französische Blokade, und liefen häufig in Hamburg, Bremen, Emden und Leer ein. Dies war ein nicht geringer Vortheil, den unsere junge Kriegsflotte dem deutschen Handel gebracht hat.

Bei seiner Rückkehr aus der Ostsee, ankerte der Vice-Admiral Bouet-Villaumez den 25. September vor der Jahde-Mündung und bot der deutschen Flotte in Wilhelmshafen, den Kampf an. Da diese aber wohlweislich gegen eine solche Uebermacht nicht kämpfen wollte, und nicht erschien, so dampfte er unverrichteter Sache nach Cherbourg zurück. Schon glaubte man, daß die französischen Kriegsschiffe alle deutschen Gewässer gänzlich verlassen hätten, und in den ersten Tagen des Octobers wurden bereits an den Ost- wie Nordseeküsten die Leuchtfeuer wieder angezündet und die Seezeichen an der Einfahrt der Häfen ausgelegt, als plötzlich am 10. October eine Abtheilung der feindlichen Flotte auf's Neue in der Nordsee erschien. Es war von Paris aus der Befehl ertheilt worden, daß zwei französische Flottenabtheilungen, abwechselnd stets von Dünkirchen aus längst der deutschen Nordseeküste kreuzen, unsere Häfen blokiren und unsere Handelsschiffe kapern sollten. Man hoffte in Frankreich, auf diese Weise den Wohlstand in Deutsch-

land auf die größtmöglichste Weise schädigen zu können. Die beiden französischen Contre-Admirale Penhoet und Fournichon kreuzten nun den ganzen October bis in den November hinein abwechselnd in der Nordsee umher, ohne weiter etwas ausführen zu können, als hie und da ein vereinzeltes deutsches Handelsschiff zu kapern.

Bei dieser Gelegenheit wäre ein französisches Panzerschiff, die „Surveillante“, fast gescheitert, da es 48 Stunden ohne Steuerruder umhertrieb. Ob es jetzt nicht an der Zeit gewesen sein möchte, mit unseren drei Panzerschiffen auszulaufen und wenigstens den Versuch zu wagen, vereinzelte französische Flottenabtheilungen anzugreifen, wagen wir nicht zu entscheiden. Es wäre für die ganze fernere Entwickelung unserer jungen Kriegsflotte, von so unendlicher Wichtigkeit gewesen, wenn sie namhafte Erfolge errungen, ja sich nur lieber durch übergroße Kühnheit als jetzt durch eine weise Vorsicht ausgezeichnet hätte.

Die Herbststürme des Novembers, trieben die französischen Panzerschiffe nach Cherbourg und Brest zurück und in dem ferneren Verlauf des Krieges, erschienen sie nicht wieder in den deutschen Gewässern. Wie schon früher angeführt, zeichneten sich die Officiere, Matrosen, Artilleristen und Seesoldaten der französischen Flotte, jetzt in den Kämpfen zu Lande auf das Rühmlichste aus, und waren während des Winterfeldzuges, unbedingt die gefährlichsten Gegner, welche wir in Frankreich zu bekämpfen hatten. So bewiesen sie durch die That, daß es nicht an ihrem Muthe und ihrer Hingebung für das Vaterland gelegen hat, wenn die französische Kriegsflotte während dieses Krieges ein so klägliches Fiasko machte, und ihre so pomphaft verkündeten und so erbärmlich ausgefallenen Unternehmungen, geradezu den Spott und Hohn herausfordern können.

Unsere beiden in den chinesischen Gewässern stationirten deutschen Korvetten, sind nicht zum Kampfe gekommen. Gegen französische Kauffahrer sollten sie nach dem ausdrücklichen Befehl nicht kreuzen und gegen die in jenen Meeren befindlichen französischen Flottenabtheilungen, fühlten sie sich zu schwach. So lagen sie größtentheils, von feindlichen Kriegsschiffen streng bewacht, im sicheren Schutz der Neutralität, ruhig in einem japanesischen Hafen. Es muß dies eine entsetzlich langweilige Zeit der Unthätigkeit und der getäuschten Hoffnung, etwas unternehmen zu können, für die dazu verurtheilten deutschen Seeofficiere und Matrosen gewesen sein.

Ein kleines Gefecht hatte das deutsche Kanonenboot „Meteor" am 10. November in den Gewässern von Havanna, mit dem französischen Avisoschiff „Bouvet". Es war dies ein förmliches Duell zwischen diesen beiden, an Stärke ziemlich gleichen Schiffen, da sie eigens aus dem Hafen von Havanna ausgelaufen waren, um mit einander auf offener See kämpfen zu können. Beide Schiffe wechselten einige Lagen ihrer Geschütze mit einander und beschädigten sich gehörig in der Takelage und an der Maschinerie, wobei das deutsche Kanonenboot leider seine Masten verlor, dies aber dadurch wieder gut machte, daß es seinem Gegner den Dampfkessel entzweischoß. Obgleich das französische Schiff größer und stärker bemannt, als das deutsche Kanonenboot war, wenn es auch sonst nur die gleiche Geschützzahl wie Letzteres an Bord führte, gab es doch nun den Kampf auf und flüchtete eilig in den neutralen Hafen von Havanna zurück, wohin ihm auch der „Meteor" folgte, ohne dort wie er es wünschte, den Kampf fortsetzen zu dürfen. Der deutsche Verlust belief sich auf 2 todte und 1 schwerverwundeten Matrosen, der französische soll gleich stark gewesen sein.

Eine vielfach gemeldete und auch geglaubte Nachricht, daß eine deutsche Korvette an der Westküste von Amerika ein siegreiches Gefecht mit einem französischen Kriegsschiff gehabt hätte, erwies sich, wie man dies gleich vermuthen konnte, als vollständig unwahr.

Es war deutscher Seits beim Beginn dieses Krieges mit Frankreich, richtiger Weise der Grundsatz beobachtet worden, daß unsere Kriegsschiffe keine französischen Kauffahrer kapern durften. Man wollte dadurch zeigen, daß man die barbarische Sitte, nach welcher feindliche Kauffahrer, auch wenn sie nicht die mindeste Kriegscontrebande mit sich führten, von jedem feindlichen Kriegsschiff als eine leichte, willkommene Beute betrachtet werden, abgeschafft zu sehen wünschte. Da aber die Franzosen sich an dies humane Beispiel nicht kehrten, sondern immer fortfuhren unsere Kauffahrer zu kapern, und auch der Krieg überhaupt im Winter einen leider immer mehr erbitterten Charakter auf beiden Seiten anzunehmen drohte, so erließ der Graf Bismarck mit Recht den Befehl, daß jetzt auch einige deutsche Korvetten als Kreuzer in See gehen sollten, um ebenfalls auf französische Handelsschiffe Jagd zu machen. Die sehr schnelle Dampfkorvette „Augusta" von 14 Kanonen, war das erste deutsche Kriegsschiff, welches zu diesem Zweck in See ging. Mit großer Kühnheit und die Nähe der gewaltigen

französischen Kriegsflotte verspottend, kreuzte die „Augusta“ vom 26. December bis 4. Januar, im Kanal und unmittelbar vor Brest, um wo möglich einen französischen Dampfer, der mit Waffen und Munition von Nordamerika käme, zu erhaschen. Da ein solcher Dampfer aber leider nicht erscheinen wollte, so ging die „Augusta“ mit großer Kühnheit in die Mündung der Gironde und kaperte dort, fast im Bereich der feindlichen Strandbatterien, am 4. Januar eine französische Brigg, die von Dünkirchen nach Bordeaux mit Lebensmitteln bestimmt war, am andern Tage schon in der Gironde selbst, eine zweite französische Handelsbark. Am folgenden Tage nahm das kecke Schiff einen französischen Transportdampfer, der Material für die Armee hatte, und verbrannte solchen, da er nicht mit fortzubringen war.

Dieser Hohn, daß eine einzige deutsche Korvette es wagte, mitten zwischen der großen französischen Kriegsflotte umherzukreuzen und selbst auf der Gironde unmittelbar vor Bordeaux, dem Sitz der provisorischen Regierung von Frankreich, mehrere Schiffe zu kapern, erregte die höchste Erbitterung bei den Franzosen und die Furcht des Handelsstandes der Seestädte, welche jetzt um die Sicherheit ihrer Seeschiffe sehr besorgt wurden. Die Regierung ward mit heftigen Vorwürfen über die Unthätigkeit der Kriegsflotte überhäuft, und sandte nun ein halbes Dutzend Fregatten und Korvetten aus, um die kecke „Augusta“ wo möglich unschädlich zu machen. Diese ging in den neutralen spanischen Hafen Vigo, wo sie, von zwei französischen Fregatten bewacht, ruhig lag, als der Waffenstillstand und die bald darauf unterzeichneten Friedenspräliminarien, alle ferneren Feindseligkeiten zur See beendigten. Auch der Thätigkeit der deutschen Fregatte „Arkona“, die aus Westindien kommend, in Lissabon ankerte, wie dem Auslaufen mehrerer anderer deutschen Kreuzer, ward dadurch ein Ende gemacht.

Wenn Jemand es aufrichtig beklagt, daß wir jetzt den Frieden mit Frankreich abgeschlossen haben, so sind dies gewiß die Officiere und Matrosen unserer Flotte, denen dadurch die so heiß gewünschte Gelegenheit, sich ebenfalls wie ihre Kameraden des Landheeres, Auszeichnung gegen den Feind zu erwerben, plötzlich abgeschnitten wurde.

Auch wir bedauern es, besonders im Interesse unserer jungen, so eben erst in der kräftigsten Entwickelung begriffenen Flotte, aufrichtig, daß ihr leider eine so geringe Gelegenheit ihre entschieden vorhandene

große Tüchtigkeit zu zeigen, gegeben wurde. Landsiege haben wir in diesem Kriege in fast überreicher Menge erfochten, und wir hätten auch so gerne einen deutschen Seesieg hier verkündet.

XVIII. Kapitel.

Zustände in Paris. Proklamation von Gambetta. Stärke der französischen Streitkräfte. Eröffnung der Nationalversammlung zu Bordeaux. Unterhandlungen von Thiers und Jules Favre mit dem Grafen Bismarck zu Versailles. Die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien. Einzug der deutschen Truppen in Paris. Abreise des Kaisers Wilhelm nach Deutschland. Vergleich der Zustände in Deutschland und Frankreich. Feierliche Eröffnung des ersten deutschen Reichstages zu Berlin. Schluß.

Die Besetzung der Forts um Paris war, wie schon in einem früheren Abschnitt angeführt, ohne weitere Schwierigkeiten von den deutschen Truppen ausgeführt worden, und die einst so freche und übermüthige Hauptstadt Frankreichs, lag jetzt tief gedemüthigt in dem Bereich unserer Kanonen. Man sah dies auch recht gut daselbst ein und fügte sich gehorsam, wenn auch mit innerem Ingrimm im Herzen, den durch die Kapitulation auferlegten Bedingungen. Bedurfte es doch auch nur eines Befehls vom Hauptquartier in Versailles, und unsere schweren in allen Pariser Forts auf die zweckmäßigste Weise aufgestellten Geschütze, hätten ein so verheerendes und wirksames Feuer auf die zu ihren Füßen liegende Stadt eröffnet, daß diese, die sich in eiteler Selbstüberhebung so gerne die Kapitale der Welt zu nennen beliebte, in wenigen Tagen in einen einzigen Trümmerhaufen verwandelt wäre. So ging denn auch die stipulirte Ablieferung der Waffen aus Paris, und die Zahlung der Kriegscontribution von 200 Millionen Franks in Versailles, in guter Ordnung vor sich, und außer kleinen, nun einmal unvermeidlichen Reibereien, darf man sich deutscher Seits nicht darüber beklagen, daß die Artikel der Convention von den Franzosen nur im Mindesten verletzt wurden. Besonders auch im übrigen Frankreich war man sehr erfreut, daß dieser

Waffenstillstand, den man allgemein als Vorboten des so dringend ersehnten Friedens betrachtete, jetzt endlich abgeschlossen war und hütete sich sorgfältig, solchen zu verletzen.

Wenn es dennoch hie und da zu kleinen im Wesentlichen übrigens stets unbedeutenden Zwistigkeiten gekommen sein mag, so lag die Schuld hiervon fast ebenso sehr auf Seite der Deutschen wie Franzosen. Der vielmonatliche Krieg hatte ganz unleugbar unsere Truppen theilweise ein wenig verwildert und manche Soldaten, ja selbst Officiere und Militairbeamte benahmen sich leider mitunter auf eine etwas rohe und übermüthige Weise gegen die besiegten Franzosen, wie dies nicht hätte geschehen sollen.

Zur Civilisation eines Heeres, trägt ein längerer und mit großer gegenseitiger Erbitterung geführter Krieg, wahrlich nicht bei; diese Erfahrung konnte man auch jetzt wieder so recht in Frankreich machen.

Von Seiten des Hauptquartiers in Versailles, ward stets die strengste Ordnung und möglichste Rücksicht anbefohlen, und auch die höheren Befehlshaber der Truppentheile, suchten solche so weit es irgend in ihren Kräften stand, durchzuführen. Die Masse unserer Truppen in Frankreich war aber zu groß, und auch der Mangel an Officieren, von denen eine verhältnißmäßig so sehr bedeutende Zahl gerade der tüchtigsten und diensteifrigsten gefallen, verwundet, oder auch in Folge ihrer Anstrengungen erkrankt waren, so daß ganze Bataillone oft nur 7—8 Officiere, und darunter auch noch ganz junge im Dienst hatten, trat einer strengen Disciplin oft hindernd entgegen. Im eigentlichen Waffendienst blieb solche, besonders aber auch bei den Preußen, stets stramm und fest; dafür sorgte schon die gute alt-preußische, dem Heere nun einmal zur zweiten Natur gewordene Zucht und Ordnung.

Trotz der augenblicklichen Waffenruhe, ward aber nichts versäumt, um das gesammte deutsche Bundesheer in einen solchen Zustand zu versetzen, daß die Feindseligkeiten sogleich in der nächsten Stunde mit der besten Aussicht auf Erfolg, wieder aufgenommen werden konnten, sobald aus Versailles der Befehl hierzu erfolgte. Mit strenger Beobachtung der vorgeschriebenen Demarkationslinie, concentrirten sich die deutschen Heerestheile an den für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten günstigsten strategischen Plätzen, während die Reihen der Truppen durch neu eintretende Ersatzmannschaften und viele Rekon-

valescenten möglichst verstärkt wurden. Auch die Instandsetzung der Waffen, Uniformen, wie die Pflege der theilweise stark mitgenommenen Pferde der Artillerie und Kavallerie, ward möglichst gefördert. Dabei wurde stets mit großem Eifer exercirt und manövrirt, theils um die Truppen recht in den Waffen geübt zu erhalten und die Rekruten und Rekonvalescenten wieder möglichst fest mit dem Ganzen zu verbinden, theils auch um die Mannschaften vor Müßiggang mit allen seinen vielen übelen Folgen, zu schützen. Den Franzosen freilich war eine solche unermüdliche Thätigkeit und dies stete Ueben der Soldaten und Officiere unmittelbar nach einem siegreich beendeten Feldzuge, eine ganz neue Erscheinung, welche im höchsten Grade ihr Erstaunen erregte. So befanden sich alle unsere deutschen Heerestheile während des Februars, in Frankreich in der trefflichsten Verfassung und die vielen Lücken des letzten Krieges, wurden möglichst wieder vertilgt. Einem so wankelmüthigen, unzuverlässigen Volke wie dem französischen gegenüber, bei dem man niemals wissen kann, welche Gesinnungen es schon in der nächsten Zukunft hegen wird, und was seit der großen Revolution von 1792, die dessen innerstes Mark unheilbar zerrüttete, stets von einem Extrem zum anderen übergegangen ist, war solche Vorsicht auch dringend geboten. Wenn jemals, so mußte hier der alte wahre römische Spruch „Si vis pacem para bellum“ befolgt werden.

Da es aber unmöglich war, daß in dem großen Frankreich die Wahlen zur Constituante in Bordeaux, schnell vollzogen werden konnten, die Wahlprüfungen ebenfalls immer Zeit erforderten und auch die Berathungen über den Frieden selbst bei der größten Kürze, einige Tage dauern konnten, so hatte der Kaiser Wilhelm auf Wunsch von Jules Favre, der jetzt häufig nach Versailles kam, den Waffenstillstand vorläufig bis zum 24. Februar verlängert.

Ueberhaupt hegte man mit vollem Recht im deutschen Hauptquartier den lebhaften Wunsch, daß ein Frieden mit Frankreich abgeschlossen werden möge, und es war der Wille des Kaisers, solchen möglichst zu erleichtern. Hatte man doch auch in Frankreich schon so viel gewonnen, und so glänzende Siege erreicht, daß eine Steigerung derselben kaum noch gedacht werden konnte. So wäre auch für Deutschland ein längerer Krieg entschieden ein großes Uebel gewesen. Wir hätten zwar in solchem unzweifelhaft die französischen Heere stets auf's

Neue geschlagen, aber diese Siege würden uns auch im günstigsten Fall, nur große Opfer an Gut wie Blut gekostet haben, ohne daß wir dabei auch nur die mindesten Vortheile gewonnen haben würden, welche wir nicht schon ohnehin besaßen.

Die Wahlen zur Constituante in Bordeaux, fielen in Frankreich größtentheils sehr gemäßigt aus und zeigten, daß die große Mehrheit des französischen Volkes sich dringend nach Frieden sehne und die lächerliche Anmaßung von Gambetta und Genossen, auch jetzt noch den Krieg bis zum Aeußersten führen zu wollen, nicht im Allermindesten theilte. Es machte sich besonders in allen Departements, in denen die ländliche Bevölkerung die Mehrheit bildete, eine Vorliebe für solche Deputirte, von denen man wußte, daß sie Anhänger des monarchischen Princips seien, sehr geltend; ein sicheres Zeichen, daß das französische Volk in dem tüchtigsten Theil seiner Bevölkerung, und das ist jedenfalls derjenige, welcher auf dem flachen Lande wohnt, von der republikanischen Staatsverfassung gar nicht so entzückt ist, wie Viele behaupten wollten und sich nach einer festen Monarchie, die allein Ordnung in dem dortigen politischen Chaos zu schaffen vermag, sehr zurücksehnt. Nur Paris ließ sich das traurige Vorrecht, in Allem, was Frankreich großes Unglück gebracht hatte, stets den ersten Schritt gethan zu haben, auch dies Mal wieder nicht nehmen und wählte fast lauter Anhänger der exaltirtesten Parthei zu seinen Abgeordneten. Wie weit aber auch jetzt nach allen den vielen nur zu wohlverdienten Niederlagen, der frevelhafte Uebermuth dieser Parthei ging, bewies eine von Gambetta am 5. Februar erlassene Proklamation, in welcher er aufforderte, alle Personen, die seit 1851 ein höheres Amt bekleidet hatten, die als Regierungskandidaten im Moniteur empfohlen waren, oder deren Wahl von einem Präfecten jemals empfohlen sei, von der Wählbarkeit auszuschließen, und nur solche zu wählen, welche den Krieg bis zum Aeußersten wollten. Diese Proklamation schloß mit dem dreimaligen, wirklich verrückten Aufruf „zu den Waffen!“ Es zeigte sich darin so recht, welch frevelhaftes Spiel diese sogenannten Volksbeglücker mit dem wahren Wohle des Volkes trieben und wie schonungslos sie das Gut und Blut der Bevölkerung aufopferten, wenn sie dadurch ihrem persönlichen Ehrgeiz fröhnen und ihrer Eitelkeit dienen konnten.

Mit vollem Rechte erließ der Graf Bismarck eine energische Note

gegen jene Proklamation von Gambetta, durch welche zahlreiche Klassen der französischen Bevölkerung, des Rechts in die Versammlung gewählt zu werden, beraubt und die Wahlen selbst unter der Herrschaft der Unterdrückung und Willkühr vollzogen wurden. Die Zweiköpfigkeit der provisorischen Regierung, und die große Verschiedenheit der Ziele, welche ihre Mitglieder verfolgten, zeigte sich jetzt überhaupt immer schärfer. Es gehörte wahrlich keine Prophetengabe dazu, um mit Sicherheit vorauszusagen, daß, ganz abgesehen von den unsäglich vielen Leiden aller Art, welche dieser Krieg über das Land verhängte, Frankreich auch außerdem noch einer sehr traurigen Zukunft entgegen gehen wird und muß und der Bürgerkrieg in seinem Wüthen das Mark des Lebens vernichtet.

Durch reichliche Zufuhren von Lebensmitteln, welche besonders aus England, Belgien, Deutschland und den vom Kriege nicht verheerten Theilen von Frankreich auf den schnell wieder hergestellten und in Betrieb gesetzten Eisenbahnen herbeiströmten, ward im Februar übrigens die Verproviantirung von Paris soweit wieder hergestellt, daß die Preise derselben sehr schnell wieder sanken. Sonst war der Handel und die Industrie dieser dem unausbleiblichen Sturz von ihrer einstigen Höhe, durch eigene Schuld entgegeneilenden Stadt noch sehr gelähmt. Tausende von Familien des mittleren Bürgerstandes hatten den letzten Rest ihrer Habe geopfert um nur zu leben, und gingen unabweislich dem Bettlerstand entgegen, und eine müßige Schaar von Nationalgardisten ließ sich auf öffentliche Kosten ernähren, ohne etwas Anderes dafür zu thun als nur Unfug zu stiften. Ein scheußliches Mixtum-Compositum von Roheit, Frivolität, ohnmächtigem Haß gegen das siegreiche Deutschland, innerer Zwietracht, frechem Uebermuth und wieder verzweifelnder Hoffnungslosigkeit, zeigte sich in Paris und machte diese einst so glänzende Stadt, zu dem traurigsten Aufenthalt in der Welt, so daß viele Tausende ihrer Bewohner, deren Vermögensverhältnisse es nur gestatteten, ihr für immer den Rücken wandten und sich wo anders und besonders auch in Belgien, eine neue Heimath zu gründen suchten. Der Werth des Grundeigenthums war so sehr gefallen, daß Häuser, die 1869 noch mit 200,000 Franks verkauft waren, jetzt für 50,000 Franks öffentlich ausgeboten wurden, ohne selbst hierfür nur einen Käufer finden zu können.

Uebrigens folgte, wie dies in Frankreich stets der Fall war, auch

der Pöbel anderer großer Städte, dem Beispiel der Pariser. So fanden auch in Lyon, Marseille, Bordeaux, Volksversammlungen statt welche gegen einen etwaigen Frieden laut protestirten und unter wüthendem Geschrei die Fortsetzung des Krieges verlangten.

Und doch hatte Frankreich keine Mittel mehr hierzu. Eine nach den besten und zuverlässigsten Quellen gemachte Uebersicht der Streitkräfte, über welche die provisorische Regierung im Anfang Februar noch verfügen konnte, ergiebt folgende Zahlen:

Die sogenannte französische Nordarmee unter dem General Faidherbe, welche in Lille und den anderen nördlichen Festungen des Landes garnisonirte, hatte eine Stärke von ungefähr 40,000 Combattanten. Es war dies die in ihrer ganzen Zusammensetzung, unbedingt tüchtigste Armee Frankreichs. In Havre standen außerdem noch ungefähr 6—8000 Mann.

In Cherbourg stand der General Briond mit dem XIX. Korps was noch eine Stärke von 10—12,000 Mann besaß. Es befanden sich viele Gensdarmen, Hafen- und Arsenalarbeiter und auch aus den Kolonien in Westindien und am Senegal gekommene Marinetruppen darunter. Die Armee des Generals Chanzy, aus dem XVI., XVII., XVIII. und XXI. Korps bestehend, hatte ihren Mittelpunkt in Nevers und zählte höchstens noch 60,000 wirkliche Combattanten, und auch hierunter befanden sich viele demoralisirte und unzuverlässige Menschen.

In den Städten des Südens, dann in Lyon und Besançon, mochten immerhin auch noch 50—60,000 Mann, die aber zum Theil auch sehr unzuverlässig und undisciplinirt waren, vorhanden sein, so daß im höchsten Nothfall und mit Aufbietung der äußersten Kräfte, die provisorische Regierung im Februar noch an 200,000 Mann unter den Waffen aufstellen konnte. Unsere deutschen Heere in Frankreich zählten aber zu dieser Zeit mindestens 780,000 Mann unter den Waffen, und zahlreiche Reserven und Ersatzbataillone standen in Deutschland bereit, um stets so viele Ergänzungen als man nur bedurfte, nachsenden zu können. Dazu waren die französischen Heeresschaaren desorganisirt, undisciplinirt, theilweise auf das Erbärmlichste für den Krieg ausgerüstet, und häufig auch entmuthigt, die Deutschen hingegen so trefflich organisirt, discipliniert und von Siegesbewußtsein erfüllt, als man dies nur irgendwie wünschen konnte. Wäre da nicht

ein jeglicher Versuch von französischer Seite, den furchtbaren Krieg auch fernerhin noch fortsetzen zu wollen, geradezu ein Wahnsinn gewesen? Und doch gab es noch immer Hunderttausende von Franzosen, welche dies wünschten.

Am 12. Februar eröffnete die Nationalversammlung zu Bordeaux, mit der Anwesenheit von 290 Mitgliedern ihre erste ziemlich tumultuarische Sitzung. Auch Pöbelhaufen hatten sich vor dem Sitzungsgebäude eingefunden, um nach beliebter französischer Sitte, die Abstimmungen zu terrorisiren, so daß Truppenabtheilungen zum Schutz aufgestellt sein mußten. Die ersten Sitzungen, bei denen viel Streit und Unruhe herrschte, beschäftigten sich mit den Wahlprüfungen. In der Sitzung vom 16. Februar fand die Wahl der Präsidenten statt. Zum ersten Präsidenten wurde Grévy, ein Anhänger der Monarchie, mit 519 von 538 Stimmen gewählt und auch die übrigen Wahlen zu den Vicepräsidenten, fielen mit großer Mehrheit der Stimmen, auf Abgeordnete von monarchischer Gesinnung. Da Gambetta und seine Genossen sahen, daß sie sich in der Nationalversammlung in der entschiedensten Minorität befanden, so suchten sie deren Wirksamkeit zu verdächtigen und solche nicht als aus dem Willen des wahren Volkes, das heißt in ihren Augen, des Pöbels der großen Städte, hervorgegangen, zu beschuldigen. Es war dies dasselbe Schauspiel, was wir alljährlich in Deutschland erleben, wo unsere verschiedenen demokratischen oder socialistischen Partheien, sofort jede Volksversammlung, oder jedes Parlament, in welchem sie nicht die Majorität besitzen und was sich nicht ihren Absichten unbedingt fügen will, verdächtigen und als nicht den Willen des wahren souveränen Volkes repräsentirend, und wie die ähnlichen Phrasen noch weiter heißen, beschuldigen.

In dieser Sitzung der Nationalversammlung zu Bordeaux, ward auch der Antrag gestellt, Thiers zum Chef der Executivgewalt der französischen Republik zu erwählen, damit er mit selbstgewählten Ministern diesen wichtigen Posten unter der Controlle der Nationalversammlung, ausübe. In Folge verschiedener Manifestationen des vor Eitelkeit förmlich verrückt gewordenen Victor Hugo, entstanden solche Tumulte, daß diese Sitzung vorzeitig aufgehoben werden mußte.

Der Graf Bismarck vertrieb sich übrigens jetzt die Zeit der Waffenruhe in Versailles damit, daß er mit dem Marschall Mac-Mahon einen Briefwechsel führte, ob sich die französische Armee in

diesem Feldzuge der völkerrechtlich verbotenen Explosionsgeschosse aus Gewehren bedient habe oder nicht. In einzelnen sehr seltenen Fällen haben sich französische Soldaten aus eigener Willkühr mitunter wohl solcher Explosionskugeln bedient, im Allgemeinen sind diese aber in der französischen Armee niemals eingeführt, ja sogar strenge untersagt worden; dies Urtheil erfordert die Gerechtigkeit auch gegen den besiegten Feind.

In der Sitzung der Nationalversammlung zu Bordeaux am 18. Februar, ward Thiers zum Chef der Executivgewalt der provisorischen Regierung von Frankreich, mit sehr großer Majorität gewählt. Wir gehören sonst wahrlich nicht zu den politischen Bewunderern des alten Thiers, ja glauben sogar, daß solcher durch seine Eitelkeit, seine Ruhmrednerei und sein falsches Phrasenthum, sowohl in seinen Schriften wie Parlaments-Reden und mehr noch während seiner Amtsthätigkeit als Ministerpräsident Louis Philippe's, viel Unheil über Frankreich gebracht und die Verwirrung und Ueberhebung in den Ansichten eines nur zu großen Theiles des französischen Volkes noch mehr zu steigern, leider nur zu erfolgreich gewesen ist, aber dem Muthe und Patriotismus mit welchem der Greis diesen Posten des Chefs der Executivgewalt der provisorischen Regierung in der französischen Republik annahm und ausführte, gebührt unserer Ansicht nach, die höchste und unbedingteste Anerkennung. Wenn es je ein schwieriges, gefährliches und im größten Grade undankbares Amt gegeben hat, dessen unglücklicher Inhaber niemals auf Dank, ja nur Gerechtigkeit zählen darf, sondern stets dem härtesten Urtheil und der leidenschaftlichsten Anklage preisgegeben sein wird, so ist es dasjenige, welches Thiers hiermit übernahm. Er sollte Frankreich in den jetzigen Umständen retten, was eine Unmöglichkeit war, die schweren Sünden ganzer Generationen wieder ausgleichen und einem vollständig besiegten Lande einen günstigen Frieden, einem energischen, mitleidslosen, wohlbewußten und consequenten Feind gegenüber, der nun auch für die vielen blutigen Opfer dieser steten Siege, und die Jahrhundert lange Demüthigung, welche Deutschland stets von den Franzosen erduldet hatte, mit vollem Recht die vollständigste Genugthuung haben wollte, verschaffen. Solch schweres Werk war mehr als eines Menschen Kraft zu leisten vermochte, und wenn auch Thiers seine Aufgabe nicht lösen konnte, so trägt er wahrlich nicht die Schuld davon allein.

Das Ministerium mit welchem Thiers sich umgab, bestand aus Jules Favre für die auswärtigen Angelegenheiten, Leflo für den Krieg und noch einigen anderen minder bekannten Persönlichkeiten für die übrigen Fächer.

In einer Sitzung der Nationalversammlung am 19. Februar, hielt Thiers eine längere Rede, in welcher er freimüthig erklärte, daß es die erste Pflicht sein müsse, den Leiden des Landes, welche durch die feindliche Okkupation herbeigeführt würden, ein baldiges Ende zu machen. Frankreich sei des Friedens im höchsten Grade bedürftig und es sei die Pflicht Aller, solchen herbeizuführen.

Am 21. Februar begannen zu Versailles die Friedensverhandlungen zwischen dem Grafen Bismarck und Thiers. Ueber die Einzelheiten derselben und welche Forderungen der eiserne Graf anfänglich stellte und wie weit er solche allmählich herabsetzte, sind wirklich zuverlässige Angaben, bisher noch nicht bekannt geworden. Für Thiers müssen es jedenfalls die schwersten Stunden gewesen sein, die ein französischer Staatsmann der sein Vaterland wahrhaft liebte und von dem Gedanken an dessen Ruhm und Größe durchdrungen war, jemals erleben konnte. Das „vae victis“ der alten Römer, muß dem armen Thiers in jenen bösen Tagen gewiß gar oft in den Ohren getönt haben. Auch Jules Favre weilte jetzt in Versailles und half seinen Kollegen soviel als möglich unterstützen.

Am 22. Februar hatte Thiers eine Audienz bei dem Kaiser Wilhelm, der sich zwar persönlich sehr gnädig gegen ihn bezeigte, hinsichtlich der Friedensbedingungen aber auf den Grafen Bismarck verwies.

Nach vielfachen Unterhandlungen, welche einmal sogar wieder abzubrechen drohten, so daß man den Wiederbeginn des Krieges befürchten mußte, wurden am 26. Februar die Friedenspräliminarien zu Versailles unterzeichnet. Der Kaiser Wilhelm meldete dies seiner hohen Gemahlin in folgendem Telegramm:

„Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade, zeige ich Dir an, daß soeben die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden.“

Diese Präliminarien, welche als feste Grundlagen des möglichst bald abzuschließenden definitiven Friedens zu betrachten sind, enthielten nun als Bedingungen:

Es wurde an Deutschland der ganze Elsaß mit Ausschluß von

Belfort, und ein Theil von Lothringen mit den Städten Metz, Thionville und Saargemünd abgetreten, so daß die Station Avricourt an der von Straßburg nach Nancy führenden Eisenbahn, die erste französische Grenzstation bildet. Eine ganz genaue Feststellung der französischen Grenze, sollte erst auf der zu Brüssel zusammentretenden Friedensconferenz erfolgen.

Diese Abtretung von Elsaß und einem Theile von Lothringen, schmerzte den französischen Stolz sehr tief und es hat langes Widerstreben und nicht geringe innere Kämpfe gekostet, bevor sich Thiers und Jules Favre bei den Unterhandlungen zu Versailles, hierzu verstanden. Besonders Metz, die große und stärkste Festung Frankreichs, den riesigen Waffenplatz des Landes, den Sitz der Artillerie- und Genieschulen, wollte Thiers unendlich gerne zu retten suchen. Und doch war es die erste Pflicht des Grafen Bismarck, gerade hierbei eine entschiedene Festigkeit zu bewahren und auch nicht das Allermindeste nachzugeben. Je tiefer und ingrimmiger der Haß der Franzosen sich gegen uns deutsche Sieger jetzt zeigt, desto dringender ist es nun auch unsere Pflicht, unsere Grenzen gegen jeden ferneren frevelhaften Angriff, der uns jemals wieder von Frankreich drohen könnte, möglichst zu schützen. Um dies aber mit Sicherheit zu können, war, wie wir schon in einem früheren Abschnitt anführten, der Besitz von Metz dringend nothwendig. Gerade diese strategischen Rücksichten mußten allein hierbei maßgebend sein, sonst hätte Deutschland gewiß auf die durchweg französisch gesinnte Stadt Metz und überhaupt die 200,000 französisch sprechenden und denkenden Lothringer, welche jetzt leider zu uns gehören werden, gerne verzichtet. Durch den Gewinn von Thionville, Metz und Straßburg, ist die deutsche Grenze gegen unsere stets wankelmüthigen, kriegslustigen westlichen Nachbarn, jetzt so günstig als möglich, wir sind vor ihren Angriffen recht gehörig gesichert, und können ihre künftigen Fanfaronaden von Krieg und Wiedervergeltung und Rache, ziemlich ruhig ertragen. Wenn baldigst, wie dies aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen wird, bei der kleinen Festung Pfalzburg noch eine starke Befestigung des wichtigen Vogesen-Passes geschieht, so ist den Franzosen fast dadurch jeder künftige Offensivkrieg gegen Deutschland, zur Unmöglichkeit gemacht, denn sie stoßen sogleich bei dem ersten Tagesmarsch, auf eine große Festung, die sie weder leicht zu umgehen noch schnell zu erobern im Stande sind.

Gerade der Grund, daß der Erwerb der Grenzfestung Belfort nicht unumgänglich nothwendig für die Sicherheit der deutschen Grenzen ist, und auch die Bevölkerung derselben durchweg französisch fühlt und spricht und man ungerne mehr Franzosen mit Deutschland vereinigen wollte, als dies ganz unumgänglich nothwendig war, bestimmte den Grafen Bismarck auch von dem Erwerb desselben, der anfänglich beabsichtigt war, abzustehen.

Man ist mit dem Nichtgewinn von Belfort, besonders in Süddeutschland theilweise etwas unzufrieden gewesen und hält die Sicherheit unserer deutschen Grenzen dadurch gefährdet. Unserer Ansicht nach, hat man hierin Unrecht und kann sich immerhin über diese künftige Sicherheit beruhigen. Wenn der preußische Generalstab mit einem Mann wie der General von Moltke an der Spitze, den Erwerb von Belfort nicht für erforderlich zu unserer strategischen Sicherung gegen Frankreich hält, so ist dies gewiß ein vollgültiger Grund, daß wir ohne viel Bedauern gerne darauf verzichten dürfen.

Die zweite Bedingung war die Zahlung der von Frankreich verlangten Kriegscontribution. Wie es heißt hat der Graf Bismarck anfänglich die Summe von 6 Milliarden Franks gefordert, solche aber zuletzt auf die Erwiderung, daß Frankreich nicht im Stande sei, solche zu zahlen, auf 5 Milliarden ermäßigt. Die Zahlung dieser Summe, von welcher ½ Milliarde alsbald, eine fernere Milliarde im Lauf dieses Jahres erfolgen sollte, ward in bestimmten Terminen so stipulirt, daß der letzte Rest innerhalb 3 Jahren entrichtet werden mußte. Je nach der Zahlung dieser Kriegscontribution, richtete sich auch der Abmarsch unserer deutschen Truppen aus Frankreich und war bestimmt, daß nach Zahlung von 3 Milliarden Franks, nur noch 50,000 Mann in den nordöstlichen Grenzdepartements des Landes, in bestimmten größeren Städten in Garnison zurückbleiben sollten. Die Kosten für die Verpflegung dieser Truppen müssen die Franzosen zahlen.

Es ist keine geringe Summe, welche die Franzosen mit diesen 5 Milliarden Franks zahlen sollen und noch niemals ist ein besiegtes Land auch nur annähernd mit einer gleich hohen Kriegssteuer belegt worden. Wenn man bedenkt, daß während dieses Krieges ein Drittheil von Frankreich von unseren Truppen besetzt und durch deren große Zahl fast gänzlich ausgesogen wurde, wir außerdem in Paris, Nancy, Dijon u. s. w. schon sehr bedeutende Kriegscontributionen,

und zwar oft mit schonungsloser Härte erhoben, ferner eine Zahl französischer Städte und Dorfschaften von uns niedergebrannt oder durch das Bombardement zerstört wurde, und außerdem fast das gesammte französische Armeematerial verloren ging, so ist es eine wahrhaft riesige Summe, welche die Franzosen jetzt mit diesen 5 Milliarden Franks entrichten sollen. Aus seinem eigenen Vermögen allein kann Frankreich, ein so reiches Land es auch immerhin ist, diese 5 Milliarden nun und nimmermehr zahlen und es muß nothgedrungen fremdes Geld in Form hoher verzinslicher Anleben, dabei zur Hülfe nehmen. Herrscht im Lande Ruhe und Ordnung und ein festes und dabei sparsames Regiment, so ist es leicht möglich, daß fremde Kapitalisten, besonders aus England, Holland und selbst aus Deutschland, ihr Geld zu einem solchen französischen Anlehen hergeben und es dadurch ermöglichen, daß die Summe wirklich an Deutschland gezahlt werde. Solch Vertrauen ist aber unmöglich, sobald Revolution und Anarchie im Lande sind, wie jetzt der Fall ist, denn kein fremder Kapitalist wird so thöricht sein, Gelder in dies jetzige französische Chaos zu werfen, da er sich selbst sagen muß, daß solche unrettbar verloren sind.

So fürchten wir, daß nicht allein 3 Jahre, sondern vielleicht Decennien vergehen werden, bevor Frankreich uns diese Kriegscontributionen voll zahlen wird, ja selbst kann. Ob wir uns dabei alsdann mit einer anderen Sicherheit begnügen, oder uns das sehr kostspielige Vergnügen machen werden, viele Tausende unserer Soldaten auf unbestimmte Zeiten in Frankreich als Executionstruppen stehen zu lassen, muß die Zukunft lehren. Bis jetzt sind alle Termine zur Zahlung der Kriegscontributionen nicht im Allermindesten eingehalten worden und nur zu wahrscheinlich dürfte dies auch noch in geraumer Zeit nicht geschehen. „Wo nichts ist, das heißt wo so gänzlich geleerte Staatskassen vorhanden sind, wie solche jetzt diese unglückliche französische Republik aufzuweisen hat, da hat selbst der Kaiser, also auch der Kaiser von Deutschland, sein Recht verloren“, sagt schon das Sprichwort.

Trotz dieser großen Höhe von 5 Milliarden, gab es doch bei uns in Deutschland unverständige Stimmen in Menge, welche solche noch nicht hoch genug fanden, ja sie wo möglich gar verdoppelt zu sehen wünschten. Freilich gehörten diese größtentheils solchen Kreisen an, welche von finanziellen Verhältnissen, der Steuerkraft eines

Landes und was überhaupt 5 Milliarden zu bedeuten haben, kaum einen Begriff besitzen. Hätte der Graf Bismarck mehr fordern wollen, so würden wir wahrscheinlich in Wirklichkeit noch weniger als dies jetzt vielleicht der Fall sein wird, erhalten haben. Es würde keiner Regierung, welchen Namen sie auch immerhin tragen würde, in Frankreich möglich sein, solche Kriegscontributionen zu entrichten, und so würde eine unabsehbare Zukunft von Revolutionen, Anarchie und daraus hervorgehend, deutscher Besetzung von französischen Landestheilen erfolgen. Dies kann aber ganz unmöglich im wahren Interesse Deutschlands liegen, sondern Letzteres macht es sehr erwünscht, daß so bald als möglich ein geordneter Zustand in Frankreich eintrete, ein fester Thron, sei dieser nun von einem Bourbon, Orleans oder Napoleoniden eingenommen, — da die republikanische Staatsform daselbst eine Unmöglichkeit ist, aufgerichtet werde und wir nicht nothwendig haben, unsere Truppen Jahrelang in französischer Garnison zu lassen.

Wenn wir 100,000 Mann, ja selbst nur 50,000 Mann deutsche Truppen stets als Besatzung in französischen Städten zurücklassen müssen, so bringt uns dies in Deutschland fast den gleichen Schaden, wie den Franzosen selbst, da so lange solch unnatürliches Verhältniß fortdauert, Niemand so recht an Stetigkeit und Frieden glaubt, kein Vertrauen zurückkehrt und Handel und Gewerbe daher ungemein stocken. Je schneller daher ein Mittel gefunden wird, was uns von jeglicher Einmischung in die französischen Verhältnisse befreiet, desto besser ist dies für Alle in ganz Europa. Wir fürchten nur, daß es äußerst schwierig halten wird, solch Mittel zu finden.

Eine andere Bedingung der Friedenspräliminarien, forderte den Einmarsch und die Besetzung einiger Stadttheile von Paris, durch deutsche Truppen, bis zur Zeit daß die Nationalversammlung zu Bordeaux diese Präliminarien unterzeichnet haben würde.

Auf die wahrhaft lächerlichste Weise sträubte sich die französische Nationaleitelkeit gegen diese Besetzung von Paris, und selbst Thiers, in Allem was Eitelkeit betrifft, ein echter Franzose von der Fußspitze bis zum Scheitel, wollte anfänglich solche nicht zugestehen. Mit vollem Rechte bestand aber der Graf Bismarck auf dem Einmarsch durch den Triumphbogen und die Besetzung einzelner Stadttheile von Frankreichs Hauptstadt, durch unsere Truppen. Warum sollte auch wohl Paris eine Ausnahme machen, und da die Franzosen 1806 und 1805 und

1809, Berlin und Wien ohne die mindesten zarten Bedenklichkeiten besetzt hatten, und unsere deutschen Truppen 1814 und 1815 schon zweimal den Parisern ihren Besuch abstatteten, so war es nur angemessen, daß dies jetzt auch zum drittenmal geschah. Dieser wahrhaft komische Uebermuth der Pariser, und ihre ekelhafte Prahlerei, besser als die Bevölkerung irgend einer andern Stadt in Europa sein zu wollen, kann gar nicht tief genug gedemüthigt werden, denn nur zu viel Unheil ist dadurch nicht allein für Frankreich, sondern auch für unsern ganzen Welttheil schon entstanden. Es war sehr erfreulich, daß dies am 1. März recht gründlich geschah.

So marschirten denn am 1. März mit vollem Fug und Recht an 40,000 Mann deutscher Truppen, größtentheils dem II. bairischen, dem VI. und XI. preußischen Armeekorps angehörend, in Paris ein und schlugen ihre Bivouaks auf den Elyseischen Feldern und den angrenzenden Boulevards und Plätzen auf. Die Pariser Bevölkerung benahm sich in ihrer Mehrzahl auch bei dieser Gelegenheit wieder so flegelhaft ungezogen und albern, wie sie nun einmal das traurige Privilegium besitzt, dies stets bei jeder Gelegenheit zu sein. Es fanden manche wahrhaft läppische Demonstrationen bei dieser Gelegenheit statt und die meisten Pariser suchten förmlich etwas darin, sich so zu betragen, daß die deutschen Soldaten nur mit dem Gefühl der äußersten Verachtung von ihnen scheiden konnten. Wenn die Pariser den Zweck hatten, sich in den Augen aller Vernünftigen möglichst lächerlich zu machen, so haben sie dies in den Tagen vom 1. bis 3. März vollkommen erreicht.

Da die Nationalversammlung zu Bordeaux, sich beeilte, in ihrer Sitzung vom 1. März, mit einer Majorität von über 400 Stimmen, die zwischen dem Grafen Bismarck und Thiers und Jules Favre abgeschlossenen Friedenspräliminarien unbedingt zu genehmigen, und die Botschaft hievon am 2. März Abends nach Versailles gelangte, so räumten die deutschen Truppen bereits in der Frühe des 3. März sämmtlich wieder Paris, und der schon befohlene Einmarsch weiterer Abtheilungen unterblieb. Es war dies strenge nach dem Abschluß der Convention, die von deutscher Seite stets mit der unbedingtesten Treue gehalten wurde, wie Pflicht und Ehre dies auch geboten.

Man hat von verschiedener Seite es hart getadelt, daß der Graf Bismarck nicht darauf bestand, daß die deutschen Truppen ganz Paris und dann auch auf längere Zeit besetzt hielten. Wir glauben, daß

dieser Tadel, aus verschiedenen Gründen gänzlich ungerechtfertigt ist. Eine Besetzung von ganz Paris mit nahe an 2 Millionen Einwohnern, erfordert mindestens 150,000 Mann, und da in der Stadt noch großer Mangel an Lebensmitteln herrschte und die Truppen, wenn sie nicht verhungern wollten, nothwendig aus deutschen Magazinen verpflegt werden mußten, so hätte dies sehr große Schwierigkeiten gemacht. Wären unsere deutschen Soldaten in alle Stadttheile einmarschirt, so hätten sie entschieden theilweise Barrikaden vorgefunden und einen Straßenkampf zu bestehen gehabt. Nun kann es zwar nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß wir aus diesem Straßenkampf als vollständige Sieger hervorgegangen sein würden, ja wir hätten von den Forts aus die ganze Stadt leicht in einen einzigen Trümmerhaufen zusammenschießen können. Solch ein Straßenkampf in einer Stadt wie Paris, hätte aber für die Truppen, die besonders auch der Lokalkenntniß entbehren, leicht großes Blutvergießen gekostet. Wäre es nicht sehr zu beklagen gewesen, wenn wir vielleicht an Todten und Verwundeten bei dieser Gelegenheit 1000 Mann, ja vielleicht noch mehr eingebüßt hätten, und unsere Kanonen von den Forts dabei noch auf die Stadt losgedonnert und so und so viel unschuldige Frauen und Kinder getödtet hätten? Lassen wir doch den französischen Soldaten die traurige Pflicht, sich mit diesem förmlich wahnwitzigen Pariser Pöbel herumzuschlagen und mengen wir uns nur im äußersten Nothfall und wenn unsere deutschen Interessen auf das Aergste gefährdet sind, in die inneren Händel, welche Frankreich und vor Allem dessen Hauptstadt, noch in sich auszukämpfen haben wird.

Der Kaiser Wilhelm besuchte Paris nicht persönlich, wie dies auch stets seine Absicht gewesen war, wohl aber fuhr der Kronprinz von Preußen, am 2. März zu Wagen durch das Boulogner Holz und den Triumphbogen in die Stadt, dann über den Concordienplatz bis an den Garten der Tuilerien, und von dort an der Seine entlang über den Trocadero durch Passy zum Point du Jour. So hat der künftige Herrscher von Deutschland, im März 1871, die einst so übermüthige Hauptstadt der Franzosen, als vollständiger Sieger betreten; dies bleibt eine unläugbare historische Thatsache.

Am 3. März hielt der Kaiser Wilhelm auf dem Longchamp bei Paris, eine glänzende Musterung über sein Gardekorps und über die Mannschaft der gesammten gegen Paris verwendeten Belagerungs-

Artillerie, die aus Preußen, Sachsen, Baiern und Würtembergern bestand. Es war dies gleichsam ein Abschluß dieses so ruhmreichen Feldzuges, und der Kaiser wollte durch die Musterung der aus den verschiedensten deutschen Volksstämmen gebildeten Armee, die deutsche Einheit des Heeres, die sich in diesem ganzen Kriege so trefflich bewährt hatte, auch äußerlich darstellen.

Und so halten wir es jetzt auch für die richtige Stelle, mit wenigen Ziffern noch einmal eine kurze Uebersicht des riesigen Umfanges, den dieser Krieg zeigte, zu geben.

Der Krieg wurde am 19. Juli von Paris aus erklärt, am 28. Januar durch die Kapitulation von Paris, und am 16. Februar auch vor Belfort, beendigt, hat also eine Dauer von 210 Tagen gehabt. Bis zum 26. Juli wurde die Mobilmachung der norddeutschen Bundesarmee größtentheils beendet, während der strategische Aufmarsch, 13 Tage währte. Es kamen 5 deutsche Hauptbahnen dabei besonders in Betracht, von denen jede durchschnittlich in dieser Zeit täglich 42,000 Mann Truppen beförderte.

Die Zeit des eigentlichen Kampfes betrug 180 Tage. In diesem Zeitraum haben die deutschen Heere 156 mehr oder minder bedeutende Gefechte bestanden, 17 größere Schlachten geschlagen, 26 feste Plätze genommen, 11,600 Officiere, 363,000 Soldaten der französischen Armee gefangen genommen, und über 6700 Geschütze und 120 Adler und Fahnen erbeutet.

Es kommen somit beinahe auf jeden Tag des Krieges, ein Gefecht, auf jeden neunten Tag eine Schlacht, auf jeden sechsten Tag eine eroberte Festung. Es sind dies wahrhaft bewundernswürdige Resultate, wie kein zweites Heer irgend eines anderen Volkes oder einer Zeit, solche jemals auch nur annähernd aufzuweisen hatte.

Nur die über alles Lob erhabene Centralleitung des Gesammtheeres und der Geist der Pflichttreue, Aufopferung und inneren Tüchtigkeit, der, von Preußens Heer ausgehend, sich gleichmäßig über alle unsere übrigen deutschen Heerestheile verbreitete, ermöglichten solche Thaten. An ihrem Ruhm hat Jeder nach seiner Stellung, von dem hohen Dreigestirn „Bismarck-Moltke-Roon“ bis zum letzten Fuhrwesenssoldat der seine Pflicht treu erfüllte, seinen vollgültigen Antheil gehabt.

Was bei den Unterhandlungen über diese Friedenspräliminarien

sehr erfreulich auffiel, war die entschiedene Ablehnung, welche der Graf Bismarck dabei den englischen Vermittelungsversuchen zu Theil werden ließ. Hätte das einst so stolze und mächtige, und jetzt durch seine erbärmliche, kleinliche Krämerpolitik so tief gesunkene Großbritannien, daß es selbst von Rußland jeden Hohn geduldig ertragen muß, wirklich seinen Einfluß geltend machen wollen, so war ihm im Juli 1870, als die Franzosen ihre hochmüthige Kriegserklärung uns Deutschen geradezu in das Gesicht schleuderten, eine sehr günstige Gelegenheit dazu geboten. Das englische Ministerium hätte damals durch eine bestimmte Erklärung in den Tuilerien, den ganzen Krieg sehr leicht verhindern können. Es versäumte dies aber entschieden und stellte sich selbst während des ganzen Kampfes, mehr auf Seiten Frankreichs als Deutschlands, und doch hatte der englische Agent Russell in Versailles die Frechheit, dem Grafen Bismarck seine Vermittelungsversuche auf die zudringlichste Weise aufdringen zu wollen, erfuhr aber dabei die wohlverdiente entschiedene Abweisung.

Daß aber Rußland, oder vielmehr dessen jetziger Kaiser, sich während dieses ganzen Krieges, sehr entschieden auf Seite Deutschlands gestellt hatte, wenn es dabei auch nicht die Pflichten der Neutralität auf eine so gröbliche Weise verletzte, wie dies England zu Gunsten Frankreichs gethan hatte, ward durch den Brief, welchen der Kaiser Wilhelm an seinen Neffen den Kaiser Alexander richtete, der ganzen Welt recht offenkundig gezeigt. Da dieser merkwürdige Brief ein historisches Aktenstück ist, und entschieden mit zu der Geschichte dieses Krieges gehört, so wollen wir ihn hier folgen lassen. Er lautet:

„Der heutige Tag, an welchem ich unter den Mauern von Paris eine Parade über meine Garde abgenommen habe, erinnert mich an die Zeit, als unsere durch Waffenbrüderschaft eng untereinander verbundenen Armeen, unter der Anführung der in Gott ruhenden Herrscher Sr. Majestät Kaiser Alexander I. und meines Vaters, in die Hauptstadt einrückten. Deshalb freue ich mich von ganzem Herzen, daß Ew. Kaiserliche Majestät in huldvoller Rücksicht auf meine Armee geruht haben, den Titel eines Chefs meines „Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1", dem auf ewige Zeiten der Name des in Gott ruhenden Oheims Ew. Majestät verliehen ist, geneigtest annehmen zu wollen. In der festen Ueberzeugung, daß die neue ehrenvolle Auszeichnung, welche dem tapferen Regiment, das sich stets

bemüht hat, seines ruhmvollen Namens würdig zu werden, zu Theil geworden ist, dasselbe veranlassen wird, sich Ew. Majestät Wohlwollen zu erwerben, habe ich die Ernennung Ew. Majestät zum Chef des erwähnten Regiments angeordnet. Mit besonderem Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit, Ew. Majestät den Ausdruck der tiefsten Hochachtung und aufrichtiger Freundschaft zu erneuern, mit welcher ich bleibe

Ew. Majestät

herzlich ergebener Bruder, Oheim und Freund

Versailles,
den 3. März 1871. Wilhelm."

Daß in der Veröffentlichung dieses Briefes, eine Art Demonstration besonders auch gegen Oesterreich lag, ist unzweifelhaft. Wir verdanken Rußlands Haltung im Sommer 1870, ganz entschieden, daß eine österreichische Armee nicht in Böhmen und Mähren gegen die deutsche Grenze zusammengezogen wurde, wie man dies anfänglich in Wien beabsichtigt hatte, so daß man preußischer Seits aus Schlesien das VI. Armeekorps, welches, wie schon angeführt, zuerst daselbst zurückbleiben sollte, nun auch abberufen und nach Frankreich senden konnte. Ob diese augenblickliche innige Freundschaft, die zwischen den Kabinetten von Berlin und Petersburg besteht, auch nach dem Tode des jetzigen Kaisers von Rußland fortdauern wird, muß die Zukunft lehren. Ein Kampf zwischen den germanischen und slawischen Völkern — hoffentlich aber erst in fernen Jahrhunderten, dürfte dem alten Europa wohl schwerlich erspart werden. Uebrigens macht man jetzt auch in Wien gute Miene zum bösen Spiel und der Kaiser von Oesterreich sandte sogar seinen ersten General-Adjutanten, Graf Bellegarde nach Berlin, um den Kaiser Wilhelm zur Annahme der deutschen Kaiserwürde, zu beglückwünschen. Hoffen wir, daß man immer mehr und aufrichtiger in der Wiener Hofburg zu der Ueberzeugung gelangen wird, wie Oesterreich gar keinen kräftigeren und auch natürlicheren Bundesgenossen finden kann, als das mächtige, neue deutsche Kaiserreich. Den wirklich komischen politischen Kombinationen eines Fürsten Metternich und ähnlicher Diplomaten seines Schlags, und den kläglichen Intriguen der welfischen Agenten und kleinstaatlichen Partikularisten, sollte man doch endlich in Wien für immer sein Ohr verschließen, denn aus ihren Rathschlägen kann stets nur Unheil für Oesterreich entstehen.

Nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien, begannen die deutschen Truppen mit der Ruhe und strengen Ordnung, welche alle ihre Bewegungen in diesem Kriege auszeichnete, sich nun hinter die Grenzen zurückzuziehen, welche in der Convention bezeichnet waren. In vielen hart mitgenommenen Theilen von Frankreich, hat die arme Bevölkerung gewiß frei aufgeathmet, als diese vielen Tausende deutscher Soldaten ihren Abzug nahmen. So erfolgte der Abmarsch unserer Truppen hinter das linke Seine-Ufer bis zum 7. März, und auch die auf der linken Seite des Flusses liegenden Forts, darunter das mächtige Fort Valérien, wurden den französischen Truppen mit der Stunde, welche die Convention vorschrieb, übergeben.

Am 7. März verließ auch der Kaiser Wilhelm Versailles, wo sein Hauptquartier seit dem 5. October gewesen war, und verlegte solches vorläufig wieder nach dem Schlosse la Ferrières des Barons Rothschild. Eine großartigere, in der Gegenwart glücklichere und für die Folge wichtigere, auch durch kein einziges größeres Mißgeschick getrübte Zeit, als die war, welche der Kaiser von Deutschland jetzt in Versailles verlebt hatte, dürfte wohl niemals ein gekröntes Haupt erfahren haben.

Auch der zahlreiche Schwarm mancher Fürsten und Prinzen, welche den ganzen Winter über, ziemlich zweck- und nutzlos in Versailles gegessen, getrunken und gespielt, und sich dabei viele hohe Orden erworben hatten, verließ jetzt allmählich Frankreich, um in die verschiedensten Theile von Deutschland heimzukehren. Daß alle diese Prinzen mit dem eisernen Kreuze geschmückt wurden, wenn sie auch kaum einen Feind jemals gesehen hatten, verdankten sie der großen Herzensgüte des Kaisers, der stets wo er nur kann, Geschenke spendet und Freude zu bereiten sucht.

Vor seiner Abreise aus Frankreich, hielt der Kaiser am 7. März auf dem Schlachtfelde von Villiers eine große Heeresschau über das I. bairische Korps, die würtembergische Division und das XII. (sächsische) Armeekorps, zusammen in der Stärke von 40,000 Mann, ab. Es war eine wahrhaft aufrichtige Begeisterung, mit welcher alle diese verschiedenen nichtpreußischen Truppen, jetzt den ruhmgekrönten Kaiser von Deutschland empfingen. Durften sie doch auch gerechten Stolz fühlen, jetzt diesen Feldzug unter seinem Oberbefehl gefochten zu haben, und konnten Vergleichungen anstellen, wie ganz anders die Sache

diesmal, wo Preußens feste Hand den Oberbefehl führte, gegangen war, als 1866 bei der kläglichen süddeutschen sogenannten Bundes-Armee am Main, oder bei der österreichischen Unwirthschaft in Böhmen. Es war anfänglich die Absicht des Kaisers, auch die Göben'sche Armee in Amiens und noch andere preußische Korps zu mustern, doch verhinderte ihn ein leichtes rheumatisches Unwohlsein und das strenge Gebot des Arztes, sich bei 75 Lebensjahren auch nicht zu viele Strapazen mehr zuzumuthen, hieran und trat sein Sohn der Kronprinz an seine Stelle.

Der Tagesbefehl, den der Kaiser Wilhelm an die nichtpreußischen Truppen erließ, lautete: „Es gereicht mir zur besonderen Genugthuung und Freude, heute auch einen großen Theil der Maas-Armee am Schlusse dieses glorreichen Feldzuges versammelt und nach so vielen blutigen und entscheidenden Schlachten, in einer so vortrefflichen Verfassung gefunden zu haben. Stolz kann derjenige Theil der Truppen, welcher auf diesen blutgetränkten Feldern gefochten, das Zeugniß derselben für ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer und darum für ihren Sieg in Anspruch nehmen. Gleichzeitig mit unseren Siegen über den Feind, haben wir auch in unserem Vaterlande einen Erfolg erreicht, der so schnell und so vollständig kaum vorauszusehen war, denn Deutschland ist geeinigt und hat mich an seine Spitze berufen. Jetzt wird es darauf ankommen, im Frieden den Bau weiter zu führen, dessen Grundstein auch Sie mit Ihrem Blute gekittet. Möge Ihnen Allen und zunächst den kommandirenden Generälen, dem Kronprinzen von Sachsen Königliche Hoheit als Korpsführer, dem Prinzen Georg und den Generalen von der Tann und von Obernitz mein Händedruck auch meinen Dank und meine volle Anerkennung aussprechen. Leben Sie Alle wohl bis auf Wiedersehen in der deutschen Heimath."

Am 13. März verließ der Kaiser Wilhelm das Schloß Ferrières und begab sich, von den überaus zahlreichen Personen aller Art die das große Hauptquartier bildeten, gefolgt, über Epernay nach Nancy. Am 15. März betrat der Monarch bei Saarbrücken zuerst wieder den deutschen Boden, und hielt am Abend desselben Tages seine Einfahrt in das alte stolze Frankfurt. Die Stadt, die 1866 anfänglich so bitter grollte, daß sie den Schatten ihrer Selbstständigkeit als ehemalige freie Reichsstadt, verloren hatte und nun dem Staate Preußen angehörte, obgleich ihr Gedeihen und ihre Blüthe schon in der kurzen Zeit

seitdem eine mächtige Steigerung erfahren, strahlte nunmehr vor Freude und Jubel und bot Alles auf, um auch äußerlich zu zeigen, wie sehr sie sich des Tages freue, als jetzt der Kaiser Wilhelm seinen Einzug in ihr hielt. Der Magistrat von Frankfurt hatte eine Ansprache erlassen, in welcher folgende recht charakteristische Stellen vorkommen: „Die alte Kaiser- und Krönungsstadt wird sich erinnern, was sie dem in ihre Mauern einziehenden deutschen Kaiser an äußeren Ehrenbezeigungen schuldet, die Bürger- und Einwohnerschaft wird nicht übersehen, daß sie sich selbst ehrt indem sie dem Oberhaupt des deutschen Reiches und in dessen Person dem gesammten Vaterland, die gebührende Ehre erweist. So bereitet denn Sr. Majestät dem Kaiser einen würdigen, freudigen Empfang. Schmücket Eure Häuser mit den Farben des Reichs und lasset am Abend des Tages die Stadt in dem Lichtmeer erstrahlen, das jüngsthin unsere Friedensfeier beleuchtet."

Die ganze Reise des Kaisers durch die verschiedensten deutschen Landschaften bis Berlin, glich überhaupt einem einzigen Jubelzuge und wahre Begeisterung und ungeheuchelte Freude empfing den Monarchen überall. Daß Berlin Alles anwandte, um sich als neue Kaiserstadt auch mit äußerlichem Glanze zu schmücken, bedarf kaum einer Erwähnung.

Einem wahren Triumphzug fast, hatte auch die Reise des Grafen Bismarck durch Deutschland geglichen. Noch vor wenigen Jahren, im großen Publikum mit der unpopulärste Mann in ganz Deutschland, gehört er jetzt unbedingt zu den gefeiertsten Persönlichkeiten, so weit nur die deutsche Zunge klingt. Und doch hatte der eiserne Graf mit klarem Verstande und ungetrübter Einsicht in die Verhältnisse der europäischen Politik, damals nur den ersten Grundstein zu dem stolzen Gebäude der deutschen Einheit, als dessen thatkräftigster Baumeister er jetzt überall so hoch gefeiert und laut gepriesen wurde, gelegt. Hätte Graf Bismarck sich 1864 durch das schwankende Urtheil der öffentlichen Meinung nur im Allermindesten in seinen Plänen irre machen und in seinen Urtheilen täuschen lassen, nun und nimmermehr wäre Deutschland das geworden, was es jetzt zu unser Aller Freude endlich geworden ist, ein stolzes, im Innern einiges und nach Außen kräftiges und geachtetes Reich.

Am 21. März fand im weißen Saal des alten Königsschlosses zu Berlin, die feierliche Eröffnung des ersten deutschen Reichstags durch

den Kaiser Wilhelm, mit allen diesem wichtigen Tage entsprechenden äußeren Feierlichkeiten, statt.

Die von dem Kaiser mit lauter, kräftiger Stimme verlesene Thronrede, welche als ein historisches Aktenstück hier ihren Platz verdient, lautet:

„Geehrte Herren!

Wenn ich nach dem glorreichen, aber schweren Kampfe, den Deutschland für seine Unabhängigkeit siegreich geführt hat, zum Erstenmal den deutschen Reichstag um mich versammelt sehe, so drängt es mich vor Allem, meinem demüthigen Danke gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmuth und die Mannszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hat.

Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde, die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherheit unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung.

Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, so doch stets lebendig; es hat seine Hülle zersprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben. Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reichs und seine Heereseinrichtungen bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge, vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen, wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren.

Es hat mir zur besonderen Genugthuung gereicht, in diesem Geiste

des Friedens inmitten des schweren Krieges, den wir führten, die Stimme Deutschlands bei den Verhandlungen geltend zu machen, welche auf der durch die vermittelnden Bestrebungen meines auswärtigen Amtes herbeigeführten Konferenz in London, ihren befriedigenden Abschluß gefunden haben.

Der ehrenvolle Beruf des deutschen Reichstags wird es zunächst sein, die Wunden nach Möglichkeit zu heilen, welche der Krieg geschlagen hat, und den Dank des Vaterlandes denen zu bethätigen, welche den Sieg mit ihrem Blute und Leben bezahlt haben; gleichzeitig werden Sie, geehrte Herren, die Arbeiten beginnen, durch welche die Organe des deutschen Reiches zur Erfüllung der Aufgaben zusammenwirken, welche die Verfassung ihnen stellt; zum Schutze des in Deutschland gültigen Rechts und zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes.

Die Vorarbeiten für die regelmäßige Gesetzgebung haben leider durch den Krieg Verzögerungen und Unterbrechungen erlitten; die Vorlagen, welche Ihnen zugehen werden, leiten sich daher unmittelbar aus der neuen Gestaltung Deutschlands ab.

Die in den einzelnen Verträgen vom November vorigen Jahres zerstreuten Verfassungsbestimmungen sollen in einer neuen Redaction der Reichsverfassung ihre geordnete Zusammenstellung und ihren gleichmäßigen Ausdruck finden. Die Betheiligung der einzelnen Bundesstaaten an den laufenden Ausgaben des Reiches, bedarf der gesetzlichen Regelung. Für die von der königlich bairischen Regierung beabsichtigte Einführung norddeutscher Gesetze in Baiern, wird Ihre Mitwirkung in Anspruch genommen werden. Die Verfügung über die von Frankreich zu leistende Kriegsentschädigung, wird nach Maßgabe der Bedürfnisse des Reichs und der berechtigten Ansprüche seiner Mitglieder, mit Ihrer Zustimmung getroffen und die Rechenschaft über die zur Kriegführung verwendeten Mittel Ihnen so schleunig vorgelegt werden, wie es die Umstände gestatten.

Die Lage der für Deutschland rückerworbenen Gebiete wird eine Reihe von Maßregeln erheischen, für welche durch die Reichsgesetzgebung die Grundlagen zu schaffen sind. Ein Gesetz über die Pensionen der Officiere und Soldaten und über die Unterstützung ihrer Hinterbliebenen soll für das gesammte deutsche Heer die Ansprüche gleichmäßig regeln, welche der gleichen Hingebung für das Vaterland an den Dank der Nation zustehen.

Geehrte Herren! Möge die Wiederherstellung des deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach Innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt haben, auch ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.

Das walte Gott!"

Sowohl innerhalb der Grenzen des neuen deutschen Reiches wie auch in allen civilisirten Staaten der ganzen Welt, erregte diese einfach-stolze und würdige, jedes leere Phrasenthum und eitele Ruhmrednerei gänzlich verschmähende Rede des deutschen Kaisers, die größte Aufmerksamkeit und fand fast allgemeine Würdigung. Das deutsche Kaiserreich war eine Großmacht ersten Ranges geworden; das konnte man gar deutlich an dem Eindruck verspüren, den diese Rede seines Kaisers in Petersburg wie Florenz, in London wie Washington machte.

Während aber das deutsche Volk sich mächtig emporraffte und mit festem, wohlüberlegtem Schritt die Staffeln zu seiner neuen Größe beschritt, ging das französische im schroffsten Gegensatz hiezu, immer rascher und rascher seinem tiefen Verfall und wahrscheinlichem gänzlichem Untergange entgegen. Nicht allein, daß dieser letzte Krieg es mit jähem Sturze von seiner bisherigen angemaßten künstlichen Höhe herabschleuderte, so mußte es auch selbst noch in seinem Innern mit wildem Eifer an seiner eigenen Zerfleischung arbeiten. Was Jeder, der die inneren Zustände Frankreichs seit Langem mit kundigem, unpartheiischem Blicke verfolgte, befürchten mußte, trat nur zu schnell ein. Der Bürgerkrieg begann mit seinem entsetzlichen Gefolge von Blutvergießen, Noth und Elend aller Art, in diesem dem Verderben preisgegebenen Lande zu wüthen.

Die roth-socialistische Parthei fing an in Marseille, Lyon und vor Allem in Paris selbst, mit rücksichtsloser Frechheit ihr Haupt zu erheben und Forderungen aufzustellen, welche das Fortbestehen jedes civilisirten Staates, geradezu unmöglich machten. Die böse Saat, die seit 1789 nur zu reichlich in Frankreich ausgestreut war, nämlich Verhöhnung jeder Autorität des Staates und der Kirche, planmäßige Verspottung aller Regierungen, und Mißachtung aller von der Obrigkeit erlassenen Gesetze, wenn nicht die Kartätschensalven der rohen

Menge Furcht dabei einflößten, zeigte sich jetzt plötzlich einmal wieder in ihrer ganzen erschrecklichen Gestalt. Gar Paris, was so oft der Sitz des Uebels und Verderbens für ganz Europa gewesen ist, ließ sich auch jetzt wieder den traurigen Ruhm nicht nehmen, durch seine sogenannte Commune, den Bürgerkampf auf die blutigste Weise zu entzünden. Mordthaten, Erschießungen, Kirchenraub und Plünderungen des Privat- und Staatseigenthums, herrschten in den Straßen von Paris auf die furchtbarste Weise und schädigten das Gedeihen und Glück dieser äußerlich so schönen und doch dabei innerlich so durch und durch verfaulten Stadt weit mehr, als dies unsere Kugeln während der ganzen Zeit der Belagerung nur jemals gethan hatten. Von letzterer hätte die Stadt durch Fleiß, Anstrengung und Ruhe während einiger Decennien, sich wohl wieder erholen können, von diesem Bürgerkriege wird sie es aber niemals wieder vermögen, denn er hat das Vertrauen zu sehr verletzt und wo dies fehlt, zieht sich der Kredit zurück und ohne solchen können Handel und Wandel und die lohnende Thätigkeit einer großen Bevölkerung, in unserem jetzigen Jahrhundert ganz unmöglich gedeihen.

Der Vorstand der provisorischen Regierung, Thiers, und mit ihm die ganze nach dem Abzug der deutschen Truppen von Bordeaux nach Versailles übergesiedelte Nationalversammlung, benahmen sich diesem Pariser Aufstand gegenüber schwach und verzagt und ließen es an der Energie, die hier allein helfen konnte, nur zu sehr fehlen. Statt gleich im Anfang die Waffen gegen die meuterischen Nationalgarden der Hauptstadt auf das Rücksichtsloseste zu gebrauchen, wollten sie sich auf Reden und Unterhandlungen verlegen und suchten durch Worte zu erreichen, was doch die Kugeln und Säbel der treugebliebenen Truppen allein vermocht hätten. So gewann die Revolution, die man bei ihrem Beginn wahrscheinlich noch dadurch unterdrücken konnte, daß man einige Dutzend Rädelsführer ohne Weiteres eingesteckt und kriegsrechtlich abgeurtheilt hätte, nur zu schnell an Kraft und Ausdehnung. Wochenlang währte der Kampf in und um Paris, die Forts auf dem linken Seine-Ufer, theils von treugebliebenen Truppen, theils wieder von aufrührerischen Nationalgardisten besetzt, feuerten heftig mit ihren schweren Geschützen und in der blutgetränkten Ebene rings um die Stadt, lagen auf's Neue Hunderte von Todten und Verwundeten des französischen Volkes, welches an den Leiden des kaum beendeten Kampfes

mit Deutschland, nicht genug hatte, und sich nun sogleich wieder unter sich selbst zerfleischen mußte. Noch jetzt wo wir diese Zeilen schreiben, ist es ungewiß, wann und wie dieser Bürgerkrieg enden wird. Nur das dürfte sich wohl als eine unzweifelhafte Folge desselben ergeben, daß die Franzosen unter allen Völkern der Welt, am wenigsten für die republikanische Staatsform reif sind und nur ein kräftiger, rücksichtsloser Herrscher, der die Zügel der Regierung mit eiserner Hand führt, dies Volk vor gänzlicher Anarchie und vollständigem Untergang zu retten vermag, wenn solche Rettung überhaupt noch möglich ist. Ob solcher Herrscher aus dem Stamm der Bourbons, der Orleans oder der Napoleoniden-Dynastie entspringt, oder vielleicht ein neuer Dictator sich emporschwingt, dürfte noch in dem dunkeln Schooß der Zukunft verborgen sein.

Für Deutschland hatte dieser Bürgerkrieg die übele Folge, daß die provisorische Regierung zu Versailles, nicht im Stande war, die versprochenen Bedingungen der Friedenspräliminarien zu erfüllen. Es sollte schon sogleich $1/_2$ Milliarde der Kriegscontribution bezahlt werden und noch nach Wochen ist kein Frank bezahlt, ja Frankreich vermochte nicht einmal die aufgelaufenen Kosten für die Verpflegung unserer Truppen zu entrichten. Wann und ob überhaupt unter solchen Umständen die Kriegscontribution vollständig entrichtet wird, dürfte zweifelhaft sein. Herrscht in Frankreich nicht Ruhe und Ordnung und ein kräftiges Regiment, was allein den fremden Kapitalisten das Vertrauen geben kann, ihr Geld in einer französischen Anlage zu wagen, so wird das Land nun und nimmermehr im Stande sein, die Summe von 5 Milliarden Francs innerhalb drei Jahren zu entrichten. Unter diesen Umständen geriethen auch die Arbeiten der zu Brüssel zusammengetretenen Conferenz, welche den wirklichen Friedensabschluß nach den voraufgegangenen Präliminarien formuliren sollte, sehr ins Stocken, und es dürfte zweifelhaft sein, wenn diese Conferenz ihr Werk beendigen sollte.

Dies Ausbleiben der Zahlung brachte uns den sehr empfindlichen Nachtheil, daß der Rückmarsch unserer Truppen, der schon im März beginnen sollte, gänzlich ins Stocken kam. Nur die meisten Landwehrbataillone, die neuformirten Reserve-Kavallerie-Regimenter, die Festungs-Artillerie-Abtheilungen, dann manche Stäbe, Fuhrwesenskolonnen u. s. w. u. s. w. und die Division des Großherzogthums Baden, verließen

von Mitte März bis Mitte April, den französischen Boden und kehrten nach Deutschland zurück, wo sie überall sehr festlich und mit lautem Jubel empfangen wurden. Die übrigen Linientruppen mußten aber in ihrer vollen Kriegsstärke noch vorläufig auf französischem Boden bleiben. Sowohl für Frankreich wie auch Deutschland, liegt hierin ein sehr bedeutender Nachtheil. Das arme, ohnehin schon finanziell ruinirte Frankreich, mußte täglich weit über eine Million Franks gänzlich nutzlos für die Verpflegung der deutschen Truppen auf seinem Boden zahlen, und bei uns mußten Hunderttausende von kräftigen Männern noch gezwungen unter den Waffen stehen, statt wie sie selbst dies so dringend wünschten, in den Schooß ihrer Familien und zu ihrer bürgerlichen Berufsthätigkeit zurückkehren zu können.

Da nun unter solchen Umständen die Rückkehr der deutschen Bundesarmee aus Frankreich noch sehr lange sich verzögern konnte, so ernannte der Kaiser Wilhelm, den Kronprinzen von Sachsen zu deren Oberbefehlshaber, der sein Hauptquartier im Schlosse zu Compiègne aufschlug.

Es war dies eine aufmerksame Artigkeit des Kaisers gegen den König Johann von Sachsen, dessen sehr pflichtgetreues, lobenswerthes und streng bundesmäßiges Benehmen seit 1866 auch diese äußere Anerkennung wohl verdient hatte. Zum Generalgouverneur ernannte der Kaiser Wilhelm den sächsischen Kriegsminister von Fabrice. Als Chef des sächsischen Generalstabs bei den Bundestruppen in Holstein 1864, hatte der Herr von Fabrice durch sein vernünftiges, den Umständen angemessenes Benehmen, was grell gegen das damalige wahrhaft komische Gebahren der beiden Bundeskommissarien abstach, sich die verdiente Anerkennung in Berlin so sehr erworben, daß man 1866 daselbst seine Ernennung zum sächsischen Kriegsminister wünschte. Als solcher erwarb er sich durch seine sehr verständig und geschickt durchgeführte dringend nothwendige Reorganisation des 12. (sächsischen) Bundesarmeekorps, wodurch er dasselbe im vorigen Jahre jedem anderen norddeutschen Armeekorps gleichstellte, so sehr die Zufriedenheit des Königs von Preußen, daß dieser ihm jetzt durch die Ernennung zu dem wichtigen Posten eines General-Gouverneurs, solch großen Beweis seines Zutrauens gab.

Wenn auch die im März und April in Frankreich herrschende Anarchie, auf der einen Seite, die deutschen Interessen dadurch arg

gefährdete, daß es den Franzosen ganz unmöglich wurde, die Kriegs- contributionen pünktlich zu zahlen, so brachte sie uns auf der anderen Seite doch wieder unläugbar auch manchen Vortheil. Zuerst schwächten sich die Franzosen dadurch selbst so sehr in ihrer Kraft, daß jeder Gedanke der Rache und der Wiedervergeltung durch eine neue Kriegs- erklärung gegen Deutschland, eine Unmöglichkeit wird.

Das französische Volk in seiner förmlich wahnwitzigen Verblen- dung beraubte sich jetzt selbst der letzten Reste von Ansehen, welches es bisher vielleicht noch in Europa besaß, und machte sich somit als Feinde gegen Deutschland ganz unmöglich. Welch fremder Staat wird wohl daran denken, sich ein Land was so sehr das Schauspiel der Anarchie und des Verfalles bietet, wie dies bei dem jetzigen Frank- reich entschieden der Fall ist, zum Bundesgenossen zu wählen?! Auch die Stimmung der Elsaß-Lothringer wird immer deutsch gesinnter und mit ihrem jetzigen Schicksal, mit Deutschland vereinigt und von Frank- teich getrennt zu werden, ausgesöhnter, je mehr sich die Zustände im letzteren Lande ihnen in ihrem wahren Lichte zeigen. Schon jetzt er- heben sich im Elsaß Stimmen von patriotischen unabhängigen Männern welche ihren Landsleuten es klar darlegen, daß es für sie ein Glück sei, von dem verfaulten und zusammenbrechenden Frankreich getrennt und mit dem kräftigen neu emporblühenden Deutschland, vereinigt zu werden. Diesen sich allmählich zeigenden Geist der Aussöhnung der Elsaß-Lothringer mit ihrem jetzigen Schicksal, betrachten wir aber als einen großen Gewinn für Deutschland. Hoffentlich gelingt es uns durch eine wahrhaft freisinnige Gesetzgebung und eine feste, dabei die eigenthümlichen Verhältnisse des Landes wohl beachtende und schonende Verwaltung, das schöne Elsaß-Lothringen bald recht fest mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, so daß es nicht allein zu dessen wohlhäbig- sten sondern auch treusten und wahrhaft deutsch gesinntesten Landes- theilen in nicht zu ferner Zukunft gezählt werden kann. Der gute Wille hierzu waltet entschieden bei unserem jetzigen deutschen Kaiser- hause und den Rathgebern der Krone wie auch bei dem deutschen Reichstag vor.

Während Paris im Frühling das traurigste Schauspiel des inneren Bürgerkrieges in seiner wildesten Gestalt und der furchtbar- sten Zerrüttung aller Verhältnisse darbot, zeigte Berlin und mit ihm ganz Deutschland das der Freude, Einigkeit und politischen Zu-

friedenheit, wie dies wohl früher noch niemals in unserem deutschen Vaterlande in gleichem Grade der Fall war. Daß es an Belohnungen und äußeren Ehrenzeichen nicht fehlte, war bei der großen Güte des Kaisers, der überall Freude zu spenden suchte, zu erwarten. Die Ernennung des eisernen Grafen Bismarck zum Fürsten und des Generals von Moltke, des Lenkers aller unserer Schlachten, zum Grafen, wie auch die Schmückung der Generale von Manteuffel, von Werder und von Göben mit dem Großkreuz des eisernen Kreuzes, hat wohl den allgemeinsten Anklang im ganzen deutschen Volke gefunden. Wissen oder empfinden wir doch Alle, welche unermeßlichen Verdienste sich gerade vorzugsweise diese Männer um die Führung dieses letzten Krieges erworben haben. Weniger Grund zur Zufriedenheit gab die allzureichliche Vertheilung des eisernen Kreuzes, besonders auch an viele Officiere, die dem Kampfe ziemlich fern gestanden und sich auch nicht das allermindeste Verdienst dabei erworben hatten. Es ist zu beklagen, daß dies sonst so schöne Ehrenzeichen dadurch den Werth einer Auszeichnung fast gänzlich verloren hat, so daß dessen Mangel auf der Brust jedes Officiers beinahe eine gleiche Aufmerksamkeit wie dessen Vorhandensein erregt. Daß es sonst an Orden aller Art in reicher Weise und von sämmtlichen deutschen Fürsten ausgetheilt, nicht fehlen konnte, war in unserem jetzigen ordensreichen Zeitalter, selbstverständlich.

Aber auch sonst zeigte sich all und überall in den verschiedensten Gauen und Kreisen des deutschen Volkes, eine wahre und aufrichtige Zufriedenheit und Freudigkeit über das was im letzten Jahre gethan und errungen war. Und wahrlich, wir haben auch vollgültigen Grund, Gott, dem Führer aller Heerschaaren und Lenker der Schlachten, für die reiche Gnade, mit der er unsere Waffen in diesem gerechtesten aller Kriege segnete, aus vollem Herzen zu danken und zu preisen. Noch zu keiner einzigen Zeit seiner tausendjährigen Geschichte, stand das deutsche Volk so mächtig und einig da, als dies jetzt der Fall ist und noch niemals hat es einen so großen Krieg in so verhältnißmäßig kurzer Frist und auch im Vergleich mit den erreichten riesigen Resultaten, mit so geringen Opfern und ohne dabei auch nur eine einzige irgendwie nennenswerthe Niederlage erlitten zu haben, durchgefochten, als dies vom Juli 1870 bis März 1871 geschah; dafür kann die Geschichte ein vollgültiges Zeugniß ablegen.

Und so möge unsere deutsche Einheit wie solche aus den blutigen Schlachtfeldern der Jahre 1866 und 1870—1871 so kräftig emporwuchs, auch fernerhin gedeihen und allen Völkern der Welt es zeigen, daß Deutschland ein im Innern glückliches, von freien Gesetzen beherrschtes und nach Außen fest und geachtet dastehendes, mächtiges Reich ist, dessen Kaiserkrone auf viele Jahrhunderte hin, das stolzeste Diadem bildet, was die Stirne eines Fürsten dieser Erde nur schmücken kann.

Dazu wolle Gott seinen Segen spenden!

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Wickede, Julius <<von>>,

Geschichte des Krieges von Deutschland gegen Frankreich in den Jahren 1870 und 1871

Hannover 1871